Handbuch

für

Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.



F. A. BROCKHAUS X. A

Handbuch

für

Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Von

George Franz Dietrich aus dem Winckell.

Vierte Auflage,

bearbeitet und herausgegeben

von

Johann Jakob von Tschudi,

Dr. der Philosophie, Medicin und Chirurgie, Großcommandeur des kais. brasil. Ordens der Rose, Ritter des Rothen Adlerordens 3. Klasse, Mitglied der kais. Leopold. Carol. Akademie der Naturforscher, der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien und der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften in München corr. Mitgliede, corr. Ehrenmitglied der königl. geograph. Gesellschaft in London, der Gesellschaft für Erdkunde und der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin auswärtigem Mitgliede, &c. &c. &c.

Mit 20 Thierbildern

und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt.

Erster Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

Vorwort zur dritten Auflage.

George Franz Dietrich aus dem Winckell's „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber", von einem der gewissenhaftesten, gründlichsten und rationellsten Fachmänner seiner Zeit bearbeitet, nimmt, wie nach seinem ersten Erscheinen vor mehr als einem halben Jahrhundert (im Jahre 1804), so auch heute noch eine der ersten Stellen in der betreffenden Literatur ein. In den Jahren 1820—1822 war eine zweite Auflage nöthig geworden, die ebenso große Anerkennung fand, wie die erste; und auch sie wurde gänzlich vergriffen.

Leider war es dem Verfasser nicht vergönnt, eine dritte Auflage persönlich zu besorgen. Er konnte sie nur noch vorbereiten.

Seit vielen Jahren auf das genaueste mit allen Vorzügen und auch Mängeln dieses Werkes vertraut, übernahm ich gerne die freilich nicht leichte Aufgabe, dasselbe seinem gegenwärtigen Zwecke entsprechend zu überarbeiten.

Da schon ein flüchtiger Blick auf die neue Gestalt des Handbuchs, das, statt wie früher in drei dickleibigen Theilen, nun blos in zwei mäßigen Bänden erscheint, allen, die jene kennen, zeigen wird, daß das Werk mehrfache Veränderungen erlitten hat, so halte ich mich verpflichtet kurz auseinanderzusetzen, worin diese vorzüglich bestehen, und die Gründe anzugeben, die mich bei der Bearbeitung geleitet haben.

Winckell's Handbuch hatte in seinen beiden frühern Auflagen auch einen seinem Volumen entsprechenden hohen Preis, der dessen Anschaffung dem gering besoldeten Jäger, wenn auch nicht ganz unmöglich machte, doch sehr erschwerte. Da es aber bei seinem reellen Werthe wünschenswerth erschien, dasselbe allgemein zugänglich zu machen, so glaubte ich, in Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung, daß dieser Zweck hauptsächlich dadurch erreicht werden könne, wenn alles das ausgeschieden würde, was dem Jäger bei seinem Beruf von untergeordneter Bedeutung ist, insbesondere aber der systematisch-zoologische Abschnitt, der durch die seitherige Gestaltung der Verhältnisse in diesem Werke als überflüssig erscheint.

In der „Einleitung" sind daher die „rechtswissenschaftlichen Erörterungen" bis auf einige wenige Paragraphen weggelassen. So wie sie in der zweiten Auflage enthalten sind, bilden sie ohnehin nur ein höchst unvollkommenes Fragment mehrerer nichts weniger als zweck- und zeitgemäßer Jagdverordnungen einiger kleiner deutschen Höfe und mögen einst als Material zu einer „Geschichte der Jagd" dienen. Ueberdies hat das traurige Jahr 1848 eine solche Veränderung in den Jagdgesetzen hervorgebracht, daß die dort angeführten Verordnungen für die Gegenwart durchaus ungültig sind. Die neuen Jagdgesetze eines einzelnen Landes aufzunehmen, würde dem Zweck des Buchs nicht entsprochen und das Einschalten der definitiven und provisorischen Verordnungen der verschiedenen deutschen Länder die Grenzen des Werkes weit überschritten haben.

Das dritte Kapitel, die „Erörterungen aus dem Gebiete der Naturkunde", das in der zweiten Auflage beiläufig 400 Seiten einnimmt, habe ich gänzlich weggelassen. In seiner Form entspricht weder der physiologische, noch der systematische Theil den jetzigen Anforderungen der Wissenschaften. Eine gänzliche Umarbeitung dieses voluminösen Abschnitts hätte aber den vorgesetzten Zweck nicht erfüllt, denn für den weniger gebildeten Jäger, der in dem Buche nur das sucht, was ihm direct nützlich ist, würde eine solche das Werk sehr bedeutend vertheuert haben; dem wissenschaftlichen Jäger und Jagdliebhaber aber steht gegenwärtig eine solche Auswahl von speciellen naturwissenschaftlichen Werken, zum Theil mit vorzüglichen Abbildungen, die weit mehr nützen, als Beschreibungen, wie sie hier gegeben werden können, zu Gebote, daß er eine zoologische Systematik in einem „Handbuch für Jäger" gewiß nicht vermissen wird. [1])

Der Mangel an guten, leicht zugänglichen naturwissenschaftlichen Werken zu Winckell's Zeiten mag wol den Verfasser bewogen haben, sein Buch mit diesem Kapitel zu bereichern. Gegenwärtig hat sich die populäre Literatur vorzüglich den naturwissenschaftlichen Disciplinen zugewendet und dadurch auch dem Jäger es sehr erleichtert, seine zoologischen Kenntnisse, besonders durch bildliche Darstellungen, zu erweitern.

Den Paragraphen über die Rehbrunft habe ich, da die Physiologie diese jahrhundertelang streitige Frage nun definitiv gelöst hat, nach unserer

1) Der systematisch-zoologische Theil ist in allen bisher erschienenen Werken über die Jagd ungemein mangelhaft und deshalb auch ungenügend behandelt. Eine genaue, einigermaßen ausführliche Jagdzoologie, die dem wissenschaftlichen Jäger als sicherer Führer dient, dem weniger gebildeten aber doch auch leicht verständlich ist, überschreitet immer die Grenzen eines Hand- oder Lehrbuchs für Jäger und ist weit zweckmäßiger Gegenstand eines eigenen Werkes.

gegenwärtigen Kenntniß des richtigen Sachverhalts abgeändert. Hätte ich den betreffenden Abschnitt aus der zweiten Auflage abdrucken lassen, so hätte ich natürlich auch die entgegengesetzten Beobachtungen bis in die neuere Zeit beifügen müssen, was ich, nach nun gelöster Frage, als eine unfruchtbare Arbeit betrachte.

Es wird mir gewiß keiner der Leser einen Vorwurf daraus machen, daß ich den Abschnitt über das Jagdpferd ebenfalls unterdrückt habe. Er ist für den nicht berittenen Jäger ganz überflüssig; dem aber, der in der Lage ist, sich ein Schießpferd zu halten, bietet er nichts, das er nicht schon längst und auch — besser wüßte, da gerade dieses Kapitel das schwächste im ganzen Werke war.

Im ersten Anhange zum dritten Theil (der zweiten Auflage) habe ich das Kapitel über das Schießgewehr mannichfach gekürzt. Einestheils bedingte dieses Verfahren die gänzlich veränderte Construction der jetzigen Gewehre, anderntheils die Ueberzeugung, daß jeder Jäger oder Jagdliebhaber durch eine Anweisung von einem Büchsenmacher oder einem geschickten Büchsenspanner das Zerlegen, Zusammensetzen, Putzen u. s. w. seiner Flinte viel leichter, sicherer und schneller erlernt als durch die minutiöseste Beschreibung. Ich habe mich daher darauf beschränkt, das Wichtigste von Winckell's Erfahrungen mitzutheilen.

Der Stil des Werkes war durchgehends ziemlich schwerfällig. Der Grund davon liegt in der Gewissenhaftigkeit des Verfassers, in seiner an Pedanterie grenzenden Aengstlichkeit, jeden, auch den geringfügigsten Umstand zu berühren, und lieber einige Worte zu viel, als auch nur eines zu wenig zu sagen, um nur recht deutlich und klar zu sein. Oft aber bewirkte dieses Bestreben gerade das Gegentheil, indem ein verworrenes Gebäude von eingeschachtelten erläuternden Sätzen entstand, die das Verständniß, statt zu erleichtern, ungemein erschwerten.

Von dem so oft ausgesprochenen Satze: „Der Stil ist der Mensch“ ausgehend, habe ich nur in diesen Fällen bedeutendere stilistische Veränderungen vorgenommen, sonst aber habe ich den eigenthümlichen, so sehr charakteristischen Stil des trefflichen Winckell mit geringen Modificationen beibehalten und blos irrige Ausdrücke verbessert. 1)

Dietrich aus dem Winckell hat im vorliegenden Werke auffallenderweise der Jagd auf Steinböcke, Gemsen und Murmelthiere keine Erwähnung

---

1) Winckell brauchte z. B. das Wort „Habitus“ durchgehends ganz irrig für „Lebensweise“, während es die „Beschaffenheit einer Sache“, die „innere oder äußere Gestalt eines Gegenstandes“, in naturwissenschaftlicher Beziehung die „Form“, „Körperbildung“ bezeichnet.

gethan, während er z. B. der Naturgeschichte und dem Jagdbetriebe von Säugethieren und Vögeln, die dem deutschen Jäger von der untergeordnetsten Bedeutung sind, viele Seiten widmete. [1]) Ich kenne die Gründe nicht, die ihn dazu bewogen haben, vermuthe aber, daß sie in seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Jagdbetriebe auf dieses Alpenwild lagen. Ueberhaupt ist eine etwas ungleichmäßige Behandlung des Stoffes ein Vorwurf, der das Werk nicht ganz unverdient trifft. Ich habe gesucht durch Ergänzung von Wesentlichem und durch Auslassen von Unbedeutendem, soweit es ohne eine gänzliche Umarbeitung, zu der ich mich nicht für berechtigt hielt, möglich war, diesen Fehler zu heben.

Nach dem Plane von Winckell sollte eine dritte Auflage noch voluminöser als die beiden frühern werden, die Erweiterung aber vorzüglich den Abschnitt über das Schießgewehr betreffen. In Winckell's hinterlassenen Materialien finden sich zahlreiche Noten, kleinere und größere Abhandlungen über diesen Gegenstand, dem er mit besonderer Vorliebe zugethan war. Aber sowol in seinem Handexemplar der zweiten Auflage, als auch in den andern Papieren sind nur äußerst spärliche Bemerkungen zu den übrigen Abschnitten des Werkes enthalten. Was von denselben zu benutzen war, habe ich im Text aufgenommen.

Somit glaube ich die vorgenommenen Abänderungen in der neuen dritten Auflage dieses Werkes hinlänglich motivirt zu haben.

Etwaige Druckfehler dieser neuen Auflage dürften darin eine Entschuldigung finden, daß es mir nicht möglich war, selbst die Correctur zu besorgen; denn während sich das Werk unter der Presse befindet, rufen mich wissenschaftliche Forschungen wiederum in das Innere von Süd-Amerika. Hoffentlich wird es mir vergönnt sein, meine Erfahrung im edeln Waidwerk auf der westlichen Hemisphäre später einmal mitzutheilen.

Waidmanns Heil!

Jakobshof bei Lichtenegg in Niederösterreich,
den 1. September 1857.

von Tschudi.

---

1) Ich erwähne hier nur beispielsweise das fliegende Eichhörnchen, das er darum aufnahm, „weil doch vielleicht einmal ein deutscher Jäger eine Anstellung in Rußland finden könnte“; ferner die Pieper, die nie einen Gegenstand des Jagdbetriebes abgeben.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Hohe Jagd.

Erste Abtheilung.

Haarwild.

Erstes Kapitel.

Das Edel- oder Rothwild. Cervus Elaphus *L.*

Zweites Kapitel.

Das Elennwild. Cervus Alces *L.*

Drittes Kapitel.

Das Damwild. Cervus Dama *L.*

Viertes Kapitel.

Das Steinwild. Capra ibex *L.*

Fünftes Kapitel.

Das Gemswild. Antilope rupicapra *L.*

Seite

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Seite

Sechstes Kapitel.

Der Focke. Ardea Nycticorax *L.*

Dritte Abtheilung.

Raubthiere.

Erstes Kapitel.

Der Bär. Ursus Arctos *L.*

Zweites Kapitel.

Der Luchs. Felis Lynx *L.*

Zweiter Abschnitt.

Mitteljagd.

Erste Abtheilung.

Haarwild.

Erstes Kapitel.

Das Reh. Cervus Capreolus *L.*

Dritter Abschnitt.

Niedere Jagd.

Erste Abtheilung.

Haarwild.

Erstes Kapitel.

Der Hase. Lepus timidus *L.*

Verzeichniß der Abbildungen.

Thierbilder in Holzschnitt.

Lithographien.

Vorwort zur vierten Auflage.

In der Vorrede zur dritten Auflage von Winckell's „Handbuch für Jäger" habe ich den leitenden Grundsatz, der mir bei der Bearbeitung desselben als Richtschnur diente, näher erörtert und bin ihm auch bei dieser neuen Auflage wieder gefolgt. Ich habe mit der größten Sorgfalt die Jagdliteratur der jüngst verflossenen Jahre, fremde, mir von Fachmännern gefälligst mitgetheilte Erfahrungen und eigene Beobachtungen benutzt, um dem Werke die möglichste Vollständigkeit zu geben. Es sind ihm daher theils durch Noten, theils durch Anmerkungen im Text und durch neue Kapitel (Steinwild und Gemswild) wesentliche Erweiterungen zutheil geworden. In der Anordnung des Werkes selbst ist nur insofern eine Veränderung eingetreten, als ich den Anhang des ersten Bandes der frühern Auflagen dem zweiten beigefügt habe, um den Hauptinhalt des Werkes nicht zu unterbrechen.

Die Verlagshandlung hat ihrerseits keine Opfer gescheut, um diese neue Auflage vorzüglich auszustatten. Sie hat dieselbe mit 20 großen Thierzeichnungen, die hinsichtlich ihrer naturtreuen Auffassung und der technischen Ausführung den besten Leistungen dieser Art an die Seite gestellt werden können, bereichert, außerdem noch eine große Anzahl kleinerer Holzschnitte, Fangmethoden, Fährten u. s. w. darstellend, beigefügt. Diese artistischen Beilagen werden gewiß jedem Jäger willkommen sein und für den Fachmann wie für den Dilettanten den Werth des Werkes erhöhen.

Jakobshof, 1. October 1864.

von Tschudi.

Einleitung.

§. 1. Schon in den ältesten Zeiten beschäftigte sich der Deutsche, wenn er von seinen kriegerischen Unternehmungen heimkehrte, fast ausschließlich mit der Jagd. Sie mußte ihm einen Theil seiner Nahrung und Kleidung liefern, sie schützte seine spärlichen Heerden vor den Angriffen der zahlreichen Raubthiere, sie bot ihm das einzige Vergnügen dar, das seinem kühnen Sinne behagte, denn sie stählte im Frieden die Kraft für die ernste Stunde der Kämpfe. Damals war das Wild „res nullius", d. h. keines Einzelnen Eigenthum. Durch die allmähliche Ausbildung des Privateigenthums an Feld und Wald trat auch das Wild in ein Eigenthumsverhältniß und es gehörte dem, in dessen Feld oder Wald es stand. Keines der ältesten Volksgesetze enthält ein Jagdverbot. Jeder Freigeborene, der Nichtadeliche wie der Adeliche, übte die Jagd auf seinem Eigenthum aus.[1]) Aber schon im 11. Jahrhundert wurde die freie Jagd beschränkt und nach Errichtung der „gebannten Forste" in immer engere Grenzen gezogen.

Bald nach der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die schon im vorhergehenden entstandene Idee von der Regalität der Jagd als Grundgesetz angenommen.

Aus diesem ging in der Folgezeit das Jagdrecht hervor, bildete sich stufenweise immer mehr aus und hat sich, nach mannichfaltigen, von Ort und Zeit abhängigen Verhältnissen modificirt, bis jetzt erhalten. Vielfältige, zum Theil nützlichere Beschäftigungen machten es in neuern Zeiten unmöglich, daß jeder, der das Recht zu jagen hatte, es immer persönlich benutzen konnte. Zunehmende Bevölkerung, vermehrte Bedürfnisse und daraus entstandene Speculationen auf Vergrößerung der Einnahmen führten nach und nach auch bessere Einrichtungen in Rücksicht der Forste und deren Benutzung herbei. Man sah

1) Nur die Geistlichen waren davon ausgenommen, denn es wurde ihnen, als nicht vereinbar mit ihrer Würde, die Ausübung der Jagd schon im Jahre 516 auf dem agathensischen Concilium untersagt. Dieses Verbot wurde auf mehrern spätern Concilien erneuert. Vgl. Fel. Spitz, Tract. de clerico venatore (Halle 1735). T.

sich jetzt nach Leuten um, denen man die Aufsicht über dieselben und zugleich über die Jagd auftragen konnte.

Durch den Eifer und das Nachdenken dieser Männer bildeten sich sowol beim Forst- als beim Jagdwesen Systeme, an deren Vervollkommnung von jener Zeit an unablässig gearbeitet worden ist, sodaß eins wie das andere durchaus nicht mehr handwerksmäßig erlernt, sondern wissenschaftlich studirt werden sollte.

In den meisten Staaten ist die Forstverwaltung mit der Jagdverwaltung vereinigt und ich meine, man thut wohl daran, sie nicht voneinander zu trennen. Dem Forstmanne gewährt die Jagd bei seinen in unsern Zeiten so mühsamen Geschäften Erholung; oft ist sie es, die ihn in Gegenden seines Reviers führt, welche er sonst nicht besucht hätte, und gibt ihm dadurch Gelegenheit zu Wahrnehmungen, welche ihm außerdem entgangen sein würden. Der vernünftige Jäger aber, dem zugleich der Schutz und die Bewirthschaftung des Forstes mit übertragen ist, wird es sich seiner Ehre, selbst seines Interesses wegen angelegen sein lassen, den Wald um der Jagd willen nicht zu vernachlässigen.

Bei einer Trennung hingegen ist ein viel stärkeres Dienstpersonal nöthig, welches unter billiger Rücksicht auf die jetzige Theuerung der Lebensmittel und aller Bedürfnisse anständig bezahlt werden muß, wenn man die Sünde nicht auf sich laden will, dem sonst redlichen Manne zu Veruntreuungen Anlaß zu geben. Auch sind in gedachtem Falle beständige Uneinigkeiten zwischen dem Forstmanne und Jäger unvermeidlich. Der erste wird immer ein geschworener Feind alles Wildes [1]) sein, der letzte den Wildstand nie stark genug haben können; denn ihm liegt die Erhaltung der Forste nicht am Herzen.

Das Forstwesen wurde seit einigen Jahrzehnten durch vereinte Bemühungen der wackersten Männer auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht; hier und da scheint man sogar nicht weit von Uebertreibung bis zur Gartentändelei entfernt zu sein. Nicht ganz so ist es mit der Jägerei. Sie ist in den letzten funfzig Jahren, was besonders das höhere Fach derselben betrifft, offenbar in Verfall.

Weit entfernt, es zu tadeln, daß die Großen immer mehr davon zurückkommen, der Jagd wegen einen Aufwand zu machen, welcher zum allgemeinen Wohl zweckmäßiger verwendet werden kann; daß man billige Rücksicht darauf nimmt, wie viel kostbare Zeit dem Landmanne vorher durch die häufigen Jagdfronen verloren ging, die er jetzt, wenn er will, dem bessern Betriebe

1) Es ist kaum nöthig zu erwähnen, daß unter dem Worte Wild sämmtliche wilde Thiere verstanden werden. W.

seiner Wirthschaft widmen kann; daß man fast überall die Wildbahn nur so erhält, daß den Aeckern, Wiesen und Holzungen dadurch gar kein, oder nur ein höchst unbeträchtlicher Schade zugefügt wird: so ist es doch nicht zu leugnen, daß die, welche allem, was Wild heißt, den Tod und allen Jägern ewigen Haß geschworen zu haben scheinen, in ihrem heiligen Eifer zu weit gehen. Um bei diesen Herren selbst anzufangen, so möchte man sie doch fragen, ob nicht viele von ihnen herzlich gern einen Wildbraten in ihren Schüsseln sehen und ob es ihnen nicht recht unangenehm sein würde, diesen Leckerbissen für immer zu entbehren? Sollten sie nicht auch bedenken, daß die Jagd eine der wenigen Vergnügungen ist, welche der Landesherr im Freien genießen kann; daß er durch die Reisen, die er dabei macht, wie bei der Jagd selbst, genauer mit seinem Lande, auch, wenn er will, mit seinen Unterthanen bekannt wird? Soll nun der Landesherr sich mit der Jagd beschäftigen, so kann er dies nicht allein thun. Er muß Leute haben, welche die Sache anzuordnen verstehen, und diese müssen wenigstens auf einen Wildstand halten, welcher jenem die Beschwerde, meilenweit danach zu reisen, lohnt.

Gäbe es daher auch keine andern Gründe, um für die Jagdkunde ein gründliches Studium in Anspruch zu nehmen, so würde doch schon das Gesagte hinreichen müssen, um jeden, der sein Fortkommen als Jäger finden will, zu einem solchen anzuspornen; denn begreiflicherweise gehören mannichfaltige Kenntnisse, Erfahrungen und Combinationen dazu, um das Vergnügen des Herrn mit dem Interesse des großen Ganzen auf dem bestmöglichen und sichersten Wege zu vereinigen.

§. 2. Aber nicht allein für den, welcher auf höhere Jagdbedienungen Anspruch macht, sondern auch für den untern Forstbediensteten, wie für den Revierjäger auf Rittergütern und andern größern Besitzungen, sind mancherlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten unentbehrlich. Ich will mich daher bemühen, jeden, der sich der Jägerei zu widmen gedenkt, auf das aufmerksam zu machen, was er von der Natur erhalten haben und zu erlernen streben muß, wenn er seinem Fache Ehre und auf eine Anstellung mit Recht Anspruch machen will.

Der Jäger soll eine feste, auch durch anstrengende Strapazen nicht leicht zu erschütternde Gesundheit, ein scharfes Auge und ein feines Gehör, mit einem Wort, eine gute körperliche Constitution besitzen. Mit diesen Eigenschaften müssen sich Redlichkeit und Treue, Thätigkeit und Wachsamkeit, Selbstbeherrschung, Verschwiegenheit, Gegenwart des Geistes, schneller Ueberblick, ein gutes Gedächtniß und reine Sitten vorzugsweise verbinden; an dieses alles die unentbehrlichen Zweige des Wissens und Könnens sich anschließen.[1])

---

1) Döbel (Jäger-Praktica, III, 107) sagt in dieser Beziehung: „Der Jäger muß hirsch-, jagd-, holz- und forstgerecht, gottesfürchtig und fromm, treu und redlich gegen seinen Herrn, vorsichtig,

Bei einem jungen Manne, welchem Vermögen und conventionelle Verhältnisse Aussichten auf höhere Staatsbedienungen eröffnen und der unter diesen Aussichten das Forst- und Jagdwesen in seinem ganzen Umfange recht eigentlich studiren will und muß, darf man mit Grund voraussetzen und fordern, daß er, im väterlichen Hause mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, auf einem der vorzüglichern Forstlehrinstitute genügende, womöglich ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung zu erhalten streben werde.

In der Natur der Sache liegt es, daß in diesen Lehrinstituten, besonders in Rücksicht der Jagdkunde, meist nur theoretische Kenntnisse erworben werden können. Daß aber in keinem Fache des Wissens es nöthiger sei, als in diesem, unter der Leitung eines praktisch erfahrenen, geschickten Lehrers, der in jetzigen Zeiten allerdings nicht leicht zu finden sein dürfte, sobald als möglich von der Theorie zur Praxis überzugehen, darin stimmt sicher jeder Sachkundige dem Verfasser ebenso unbedingt bei, als darin, daß gerade hier durch eigenes, eifriges und anhaltendes Studiren im Buche der Natur, welches stets vor jedem offen daliegt, auch für den, der es zu benutzen versteht, immer wahr und klar sich ausspricht, mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben werden können, als der beste Lehrer im Hörsale mitzutheilen vermag.

Den letzterwähnten Weg schlug der Verfasser des gegenwärtigen Werks vorzüglich ein; ihn verfolgend, durfte er sich endlich an die Bearbeitung desselben wagen. Ein schöner, großer Lohn wurde ihm schon für die erste Ausgabe desselben durch den Erwerb der Achtung eines großen und ehrwürdigen Theiles des Publikums, für welches er arbeitete.

Von jenen Individuen hingegen, die in Verhältnissen leben, welche ihnen nicht erlauben sich jene Kenntnisse zu erwerben, die sie berechtigen könnten auf höhere Jagd- und Forstbedienungen Ansprüche zu machen, die sich daher blos zu Revierförstern und Revierjägern qualificiren, werden geringere Vorkenntnisse verlangt; sie sollen nämlich gut und geläufig lesen, schön und richtig schreiben, alle Theile der niedern Rechenkunst und die Anfangsgründe der Meßkunst fest innehaben.

So ausgerüstet betrete und verfolge der junge Mann dieser Klasse rücksichtlich des Jagdwesens den hier näher zu bezeichnenden Pfad.

§. 3. Er suche zuvörderst einen tüchtigen Lehrherrn, welcher ihm Anweisung zu geben im Stande ist, sämmtliche Gewehrarten geschickt und zweckmäßig zu gebrauchen, den Werth oder Unwerth derselben gründlich zu

---

verständig, klug, wachsam und munter, unverdrossen, aufgeweckt, entschlossen, unerschrocken und von guter Leibesconstitution sein, Liebe zu den Hunden haben, und auf ein gutes und reinliches Gewehr halten." T.

beurtheilen, sie gut und nett zu putzen, nöthigenfalls auch kleine Beschädigungen zu repariren.

Ueber die natürlichen Eigenschaften jeder Wildart, wie der zum Jagdbetriebe mittelbar anzuwendenden Thiere, diesen seinen Lehrling zu belehren, kann der verständige Principal vorzüglich Gelegenheit finden, wenn er mit ihm die Jagd praktisch betreibt; doch muß damit, wenn das Waidwerk nicht zum Handwerk herabsinken soll, Unterricht in der Stube und verständiges Lesen guter Schriften über das Jagdfach verbunden sein. Gleichzeitig wird der Lehrherr, seiner Pflicht gemäß, ihn:

1. hirsch- und fährtengerecht machen, d. h. er wird ihm Anweisung geben, jede Wildart an dem Tritte, den sie im Erdboden zurückläßt, und nach der Stellung dieser Tritte bei jeder Bewegungsart zu erkennen, auch die Stärke jedes einzelnen Stücks richtig zu beurtheilen. Dann muß er ihn:

2. anleiten, jagdgerecht zu werden (d. h. ihn lehren, eine Wildbahn zweckmäßig zu behandeln und jede Jagdart gehörig zu betreiben), ihm die Kenntniß und den Gebrauch alles Jagdzeuges beibringen; ihm die Mittel an die Hand geben, dem Wilde anzukommen (d. h. sich, um demselben Abbruch zu thun, unbemerkt zu nähern), auch nicht versäumen, ihm zu der Abrichtung und Behandlung der zum Jagdbetriebe erforderlichen Hunde umfassenden Unterricht zu geben. Nächstdem muß:

3. der Lehrling von ihm lernen:

a) bei jeder vorkommenden Gelegenheit in der eingeführten Waidmannssprache sich kunstmäßig, richtig auszudrücken;

b) alles erlegte Wild nach Waidmannsgebrauch aufzubrechen, auszuwerfen oder auszuziehen, aus der Haut zu schlagen, abzuschwarten (zu zerwirken), oder zu streifen, dann die zur hohen und Mitteljagd gehörigen, eßbaren Arten zu zerlegen.

§. 4. In frühern Zeiten, ehe der wirkliche, zum Theil auch nur eingebildete, Holzmangel eintrat, ehe die überall so ansehnliche Zunahme der Menschenzahl es nöthig machte, die Vermehrung des Viehstandes und den Ertrag der Felder und Wiesen auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen, war es eben nicht schwer, eine Wildbahn in gutem Stande zu erhalten. Fand man damals in derselben nur von jeder Wildart eine recht große Quantität, so bestand der Jäger, dessen Aufsicht ein Revier anvertraut war, gewiß mit Ehren.

Jetzt, da so viele Rücksichten täglich nothwendiger werden, hat der Jäger mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn er bewirken will, daß der Wildstand mit dem Flächeninhalt des Reviers und besonders mit dem Holzbestande desselben in gehörigem Verhältnisse stehe, damit die Jagd dem

Grundherrn Nutzen und Vergnügen gewähre, ohne die bürgerliche Gesellschaft irgendwie wesentlich zu belästigen. Er vergesse deshalb nie, daß jeder einzelne ein unbestreitbares Recht auf eine mit dem Gesetze im Einklange stehende, bestmögliche Benutzung seiner Grundstücke hat, daß also, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, dieser Benutzung auf keine Weise Eintrag geschehen dürfe, am wenigsten durch die Jagd, die in ökonomischer und mercantilischer Rücksicht nur als eine an sich nicht einmal ansehnliche Nebennutzung erscheint [1]), als Vergnügungssache angesehen, kaum irgendeine Berücksichtigung zulässig macht, ja selbst als Hülfsmittel zu neuen Entdeckungen im Gebiete der Naturkunde betrachtet, nur dann mit in Anschlag kommen mag, wenn dieser Zweck ohne wesentlichen Nachtheil eines dritten erreicht werden kann. Befolgt er diesen Grundsatz gewissenhaft, so darf er sich durch das Geschrei, welches jetzt gewöhnlich erhoben wird, sobald man da, wo sonst beträchtlicher Wildschaden, ohne ein Wort zu sagen, ertragen wurde, nur ein Stück Wild bemerkt, nicht weiter irremachen lassen. Entspränge aber dennoch durch den vorhandenen Wildstand für irgendjemand wirklich ein fühlbarer Schade, so sorge der Jäger dafür, daß dasjenige Wild, welches ihn verursachte, weggeschafft, dem Beschädigten aber eine billige Schadloshaltung gewährt werde. Er versäume es daher nie, in dergleichen Fällen seinen Vorgesetzten, oder seinem Herrn unmittelbar, bei zeiten Vorstellungen zu machen, weil Zuvorkommen von seiten des Jagdbesitzers selbst in der Regel den Beschädigten für die Folge zu billigen Forderungen geneigt machen wird.

---

1) Winckell unterschätzt hier sehr den staatsökonomischen Nutzen des Wildes, wie folgende Angaben beweisen mögen. Der Totalwerth des im Jahre 1860—61 in Böhmen erlegten Wildes (Gewicht und Werthberechnung des gesammten im Jahre 1861—62 in Böhmen erlegten Wildes auf Grundlage des Ausweises der Durchschnittsgewichte und Preise in der „Jagdzeitung", 1862, S. 510 fg.) belief sich auf 789227 Fl. $70_{,25}$ Kr., des im Jahre 1861—62 erlegten auf den Werth von 749046 Fl. 65 Kr. Das genießbare Fleisch des in diesem Jahre erlegten Wildes belief sich auf 22205 Centner 22 Pfund. Auf diesen Ausweis gestützt sagt Dr. Cogho, königl. preuß. Oberförster in Seitenberg, Grafschaft Glatz, in seinem ausgezeichneten Aufsatze „Pürsche auf starke gute Hirsche der Vergangenheit und Gegenwart" (Jagdzeitung, 1862, S. 687): „Pro Kopf täglich 1 Pfund Fleisch im gewöhnlichen Leben gerechnet, würden 6083 Personen ein ganzes Jahr von dieser Wildpretsmasse ihre tägliche Nahrung gehabt haben." Und weiter unten: „Nach Pabst das durchschnittliche lebende Gewicht eines mittelgroßen Ochsen auf 1050 Pfd., und das Schlächtergewicht desselben nach Kreißig, Schweizer, Veit, Block durchschnitlich zu 56 Procent des lebenden, also diesen Mittelochsen zu 588 Pfund genießbaren Fleisches angenommen, würden die 2,220522 Pfund 3776 Stück mittelgroße Ochsen in dieser Metamorphose repräsentiren." — In der Jagdperiode 1862—63 belief sich das Gewicht des genießbaren Fleisches des in Böhmen erlegten Wildes auf 22472 Centner 71 Pfund und der Totalwerth des erlegten Wildes auf 765814 Fl. $60_{,50}$ Kr.

Im Verwaltungsjahre 1860 wurden nach Wien eingeführt:

1606 Hirsche,
1109 Wildschweine,
6194 Rehe und Gemsen,
162087 Hasen,
29497 Fasanen, Auer- und Birkhühner,
142849 Stück Wildgeflügel,
5633 Dutzend kleine Vögel. (Jagdzeitung, 1862, S. 487.) T.

§. 5. Diejenige Wildart, welche Aeckern und Wiesen den wesentlichsten Schaden zufügen kann, ist unstreitig die wilde Sau. Unter allem zur hohen und Mitteljagd gehörigen Wilde vermehrt sie sich am schnellsten, und durch die Art, sich Aesung zu verschaffen, gibt sie gar leicht zu gerechten Klagen Anlaß. Deshalb darf sie entweder gar nicht, oder nur mit vieler Vorsicht und in Vermachungen gehegt werden.

Das Roth- oder Edelwild ist im ganzen weit weniger schädlich, wenn der Bestand nicht zu stark ist. Auch kann man es durch Hüten leichter von jungen Gehauen und Aeckern zurückhalten.

Dammwild ist vorzüglich dem Walde nachtheilig, weil es die ganz jungen Schläge durch das Verbeißen des Aufschlages, des Anfluges, besonders aber des Stockausschlages ungemein niederhält, in ältern aber durch das Abschälen der Stämme, der Ziege gleich, an den meisten Holzarten viel Unheil anrichtet. Es sollte also im Freien gar nicht, sondern höchstens in Thiergärten, deren Lage so wäre, daß darin nur Erlenholz wüchse, welches keine Wildart leicht angeht, geduldet werden. Uneingeschränkt lasse man es nirgends überhandnehmen; denn unter allem bei uns einheimischen Haarwilde ist es dasjenige, dem man seiner Scheu wegen am schwersten Abbruch thun kann.

Rehe, im Uebermaß gehegt, sind gleichfalls dem jungen Walde eine Geisel und werden darin so leicht einheimisch, daß sie selbst durch Hüten nicht daraus zu verdrängen sind. Auch ihr Bestand darf aus diesem Grunde nicht zu stark sein.

Alles, was zur Niederjagd gehört, schadet, Raubthiere und Kaninchen ausgenommen, welche zu jeder Zeit und überall verfolgt werden müssen, nicht leicht. Doch können auch Hasen, wenn sie in Menge vorhanden sind, den Feldern, besonders in harten Wintern, jungen Laubholzschlägen überhaupt, vorzüglich aber dem Buchenkernwuchse lästig werden. Gartenbesitzer werden sich durch feste Umzäunungen und durch das Bewinden der jungen Obstbäume mit Stroh leicht schützen.

Fasane fügen, im Uebermaß gehegt, den Gärten und Feldern vielen Schaden zu, weil sie davon auf keine Weise zurückzuhalten sind und fast alle Sämereien und grüne junge Pflanzen zu ihrer Nahrung wählen; auch geben sie, wenn sie in der Nähe einer Stadt zu emsig geschont werden, Gelegenheit zur Vermehrung der Ratten und Mäuse. Da keine Wildart von Natur weniger regen Instinct hat, sich den Nachstellungen der wilden und zahmen Raubthiere zu entziehen, so muß mit allem Fleiße denselben durch den Fang mit Eisen und Fallen nachgestellt werden, wenn die Fasanerie nicht zu Grunde gehen soll. Da nun vorzüglich die Katzen den Fasanen nachgehen, sich aber auch im Eisen sehr leicht fangen, so kann es nicht fehlen,

daß ihre Zahl sich gar sehr vermindert. Auch finden die, welche ja entgehen, leichter eine leckerere Beute an den Fasanen, als an Ratten und Mäusen. Sie ziehen sich daher aus den Gebäuden weg nach dem Gehege, sodaß in einem wie in dem andern Falle die Vermehrung schädlicher Thiere mit der der Fasanerie gleichen Schritt halten muß.

§. 6. Um das zur hohen und Mitteljagd gehörige Wild von den Fluren zurückzuhalten, hat man in verschiedenen Gegenden die Wälder umzäunt. Ich meinestheils würde für dieses Verfahren im großen nicht leicht stimmen.

Schon die erste Herstellung einer solchen Vermachung ist mit ansehnlichem Holz- und Kostenaufwand verbunden, und dieser wird durch alljährliche Ausbesserung, wie durch die unumgänglich nöthigen Gatterwerke zur besondern Umsetzung der Schonungen, welche ohne diese vom Wilde, weil es sich nicht hinlänglich ausbreiten kann, völlig zu Grunde gerichtet werden würden, beträchtlich vermehrt. Nächstdem müssen die Wiesen, welche in dergleichen großen Thiergärten liegen, der Natur der Sache nach, die Sommeräsung für das Wild größtentheils hergeben; sie können also fast gar nicht für die Viehwirthschaft benutzt werden. Der hierdurch entstehende Schade ist ansehnlich. Lieber zahle man den Grundeigenthümern und ganzen Dorfschaften, deren Felder dem Wildschaden ausgesetzt sind, jährlich so viel an baarem Gelde, als die Unterhaltung der nöthigen Hutleute, welche mit kleinen Hunden das Wild von den Feldmarken zurückdrängen, kosten kann. Räthlicher würde es vielleicht auch sein, im Walde die Schonungswächter abzuschaffen und, wie oben gedacht, die jungen Holzschläge mit leichtem transportabeln Gatterwerk so lange zu umsetzen, bis sie vom Wilde nicht mehr verbissen werden können. Das Verscheuchen des Wildes von den Wiesen, welche in den Wäldern liegen, dürfte aber dann freilich nicht gestattet werden; auch darum nicht, weil sonst das Wild aus Unruhe und Bedürfniß sich nach den Feldern zu drängen nicht aufhören kann. Mir selbst sind Reviere bekannt, wo das Unterlassen der Verscheuchung desselben von den Wiesen den größten Nutzen für die Felder schon seit vielen Jahren äußert. Entfernte man dort die Wächter von den Schonungen und umzäunte diese, so würde das Wild noch mehr Ruhe haben und fast gar nicht in die Felder gehen. Ich muß hier noch einmal erwähnen, daß ich nur von Rothwild und Rehen spreche; denn Schwarz- und Damwild sollte, wie schon gesagt, überall nur in sehr geringer Zahl vorhanden sein.

Ich glaube darüber Rechenschaft schuldig zu sein, warum ich in Rücksicht der von mehrern Seiten gewünschten genauen Bestimmung eines normalen Wildstandes für ein gegebenes Revier keine genauern Angaben mache.

Stimmt nämlich jeder praktisch bewährte Forstmann der Aeußerung

des Prof. F. L. Walther in §. 2 der Einleitung zu dessen „Lehrbuch der Forstwissenschaft", zweite Ausgabe, „daß die Forstkunde keine Grundsätze, stets nur generelle Regeln, nie universelle habe", bei: so wird um so weniger irgendein erfahrener Waidmann in Abrede stellen, daß diese Aeußerung noch nähere Beziehung auf die Jagdkunde im allgemeinen und eine ganz genaue auf den vorliegenden Fall im besondern habe. Denn unter Berücksichtigung der in diesem Betracht fast von jeder einzelnen Landesstelle so abweichend motivirten und modificirten kameralistischen Maximen, der Verschiedenheit der Waldbewirthschaftungsmethoden, der nothwendigen Beachtung der in einem und demselben Jagdterritorium oft so mannichfaltig veränderten Verhältnisse in Hinsicht auf Klima, Boden, Lage, Waldbestand, Servituten und Observanzen, wird es ohne weiteres einleuchtend werden, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört, auch nur generelle Regeln darüber aufzustellen, wie stark der Wildstand rücksichtlich der verschiedenen Wildarten und der Geschlechter jeder Art im Freien sein dürfe und könne, ohne auf Feld-, Wiesen-, Vieh- und Waldwirthschaft wesentlich nachtheilig zu wirken.

Mehrere sehr achtungswerthe Männer haben sich dennoch an der Lösung dieser Aufgabe versucht und die aus derselben hervorgegangenen Resultate bekannt gemacht.

So z. B. sagt

1. der Herr Graf v. Mellin (nach Meyer's „Forstdirectionslehre", Bd. 1, §. 84) in der Beilage A, S. 76, zu Weber's „Abhandlung über die Einführung der Wildsteuer": es könnten auf einer Waldfläche von 1000 magdeburger Morgen ohne besondern Schaden 20 Stück Edelwild, 30 Stück Damwild, und in einer bruchigen Gegend noch 20 Stück Sauen bestehen;
2. v. Burgsdorf in seinem „Forsthandbuch", Thl. 2, §. 318: auf einer mit dem Weidgange von 230 Stück Rindvieh und 1200 Schafen belästigten Waldfläche an 4000 magdeburger Morgen könne — nach Abzug von 666⅔ Morgen für umzäunte Schonungen und, vorausgesetzt, daß 1 Stück Edelwild 8 Morgen, 1 Stück Damwild 4 Morgen, 1 Stück Rehwild 6 Morgen zu seinem Unterhalt bedürfe — ein Stand a) von 152 Stück Edelwild, oder b) von 300 Stück Damwild, oder c) von 202 Stück Rehwild, oder d) 219 Stück Edel-, Dam- und Rehwild im Gemenge, unterhalten werden;
3. Meyer in seiner „Forstdirectionslehre", Bd. 1, §. 82—84: daß nach den angenommenen Scalen für den Schaden, welcher von verschiedenen Wildgattungen an verschiedenen Holzarten, unter regelmäßiger Anwendung einer oder der andern der jetzt anerkannt pfleglichen Waldbewirthschaftungsmethoden, dem Forste zugefügt werden möchte, auf einer

Buchenhochwaldfläche[1]) von 4000 Normalmorgen (1 Normalmorgen = 40000 Quadratfuß Rh. nach §. 40, Bd. 2, b) der Stand auf 100 Stück Edelwild, oder auf 109 Stück Edel- und Rehwild, $^3/_4$ des erstern und $^1/_4$ des letztern im Gemenge zu berechnen sein würde.

In einer Waldung von 40000 (Meyer'schen) Normalmorgen sollen folglich zu unterhalten sein:

nach Nr. 1

1273 Stück Edelwild, 1699 Stück Damwild und 1273 Stück Sauen nebeneinander;

nach Nr. 2

a) 2345 Stück Edelwild, oder b) 4629 Stück Damwild, oder c) 3117 Stück Rehwild, oder d) 3379 Stück Edel-, Dam- und Rehwild nebeneinander;

nach Nr. 3 im Buchenhochwalde

a) 1000 Stück Edelwild, oder b) 818 Stück Edelwild und 272 Stück Rehwild nebeneinander.

Ohne bei der Untersuchung der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Annahmen, von welchen Burgsdorf und Meyer bei ihren Berechnungen ausgingen, zu verweilen, worüber vieles gesagt werden könnte und müßte, wenn sie mehr kritisch erörtert werden sollte, will ich den Fachmännern nur folgende Fragen zur Beherzigung vorlegen:

Wo fand sich im Freien je ein Wildstand von der unter Nr. 1 und 2 angegebenen Stärke in einem Reviere von der vorausgesetzten Größe? und hätte ein solcher stattfinden können, ohne nicht nur den Waldbestand, sondern auch die in- und umliegenden Feld- und Wiesengrundstücke in kurzer Zeit zu ruiniren?

Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß, selbst unter den günstigsten Verhältnissen aller Art, die Unterhaltung eines Wildstandes, wie der unter Nr. 3 berechnete, früher oder später ähnliche Folgen wie die nach dem Vorhergehenden als unvermeidlich vorauszusetzenden nach sich ziehen werde?

Wer, sei er Gutsherr, oder höherer oder niederer Jagdofficiant, dürfte es in unsern Zeiten wagen, irgendwo einen noch um die Hälfte gegen den vorerwähnten verminderten Wildstand herzustellen, ohne von einer Legion unberufener, übermüthiger Schreier und Scribler als Bösewicht, als Unmensch, der sich einer vor Gott und Gemeinwesen unverantwortlichen Sünde schuldig mache, öffentlich angeklagt, von der Forstpolizeibehörde hier

---

1) Der Kürze wegen übergeht man die für Eichenhochwald, gemischten und reinen Niederwald aufgestellten Berechnungen. W.

einmal über das andere zur Verantwortung, dort, selbst als Diener, zur Strafe gezogen und zu einem Schadenersatz verurtheilt zu werden, der, ausgemittelt zur unrechten Zeit oder von Personen, denen es oft an hinlänglicher Sachkenntniß, öfter noch an gutem Willen fehlt, der übernommenen Verpflichtung Genüge zu leisten, den wahren Werth des beschädigten Objects um das Doppelte übersteigt?

Wem infolge des Gesagten die Unmöglichkeit, generell anwendbare und ausführbare Regeln zur Bestimmung eines im Freien zu unterhaltenden normalen Wildstandes auf irgendeinem Wege auszumitteln, nicht einleuchtet, der stelle deren so viele auf, als er Lust und Zeit dazu hat. Der Verfasser kann sich nicht dazu entschließen, durch solche unnütze Berechnungen seine Leser zu ermüden. [1])

---

1) Herr Hartig stellt in seinem „Lehrbuch für Jäger", II, 33, folgende Regeln für einen „in keiner Hinsicht übertriebenen Frühlingswildstand" auf:

„Für jedes Tausend Morgen Wald (zu 160 Quadratfuß Rh.) im Durchschnitt genommen, kann derselbe, den jährlichen Zuwachs ungerechnet, sich belaufen:

1. In großen, zusammenhängenden Waldungen, wo das Wild die Felder niemals erreicht:
   a) in Laubholzrevieren, die mit Eichen und Buchen vermengt und hinlänglich mit guten Waldwiesen versehen, oder sonst grasreich sind, auf
      8 Stück Edelwild, 8 Rehe, 6 Sauen; also in 6000 Morgen auf 48 Stück Edelwild, 48 Rehe, 36 Sauen;
   b) in Nadelholzrevieren auf
      6 Stück Edelwild, 6 Rehe, 3 Sauen; also in 6000 Morgen auf 36 Stück Edelwild, 36 Rehe, 18 Sauen ohne wesentlichen Nachtheil für den Wald;
2. in Gegenden, wo mehrere tausend Morgen zusammenhängenden Waldes von Feldern begrenzt werden:
   a) im Laubholze, wie oben bestanden, auf
      4 Stück Edelwild, 8 Rehe, 2 Sauen; also in 6000 Morgen auf 24 Stück Edelwild, 48 Rehe, 12 Sauen;
   b) im Nadelholze auf
      3 Stück Edelwild, 6 Rehe, 1 Sau; also in 6000 Morgen auf 18 Stück Edelwild, 36 Rehe, 6 Sauen, ohne wesentlichen Nachtheil für Feld und Wald;
3. in Gegenden, wo einige hundert Morgen, oder weniger in den Feldern liegen, wird es kaum möglich sein — bei gänzlicher Verbannung der Sauen —
   a) im Laubholze, wie oben bestanden,
      2 Stück Edelwild, 8 Rehe;
   b) im Nadelholze
      2 Stück Edelwild, 6 Rehe, ohne großen Schaden für Feld und Wald zu unterhalten.

Selbst bei obigen Ansätzen ist es immer noch nöthig, das Wild durch tragbare Waldwiesen im Sommer, durch gut und reichlich unterhaltene Fütterungen im Winter von den jüngern Holzschlägen so viel als möglich abzuziehen; auch da, wo es der Aesung wegen im Frühling, Sommer (und Herbst) in die Felder wechselt, durch aufgestellte Wildwächter es davon abtreiben zu lassen."

Der Verfasser des gegenwärtigen Werkes kann, so sehr er die Verdienste des Hrn. Staatsraths Hartig anerkennt und so aufrichtig er denselben verehrt, nicht umhin, zu Vorstehendem Folgendes zu bemerken:

Zu 1. Auch die ausgedehnteste, zusammenhängendste Waldung wird von Feldern begrenzt. Der leckern Feldäsung wegen wird im Frühling, Sommer und Herbst sich das Wild immer in die anstoßenden Vorhölzer ziehen, von da in die Felder wechseln, der Fall aber durchaus nicht eintreten können, daß dies „niemals" geschehe. Soll dieses „niemals" die conditio sine qua non für die Annahme jener Wildstandsnorm sein, so bedurfte es der Aufstellung derselben gar nicht.

Zu 2. Zuwechsel wie Auswechsel kann bei freier Wildbahn nirgends und nie fehlen. Wenn dem so ist, so erscheint jede Berechnung obiger Art als unhaltbar und immer kommt man

§. 7. Um den Schaden, welcher dem Walde zur Winterzeit durch das Wild zugefügt werden kann, nach Möglichkeit zu mindern, den Wildstand selbst aber zu erhalten, muß man auf die Anlagen der Fütterungen für Edel- und Schwarzwild bei zeiten bedacht sein.

Für das Edelwild wende man dazu Eicheln an, welche, wenn deren vorhanden sind, im Herbst gelesen werden; auch Roßkastanien, Kartoffeln und Erdäpfel (Topinambur, Helianthus tuberosus). Diesen füge man etwas Heu bei. Wären die genannten Früchte nicht zu haben, so muß deren Stelle durch Hafer ersetzt werden; nie aber würde ich auf ein Stück Rothwild mehr als bei dem härtesten Winter täglich höchstens den vierten Theil einer dresdener Metze Hafer oder Eicheln und anderthalb bis zwei Pfund Heu bewilligen.

Zu dieser Fütterung wähle man einen freien Platz im Holze, lasse dort ein kleines Häuschen zur Verwahrung des Hafers und eine Heuscheuer ganz leicht bauen. Von den vorher angefahrenen Vorräthen wird täglich soviel Heu, als nöthig ist, auf errichtete Raufen gesteckt, die Eicheln aber und der Hafer in kleinen, möglichst vereinzelten Häufchen kreisförmig herumgeschüttet. Wird das Wild an der Fütterung nicht beunruhigt oder gar beschossen, so wird sich dasselbe sehr bald und zu jeder beliebigen Zeit herantreiben oder rufen lassen.

---

am Ende wieder auf den einzig wahren Satz hinaus: „Die freie Wildbahn muß, mit steter Rücksicht auf örtliche Verhältnisse und Jahreszeit, so behandelt werden, daß das Interesse des Waldeigenthümers und Jagdberechtigten, wie das der Feldgrundstückbesitzer so wenig als möglich gefährdet wird. Aufstellung genereller Wildstandsnormen gehört daher im Freien zu den Unmöglichkeiten und muß den Stubenjägern und Papierrechnern zum Zeitvertreibe überlassen bleiben."

Zu 3. Dem Hrn. Staatsrath Hartig wird es schon von selbst einleuchtend geworden sein, daß unter den hier angenommenen Localverhältnissen die Erhaltung eines Rehstandes in den meisten Fällen problematisch, die des Edelwildstandes in praxi überall undenkbar sein muß.

Noch dürften die obenerwähnten schreib- und rechenlustigen Stubenjäger dem Hrn. Staatsrath vielleicht, wie dem Verfasser dieses Werks einst den Vorwurf machen, daß er bei Aufstellung obiger Wildstandsscalen eine nähere Bestimmung der Geschlechter bei jeder Wildart nicht beachtet habe. Ueberlassen wir das ihnen!! W.

In der siebenten Auflage des „Lehrbuch für Jäger" von Dr. G. L. Hartig, bearbeitet von Dr. Th. Hartig, sind die obigen Angaben über den zweckmäßigen Frühlingsstand auf je 1000 Morgen ungemein modificirt, wie aus folgender kurzen Vergleichung hervorgeht:

Zu 1. a)	statt 8	Stück	Edelwild 8	Rehe,	6 Sauen
	nur 2	»	» 2	»	1 Stück Schwarzwild.
Zu 1. b)	statt 6	»	» 6	»	3 Sauen
	nur 3	»	» 4	»	1 Saue.
Zu 2. a)	statt 4	»	» 8	»	2 Sauen
	nur 1	»	» 2	»	keine Sauen.
Zu 2. b)	statt 3	»	» 6	»	1 Saue
	nur 1	»	» 4	»	keine Sauen.
Zu 3. a)	statt 2	»	» 8	»	
	nur ½	»	» 2	»	
Zu 3. b)	statt 2	»	» 6	»	
	nur ½	»	» 3	»	

Ein Beweis, wie richtig Winckell die ersten Ansätze beurtheilt hat. T.

Auch sorge man dafür, daß sämmtliche Nadelholz- und Laubholz-Hochwaldhauungen so zeitig als möglich unternommen werden, damit bei tiefem oder berindetem Schnee das Wild überhaupt, besonders aber das leckere Reh, Aesung an den Knospen und an der Schale des gefällten Holzes findet. Sind dann die Schonungen auch nicht umsetzt, so wird denselben das Wild doch um vieles weniger zur Last fallen.

Sauen werden auf der Fütterung am besten und wohlfeilsten mit Eicheln, Kartoffeln[1]), Malz und wildem Obste unterhalten. Hiervon schüttet man in einer beliebigen Entfernung von 15—20 Schritten mehrere kleine Portionen, einem Wege oder einer Wildbahn entlang, hin, damit sich die Sauen auf dem Futterplatze vertheilen können, und so die Schweine und starken Sauen nicht alles abnehmen, ohne den schwächern etwas zu überlassen.[2])

Bei der niedern Jagd sind für Hasen die Fütterungen selten nöthig; doch muß bei sehr harten, schneereichen Wintern auch für sie dadurch gesorgt werden, daß man in verschiedenen Feldgegenden Möhren, Kohl und gutes Heu, oder besser, Erbsenstroh herumstreuen läßt. Die Rebhühner aber werden so zeitig als möglich durch schlechten Weizen, welchen man täglich streut, in die Remisen oder Gärten gezogen. Hierdurch vermindert man zugleich den Schaden, welchen sonst Raubvögel verursachen. Vom Einfangen und Aufbewahren der Rebhühner in Zimmern halte ich nicht viel, weil sie leicht zu fett werden und künftiges Jahr aus diesem Grunde gelte bleiben. Von der Unterhaltung der Fasanerie wird weiter unten die Rede sein.

§. 8. Eine nach richtigen Maximen behandelte Wildbahn muß allerdings auch möglichst benutzt werden. Soll aber dies auf vernünftige Weise geschehen, so darf natürlicherweise der Wildstand durch die Jagd nicht zu stark angegriffen werden. Es ist daher Pflicht des Jägers, sich auf seinem Reviere von der Stärke desselben so genau als möglich zu unterrichten.

Zu diesem Zwecke bediene man sich zu seiner Zeit, besonders da, wo Edelwild Stand und Wechsel hält, des Leithundes zur Vorsuche. Demnächst, besonders aber, wenn, wie jetzt fast überall, der Leithund selbst oder ein Jäger, der ihn und mit ihm zu arbeiten versteht, mangelt, müssen hier und da, vorzüglich an den Grenzen, Wildfuhren angelegt und diese alljährlich wenigstens viermal umgepflügt werden. Täglich verspüre man diese, d. h. man begehe sie und gebe genau Acht, wie viel Wild jeder Art

1) Kartoffeln müssen außer in einer Vermachung überall so wenig als möglich gefüttert werden, weil sonst das Wild die neuen und vorjährigen Kartoffelfelder mit doppelter Lüsternheit anfällt.
W.

2) In Rücksicht des hier und im Vorhergehenden erörterten Gegenstandes s. das Ausführlichere in der in Laurop's „Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft", Bd. 1, Hft. 4; Bd. 2, Hft. 1—4, eingerückten, sehr instructiven Abhandlung über die „Anlegung und Unterhaltung eines Thiergartens".
W.

in der vergangenen Nacht aus- und eingewechselt ist, d. h. wie viel Stück aus dem Revier hinaus und in dasselbe aus andern Revieren hereingezogen sind, weil man dadurch in den Stand gesetzt wird, zu berechnen, wieviel durch den Auswechsel zu verlieren und durch den Zugang zu gewinnen sein möchte. Die Fährten vertrete man jedesmal, damit die alten bei trockener Witterung den folgenden Tag nicht wieder mitgezählt werden. Ist der Boden feucht, das Wetter aber gut, so bemerkt man leicht, welche Fährte frisch und welche älter ist, weil die letztere zusammentrocknet. Ebenso verfahre man im Winter, vorzüglich wenn eine Neue, d. h. frischer Schnee, gefallen ist, weil man da am allergenauesten spüren kann. Auch versäume man es nicht, im Sommer den Thauschlag und zu seiner Zeit am frühen Morgen den Reif zum Verspüren zu benutzen.

So oft es andere Geschäfte zulassen, begehe man mit Tagesanbruch und abends gegen Sonnenuntergang die Saatfelder und Wiesen, welche im oder am Holze liegen; ebenso die jungen Gehaue, wenn solche nicht umsetzt sind; überhaupt aber suche man das Wild so oft zu Gesicht zu bekommen, als es möglich ist.

Man gebe hierbei genau Acht auf die verschiedene Farbe, Körperform und Stärke jedes Stücks; vorzüglich beobachte man bei Hirschen und Rehböcken die Stellung und den Bau der Gehörne. Dies alles wird dazu beitragen, daß man, bei gehöriger Aufmerksamkeit, den Stand des vorhandenen Wildes ziemlich genau angeben und jedes einzelne Stück von einem andern derselben Art unterscheiden, auch die gesammte Stärke der Wildbahn beiläufig beurtheilen kann.

Nach diesen und ähnlichen Wahrnehmungen wird der erfahrene Jäger zu bestimmen vermögen, wie viel Wild jeder Art und jeden Geschlechts er jährlich von seinem Revier durch die Jagd ohne Schaden wegnehmen darf. Hierbei muß er es sich zum Gesetz machen, nicht mehr zu schießen, als er im künftigen Jahr Zuwachs erwarten kann, vorzüglich aber das Muttergeschlecht jeder Art zu schonen und nur solche Stücke desselben wegzunehmen, welche nicht mehr setzen, d. i. Junge ziehen; denn gewöhnlich setzt ein Thier oder eine Ricke (Rehgeis) nicht wieder, wenn eins oder das andere zwei Jahre hintereinander gelte geblieben ist, d. h. nicht gesetzt hat. Alter oder organische Fehler sind hieran immer schuld. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unberührt lassen, daß viele Jäger lieber ein Schmalthier oder Schmalreh, d. i. ein solches, welches noch gar kein Kalb gezogen hat, schießen, als ein altes Thier oder altes Reh. Ich habe mich erklärt, in welchem Maße ich das letztere nur zugebe. Schmalwild aber zu bürschen, ist, nach meiner Meinung, gerade das, was dem Wildstande den meisten Schaden bringt; denn die Jugend und Munterkeit desselben berechtigt zu guten Erwartungen in Rücksicht der Zuzucht. Nie sollte, nach meinem

Dafürhalten, irgendein Stück Wild oder weibliches Reh geschossen werden, von dem man nicht überzeugt ist, es sei nicht tragend.

Der Jäger lasse sich unter keinem Verhältniß eine Schuld gegen die in dem Lande, in dem er lebt, oder bedienstet ist, geltenden Verordnungen, in Betreff des Jagdwesens im allgemeinen und der Schonzeit im besondern, zu Schulden kommen; er wache mit Strenge darüber, daß diese Verordnungen auch von jedem dritten gleich pünktlich befolgt werden; stets mache er es sich und andern, insoweit als dies von ihm abhängt, zum Gesetz, beim Jagdbetrieb die Jahreszeit zu berücksichtigen, zu welcher jede einzelne Wildart zum Hausbedarf, wie im Handel, am besten benutzt werden kann.

Auf diesem Wege stellt er sich nicht nur gegen Verantwortlichkeit sicher, sondern es wird ihm, außer der Beruhigung, welche treue Pflichterfüllung gewährt, auch das Recht zutheil, das, was er selbst thut, von seinen Grenznachbarn fordern, wenigstens erwarten zu dürfen.

§. 9. Sehr leicht kann der Fall eintreten, daß der Jäger ein Revier unter seine Aufsicht bekommt, in welchem die Wildbahn völlig oder zum Theil zu Grunde gerichtet ist. Ich werde mich daher bemühen, die Veranlassungen des Ruins, einige Mittel, diesem nach Umständen zuvorzukommen, und die Art und Weise, wie einer verwahrlosten Wildbahn aufgeholfen werden kann, anzugeben.

Oft sind es 1. mehrere nacheinanderfolgende strenge Winter, welche derselben einen auf viele Jahre fühlbaren Schaden zufügen. Werden auch alle im Vorherigen angezeigte Maßregeln angewendet, und wird durch sie dem Verluste, welchen außerdem tiefer Schnee und die dadurch für das Wild entstehende Unmöglichkeit, Aesung zu suchen, veranlaßt, zum Theil vorgebeugt, so kann doch entweder außerordentlich heftige Kälte verursachen, daß ein großer Theil des vorhandenen Wildes zu Grunde geht — waidmännisch zu reden, fällt (oft wird man zu solchen Zeiten noch nicht verendetes finden, welches durch beständiges Umhergehen und Drehen in einem Kreise anzeigt, daß es Schaden am Gehirn gelitten hat; dies muß sogleich, doch ohne Schuß erlegt werden, um wo möglich das Brauchbare davon nutzen zu können); oder es tritt Thauwetter ein, welches nur einen Theil des Schnees verzehrt; den gelinden Tagen folgt dann ein starker Frost, durch welchen der übrige Schnee mit einer Eisrinde überzogen wird. Bei der erforderlichen Anstrengung, diese harte Rinde mit jedem Tritt zu durchbrechen, kommt schon das Wild sehr herunter; tödlich aber wird ihm bei anhaltender Kälte die Verwundung, welche das Reiben der Läufe an der Eiskruste verursacht, und es muß sich verkümmern (d. h. durch den Schmerz und Hunger, welchen es leidet, das Leben verlieren), oder der Brand tritt ein und es fällt (verendet) an den Folgen desselben.

Gegen diese und ähnliche Unglücksfälle, als Ueberschwemmung und Krankheiten, gibt es freilich kein sicheres Mittel. Es bleibt daher nichts übrig, als unter möglichster Vorsicht das noch vorhandene Wild nie und nirgends zu beunruhigen, das gefallene aber aufzusuchen, um doch die Benutzung der Haut nicht zu verlieren.

Andere Veranlassungen des Verfalls der Wildbahn können 2. Krieg oder häufige Truppendurchmärsche, 3. Wilddieberei, 4. die nur zu gewöhnliche, unbegrenzte Jagdleidenschaft eines jungen Gutsbesitzers sein. Unbekümmert um das nöthige Verhältniß zwischen Zu- und Abgang findet ein solcher oft nur daran Vergnügen, recht viel zu erlegen, ohne zu bedenken, daß ein kurzer Zeitraum hinreicht, ihn seines Vergnügens auf mehrere Jahre zu berauben.

Unter 1. sind die völlig unabwendbaren Fälle und deren Folgen schon erörtert.

Bei 2. ist Ruhe, Geduld und Ergebung nöthig; doch kann ein kluges Benehmen des Grundherrn, wie des Jägers, Mittel an die Hand geben, manchen Schaden zu verhüten.

Um diesen Zweck zu erreichen, versuche man es ja nicht, Strenge anzuwenden, oder Klagen zu erheben; vielmehr bemühe man sich, die Befehlshaber durch ein artiges, zuvorkommendes Benehmen zu gewinnen und unter den in der Nähe sich befindenden übrigen Offizieren mit denjenigen, welche aus Liebhaberei, oder Oekonomie, oder aus beiden Gründen zugleich die Jagd betreiben, bekannt zu werden. Den Liebhabern der Jagd verschaffe man so oft Befriedigung ihrer Leidenschaft, als es nur irgend die Umstände erlauben; jedoch nur unter der Bedingung, daß der Grundherr oder der Jäger immer bei den Jagden gegenwärtig ist. Selten wird es fehlen, daß wirkliche und verständige Jagdfreunde sich damit nicht begnügen sollten, nur das zu schießen, was ohne merklichen Schaden entbehrt werden kann.

Ist es Oekonomie oder Bedürfniß an Lebensmitteln, welche diesen oder jenen verleiten, Jagdexcesse zu begehen oder zu dulden, so suche man nicht ganz unbilligen Wünschen durch freiwillige Lieferung entgegenzukommen.

Finden beide Fälle zugleich statt, so wende man auch beide Mittel an: man gebe selbst Gelegenheit zur Jagd und versorge die Küche. Indem man auf solche Art die Befehlenden sich zu Freunden macht und sie in sein Interesse zieht, werden diese meistentheils wieder gefällig sein, und die, welche ihnen gehorchen müssen, im Zaume zu halten suchen.

Der unter 3. erwähnten Wilddieberei hingegen ist Strenge und Wachsamkeit von seiten des Jägers und gehörige Unterstützung desselben von seiten der Obrigkeit entgegenzusetzen.

Am schwierigsten ist freilich die Lage des Jägers, wenn der unter 4. angeführte Fall eintritt. Ist sein Herr ein vernünftiger Mann, so kann

man voraussetzen, daß er bescheidenen, mit Gründen unterstützten Vorstellungen des redlichen Dieners Gehör geben werde; beim Gegentheil bleibt diesem nichts übrig als geduldige Ergebung und Hoffnung, daß wo nicht Fühlbarkeit des bei fortgesetzter Verfolgung des eingeschlagenen Weges unvermeidlichen Schadens, doch früheres oder späteres Wahrnehmen des durch eigene Schuld verminderten Jagdvergnügens jenen von selbst zum Schonungssysteme zurückführen werde.

§. 10. Ein heruntergekommenes Revier wird durch Schonung des Wildes, besonders weiblichen Geschlechts, am sichersten wieder in die Höhe gebracht. Waren harte Winter an dem Verfalle schuld, so ist dies ein allgemeiner Schade und es tritt dann zuweilen von seiten des Landesherrn ein Jagdverbot auf bestimmte Zeit ein, welchem jeder rechtliche Jäger willig Folge leisten wird. Das Revier muß übrigens in diesem Falle immer ruhig gehalten werden, damit das etwa noch vorhandene Wild nicht austrete, vielmehr eben der Ruhe wegen sich einiges von andern Orten heranziehe. Hierzu wird eine sorgfältige Unterhaltung der Winterfütterungen (s. §. 7), auch der Salz- und Theerlecken, das Meiste beitragen; besonders aber muß das Herumlaufen der Hunde verhütet werden. An andern Orten Wild einfangen zu lassen und auszusetzen, lohnt nur selten, in kleinen Revieren gar nicht, die großen, damit verbundenen Kosten. Muß der Jäger aber auf ausdrücklichen Befehl seines Herrn dies Mittel zur Vermehrung des Wildstandes ergreifen, so bringe er das eingefangene Wild in solche Gegenden seines Reviers, wo es die beste Aesung, die meiste Ruhe und wo möglich einige Stücke seiner Art findet. Dabei sorge er, daß in Rücksicht der Geschlechter kein Misverhältniß obwalte, weil sonst die Fortpflanzung mehr gehindert als befördert wird. Vollkommen hinreichend ist es, wenn man auf sechs Stück Edel-, Dam- und Rehwild weiblichen Geschlechts ein männliches Stück rechnet. Bei Hasen findet hierbei eine Ausnahme statt. Man kann für diese soviel Rammler als Häsinnen annehmen. Federwild wird paarweise ausgesetzt; bei zunehmender Vermehrung aber müssen bei Fasanen und Rebhühnern einige Hähne, bei Enten, welchen man die Flügel lähmt, einige Entenvögel weggenommen werden. Die Gründe für dieses Verfahren werden sich aus dem Verfolge dieses Werkes ergeben. [1])

---

1) Durch die unglücklichen Ereignisse des traurigen Jahres 1848 haben die Wildbahnen in ganz Deutschland einen namenlosen, in vielen Gegenden wol nicht mehr zu reparirenden Schaden erlitten. Die seither erlassenen provisorischen und definitiven Jagdgesetze tragen in den meisten Ländern nichts weniger als zur Hebung der fast gänzlich zerstörten Wildbahnen bei. Nichtsdestoweniger kann eine umsichtige und vernünftige Verwaltung und Beaufsichtigung derselben wieder manches gut machen. Belege hierfür finden wir z. B. in Oesterreich, und es dürfte viele der Leser interessiren, einige Beispiele

§. 11. Der Jagdberechtigte und Revierjäger muß sich vor allem mit den Grenzen desjenigen Bezirks, welchen er bejagen darf, auf das genaueste bekannt machen, über die Erhaltung der bestehenden Grenzzeichen sorgfältig wachen, auch da, wo solche durch Zeit oder Zufall verschwunden, oder noch gar nicht errichtet sind, auf sichere Constatirung der Grenze selbst durch schwer verrückbare und dauerhafte Markzeichen dringen.

Inwiefern und auf welchem Wege dies alles auf zu Recht beständige Weise bewirkt werden müsse, darüber spricht sich in der Regel das Landesgesetz im allgemeinen, oder die bestehende Jagdordnung im besondern aus; für den Revierjäger aber muß hierüber die demselben beim Dienstantritt zugekommene Instruction das Nähere bestimmen.

§. 12. Zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Staaten haben auch verschiedene Eintheilungen der Jagd, d. h. Klassenabtheilungen des gesammten in unsern Gegenden vorkommenden Wildes stattgefunden. Am gewöhnlichsten wird sie noch heutzutage eingetheilt 1. in hohe und nie-

---

von Jagderträgnissen in ein paar größern österreichischen Revieren nach dem Jahre 1848 kennen zu lernen. Wir führen nur folgende an:

Der „Ausweis des abgeschossenen Wildes in den Revieren des k. k. Obersthofjägermeister-Amtes im Jagdjahre 1854“ zeigt folgendes Resultat. Erlegt wurden in den Forstmeisterämtern Laxenburg, Auhof und Prater:

	Stück.
Rothwild	371, darunter 111 jagdbare Hirsche
Damwild	88
Schwarzwild	710
Rehe	77
Hasen	19637
Kaninchen	2159
Fasanen	6258
Rebhühner	7077
Schnepfen	66
Füchse	75
Marder	178
Iltisse	1186
Wiesel	1264
Igel	481
Hunde	1037
Katzen	1323
Adler	4
Geier	1617
Sperber	393
Eulen	606
Krähen und Elstern	8838

Im ganzen: 53445 Stück Wild.

Zu bemerken ist, daß die Nationalgarde im Jahre 1848 in diesen Revieren so niederträchtig gehaust hat, daß die Gardisten oft Hirsche und anderes Wild mordeten, und es nachher nicht einmal wegführten, sondern an der Stelle, wo sie es getödtet hatten, verfaulen ließen.

Auf den fürstlich Rohan'schen Domänen in Böhmen sind im Jahre 1856 20165 Stück Wild geschossen worden. In den Revieren des Oberforstamtes Swigan allein wurde die namhafte Zahl von 943 Fasanen, 7601 Hasen, 2235 Rebhühner, bei diesem Forstamte allein 10779 Stück erlegt, wobei Roth-, Dam-, Sauwild und Rehe, ebenso Enten, Schnepfen, Birkhühner nicht mitgezählt sind.

Auf den fürstlich Liechtenstein'schen Gütern Eisgrub, Feldsberg, Lundenburg und Rabensburg wurden vom 29. August bis Ende December 1856 24700 Stück Wild erlegt; darunter waren 47 jagdbare

dere, das gesammte Wild aber in edles und unedles, wobei aber bloße Willkür, durchaus kein hinreichender Bestimmungsgrund obzuwalten scheint; oder 2. in hohe, Mittel- und Niederjagd.

Wo die unter 1. bemerkte Eintheilung gilt, wird gerechnet:

A. Zur hohen Jagd.

a) Haarwild.

Rothwild	Hirsche,	Hochrothwild,	edel.
	Stücke Wild,		
	Hirschkälber,		
	Wildkälber,		
	Rehböcke,	Niederrothwild,	
	Ricken,		
	Rehkälber,		

Hirsche, 156 Thiere und 131 Kälber vom Damwild, 52 Rehböcke, 13933 Feldhasen, 5709 Fasanen, 2977 Rebhühner, 42 Wachteln, 857 Wildenten u. s. w.

Die Gesammtsumme des im Königreiche Böhmen in der Jagdperiode 1859—60 abgeschossenen Wildes betrug 167816 Stück; 1860—61 167734 Stück (Jagdzeitung, 1861, S. 449).

Die Wiener Jagdzeitung, 4. Jahrgang, 1861, S. 404, theilt das Jagdprotokoll des Kaisers Franz Joseph I. in den Jahren 1848—61 mit. Nach der summarischen Zusammenstellung, S. 421, hat der hohe Waidmann während dieser Zeit erlegt:

Haarwild.	Stückzahl.
Rothwild	334
Damwild	196
Rehe	201
Gemsen	378
Moufflons	6
Schwarzwild	1201
Hasen	4601
Kaninchen	2537
Alpenhasen	1
Amerikan. Hasen	2
Bären	1
Wölfe	2
Füchse	78
Dachse	1
Marder	3
Eichhörnchen	37
Wiesel	1
Federwild.	
Auerhähne	186
Birkhähne	21
Haselhühner	3
Fasanen	10043
Rebhühner	6881
Wachteln	262
Wachtelkönige	10
Turteltauben	4
Ringeltauben	15
Waldschnepfen	275
Wildenten	509
Latus:	27789

Transport:	27789
Wasserhühner	28
Bläßhühner	94
Moorschnepfen	52
Becassinen	42
Kibitze	21
Strandläufer	6
Rohrspatzen	1
Regenpfeifer	29
Rohrdommel	2
Möven	27
Eisvögel	1
Störche	1
Reiher	68
Taucher	10
Geier	11
Falken	3
Sperber	11
Cormorane	29
Raben	22
Krähen	102
Dohlen	456
Kukuke	1
Nußhäher	30
Spechte	8
Nachteulen	20
Amseln	8
Lerchen	2
Haushuhn, wild	2
Truthahn, wild	1
Summa:	28877 Stück.

T.

Damwild	Damhirsche, Damthiere, Damhirschkälber, Damwildkälber,	edel.
Schwarzwild	Bären, Wilde Sauen,	Mittelgattungen zwischen edel und unedel.
Raubthiere[1]	Luchse, Wölfe,	unedel.

b) Federwild.

Schwäne, Trappen, Kraniche, Auerhähne, Auerhennen, Fasanhähne, Fasanhennen, Birkhähne, Birkhennen, Haselhähne, Haselhennen, Große Brachvögel,	edel.

Raubvögel	Die Reiher und alles Federspiel, Gemeine Adler, Schuhu, Fremdling, Blaufuß, Lerchenfalk, Habicht, Sperber,	werden sämmtlich der Jagd und Beize wegen edel genannt.

---

1) Fast überall ist es in jetzigen Zeiten auch den zur Niederjagd Berechtigten gestattet, Raubthiere und Raubvögel aller Art, auch Trappen, zu jagen. W.

B. Zur Niederjagd.

a) Haarwild.

	Hasen, Biber, Eichhörner,	edel.
Raubthiere	Füchse, Dachse, Fischottern, Wilde Katzen, Marder, Iltiß, Wiesel,	unedel.

b) Federwild

	Waldschnepfen, Wasserschnepfen, Rebhühner, Wilde Gänse, Wilde Enten, Wasserhühner, Wilde Tauben, Kibitze, Wachteln, Schnärren, Ziemer, Amseln, Zippen, Drosseln (Weindrosseln) Kleine Brachvögel, Lerchen und alle kleine Vögel,	edel.
Raubvögel	Busarde, Eulen und alle übrige Raubvögel, Raben, Krähen, Elstern, Heher,	unedel.

Wo — wie im Königreiche Sachsen, besage Edicts vom 8. November 1717 — die unter 2 bezeichnete Eintheilung stattfindet, gehört [1]):

A. Zur hohen Jagd.

Bär,	Luchse,
Bärin,	Schwäne,
Junge Bären,	Trappen,
Edelhirsche,	Kraniche,
Edelthiere,	Auerhähne,
Edelwildkälber,	Auerhennen,
Damhirsche,	Fasanhähne,
Damthiere,	Fasanhennen,
Damwildkälber,	Focken. (?)

B. Zur Mitteljagd.

Rehböcke,	Frischlinge,
Rehe (Ricken),	Wölfe,
Rehkälber,	Birkhähne,
Hauende Schweine,	Birkhennen,
Angehende Schweine,	Haselhähne,
Keiler,	Haselhennen,
Bachen,	Große Brachvögel.

---

1) In Kursachsen wurde schon im Jahre 1530 die Jagd in hohe, mittlere und niedere geschieden. In einem Edict aus Dresden vom 5. September 1662 wird folgende Eintheilung aufgeführt:

A. Zur hohen Jagd.

Bären,
Wild,
Wölfe,
Auerhähne,
Birkhühner,
Trappen,
Schwäne,
Focken,
Hirsche,
Wildkälber,
Adler,
Auerhühner,
Schnepfen,
Kraniche,
Reiger,
Wilde Gänse,
Der grobe Vogelfang als Ziemer,
Drosseln u. dgl.

B. Zur Mitteljagd.

Schweine,
Bachen,
Rehe,
Entvögel,
Kailer,
Frischlinge,
Rehkälber,
Enten.

C. Zur Niederjagd.

Hasen,
Dachse,
Fischotter,
Ellthiere (Iltis),
Füchse,
Biber,
Marder,
Wilde Katzen sammt d. kleinen Vogel-
Rebhühner- und Wachtelfang. T.

C. Zur Niederjagd.

Hasen,	Reiher,
Füchse,	Taucher,
Dachse,	Möven,
Biber [1]),	Wasserhühner,
Fischottern,	Wilde Tauben,
Marder,	Kibitze,
Wilde Katzen,	Wachteln,
Iltisse,	Wachtelkönige,
Eichhörner,	Kleine Brachvögel,
Wiesel,	Ziemer,
Hamster,	Schnärrer,
Waldschnepfen,	Amseln,
Sumpfschnepfen,	Zippen,
Rebhühner,	Roth= (Wein=) Drosseln,
Wilde Gänse,	Lerchen und andere kleine Vögel,
Wilde Enten,	wie sie Namen haben mögen.[2])

Die hier zuletztstehende Eintheilung ist auch in der koburger Jagdordnung (§. 6) im allgemeinen beibehalten worden; jedoch hat man den Adler und die Falken zur hohen Jagd, alle übrigen Raubvögel aber, mit Ausschluß des Geiers, auch den Focken und zwar mit Recht zur niedern gezählt.

Ferner ist zu erwähnen, a) daß sonst in Rücksicht des nach 1. zur hohen Jagd zu zählenden Wildes an einigen Orten eine Abtheilung in rare und gemeine Jagd eingeführt gewesen ist, wonach vom Haarwilde Gemsen, Steinböcke, nebst dem Elenwild, vom Federwilde aber Auerhühner, Fasane und Reiher zur raren, alle übrige zur hohen Jagd gehörige Wildarten hingegen zur gemeinen gezählt wurden; b) daß (sonst wenigstens) in Oesterreich und Baiern Hirsche und Thiere, Bären und Schweine (wilde Sauen) durch Wildbahn, alle übrige Wildgattungen und Arten aber durch Reißgejägd bezeichnet wurden; c) daß endlich im Lauenburgischen bis 1754 nur Hirsche (wahrscheinlich auch

1) Früher gehörten in Oesterreich Biber und Fischotter zur Fischerei. W.

2) Da in der vorstehenden Eintheilung kein Raubvogel vorkommt, so scheint hierdurch angedeutet zu werden, daß jeder auch nur zur niedern Jagd Berechtigte solche zu allen Zeiten und auf jede Art zu fangen und zu erlegen befugt ist. W.

Thiere) zur hohen Jagd, alle andere Wildarten hingegen zur niedern gerechnet wurden. [1])

§. 13. In jedem Lande bestimmen eigene Gesetze die Zeit des Anfanges und des Schlusses der Jagd. Es hat sich daher jeder Jagdberechtigte oder Revierförster eine ganz genaue Kenntniß derselben zu verschaffen und sie zur möglichsten Schonung seines Reviers zu beobachten. Wo z. B. die Eröffnung der Jagd in eine Zeit gesetzt ist, die ihm als zu früh für die gute Erhaltung der Wildbahn erscheint, wird er von der gesetzlichen Erlaubniß doch keinen Gebrauch machen, bevor er glaubt, er könne die Jagd ohne Nachtheil für das Revier eröffnen. Es braucht überhaupt kaum noch erwähnt zu werden, daß jeder Jagdberechtigte auf das genaueste alle Jagdgesetze seines Landes kennen muß und sich streng darnach richten soll.

§. 14. Ueber die Bestimmung zweckmäßiger Mittel zur möglichsten Abwendung des Schadens, welcher zur Jagd nicht berechtigten Grundeigenthümern durch das Wild zugefügt werden kann, und des legalen Verfahrens bei Ausmittelung und billigmäßiger Würderung des vom Jagdberechtigten zu ersetzenden, vom Wilde erweislich auf dem Grundeigenthume eines dritten angerichteten Schadens bemerke ich Folgendes:

Als einzig sicheres, nur aus mancherlei Gründen nicht überall anwendbares Mittel, Wildschaden an Feldfrüchten zu verhüten, erscheint die feste Einschränkung des Hochwildes im Walde.

Wo diese nicht zu bewerkstelligen ist und wo der Wildstand und Wildwechsel seiner Bedeutenheit wegen den nicht zur Jagd berechtigten Grundeigenthümern wesentlich lästig zu werden droht, da dürfte es am räthlichsten sein, dem Jagdberechtigten die Wahl unter folgenden Auskunftsmitteln zu lassen; nämlich

a) mit den dem Wildschaden ausgesetzten Ortschaften Uebereinkunft zu treffen wegen alljährlicher Darreichung eines Aversionalquantums an Geld, Getreide, Holz oder Waldstreu; wogegen es den Ortschaften überlassen bleibt, ihre Felder und außer dem Walde gelegenen Wiesen durch unschädliche Scheuchmittel [2]) oder durch Aufstellung eines Wildhüters, welchem gestattet werden dürfte, einen kleinen, mit

---

1) In Baiern hieß die Niederjagd Reiß-Gejaid und Klein-Waidwerk. In andern Ländern waren die Eintheilungen in hohes und niederes Waidwerk, hohe Wildfuhr, hohe Wildjagd, Hoch- und Nieder-Wildprät, Groß- und Kleinwild u. s. w. T.

2) Alte wollene Lappen in eine Auflösung von vier Loth Asa foetida (Teufelsdreck) und vier Loth Schießpulver mit vier bis sechs Pfund Wasser getaucht, dann auf in einer Entfernung von vierzig Schritten im Verband fünf Fuß über der Erde stehende Stöcke gehängt, und nach der Wetterseite hin mit einem Bretchen gegen Regen geschützt, halten das Wild mehrere Wochen von Feldern und Wiesen ab. W.

einem Querknüttel behängten Hund bei sich zu haben, gegen den Andrang des Wildes zu sichern, oder selbiges durch Selbsthüten, (ohne Hunde oder Schießgewehr mitzunehmen von den Grundstücken abzuhalten, ohne dann Anspruch auf weitere Entschädigung machen zu können; oder

b) der Schadenwürderung durch sachverständige, mit der Landesart (dem Naturalertrag des Bodens, nach Maßgabe des Klima, der Lage und des Culturgrads) vertraute unparteiische, vereidete, von beiden Seiten in gleicher Zahl zu stellende Taxatoren sich zu unterwerfen, welche, wie bei Pachttaxationen, schurzweise durchs Los zusammengestellt, und jeder Schurz für sich, ihre Schätzung vor Gericht zu Protokoll zu geben haben, wobei jedoch Folgendes zu beobachten sein würde:

   aa) Bei jeder dergleichen Schadenwürderung muß die Gerichtsstelle zugegen sein, zum Behuf der Vereidigung der Taxatoren und der Protokollaufnahme, dann der betreffende Jagdofficiant wegen Anerkennung, daß der präsumtive Schade wirklich durch Wild nicht, wie oft der Fall ist, durch zahmes Vieh geschehen.

   bb) Da, wenn im Herbst und im Frühling das Wild der Aesung halber auf die grüne Saat geht, oder über frisch bestelltes Feld wechselt, der Schade oft nur scheinbar ist, so kann und muß zu dieser Zeit zwar Localbesichtigung, die wahre Schätzung aber erst kurz vor der Ernte, infolge Vergleichs der beschädigt sein sollenden Grundstücke mit den nächstliegenden stattfinden. Dies ist wegen möglicher Wetterschäden an den Früchten, welche in Rücksicht des zu leistenden Ersatzes des durch das Wild angerichteten Schadens dem Jagdberechtigten pro rata zugute zu rechnen sind, doppelt nöthig. Wenn hingegen zur Reifezeit der Früchte Wildschaden eintritt, so findet natürlich nur eine Taxation, und zwar zugleich mit der Localbesichtigung statt.

   cc) Uebersteigt die Taxe das Doppelte der Schätzungskosten, so sind selbige vom Jagdberechtigten allein zu tragen, im Gegenfalle für beide Theile zu compensiren; wenn aber die Schadenwürderung weniger als die Hälfte der Schätzungskosten beträgt, vom Grundeigenthümer, wegen nicht zulänglichen Grundes zur Veranlassung derselben, allein zu entrichten.[1])

---

1) Dem Verfasser sind Schätzungsfälle vorgekommen, wo der gewürderte Schadenersatz nicht den sechsten Theil der Taxationskosten betrug. W.

dd) Da, wo der Jagdberechtigte zugleich Waldeigenthümer ist, den Grundeigenthümern aber, wie fast allerwärts, durch unentgeltlichen oder heruntergesetzten Holzbezug, durch Waldstreu, Hutung, Gräserei stets Vortheile aus dem Wald zufließen, würde bei Ausmittelung des Schadenersatzes an Geld derjenige Preis zur Grundlage dienen müssen, nach welchem Frucht- und Futtererzeugnisse aller Art in den Pachtanschlägen für die nächstgelegenen Domänen angesetzt werden. Wo aber den Grundeigenthümern dergleichen Vortheile von seiten der Jagdberechtigten nicht zufließen, da würde der Schadenersatz nach demjenigen Preise zu leisten sein, in welchem Frucht- und Futtererzeugnisse auf dem nächstgelegenen Marktplatze am Tage Martini stehen.



Zu I, 27.

Der Edelhirsch.

Erster Abschnitt.
Hohe Jagd.

Erste Abtheilung.
Haarwild.

Erstes Kapitel.
Das Edel- oder Rothwild.

Cervus Elaphus *L.*[1])

§. 1. Mit vollem Rechte verdient der edelste Bewohner unserer heimischen Wälder, der Rothhirsch, den für ihn jetzt allgemein gebrauchten Namen Edelhirsch, denn keine andere europäische Wildgattung vereinigt in demselben Maße Körpergröße, majestätische Haltung, Schnelligkeit und Kraft wie er. Mit ihm beginnen wir daher auch die hohe Jagd.

Wie der Berg- oder Seemann, so hat auch der Waidmann eine bestimmte Kunstsprache, deren genaue Kenntniß nicht nur jedem Jäger unumgänglich nothwendig, sondern auch für den bloßen Jagdliebhaber von Wichtigkeit ist, wenn er beim Umgange mit Waidmännern und als Theilnehmer an ihren Jagden verstehen und sich verständlich machen will. Ich werde daher bei jeder einzelnen Wildgattung die nöthigen technischen Ausdrücke angeben.

Beim Edelwild heißt das männliche Geschlecht Hirsch, Edelhirsch

---

1) Döbel, Jäger-Praktica, 4. Aufl., I, 1. Hartig, Lehrbuch für Jäger, 7. Aufl., II, 246–280. Riedinger, Jagd. Vgl. auch Collyns Charles Polk, Notes on the chase of the wild Red Deer in the counties of Devon and Somerset; with an Appendix of Remarkable Runs and Incidents, connected with the chase from the year 1780 to the year 1860. Mit Illustrationen. (London.) T.

oder Rothhirsch; das weibliche Thier, Roththier, Stück Wild; die Jungen (Kälber) heißen, nach dem Geschlecht unterschieden, Hirschkalb und Wildkalb.

Bei einem Trupp Edelwild sind die Hirsche und Thiere in ziemlich gleicher Zahl vermischt; bei einem Trupp Hirsche mehr Hirsche, bei einem Trupp Wild mehr Thiere.[1])

Tritt des Hirsches.



a Wand der Schale. b Ballen. c Hohle der Schale. d d Geäfter oder Oberrücken.

Schalen nennt man die hornigen Theile an den gespaltenen Klauen; Tritt den Eindruck, den das Edelwild beim Auftreten mit dem Ballen und den Schalen eines Laufes im Boden zurückläßt; Fährte mehrere nacheinanderfolgende Tritte der Vorder- und Hinterläufe; Oberrücken, Geäfter, Aftern, auch Afterklauen beide über den Ballen stehende hörnerne Spitzen.

Die Füße von allem Haarwild heißen Läufe. Ueber den Vorderläufen stehen die Blätter; über den Hinterläufen die Keulen; zwischen letztern liegt das Schloß, welches aus den beiden sogenannten Eisbeinen besteht. Der ganze Theil über der Kugel von hinten bis zu den Rippen heißt Zimmer oder Ziemer; da, wo dieser aufhört, fängt der Rücken an, der bis zum Anfang des Halsknochenwirbel reicht. Die Dünnungen werden Flanken genannt.

Das Fleisch von allem Wild heißt Wildpret oder Wildbret[2]), das Blut Schweiß, das Fett Feist. Die beiden Streifen Wildbret, die neben der Gurgel an der Wirbelsäule anliegen, heißen Kehlbraten, jene am Rückgrat über den Nieren Mehrbraten oder Mürbebraten.

Die Augen des Edelwilds werden Lichter (Leuchter oder Spiegel), die Ohren Gehör (Luser, Schüsseln); die Zunge Waidmesser, Waidlöffel, Graser oder Lecker; die Eckzähne Haken; das Fell Haut genannt. Es färbt sich, wenn es die Winterhaare verliert.

Die edeln Eingeweide, Herz, Lunge und Leber zusammen, heißen Lunze, Geräusch oder Gelünge; die Luftröhre Drossel, der Kehlkopf Drosselknopf; die vom Netz umschlossenen Gedärme Gescheide, der Magen Wanst oder Pansen.

Das Waideloch ist der Ausgang des Mastdarms und öffnet sich unter

---

1) In einigen Gegenden gebraucht man statt Trupp den Ausdruck Rudel, der eigentlich dem Sauwild zukommt. W.

2) Viele Jäger und Jagdbücher gebrauchen den Ausdruck Wildbret auch für Wild und sprechen z. B. von einem gut mit Wildbret besetzten Revier. Der Ausdruck Wildbret soll aber nur von dem erlegten, genießbaren Wild gebraucht werden. Wir schreiben auch Wildbret und nicht Wildpret, da das Wort von Wildbraten herzuleiten ist. T.

dem Schwanze, der Blume; durch dieses entleert das Wild die Excremente, welche Losung genannt werden; daher sagt man: es löset sich. Näßen oder Brunsten bedeutet soviel als Harnen.

Das Edelwild steht in einem Revier, oder hat seinen gewissen Stand darin, wenn man es eine geraume Zeit hindurch täglich darin antrifft.

Es steckt in einem Theil desselben, wenn es sich blos zufällig verweilt, ohne seinen Stand darin zu haben; es thut sich nieder, es legt sich nicht.

Das Bett ist der Platz, welchen es sich im Holz zur Ruhe gewählt und von demselben das Laub und den Rasen mit den Läufen weggeschlagen hat; ist dieser Platz aber auf einer Wiese und der Rasen nicht weggeschlagen, so sagt man: das Niederthun.

Den Gang, welchen das Hochwild gewöhnlich nimmt, um Nahrung zu suchen, nennt man den Wechsel; das, was es zu seiner Sättigung wählt, Aesung, Geäse oder Geäß. Wenn es aber die Aesung zu sich nimmt, so sagt man: es äset sich.

Bei guter Aesung wird es feist, nicht fett; bei magerer schlecht, nicht mager.

Das Edelwild zieht auf die Aesung, es geht nicht danach; es zieht zu Holze, und tritt aus demselben auf Felder und Wiesen oder Gehaue. Auch sagt man: es ist hier oder dort gezogen, wenn man auf der Erde oder im Thaue eine Fährte findet.[1])

Es ist flüchtig, es rennt nicht; es trollt, wenn es trabend sich bewegt; es geht vertraut, bei der Bewegung im Schritt. Es flieht oder fällt über Vermachungen und Jagdzeug; es springt nicht darüber. Es fällt ins Garn; es springt oder stürzt nicht hinein; es forkelt, wenn es einem Gegner mit dem Geweihe zu Leibe geht.

Es ist verwundet (angeschweißt), wenn es einen Schuß erhalten hat. Es stürzt oder bricht zusammen, wenn es infolge einer tödtlichen Verwundung fällt.

Es klagt, wenn es beim Gefühl der Hülflosigkeit oder des Schmerzes, z. B. beim Genickfangen (Abnicken, Nicken), einen schreienden Laut ausgibt.

Es endet oder verendet, wenn der Tod eine Folge der Verwundung ist; es fällt oder geht ein, wenn dieser durch Kälte, Hunger oder Krankheit veranlaßt wird.

---

1) Der Hirsch zieht flüchtig zu Felde und trollet gegen das Geäse. Zu Holze zieht er aber sachte. Dies wird der Kirchgang genannt. (Döbel, Jäger=Praktica.) T.

Wenn es verendet hat, bricht man es auf, indem man Gescheide und Lunge herausnimmt; wenn dies geschehen ist, zerwirkt und zerlegt man es, um es in der Küche zu benutzen.

Das Edelwild brunftet, d. h. es begattet sich. Die Begattungszeit heißt die Brunftzeit.

Die schwärzliche Färbung am Bauch des Hirsches während der Brunftzeit heißt der Brand oder Brunftschild.

In der Brunftzeit vernimmt man sowol vom Hirsche als vom Thiere einen Laut, der zu andern Zeiten vom Hirsche gar nicht, vom Thiere nur kurz nach der Setzzeit zuweilen gehört wird. Die Waidmannssprache bezeichnet den des Hirsches durch Orgeln oder Schreien, den des Thieres durch Mahnen[1]), Melden, Schrecken, Schmählen.

Wenn der Hirsch das Wild zu Anfang der Brunftzeit aufsucht, so sagt man: er tritt auf die Brunft. Die Begattung heißt der Beschlag. Man sagt daher auch: der Hirsch beschlägt das Thier. Hat das Thier während der Brunft empfangen oder sich bezogen, so ist es hochbeschlagen oder tragend.

Das männliche Glied heißt Ruthe (Brunftruthe), die langen Haare an seinem vordern Theil Pinsel oder Zimmel, die Hoden Kurzwildbret (Geschröte). Das weibliche Glied wird das Feigenblatt (Feuchtblatt) genannt. Der Hirsch näßt, das Thier feuchtet, wenn es harnt.

Das Gesänge ist das, was beim Rindvieh das Euter genannt wird.

Das Thier setzt ein Hirsch- oder Wildkalb, es gebiert nicht. Die Zeit, zu welcher dieses geschieht, heißt die Setz- oder Satzzeit.

Das Thier gibt zuweilen, wenn es überrascht wird oder Gefahr ahnt, vorzüglich solange die Kälber noch klein sind, einen Schreckenslaut von sich. Man sagt in diesem Fall: es meldet sich.

Das Wildkalb, d. i. das Junge weiblichen Geschlechts, behält das ganze erste Jahr seines Lebens hindurch diesen Namen. Im zweiten und so lange, bis es brunftet, welches zuweilen in diesem, oder doch in dem folgenden Jahre geschieht, wird es mit der Benennung Schmalthier belegt. Sobald es das erste mal hochbeschlagen geht, heißt es ein altes Thier.[2]) Ist das alte Thier nach der Brunftzeit nicht hochbeschlagen, so nennt man es geltes Thier oder Giltthier.

---

1) Der Ausdruck mahnen wird sonst auch noch vom Jäger gebraucht, um dadurch jedes Zeichen anzudeuten, welches er dem flüchtig ihm sich nähernden Wild durch kurz abgebrochenes, leises Pfeifen, Hüsteln, Zerknicken eines dünnen Reisigs u. dgl. gibt, um es für den Moment zum Stutzen (Stehen) zu bringen. W.

2) In manchen Gegenden wird das Schmalthier im zweiten Herbst Uebergehendthier, wenn es hochbeschlagen ist Altthier genannt. T.

Das Hirschkalb, d. i. das Junge männlichen Geschlechts, setzt, wenn es das erste Jahr vollendet hat, zwei Spieße auf und wird dann Spießer genannt. Die Stelle, wo diese Spieße auf dem Kopf aufstehen, heißt und behält immer den Namen Rosenstock. Aus diesem erhebt sich das Gehörn, welches mit dem Namen Kolben so lange belegt wird, bis es vereckt ist (sich ausgereckt hat), d. h. sich völlig ausgebildet hat und bis zu den Spitzen verhärtet ist. Rosen nennt man den, unten an den Spießen, wie an jedem künftigen Geweih, rund umher vorstehenden, mit ungleichen kleinen Erhabenheiten besetzten Theil jeder einzelnen Stange.

Die perlförmigen braunen Erhabenheiten, mit welchen die ganzen Stangen, besonders aber die Rosen dicht besetzt sind, werden ihrer Form wegen Perlen genannt; die an den Rosen heißen auch Steine.

Ehe der Spießer zwei volle Jahr alt wird, wirft er zum ersten mal ab, d. h. er verliert die Spieße und setzt während des nächsten Sommers wieder auf. Der junge Hirsch bekommt dann gewöhnlich an jeder Stange, nicht weit über den Rosen, einen spitzig nach den Augen zulaufenden Auswuchs, welchen man die Augensprosse nennt; der Hirsch ist dann ein Gabelhirsch oder Gabler.

Von nun an heißt der ganze, aus porösem Horn bestehende Auswuchs auf dem Kopf, welcher dem Hirsch so sehr zur Zierde gereicht und von Jahr zu Jahr sich erneuert, Geweih; bei starken Hirschen Gewicht; der Theil desselben aber, welchen man vorher Spieße nannte, wird als Stangen bezeichnet.

Oft ereignet sich der Fall, daß der Hirsch, gleich wenn er das zweite Geweih aufsetzt, an einer oder an beiden Stangen noch ein Ende über den Augensprossen bekommt, welches man Eissprosse oder Eissprussel zu nennen pflegt. Im ersten Fall heißt er dann ein Hirsch an ungerade sechs Enden, im andern, an gerade sechs Enden.[1])

Jeden spitzigen Auswuchs an den Stangen, an welchem der Hornfessel oder ein Handschuh hängen bleibt — im allgemeinen auch die Augen- und Eissprosse — nennt man ein Ende.[2])

---

1) Ueberhaupt wird die Zahl der Enden allemal nach der Stange, auf welcher die meisten gültigen sichtbar sind, verdoppelt angesprochen, nur daß der Zusatz gerade die gleiche Zahl auf beiden Stangen, ungerade aber die ungleiche bestimmt. So z. B. wird der Hirsch an 8, 10, 12, 14 Enden angesprochen, wenn er entweder auf einer, oder auf jeder von beiden Stangen 4, 5, 6, 7 Enden hat. Im ersten Fall kommt das Wort ungerade, im zweiten gerade hinzu. Nie gibt es daher für den Jäger Hirsche an 5, 7, 9, 11 Enden. W.

2) Der Hornfessel, d. i. die Schnur, an der das Jägerhorn befestigt ist, kann freilich an einem sehr unbedeutenden Auswuchs aufgehängt werden, wenn er nur in einem spitzen Winkel nach oben von der Stange abgeht; etwas länger muß der Auswuchs sein, wenn er einen Handschuh halten soll, wenn nicht, wie ich vermuthe, gemeint ist, daß das Ende den Fessel tragen soll, an dem die Jäger im Winter ihre Pelzhandschuhe festmachen. Es ist von jeher viel Misbrauch beim Zählen der Enden getrieben worden. Die Praxis liebt große Endenzahlen angeben zu können, und deshalb wer-

In den nächstfolgenden Jahren nimmt, wenn nicht besondere Umstände eintreten, die Zahl der Enden zu.

Geht der oberste Theil der Stangen in zwei Enden aus, so heißen diese zusammen **Gabel**; sind aber mehrere daneben, **Krone**. Der Hirsch heißt dann **Kronhirsch**.

In der Zeit, wann alljährlich das neue Geweih aus dem Rosenstock sich erhebt, ist es mit einer rauhen, wolligen Bedeckung überzogen, welche **Bast** heißt. Diesen reibt der Hirsch, wenn das Geweih bis an die äußersten Spitzen reif und hart ist, an jungen Baumstämmen ab. Man nennt dies **fegen**. Die abfallenden Stücken Bast, welche man aber nur selten findet, heißen das **Gefege**.

Wenn das Geweih ganz vollkommen ist, so bedient man sich, um dieses anzuzeigen, des Ausdrucks: **der Hirsch hat sein Geweih vereckt** (ausgereckt), und zwar **hoch**, wenn die Enden lang, **kurz**, wenn sie nur kurz sind.

Ein **jagdbarer** oder **guter Hirsch** ist bei der deutschen Jagd der, welcher wenigstens zwölf Enden hat und 300 Pfund wiegt. Mit zehn Enden ist er nur **schlecht jagdbar**.[1])

Ein sehr alter, starker und guter Hirsch heißt **Kapitalhirsch**; dieser hat ein **gutes**, **braves**, **prächtiges Gewicht** oder **Geweih**, nie ein schönes.

Aeußert der Waidmann sein Urtheil über die Stärke desselben, entweder nach der Anschauung, oder nach der Fährte, so sagt man: **er spricht den Hirsch an**.

Wenn der Hirsch sehr stark und feist ist, so sagt man von ihm: **er sieht gut aus am Leibe**, oder **er ist ein guter**, auch, nach Verhältniß, **ein sehr guter**, **starker**, **braver** oder **ein Kapitalhirsch**. Schön, dick und groß ist er für den Jäger nie.

Nach der Brunft und nach einem harten Winter ist er **schlecht am Leibe**, nicht mager.

Wenn der Hirsch feist ist, und auch während der Brunft, **geht er in die Suhle** und **suhlet sich**, d. h. er sucht Moderlöcher auf und wälzt sich in denselben, um sich abzukühlen. Er **tritt auf** oder **zur Salzleke**, wenn er dieselbe annimmt.

---

den oft eine jede knorrige stumpfe Erhabenheit, ein jeder zufällige Höcker, auch abnorm verlängerte Perlen ganz unberechtigt als „Enden" angesprochen. Durch solche Zählungen ist auch der bekannte moritzburger Sechsundsechzigender, der bei richtiger Zählung ganz anders angesprochen werden müßte, entstanden. Wissenschaftlich läßt sich immer ganz genau ein „Ende" von einem andern Auswuchs unterscheiden. T.

1) **Jagdbar** ist der Hirsch, wenn er zum ersten mal die Eissprossen vereckt hat, also der **Zehnender**, ein **guter** Hirsch ist aber erst der Zwölfender. Leider fängt man schon an Achtender mit 160–200 Pfund als „jagdbare Hirsche" anzusprechen; wahrlich kein günstiges Zeichen für die Wildbahnen, wo es geschieht. T.

Kümmerer wird jener Hirsch genannt, der auf irgendeine Weise verwundet worden ist, die Wunde aber ausgeheilt hat. Im engern Begriffe wird auch der so genannt, welcher Schaden am Kurzwildbret litt.

Der jagdbare Hirsch wird, wenn er nach dem Schusse zusammenbricht (stürzt), oder wenn ihn die Hunde niederziehen, mit dem Hirschfänger abgefangen, indem man diesen durch die linke Brusthöhle bis in die Herzkammer stößt; der schwächere, das Thier und das Kalb, genickt, indem man den Kopf vorwärts biegt, und den Nickfänger da, wo der Hirnschädel mit dem ersten Halswirbel verbunden ist, bis in das Gehirn hineindrückt. [1])

§. 2. Das Edel- oder Rothwild gehört unter die hirschartigen Wiederkäuer (Ruminantia cervina) und bewohnt in größerer oder geringerer Zahl fast alle Wälder des gemäßigten Europas und Westasiens. In Afrika und Amerika kommen wol Gattungsverwandte vor, aber nicht, wie so oft irrthümlich angenommen wurde, der eigentliche Rothhirsch.

Wie bei den meisten andern Säugethieren, zeigt die Hautfarbe des Edelwildes je nach seinem Wohnorte einige Abänderungen. Die Haut des in Deutschland und fast in ganz Europa einheimischen ist im Sommer mit kurzem, dichtstehendem, bei einigen Rassen hellrothbraunem, bei andern dunkelrothbraunem Haar besetzt, welches nur am Geäse (Maule) ins Schwärzliche, um das Waideloch herum ins Gelbe fällt. Deshalb wird es auch gemeinhin mit dem Namen Rothwild belegt. Nur die Kälber machen in den ersten Monaten ihres Lebens eine Ausnahme, da zu dieser Zeit ihre braunröthliche Haut mit kleinen weißen Flecken, die sich gegen den Herbst verlieren, gleichsam besät ist.

Gegen den Winter nimmt das Haar des Rothwildes eine gelbbräunlichfahle Farbe an, verlängert sich merklich und dient nun zum Schutz gegen Frost und Kälte.

Im Monat Mai färbt es sich, d. h. es verliert das Winterhaar und erhält die oben erwähnte Sommerbedeckung. [2])

Die Farbe des Haares ist überall bei den meisten Hirschen dunkler, vorzüglich aber am vordern Theil des überhaupt stärkern Halses, als beim Thier. Auffallende Färbungsvarietäten sind:

a) Der Brandhirsch, welcher nicht selten in böhmischen Jagdrevieren getroffen wird. Er zeichnet sich durch langes, schwarzes, zottiges Haar am Halse und durch eine dunkelbraune Brust von dem ge-

1) Es genügt, an dieser Stelle das verlängerte Mark (d. h. die Stelle, wo das Gehirn in das Rückenmark übergeht) zu durchstechen. T.

2) Klima, Witterung, Aesung und nicht vollkommener Gesundheitszustand des Wildes tragen dazu bei, daß die Färbezeit oft um mehrere Wochen später eintritt. W.

wöhnlichen Rothhirsch aus, setzt aber ein Gehörn auf, dessen Pracht weniger in der Endenzahl als in der Stärke der Stangen und Rosen besteht. [1])

b) **Das silberfarbene Edelwild.** Das Haar ist an einigen Stellen mehr grau, an andern mehr weißlich; für eine große, aber seltene Zierde wird es gehalten, wenn ein schwarzer oder dunkelbrauner Streif sich über den Rücken hinabzieht und wenn die Läufe schneeweiß sind. Fand sich in dem gräflich stolbergischen Thiergarten zu Wernigerode.

c) **Das Bläß-Edelwild** hat im allgemeinen die Farbe des Rothwildes, unterscheidet sich von ihm nur durch einen breitern oder schmälern weißen Streif, welcher von der Stirn bis zur Nase herabläuft, und durch weiße Schmitzen, die an dem vorwärtsgekehrten Theil der Keule bis zum Kniegelenke heruntergehen. Zuweilen soll das Bläßwild im Alter silberfarben werden. [2])

Die Stärke des Edelwildes ist je nach dem Stande, der Aesung und dem Alter verschieden. Steht es in einer fruchtbaren Gegend, so ist es beträchtlich stärker als an Orten, wo der Boden ihm weniger kräftiges Geäse liefert. [3]) Deshalb ist es auch unmöglich, ein bestimmtes Maß oder Gewicht anzugeben.

Nach Verhältniß seiner Stärke ist es ungemein leicht und größtentheils ebenmäßig gebaut. Der Kopf ist vielleicht etwas zu klein, das eirund zugespitzte Gehör aber weder unförmlich lang noch kurz. Eine besondere Eigenheit bilden die Thränenhöhlen. Sie befinden sich unter dem Vorderwinkel der großen, braungelben **Lichter**, sind einen Zoll tief, ebenso lang, acht Linien breit und haben inwendig eine dünne, gefaltete Haut. In denselben sammelt sich aus den abgesetzten Feuchtigkeiten eine mit Haaren vermischte gelbliche, zähe Masse, welche nach und nach hart wie Horn, glatt, glänzend, gelblichbraun, schwarzgeadert und rund wird, anfänglich übel-

---

1) Lichte gefärbte Hirsche werden auch **Landhirsche**, dunkler gefärbte **Berghirsche** genannt. Alte Jäger und Jagdschriftsteller haben die Hirsche in drei Farbenabtheilungen gebracht, nämlich in braune, rothe und gelbe, und auf jede Farbe gewisse Eigenschaften der Hirsche bezogen. In Böckler's „Haus- und Feldschule" (1699), II, 371, heißt es z. B. von den **braunen** Hirschen: „Dieses seynd arglistige Hirsch, welche sich, wenn die Hirschfeiste angehet, absondern, verstecken und sich abstehlen, da sie sich denn mehr als sonsten fürchten, dieweil sie zu solcher Zeit der Schwere halber nicht wohl entspringen mögen." Vom **rothen** Hirsch: „Sie haben einen langen guten Athem, und laufen in der Harr dermaßen, daß der Jäger nicht viel Lust hat sie zu verfolgen." Vom **gelben** Hirsch: „Diese haben weder Hertz, Gemüth noch Stärke." T.

2) v. Wildungen, Taschenbuch, 1808, S. 163; 1809—12, Abbildung. W.

3) Die stärksten Hirsche in Deutschland kommen in Ostpreußen vor, nämlich im Regierungsbezirk Gumbinnen in der Rominitischen Haide, die in die Oberförstereien Warnen und Nassawen eingetheilt ist. Dort kann man noch Hirschfährten von 4½ Zoll rhein. Länge und 3½ Zoll Breite, Hirschschläge von 7 Fuß 6 Zoll Höhe, und Hirschschritte von mehr als 3 Fuß Länge beobachten. Höchst werthvolle Mittheilungen über diese Hirsche veröffentlicht Oberförster Reich in Pfeil's Kritischen Blättern, IV, 255 fg. T.

riechend ist, in der Folge aber eine Art von Wohlgeruch annimmt. Wird sie nach und nach so groß, daß der Hirsch am Sehen gehindert wird, so sucht er sich davon durch Reiben an Bäumen und Gesträuchen zu befreien. Diesem sogenannten Hirschbezoar schrieb man sonst Heilkräfte zu.[1])

Die Läufe scheinen beim ersten Anblick fast zu schwach gegen ihre Länge; allein einige Achtsamkeit auf die Stärke und Spannkraft der Sehnen, welche man so oft beim Ueberfallen über ungemein hohe Vermachungen und breite Gräben zu bewundern Gelegenheit findet, belehrt hinreichend, daß die Natur dadurch den Abgang an Stärke der Knochen reichlich ersetzt hat.

Der Rücken ist gerade, der Leib nicht zu stark, aber ziemlich lang von Flanken; die Brust nur so breit, daß der Schnelligkeit in den Bewegungen kein Eintrag geschieht.

Die Länge der Blume reicht hin, um die Theile, welche sie schützen soll, zu bedecken, nicht aber zum Abwehren der Fliegen und des andern Ungeziefers. Zu diesem Zwecke ward dem Edelwild eine außerordentliche Bewegsamkeit des Halses und der Läufe zutheil.

Wie fein die Sinne der Witterung, des Aeugens und des Vernehmens organisirt sind, wird jeder, der sich mit Ausübung der Jagd beschäftigt, oft zu seinem Verdruß wahrzunehmen Gelegenheit finden.

Das Edelwild ist vielleicht nur deshalb furchtsam und scheu gegen den Menschen, weil es in ihm zu allen Zeiten seinen mächtigsten und furchtbarsten Feind erblickt. Für diese Behauptung spricht schon die Leichtigkeit, Kälber zu zähmen; auch werde ich bei der Parforcejagd Beispiele anführen, welche darthun, daß das Rothwild, wenn es nicht beunruhigt wird, auch im Freien die natürliche Schüchternheit, wenigstens gegen seine Bekannten, fast ganz verleugnet.

Das Thier ist weder böse noch hinterlistig; der Hirsch ist klug und zeigt einen hohen Grad von Ueberlegung in Benutzung der Mittel, die ihm, wenn er verfolgt wird, zu seiner Rettung zu Gebote stehen; bösartig ist er nur im eingeschränkten Raume[2]), und besonders alte und starke Hirsche und

---

1) Wie weit man vor Zeiten die Narrheit mit dergleichen Heilmitteln trieb, darüber s. v. Wildungen, Waidmanns-Feierabende, Heft 3, S. 63–65. W.

2) Unter den vielen Unglücksfällen, die durch bösartige eingeschlossene Hirsche verursacht worden sind, verdient vorzüglich folgender Erwähnung, der sich den 8. October 1862 im fürstlich Esterhazy'schen Thiergarten bei Eisenstadt ereignete. Ein vollkommen zahmer Hirsch, der dort schon längere Zeit in einer eingefriedeten Waldstelle gehalten wurde, zeigte beim Beginn der Brunftzeit eine bedeutende Unruhe und Wildheit. Am 8. October gelang es dem Thiere, das Thor seiner Einfriedung zu unterwühlen und aus den Angeln zu heben. Die Frau des Försters Rieder, die herbeieilte, nahm der Hirsch sofort an, schlitzte ihr das Gesicht auf, brach ihr den linken Arm und riß ihr beim Forkeln vom Knöchel bis zum Knie das Fleisch auf; es gelang ihr aber, sich in den Stall zu retten. Durch das Geschrei mehrerer Menschen in der Nähe wurde der Förster herbeigelockt; er dachte an keine Gefahr und trug sein Doppelgewehr auf der Achsel, als er es versuchte, den Hirsch gegen das halboffene Thor des Thiergartens zu treiben. Mit Schnelligkeit wurde er aber vom Hirsche ange-

zwar fast zu jeder Jahreszeit auch ohne absichtliche oder zufällige Anreizung; im Freien aber nur selten und nur während der Brunftzeit oder an der Fütterung, doch nie in dem Maße, daß man nicht zu jeder Tageszeit seinen Weg in einer Entfernung von 50 Schritten unbesorgt fortsetzen könnte.

Ist hingegen der Hirsch verwundet, oder sehr durch Hunde geängstigt, so widersetzt er sich, vorzüglich in der Feistzeit, nicht nur seinen Verfolgern, sondern nimmt auch den Menschen an, d. h. er biegt den Kopf nach vorwärts, richtet die Spitzen der Augensprossen gerade auf den anzugreifenden Gegenstand und fährt mit solcher Schnelligkeit darauf los, daß nur schwer zu entkommen ist. Doch bemerkt man fast immer eine Neigung zum Annehmen an einem gewissen Zusammenrümpfen des Obermaules und an der stieren Richtung der Lichter. [1])

Das mittlere Alter des Edelwildes dürfte sich, wenn keine gewaltsame Abkürzung seiner Lebenstage stattfinden würde, höchstens auf 25 Jahre erstrecken. [2])

§. 3. Das männliche Geschlecht aller Haarwildgattungen ist stärker als das weibliche. Diese Wahrnehmung bestätigt sich auch beim Hirsche, und zwar schon am Spießer, im Vergleich zum Schmalthiere. Die vorzüglichste Auszeichnung des Hirsches vor dem Thiere und zugleich seine größte Zierde bildet sein Geweih. [3])

Der Rosenstock zeigt sich schon durch merkliche Erhabenheiten auf dem Kopfe des Hirschkalbes, wenn es im siebenten Monate seines Lebens steht.

Der Spießer wirft sein Gehörn zu Anfang des Monats April, der junge Hirsch im März, der sehr starke oder eigentliche Kapitalhirsch gegen

---

nommen, der ihm im Nu die Brust derart durchstieß, daß die Enden am Rücken hinter den Schulterblättern hinausragten. Hierauf zerfleischte das rasende Thier noch mit 64 Stößen den schon todten Körper. Die Hülfe langte leider zu spät an. Ein anderer Förster, den der Hirsch ebenfalls annehmen wollte und mehreremal um einen im Hofe befindlichen Baum trieb, erlegte endlich denselben durch einen zweiten Schuß auf den Kopf, nachdem er mit dem ersten seinen Gegner auf vier Schritt gefehlt hatte. (Jagdzeitung, 1862, S. 769.) T.

1) Ist man zu Pferde, so lasse man bei solchen Gelegenheiten, wenn man Platz zum Weichen hat, den Hirsch bis auf 10 oder 12 Schritte heran und fahre dann schnell auf die Seite; zu Fuße springe man, wenn er sich nahet, hinter einen Baum oder dicken Strauch. Er ist zu sehr in der Hitze, um sich gleich wenden zu können, und flieht gewiß vorüber. Das Verbergen, ehe der Hirsch wirklich annimmt, taugt nichts, weil, wenn er es bemerkt, er sich auch danach richtet. W.

2) Buffon's Annahme, der auch v. Winckell folgt, daß die Säugethiere sechs- bis siebenmal so alt werden, als sie Zeit bis zum vollendeten Wachsthum brauchen, hat so viele Ausnahmen, daß sie als Regel nicht gelten kann. Alle Wiederkäuer nutzen ihre Schneidezähne verhältnißmäßig sehr schnell ab, auch haben sie große Neigung zum Ausfallen, weshalb diese Thiere auch unter günstigen Verhältnissen sehr selten ein hohes Alter erreichen. Döbel schätzt das Alter der Hirsche auf kaum etliche und dreißig Jahre. T.

3) Ein in seiner Art seltenes Naturspiel darf ich hier nicht unerwähnt lassen. Im Jahre 1725 hat nämlich im Anhalt-Dessauischen ein altes Thier Spieße aufgesetzt. Ob dieses mehrere Jahre nacheinander geschehen und ob die Beschaffenheit der Geburtstheile näher untersucht worden, kann ich nicht bestimmen. W. — Solche Fälle sowol beim Roth- als auch Rehwild gehören nicht zu den großen Seltenheiten. T.

Ende des Februar ab. [1]) Wenige Tage darauf erhebt sich das junge Geweih aus dem Rosenstocke und vervollkommnet sich von Tage zu Tage mehr, sodaß es, nach Maßgabe der guten oder schlechten Aesung, binnen 10 bis 16 Wochen völlig vereckt ist. Bis dahin bleibt es mit Bast bedeckt, der sich nun erst durch das Fegen verlieren muß. Während des Fegens ist es weiß und hin und wieder schweißig; in kurzer Zeit aber bekommt es eine braune, bei guten Hirschen fast schwarze Farbe, bis zu den äußersten, immer glänzend weiß bleibenden Ecken (Spitzen) der Enden. [2])

Vom dritten Jahre an findet durchaus keine gewisse Bestimmung über die jährliche Verstärkung des Gehörns statt. Diese hängt von der guten oder schlechten Aesung des Hirsches ab; zum Theil hat aber auch die Rasse Einfluß darauf.

Die ganze von einem Hirsche, welcher ein prächtiges, oder sonst ausgezeichnetes Geweih trug, entsprossene Generation männlichen Geschlechts wird mehrentheils ein solches bekommen, welches dem des Stammvaters an Form und Stellung gleich oder doch ähnlich ist.

Steht ein Spießer in fruchtbaren Gegenden, so tritt oft der Fall ein, daß er gleich im folgenden Jahre sechs Enden, im nächstfolgenden zehn aufsetzt. In ähnlichem Maße kann es sich von Jahr zu Jahr stufenweise verstärken; nach harten Wintern aber, oder nach einer erhaltenen Verwundung kann sich auch die Zahl der Enden vermindern (man nennt dies zurücksetzen), sodaß der Hirsch an 18 Enden im folgenden Jahre nur 16 oder 14 bekommt. Bei sehr alten Hirschen ist diese Erscheinung auch in guten Jahren gewöhnlich.

Uebrigens setzt jeder gesunde Hirsch das Geweih in eben der Form und Stellung wieder auf, welche es im vergangenen Jahre hatte. Stand es weit oder enge, vor- oder rückwärts, so wird es in der Folge wieder eben die Gestalt bekommen. Hatten die Augen- oder Eissprossen, oder ein anderes Ende eine besondere Biegung, so erscheint diese auf gleiche Weise beim nächsten Aufsetzen. Ebenso wenig ändert sich die Gestaltung der Krone. [3]) Die Veränderung der Geweihe besteht also blos in der Zu- und Abnahme der Enden.

---

1) Das oben Gesagte gründet sich auf eigene Erfahrungen des Verfassers, welche derselbe im Königreiche Sachsen und im Anhalt-Dessauischen gemacht hat; Klima, Witterung und Aesung bewirken jedoch auch hierbei Abänderung. W.

2) In baumlosen Gegenden, wie Schottland, haben die Hirsche gewöhnlich im November noch den Bast am Geweih. Sie verlieren ihn nicht durch Fegen, sondern er löst sich allmählich ganz ab und fällt fetzenweise vom Geweih. T.

3) So gab es im Dessauischen eine Hirschrasse, bei welcher sich durchgängig ein Ende an der Krone hinterwärts in einem stumpfen Winkel herunterbog. Mit obiger Bemerkung steht auch das in Beziehung, was im v. Wildungen'schen Taschenbuch, 1802, S. 97 fg., von einer merkwürdigen Rasse von Einhornhirschen in den gräflich Erbach'schen Forsten gesagt wird. W.

§. 4. Es wird gewiß für jeden echten Waidmann von Interesse sein, in dieser neuen (vierten) Auflage die nachfolgende streng wissenschaftlichen Untersuchungen über die Entwickelung, Form u. s. w. der Hirschgeweihe von dem ausgezeichneten und genialen Naturforscher Prof. Dr. Blasius in Braunschweig zu lesen.[1])

„Die jungen Geweihe, in deren ersten Bildungsanfängen der Grund zum Abwerfen der alten liegt, sind bekanntlich anfangs von einer gefäßreichen, behaarten Haut umgeben, kolbig, weich und biegsam. Erst lösen sich die tiefern, dann die höher stehenden Enden von der Hauptstange los, und nachdem alle in bleibenden Verhältnissen ausgebildet und die Enden vereckt sind, stockt die Circulation, und der Hirsch hat das Bedürfniß, die Haut oder den Bast abzuschlagen, der nun auch anfängt, sich von selbst ablösen zu wollen. Dabei reibt und schlägt er an jungen Stämmen von oft bedeutender Stärke; das heißt bei den Jägern die Himmelsspur, aus deren Höhe und der Stärke der Stämme sich ein Schluß auf die Stärke des Hirsches machen läßt. Die Natur des Waldes hat auf die Eigenthümlichkeiten des Geweihes einen auffallenden Einfluß. Bruchhirsche, die in Ellern stehen, sind an der dunkelbraunen Farbe des Geweihes leicht zu kennen. Auch hat jede Gegend ihre erblichen Eigenthümlichkeiten und Familienähnlichkeiten in Stellung, Größe und andern Merkmalen der Geweihe. Der Boden hat nur directen Einfluß auf die Schalen oder Hufe, die auf steinigem Felsboden, besonders bei Hirschen, sich stumpf runden und abschleifen, auf weichem Boden etwas schlanker bleiben.

„Mit dem Alter der Hirsche geht eine mannichfache Umänderung der Geweihe vor sich. Die erste allgemeine und auffallende Veränderung ist die der Rosen, die mit der zunehmenden Größe der Stirnzapfen sich mit jedem Jahre mehr erweitern und nach der Mitte der Stirn einander näher rücken. Ebenso verringert sich auch mit dem Aufrücken der Stirnkante der Zwischenraum zwischen Rose und Schädel mit jedem Jahr. Noch auffallender aber sind die Veränderungen in der Gestalt der Geweihe und in der Zahl der Enden.

„Es reicht beim Hirsch noch weniger als beim Rehbock hin, die Zahl der Enden jagdmäßig zu bestimmen, um die Reihe der allmählichen Entwickelung zu bezeichnen. Wenn auch in der Zahl der Enden oft eine Unregelmäßigkeit des Fortschritts bemerkt wird, und sogar die Hirsche nicht selten wieder zurücksetzen, so findet doch eine strenge Gesetzmäßigkeit in der Reihenfolge der Entwickelungen statt, die sich in den Veränderungen der

1) „Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands und der angrenzenden Länder in Mitteleuropa" (Braunschweig 1857). Dieses treffliche Werk kann einem jeden Naturforscher und Naturfreund nicht genug empfohlen werden. T.

Form im Zusammenhange mit der Zahl der Enden zeigt, und mit denen die Erweiterung und Erniedrigung der Rosenstöcke parallel geht. Die Bestimmung einer solchen Entwickelungsreihe muß auch für den Jäger von Interesse sein; sie bringt die Zahl der Enden nicht so oft in Widerspruch mit der Stärke des Geweihes oder Hirsches, als die gewöhnliche empirische jagdmäßige Zählung.

„Für eine naturhistorische Betrachtung erscheint die Gestalt der Geweihe von viel größerer Wichtigkeit, als die Zahl der Enden. Bei der Zählung der Enden kommt die Stellung derselben wieder viel mehr in Betracht, als die absolute Zahl selber. Nur diejenigen sind von Bedeutung, welche mit der Hauptstange in Berührung kommen; alle Verzweigungen entfernt von der Hauptstange können nur als zufällige, keine wesentliche Veränderung des Bildungsgesetzes bedingende Abweichungen angesehen werden. Aber zuweilen muß man auch von Enden, die direct aus der Hauptstange hervorgehen, absehen, im Falle sie an ungewöhnlichen Orten der Hauptstange entspringen; solche Geweihe sind als Abnormitäten anzusehen. Sieht man von allen diesen Zufälligkeiten ab, so erhält man eine Reihenfolge, in der durch die Zahl der Enden auch die Entwickelung des Hirsches angegeben ist, und in der für die Verschiedenheit der Individuen ein möglichst großer Spielraum bleibt.

„Es wird gut sein, zuerst jedes einzelne Element in seiner Fortbildung für sich und dann erst die gesammte Geweihbildung zu betrachten. Die Hauptstange hat anfangs nur eine einzige, gleichmäßige und schwache Krümmung, von den Rosen an nach außen; die Spitzen sind nach innen gekehrt. Dies ist der Fall beim Spieß- und Gabelhirsch.

„Dann erhält sie plötzliche knieförmige Biegung in diagonaler Richtung nach außen und vorn, an der Stelle, wo die Mittelsprosse entsteht. Die Hauptstange biegt sich hier umgekehrt, wie die Lage des Knies, rückwärts. Die Spitze der Hauptstange bleibt fortwährend nach innen gerichtet. Diese erste knieförmige Biegung tritt beim Sechser ein und verliert sich in allen folgenden Entwickelungsstufen nicht wieder.

„Eine zweite knieförmige Biegung erhält die Hauptstange in der Krone des Zwölfers; die Hauptstange biegt sich wieder rückwärts und macht am Fuße der Krone einen Winkel. Eine dritte Biegung rückwärts tritt beim Sechzehnender, die vierte beim Zwanzigender, immer höher in die Krone ein, während die Spitze der Hauptstange ohne Ausnahme sich nach innen kehrt. Jede dieser Biegungen bleibt für alle folgenden Entwickelungsstufen als Grundlage, und die Spitze ist immer nach innen und durch die knieförmigen Biegungen etwas schräg nach innen gekehrt.

„Die Mitte der Stange hat nur eine einzige Winkelbiegung; in der

Krone wiederholen sich dieselben aber vom Zwölfer an mit Zunahme von je zwei Enden an einer Stange.

„Ebenso auffallend ist die Veränderung der Augensprosse im Verlauf der Entwickelung. Zunächst steht sie ziemlich hoch, entfernt von der Rose, und tritt mit dem Verlauf der Jahre der Rose immer näher, bis sie zuletzt mit der Rose fast in gleicher Höhe sich loslöst. Eine zweite Verschiedenheit zeigt sich in der Richtung. Anfangs steht sie mit ihrer Basis von der Hauptstange aus in die Höhe und macht mit derselben einen spitzen Winkel. Dieser Winkel an der Basis vergrößert sich mit jedem Jahre, überschreitet bald einen rechten, und zuletzt senkt sich die Augensprosse von der aufstrebenden Hauptstange an abwärts. Die dritte besteht darin, daß die Augensprosse immer mit den Jahren an Stärke, Länge und Krümmung fortschreitet.

„Die Gesammtrichtung der Augensprossen bleibt unverändert die nach vorn, und die äußerste Spitze ist normal immer in die Höhe gekehrt.

„Die Augensprosse tritt zuerst am Gabelhirsch hervor und senkt sich zuerst von der Hauptstange ab beim Zehner.

„Eine ähnliche Veränderung geht die Mittelsprosse ein. Sie entspringt unverändert an der ersten knieförmigen Biegung der Hauptstange, und beide Eigenthümlichkeiten sind miteinander nothwendig als verbunden zu denken. In der Hauptrichtung bleibt sie beständig, an der Basis schräg nach vorn und nach außen gekehrt; auch steigt die Spitze immer in die Höhe und wendet sich wieder etwas nach innen. Die Veränderung in dem Winkel mit der Hauptstange ist derselben Art, wie bei der Augensprosse. Anfangs steht sie unter einem spitzen Winkel an der Hauptstange in die Höhe. Dieser Winkel wird immer größer, bis sie zuletzt mit ihrer Basis sich unter einem rechten oder stumpfen, aber nie ganz so großen Winkel als die Augensprosse, von der Hauptstange ablenkt. Mit dieser Veränderung gehen auch entsprechende, wie an der Augensprosse, in Hinsicht der Stärke, Größe und Krümmung vor.

„Die Mittelsprosse tritt zuerst beim Sechser auf, und beginnt beim Zehner und noch entscheidender beim Zwölfer sich von der Hauptstange mit der Basis abwärts zu senken.

„Die zweite Augensprosse oder Eissprosse steht zwischen den beiden vorhergehenden etwas näher der eigentlichen Augensprosse auf einer scharfen Kante des Geweihes. Eine Aenderung der Hauptstange ist mit ihr nicht verbunden: eine Andeutung, daß sie für die Entwickelungsreihe des Ganzen nicht von unbedingter Bedeutung ist. In der ersten Zeit ist sie nur schwach entwickelt, oft nur durch eine Wulst oder durch eine erhöhte scharfe und glatte Kante der Hauptstange angedeutet, und erreicht nie die Größe der

beiden andern genannten Basalenden der Hauptstange. In der Richtung hält sie immer die Mitte zwischen beiden. Da sie vom Zehner an, bei dem sie zuerst auftritt, in den meisten Fällen vorkommt, so gehört sie offenbar in die Norm der Reihe und darf beim Zählen nicht vernachlässigt werden.

„Wir hätten nun noch die Kronbildung oder die Zertheilung der Hauptstange in ihrem Gipfel zu betrachten. Eine solche tritt ohne Ausnahme nur über der Mittelsprosse oder der ersten knieförmigen Biegung der Hauptstange auf, ungefähr ebenso weit von der Mittelsprosse, als diese von der Augensprosse entfernt. Von der Hauptstange löst sich hier eine Nebensprosse ab, die ohne Ausnahme schräg nach außen und nach vorn in die Höhe steigt. Dadurch entsteht eine Gabel, deren Winkel von der verlängerten Richtung der ungetheilten Hauptstange ungefähr halbirt wird. Die Hauptstange ist von dem gemeinschaftlichen Gabelpunkte immer nach innen gekehrt. Eine solche Gabel tritt zuerst beim Achter auf, und verliert im Verlauf der Ausbildung, wie alle am Geweih eingetretenen Veränderungen, sich nicht wieder.

„Auffallend ist es und ohne Ausnahme durchgreifend, daß alle Seitenverzweigungen bis zu dieser Gabel miteinander und der Hauptstange ungefähr in einer und derselben gleichmäßig gekrümmten Fläche liegen. Kein einziges Ende bis zum Zehner tritt in der normalen Ausbildung aus dieser gleichsam sich gegenseitig bedingenden Krümmung heraus, vor- oder rückwärts. Von der vorwärts gerichteten Augensprosse, durch die schräg nach außen gerichtete Mittel- und Gabelsprosse nach den Hauptstangenenden findet ein allmählicher Anschluß in den Richtungen statt. Diese Gabelbildung schließt mit dem Zehner nicht ab. Sie wiederholt sich an den Enden der Hauptstange vielfach in der Krone, ganz in der angegebenen Weise. Immer liegt die Nebensprosse nach außen, die Hauptstange nach innen. Solche Zertheilungen kommen an den rückwärts gebogenen Enden der Hauptstange beim Vierzehnender, Achtzehnender u. s. w. vor. In jedem dieser Geweihe bildet sich an der Hauptstange eine zweizackige Gabel. Nach dieser Betrachtung des Fortschritts der Elementarbildungen des Geweihs lassen sich die einzelnen Entwickelungsstufen nach Form und Zahl der Enden leicht charakterisiren.

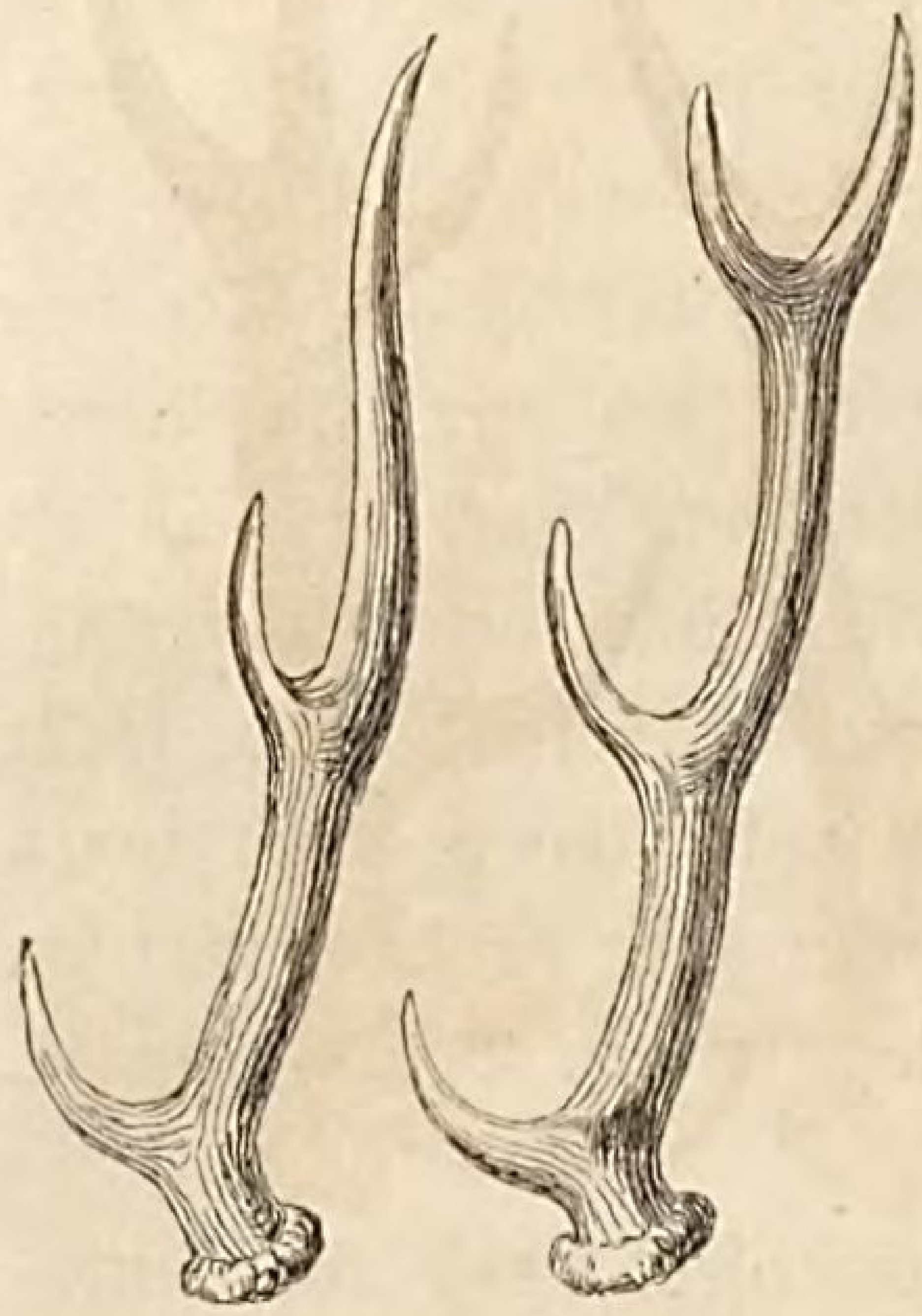


„Der Spießhirsch trägt schlanke unzertheilte Hauptstangen mit gleichmäßiger Krümmung nach außen, ohne alle knieförmige Biegung; die Spitzen sind wieder nach innen gerichtet.

„Der Gabelhirsch hat an einer entsprechenden, gleichmäßig nach außen und mit den Spitzen wieder nach innen gekrümmten Hauptstange

eine schwache, aufwärts strebende, von der Nase sehr entfernt stehende Augensprosse.

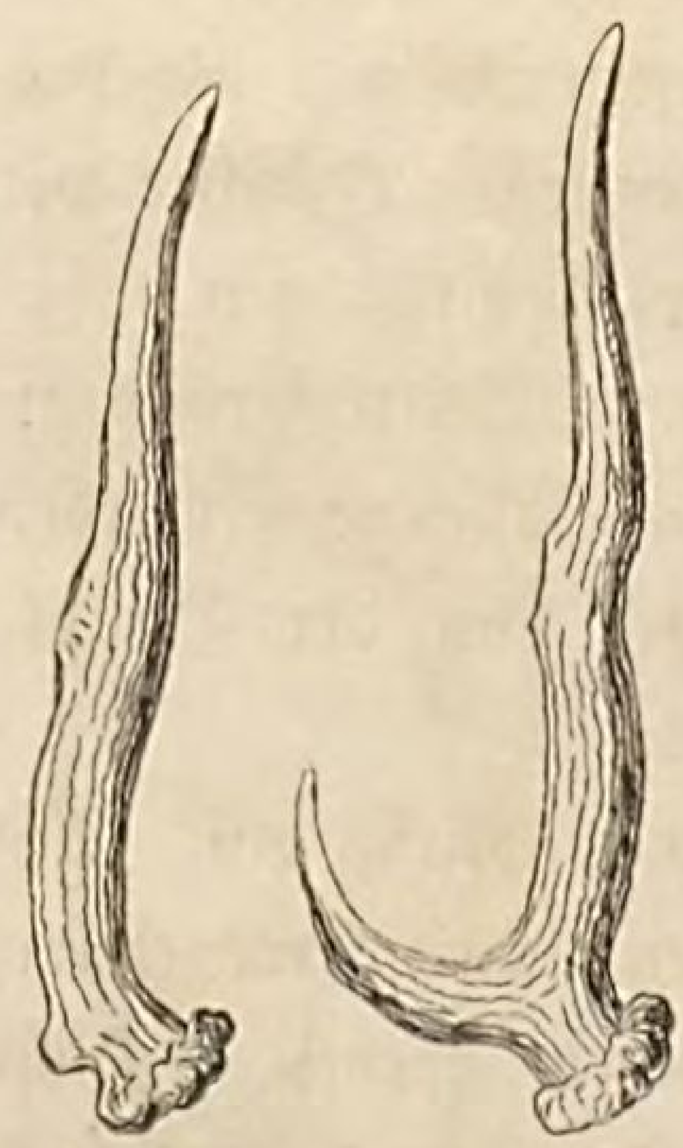
„Mit dem Sechsender beginnt eine neue Formengruppe. Die im ganzen noch ähnlich gebogene Hauptstange hat gegen die Mitte eine plötzliche knieförmige Biegung. Beide Hälften der Hauptstange verlaufen in untergeordneten, nach hinten gekrümmten Bogen. An dem nach vorn gekehrten Knie steht die aufstrebende schwache Mittelsprosse, hier zum ersten mal. Die Augensprosse steht etwas niedriger und gesenkter als beim Gabelhirsch, ist aber noch immer schwach und aufstrebend.



„Sowie an einer Stange, kann an beiden die Mittelsprosse fehlen und nur durch die knieförmige Biegung der Hauptstange angedeutet sein; dann hätte man der Form nach einen Sechser, der jagdmäßig als Gabelhirsch zählen würde. Fehlte auch die Augensprosse, so hätte man einen Spießer, den man der Form nach jedoch als Sechser ansprechen müßte.

„Der Achtender hat eine Endgabel als neu hinzutretendes Element; Augen und Mittelsprossen sind stärker, erstere fast senkrecht abstehend, letztere nur ein wenig aufsteigend an der Hauptstange.

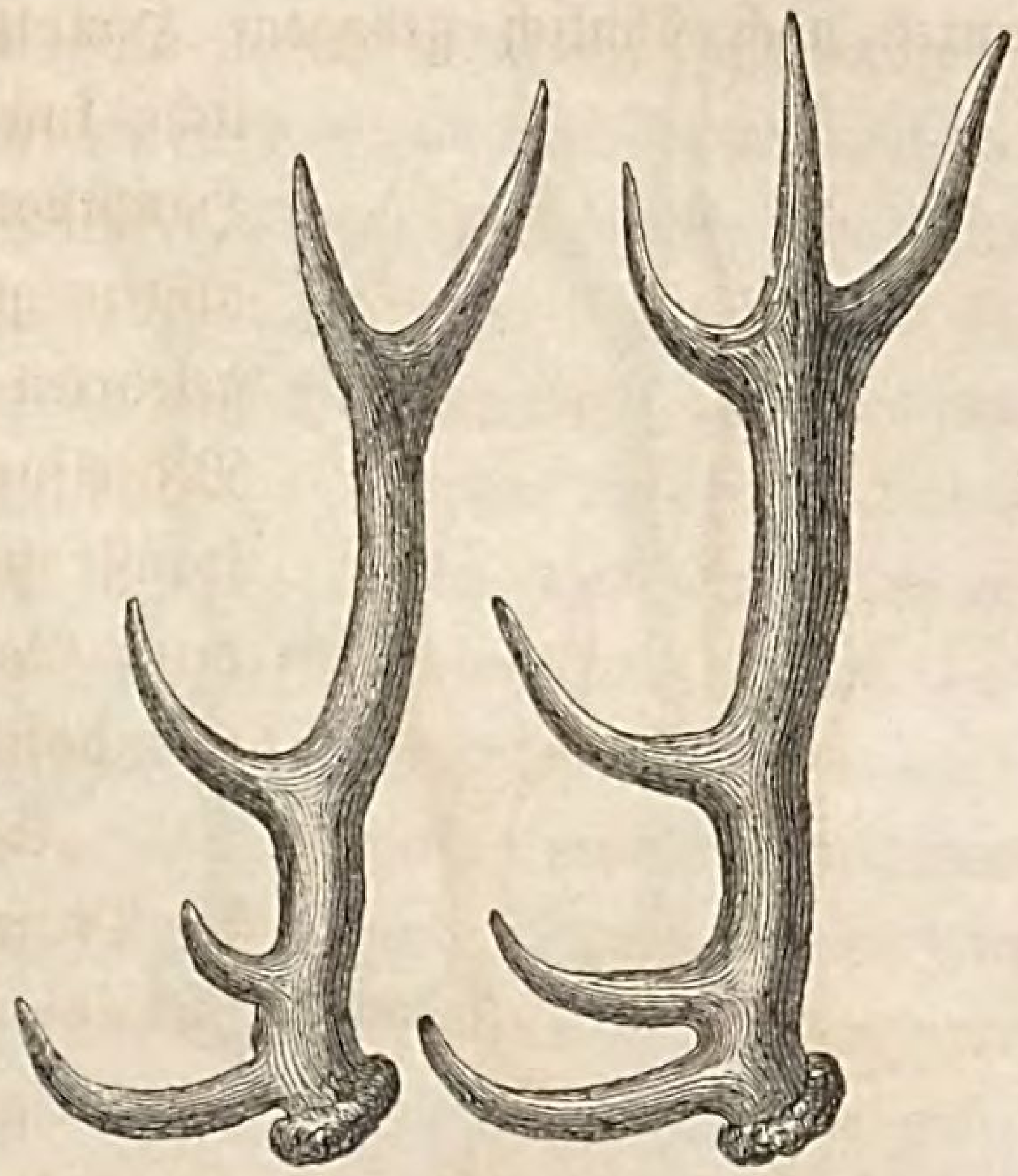
„Sehr häufig fehlt an einer Stange die Nebensprosse der Gabel und ist nur angedeutet durch die Winkelbildung der Hauptstange nach innen und durch eine scharfe glatte Kante an dieser Winkelbiegung; fehlt sie an beiden Stangen, so hat man der Form nach einen Achtender, aber nur mit sechs jagdmäßigen Enden. Gabelhirsche von solcher Form, bei denen außer der Nebensprosse der Gabel auch die Mittelsprosse verkümmert ist, sind nicht selten.



„Beim Zehnender tritt zum ersten mal die Eissprosse oder zweite Augensprosse schwach auf; die Hauptstange trägt im Gipfel eine Gabel. Die Augensprosse senkt sich von der Hauptstange unter einem stumpfen Winkel abwärts und die Mittelsprosse nähert sich sehr dem rechten Winkel. Das Auftreten der Eissprosse und die Senkung der Augensprosse ist charakteristisch.

„Verkümmerungen treten hier ein durch Verschwinden der Eissprosse, die oft nur durch eine scharfe glatte Kante oder eine glatte längliche Wulst

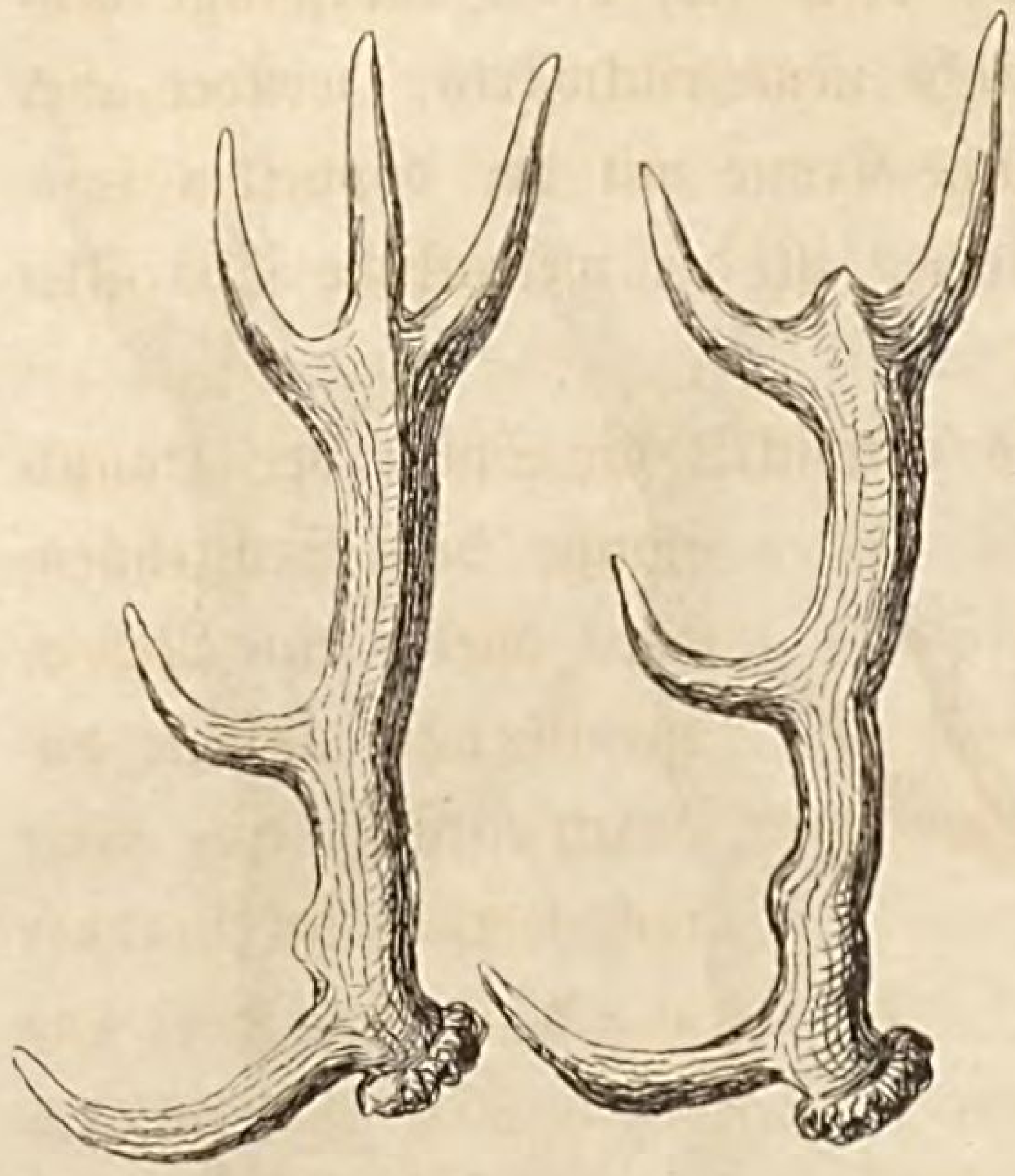
vorn an der Hauptstange angedeutet ist. Dann hat man Achtender, die als Zehner angesprochen werden müssen. Auch die äußere oder Nebensprosse der Gabel verkümmert oft, wie beim Achter, und ist nur durch eine Biegung oder scharfe äußere Kante der Hauptstange angedeutet, wodurch ebenfalls jagdmäßige Achter entstehen. Treten beide Verkümmerungen, der Eissprosse und äußern Gabelsprosse, zugleich ein, so zählt man bei der Form und Stärke des Zehners nur sechs Enden. Solche Geweihe sind gar nicht selten und gelten auch bei den Jägern gewöhnlich wegen ihrer Stärke für Merkwürdigkeiten. Kommt zu diesem noch die Verkümmerung der Mittelsprosse, so hat man Gabelhirsche, die wegen der Biegungen der Hauptstange zoologisch als Zehner angesprochen werden müssen, und es der Stärke nach mit Zehnern aufnehmen. Solche Stangen sind jedoch schon selten.



„Beim Zwölfender tritt zum ersten mal die Krone auf; von der Gabel des normalen Zehners tritt die Hauptstange rückwärts knieförmig heraus, mit der Spitze nach innen gekehrt. Zum ersten mal liegen nicht alle Enden mehr in einer und derselben gleichmäßig gekrümmten Fläche. Das Ende der Hauptstange macht durch die zweite knieförmige Biegung der Hauptstange eine Ausnahme. Das Ende der Hauptstange tritt mit den beiden Enden der Gabel des Zehners von der unzertheilten obern Hälfte der Hauptstange in ein und demselben Punkte hervor. Das bedingt den Charakter der Krone. Die Basalhälfte des Geweihs bis zur Mittelsprosse ist nicht wesentlich von der des Zehners verschieden, die drei Basalenden werden nur stärker und lösen sich unter einem größern Winkel von der Hauptstange ab.

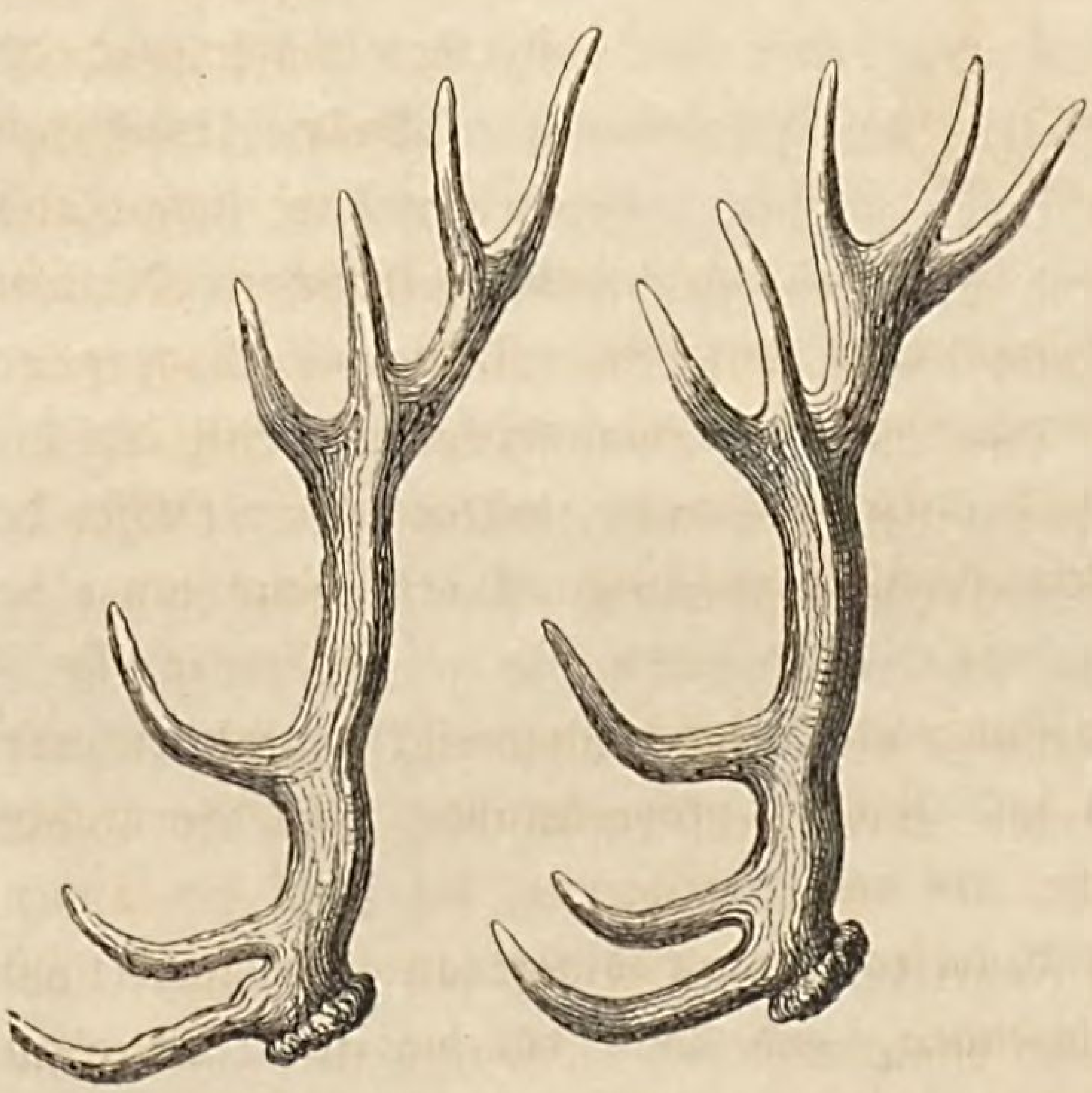
„Verkümmerungen mit geringer Endenzahl treten hier häufig auf. Am häufigsten fehlen die Eissprossen; dann entstehen die sogenannten Kronzehner, die mit vollem Recht zoologisch als Zwölfer angesprochen werden. Nicht selten fehlt auch die äußere Nebensprosse der Gabel des Zehners, das äußere Ende der vordern Krongabel; der Gipfel des Geweihs ist dann wieder eine Gabel, in der aber nicht alle Enden mehr, wie beim Normalzehner, in ein und derselben gleichmäßig gekrümmten Fläche liegen; auch solche Zehner müssen als Zwölfer gelten. Tritt diese Verkümmerung der äußern Kron=

sprosse mit der Eissprosse zugleich ein, so entstehen Achter, die zoologisch als Zwölfer gelten müssen und sich auch immer durch die Stärke der Geweihe



auszeichnen und normalen Zwölfern gleichstellen. Auch das innere Ende der Gabel des Zehners kann verschwinden, für sich und mit den andern; dadurch entstehen Zwölfer mit geringerer Endenzahl, die sich ohne Ausnahme als Zwölfer durch das zweite Knie der Hauptstange zu erkennen geben. Solche Geweihe sind aber selten. Noch seltener Zwölfer, in denen die Mittel- und Augensprosse fehlt. Alle diese Verschiedenheiten aber müssen als Zwölfer betrachtet werden, sobald das zweite charakteristische Knie der Hauptstange in der Krone vorhanden ist.

„Am Vierzehnender bildet die nach hinten gerichtete Spitze der Hauptstange des Zwölfers wieder eine normale Gabel, d. h. es tritt nach außen eine Nebensprosse an ihr hervor. Dadurch bildet sich eine zweite



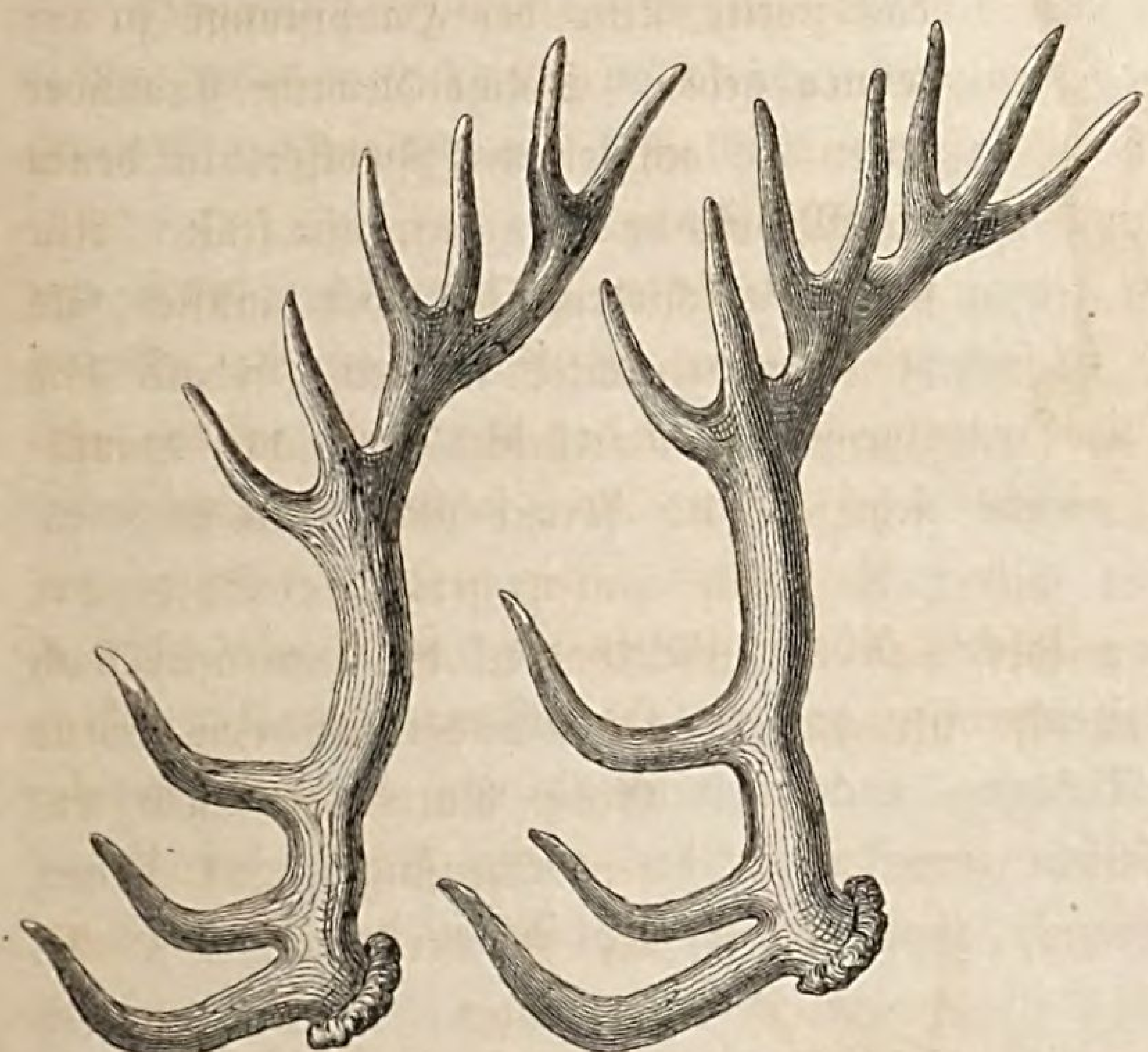
Gabel hinter der ersten, deren Theilung etwas höher, als die der vordern Gabel stattfindet. Die Krone des Vierzehnenders besteht wesentlich in dieser Doppelgabel. Die Basalentwickelung des Geweihs ist wesentlich noch die des Zehners, nur daß die immer stärker werdenden Basalsprossen sich noch mehr als beim Zwölfer gesenkt haben.

„Fehlt bei einem solchen Vierzehnender die Eissprosse, so tritt er jagdmäßig als Zwölfer auf. Nicht selten fehlt in der tiefern vordern Kronengabel das eine Ende; das Geweih hat dann scheinbar die Krone des Zwölfers, mit dem Unterschied, daß sich beim Zwölfer die Gabel vor der knieförmigen Biegung der Hauptstange in der Krone, bei solchen Vierzehnendern aber hinter der knieförmigen Biegung befindet. Andere Verkümmerungen sind

nach dem angegebenen Charakter der zurückgebliebenen Enden und der Hauptstange leicht zu deuten.

„In der Krone des Sechzehnenders biegt sich die Hauptstange hinter der Doppelgabel des Vierzehnenders aufs neue rückwärts, wendet aber die Spitze wieder nach innen. Die fünffache Krone mit der doppelten knieförmigen Biegung der Hauptstange in derselben ist der wesentliche Charakter des Sechzehnenders.

„In der Krone des Achtzehnenders entwickelt die Spitze der Hauptstange des Sechzehnenders wieder eine Nebensprosse nach außen; dadurch entsteht eine dreifache Gabel übereinander und hintereinander, von vorn nach hinten allmählich höher ansteigend. Diese dreifache Gabel mit der doppelten Biegung der Hauptstange in der Krone charakterisirt den Achtzehnender.



„Beim Zwanzigender biegt sich hinter der dreifachen Kronengabel des Achtzehnenders die Hauptstange aufs neue knieförmig nach rückwärts. Die Krone zählt also sieben Enden und drei knieförmige Biegungen.

„Die Krone des Zweiundzwanzigenders würde vier Krongabeln hintereinander und eine dreifache knieförmige Biegung der Hauptstange in der Krone haben u. s. w.

„In diesen Zügen liegt die normale Entwickelungsreihe angedeutet, und der Zusammenhang der Gestalt und Zahl ist unverkennbar. Die Form der Geweihe erscheint als Hauptsache, als das Bedingende; die Zahl der Enden schließt sich der Form als das Unwesentliche, Bedingte an: die Zahl kann bei mangelhafter Ausbildung abweichen, und dann hat die Form allein zu entscheiden. Ist die Form mit der bedingten Zahl verbunden, so hat man normale Geweihe; ist die Zahl bei bestimmter Form vernachlässigt, abnorme. Solche Abnormitäten mit geringerer Endenzahl sind unter andern die sogenannten ungeraden Geweihe der Jäger, in denen die Enden nach der größern Endenzahl der einen Stange gezählt werden. Nach naturhistorischer Betrachtung kann aber auch die größere Endenzahl möglicherweise der Form

ihrer Stangen nicht entsprechen; man hätte dann eine zweite Art von Abnormität. Um eine feste Norm zur Beurtheilung zu haben, muß man, wie oben geschehen, die ganze Entwickelungsreihe weiter fassen und in jeder Beziehung von unwesentlichen Erscheinungen absehen. Eine Art von solchen Abnormitäten besteht in der ungewöhnlichen Zertheilung der Nebensprossen. Eine solche Zertheilung kann jede Verzweigung der Hauptstange treffen und ins Unbegrenzte fortgehen. Allen diesen Verzweigungen liegt der gemeinsame Charakter zu Grunde, daß sie nicht mit der Hauptstange in directer Berührung stehen. Es sind der Normalform untergeordnete Bildungen, die mit der Zertheilung einer Nebensprosse abgeschlossen erscheinen, ohne auf die Normalform einen Einfluß zu äußern. In einer naturhistorischen Betrachtung verdienen sie also gar keine Berücksichtigung.

„Solche Zertheilungen zeigen sich nicht selten in den Enden der Kronen von sehr alten Hirschen; nächstdem kommen sie häufig an der Mittelsprosse vor; weniger hat die Hauptsprosse Fälle der Art aufzuweisen; aber auch die Eissprosse ist, wiewol sehr selten, von solchen Verzweigungen nicht frei.

„Eine andere Art von solchen Abnormitäten zeigt sich darin, daß an ungewöhnlichen Stellen Seitensprossen von der Hauptstange ausgehen, ebenso wol der Höhe als der Richtung nach abweichend von der gewöhnlichen Bildungsreihe. Dies geschieht zuweilen in der obern Hälfte der Hauptstange, unterhalb der Krone', zuweilen in der Nähe der Augen- und Eissprosse.

„Sehr selten kommen unter diesen Abnormitäten Verdoppelung der drei Basalsprossen in gleicher Höhe vor, die so stehen, daß die normalen Sprossen in der Mittelrichtung zwischen beiden auftreten müßten.

„Die letztgenannten Abnormitäten ergeben alle jagdmäßig eine größere Zahl von Enden, als die zoologische Betrachtung zuläßt. Die naturhistorische Auffassung erniedrigt in allen diesen Fällen die empirische Zahl der Enden, sowie sie bei den früher erörterten Verkümmerungen die Zahl erhöhen muß. Erst nachdem man ein Geweih dieser zweifachen Kritik der Abnormitäten unterworfen hat, kann man die normale Zahl seiner Enden, diejenige Zahl, welche es bei normaler Ausbildung entwickelt zeigen würde, bestimmen. Man wird dann finden, daß für eine bestimmte Gegend die so bestimmte Normalzahl der Enden nicht in Widerspruch mit der Stärke des Geweihs oder der Entwickelung des Hirsches steht.

„Nur auf eine solche Grundlage hin kann man das Maximum der normalen Endenzahl, zu der ein Hirsch es bringen kann, feststellen wollen. Es versteht sich fast von selber, daß die hohe Endenzahl vieler berühmten Geweihe, z. B. des Sechsundsechzigenders auf der Moritzburg, der vom Kur-

fürsten Friedrich III. 1696 bei Fürstenwalde geschossen wurde, sehr gewaltig zusammenbricht. Mehr als zwanzig normale Enden sind wol sehr selten vorgekommen, und auch Zwanzigender sind selten. Achtzehnender sieht man wol in jeder mäßig großen Sammlung, und unter den lebenden Hirschen kommen Sechzehnender, oder Vierzehnender und Zwölfender nicht selten vor.

„Daß kein regelmäßiger Fortschritt der Endenzahl mit den Jahren stattfindet, ist schon erwähnt. So wird der Gabelhirsch unter andern gewöhnlich übersprungen, und sehr häufig auch der Achter. Sehr selten aber kommt es vor, daß der Sechser und Zehner übersprungen würde. Noch häufiger als das Ueberspringen kommt das Wiederholen der Endenzahl vor, besonders bei zehn und mehr Enden. Die Geweihe werden dabei gewöhnlich stärker, und die Basalsprossen senken sich mehr, ohne daß die Endgabel oder Krone sich zertheilt. Man hat nicht selten von ein und demselben Hirsch Stangen aus verschiedenen Jahren gefunden, die einander fast vollkommen gleich gewesen. Ebenso oft kommt aber auch das Zurücksetzen auf eine geringere Endenzahl vor. In dieser Beziehung bildet der Zehner eine auffallende Grenze. Ein Hirsch, der einmal eine Krone getragen hat, setzt nie weiter als auf den Normalzehner zurück. Sogar sehr alte Hirsche, die in der Zahl der Enden und Stärke der Geweihe oft große Rückschritte machen, finden hier eine Grenze.

„Wenn daher erst der Zehnenderhirsch als jagdbar angesprochen wird, ebenso wie der Sechserrehbock, so liegt darin ein richtiges durch naturhistorische Betrachtung zu rechtfertigendes Gefühl.

„Da nicht viele bestimmt beobachtete Reihenfolgen von Hirschgeweihen bekannt geworden sind, so will ich hier die Zahlen- und Stellungsverhältnisse von 19 aufeinanderfolgenden Geweihen angeben, die von ein und demselben in der Nähe von Braunschweig 20 Jahre lang in der Gefangenschaft gehaltenen Hirsche beobachtet sind.

„Der Buchstabe a soll die Augensprosse, b die Eissprosse, c die Mittelsprosse, d die erste Spitze der Krone oder die innere Spitze der Endgabel, e die äußere Spitze der ersten Endgabel, f die hintere Spitze der dreifachen Krone oder die innere der zweiten Endgabel, g die äußere Spitze der zweiten Endgabel, h die hintere Spitze der fünffachen Krone, oder die innere Spitze der dritten Endgabel andeuten. Ist eine der Spitzen getheilt, so ist dies durch die Zahl 2 hinter dem bezeichnenden Buchstaben bemerkt. Die Enden sind von unten nach oben fortschreitend durch die Reihenfolge der Buchstaben bezeichnet, die der Krone über der Linie, die Basalenden unter der Linie.

Reihenfolge der Köpfe.	Vertheilung der Enden an der linken Stange.	Vertheilung der Enden an der rechten Stange.	Zahl der Enden an der linken Seite.	Zahl der Enden an der rechten Seite.	Jagdmäßige Zahl im ganzen.	Normale Zahl.
1.	d .	d .	1	1	2	2
2.	d c a	d a c	3	3	6	6
3.	e d c b a	d e a . c	5	4	10	10
4.	d c b a	d e . f a b c	4	6	12	12
5.	f . e d c b a	d e . f a b c	6	6	12	12
6.	e d c b a	d e a b c	5	5	10	10
7.	f . e d c b a	d e . f a b c	6	6	12	12
8.	f . e d c b a	d e . f a b c	6	6	12	12
9.	g f . e c b a	d e . f a b c	6	6	12	14
10.	e d c b a	d e^2 . f a b c	5	7	14	12
11.	g f . e c b a	e . f g a b c	6	6	12	14
12.	g f . e d c b a	d^2 e^2 . f a^2 b c	7	9	18	14
13.	f . e d c . a^2	d^2 e^2 f g a^2 b c	6	9	18	14
14.	g^2 f . e^2 c . a^2	d c . f g^2 a b c	8	8	16	14
15.	'g f . e c . a^2	d e a^2 c^2	6	6	12	14
16.	g f . e d c b a	d e . f g a b c	7	7	14	14
17.	g f . e c b a	d e . f g a b c	6	7	14	14
18.	h . g f . e c b a	d e . f g a b c	7	7	14	16
19.	e d c b a	d e a b c	5	5	20	10

„In den ersten Lebensjahren ist die Ausbildung der Geweihe am meisten normal. Vom zehnten bis funfzehnten Jahre treten Verdoppelungen einzelner Enden auf. Vom funfzehnten Jahre an werden die Kronsprossen auffallend abnorm und kolbig verdickt, ohne ganz bestimmt zu verecken.

„Auffallend ist das plötzliche Zurücksetzen mit kleinem Geweih im letzten Jahr, jedoch begründet durch rasche Abnahme der Kräfte des krank gewordenen Hirsches. Bemerkenswerth ist es in dieser Entwickelung, daß die zoologische Zählung der Enden weit weniger auffallende Sprünge macht, als die jagdmäßige Bestimmung.“ So weit Blasius.

Je älter der Hirsch wird, desto dichter auf dem Kopfe steht die sich alljährlich mehr verbreitende Rose; desto mehr nehmen die Stangen wo nicht an Länge, doch an Stärke zu. Auch die Perlenbesetzung wird immer dichter und stärker.

Gegenwärtig wird man selten Hirsche finden, welche bis 24 Enden aufsetzen; in frühern Zeiten hat es unter andern einen gegeben, welcher 66 Enden trug.[1])

Der Kümmerer, welcher Schaden am Kurzwildbret litt, setzt, wenn dies zu der Zeit geschah, wo er kein Gehörn trug, entweder gar keins auf, oder ersetzt es doch nicht vollkommen wieder; sondern es erheben sich aus dem Rosenstocke unförmliche, mit Bast umgebene Auswüchse, welche er gewöhnlich für immer behält, zuweilen aber auch (vermuthlich wenn das Kurzwildpret nicht völlig zerstört wurde) zu unbestimmten Zeiten verliert und immer in anderer Gestalt wiederbekommt.

Im herzoglichen Schlosse zu Anhalt-Dessau werden verschiedene solche Auswüchse aufbewahrt, welche ein Kümmerer in kurzer Zeit (ich glaube in einem Jahre) abwarf und aufsetzte.

Eine bekannte Thatsache ist es, daß, wenn nur die eine Hälfte des Kurzwildbrets (nur ein Hode) verloren gegangen ist, ähnliche Knollenauswüchse nur an die Stelle derjenigen Stange treten, welche auf derselben Seite, wo der Hode zerstört wurde, sonst hätte aufgesetzt werden müssen; die andere Stange hingegen reproducirt sich vollständig.

Hirsche, welche bei völlig vereckten, ungefegtem oder gefegtem Geweih des Kurzwildbrets ganz verlustig werden, werfen ihr ganzes Leben hindurch nie wieder ab, sondern behalten es stets so, wie es zur Zeit der Verletzung ist.[2])

Der Kümmerer durch andere Verwundung wirft, wenn er sich ausgeheilt hat, mit den übrigen Hirschen zu gleicher Zeit ab, setzt auch voll-

---

1) Ueber diesen weiter unten. T.

2) Vgl. Dr. Klett in v. Wildungen, Taschenbuch, 1801, S. 176 fg. W.

kommen wieder auf, aber zurück, d. h. er bekommt weniger Enden als zuvor.

Das Gehörn eines alten Hirsches ist sehr schwer. Im Jahre 1800 fing man bei der Parforcejagd in Dessau einen an 24 Enden, dessen Gewicht 32 Pfund wog.[1])

Ich würde der Zeugungstheile, als Auszeichnung des Hirsches, kaum erwähnen, wenn zu der Zeit, wo er abgeworfen hat, der Pinsel an der Brunftruthe, und selbst das Kurzwildbret nicht dazu beitrügen, ihn bei der Anschauung vom Thier zu unterscheiden.[2])

§. 5. Die Brunftzeit des Edelwilds fängt mit Eintritt des Monats September an und dauert bis zur Mitte des October.[3])

Schon gegen Ende des August, wenn die Hirsche am feistesten sind,

---

1) Jedem Waidmann, der sich für Gewicht und Geweih der Hirsche interessirt, empfehle ich angelegentlich die schon oben citirte treffliche Abhandlung „Pürsche auf starke gute Hirsche der Vergangenheit und Gegenwart", von Dr. Cogho, königl. preuß. Oberförster, in der Jagdzeitung, 1862, Nr. 16—19. T.

2) Einzig in ihrer Art ist vielleicht die Erscheinung, mit welcher Hr. Staatsrath Hartig uns in seinem „Lehrbuch für Jäger", I, 84, bekannt macht, indem er a. a. O. sagt: er selbst habe einen erlegten Hirsch gesehen und untersucht, an dessen Kopf nicht die geringste Andeutung eines Rosenstocks, viel weniger eines Gehörns bemerkbar, und doch auch nicht die mindeste Verletzung oder Unvollkommenheit am Kurzwildbret wahrzunehmen, sondern mehr als eine Anzeige vorhanden war, daß er gebrunftet habe. W.

Diese Erscheinung steht durchaus nicht vereinzelt da; die Jagdzeitung theilt folgende dahin gehörige Thatsachen mit: „Bei den im December 1860 in Letzlingen (eine königl. preuß. Oberförsterei im Regierungsbezirk Magdeburg) abgehaltenen Hofjagden wurden unter andern auch fünf Hirsche, unter denen zwei jagdbare, geschossen, die nicht aufgesetzt hatten; auf dem Kopfe waren nur zwei Erhöhungen, jede einen Zoll lang, mit langen Haaren bewachsen, bemerkbar. Vom Rosenstock war keine Andeutung vorhanden und deutlich zu sehen, daß diese Hirsche niemals aufgesetzt hatten. Das Kurzwildbret dieser Hirsche hatte nicht den geringsten Schaden genommen, ja sie waren vielmehr vom Brunften noch ganz schwarz unter dem Leibe. Ein ausgezeichneter, hirschgerechter Jäger, Hr. v. Meyerinck, Hofmarschall Sr. Hoh. des Prinzen Karl von Preußen, der selbst bei dieser Jagd zugegen und früher Oberförster in Letzlingen war, ist der Ansicht, diese Hirsche stammen sämmtlich von einem alten Hirsch, der diese Art von Kopfbildung hatte, und haben sie erblich fortgepflanzt (a. a. O., 1861, S. 322). Infolge dieser Mittheilung wurden der Redaction der Jagdzeitung noch mehrere ähnliche Beispiele angezeigt. So wurde auf der fürstl. Lamberg'schen Herrschaft Steyr, Revier Ramsau, in den ersten Tagen des October 1857 ein sehr verbrunfteter Hirsch ohne Geweih geschossen; er hatte keine Rosenstöcke, keine Erhabenheit auf dem Kopfe. Auch auf dem Schädel, der auf dem Schloß Steyr aufgehängt wurde, ist keinerlei Erhöhung zu erkennen. Dieser geweihlose Hirsch wurde im Jahr 1853 zum ersten mal von einem Forstadjuncten sicher erkannt. Diese Eigenthümlichkeit scheint sich auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt zu haben, denn bis zum Herbst 1860 wurden noch zwei Hirsche als Erben obiger Eigenschaft in dem benannten und angrenzenden Revier bestimmt erkannt. Aus Dresden theilte ein Waidmann dem nämlichen Blatt mit, daß er im Jahr 1855 im Thiergarten bei Moritzburg (Sachsen) einen geweihlosen Hirsch ohne Rosenstöcke oder irgendeine Erhabenheit auf dem Kopfe geschossen habe. Der Hirsch war 10–12 Jahre alt und soll während der Brunftzeit stets einen starken Trupp Mutterwild bei sich gehabt haben (a. a. O., S. 372). Endlich wurde im October 1862 auf der Herrschaft Gratzen des Grafen Buquoy in Böhmen ein guter, jagdbarer alter Hirsch ganz ohne Geweih geschossen, „so alt, daß er gar keine Grandeln mehr hatte". Das Kurzwildbret war gar nicht verletzt, auf der Hirnschale gar keine Spur von Rosenstöcken, nur zwei, beiläufig einen Zoll hohe, mit der Decke überzogene bewegliche Knollen. Der Hirsch wog ausgeweidet nahe an zwei Centner (a. a. O., 1862, S. 753). T.

3) Da, wo der Verfasser jetzt (im Jahre 1818) lebt, im untern Mainkreise des Königreichs Baiern, beginnt und endet die Hirschbrunft zwei bis drei Wochen später als im Königreich Sachsen und in den anhaltischen Landen. W.

erwachen in den stärksten die Triebe zur Brunft. Sie äußern dies durch ihr Schreien — ein Laut, der dem Jäger angenehm, dem musikalischen Ohr aber nichts weniger als schmeichelnd ist —, durch welches ihnen gleich anfangs der Hals anschwillt. Den nämlichen Ort, wo der Hirsch einmal gebrunftet hat, wählt er, solange das Holz nicht abgetrieben wird und er Ruhe hat, in den folgenden Jahren immer wieder. Solche Stellen nennt man Brunftplätze, Blohm oder Plon.

In der Nachbarschaft derselben zieht sich dann auch das Wild in kleine Trupps zu 6, 8, 10—12 Stück zusammen, verbirgt sich aber, vielleicht aus Koketterie, vor dem Brunfthirsche. Dieser trollt unaufhörlich mit zu Boden gesenkter Nase umher, um zu wittern, wo es gezogen ist und steht.

Findet er noch schwache Hirsche oder Spießer dabei, so vertreibt er sie und bringt sich in den Besitz der Alleinherrschaft, welche er von nun an mit despotischer Strenge ausübt. Keine der erwählten Geliebten darf sich nur auf 30 Schritt weit entfernen; er treibt sie sämmtlich auf den gewählten Brunftplatz.

Hier, von soviel Anregung umgeben, vermehrt sich der Begattungstrieb stündlich; aber noch immer weigern sich, wenigstens die Schmalthiere, welche er unausgesetzt herumjagt, sodaß der Platz ganz kahl getreten wird.

Abends und morgens ertönt der Wald vom Geschrei[1]) der Brunfthirsche, welche sich jetzt kaum den Genuß des nöthigen Geäses und nur zuweilen Abkühlung in einer benachbarten Suhle oder Quelle, wohin die Thiere sie begleiten müssen, gestatten.

Andere, weniger glückliche Nebenbuhler beantworten neidisch das Geschrei, und mit dem Vorsatz, alles zu wagen, um durch Tapferkeit oder List sich an die Stelle jener zu setzen, nahen sie sich. Kaum erblickt der beim Wild stehende Hirsch einen andern, so stellt er sich, glühend vor Eifersucht, ihm entgegen.

Jetzt beginnt ein Kampf, welcher oft einem der Streitenden, nicht selten beiden, das Leben kostet. Wüthend gehen sie mit gesenktem Gehörn aufeinander los und suchen sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit wechselsweise anzugreifen oder zu vertheidigen.

---

1) Das oben erwähnte Geschrei — eigentlich Schreien — des Hirsches in der Brunftzeit lautet ungefähr so, als wenn mit einer starken, sonoren Baßstimme und weitgeöffnetem Munde in einen Topf (Hafen) O—A geschrien wird. Brunfthirsche schreien meist nur dann, wenn mehrere in der Nähe beisammenstehen, auch stets in kalten Nächten häufiger und stärker als in lauen. Dieses Schreien scheint Ausforderung zum Kampf zu sein. Auch das Thier, besonders solange es vom Hirsch getrieben wird, gibt in der Brunftzeit mitunter einen kurz abgebrochenen, stark näselnden, wie O—Ä im Bariton erklingenden Laut aus. Außer der Brunftzeit vernimmt man denselben nur kurz nach der Setzzeit von alten Thieren, die ihre Kälber dadurch zu sich rufen. Im ersten Fall scheint selbiger daher Angstlaut, im andern Locklaut zu sein. W.

Weit erschallt im Walde das Zusammenschlagen der Geweihe, und Wehe dem Theil, welcher aus Altersschwäche oder zufällig eine Blöße gibt! Sicher benutzt diese der Gegner, um ihm mit den scharfen Ecken der Augensprossen eine Wunde beizubringen.

Man hat Beispiele, daß die Gehörne beim Kampf sich so fest ineinander verschlungen hatten, daß der Tod beider Hirsche die Folge dieses Zufalls war, und auch dann vermochte keine menschliche Kraft, sie ohne Verletzung der Enden zu trennen. [1]) Oft bleibt der Streit stundenlang unentschieden. Nur bei völliger Ermattung zieht sich der Besiegte zurück; der Sieger aber findet seinen Lohn im unersättlichen, immer wechselnden Genuß von Gunstbezeigungen der Thiere, welche dem Kampf zusahen.

Während diesem gelingt es zuweilen ganz jungen Hirschen, sich auf kurze Zeit in den Besitz der Rechte zu stellen, um welche jene sich mit so großer Hartnäckigkeit streiten, indem sie sich an das Wild heranschleichen und das genießen, was ihnen sonst erst drei Wochen später, wenn die starken, ganz entkräftet, die Brunftplätze verlassen, zutheil wird.

Zum Beschlag selbst bedarf der Hirsch nur eines höchst kurzen Zeitraums.

Das Thier vergilt Gleiches mit Gleichem und sucht sich so oft als möglich für den Zwang schadlos zu halten, welchen ihm die eifersüchtigen Grillen des Gatten auflegen. Aeltere Jäger schrieben ihm soviel Enthaltsamkeit zu, daß sie behaupteten, es trenne sich unvermerkt vom Hirsch, sobald es sich hochbeschlagen fühle; neuere Beobachtungen haben das Gegentheil bewiesen. Wahrscheinlich empfindet es nur zu gut, daß die letzten Wochen der Brunft es doppelt für die Mühseligkeiten der ersten entschädigen.

§. 6. Das Thier geht 40 bis 41 Wochen tragend und setzt, je nachdem es, während der Brunft, zeitig oder spät hochbeschlagen wurde, zu Ende des Mai oder im Monat Juni ein Kalb, selten zwei.

Wenn die Setzzeit herannaht, sucht es Einsamkeit und Ruhe im dichtesten Holze. Die Kälber sind in den ersten drei Tagen ihres Lebens so unbeholfen, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen; man kann sie sogar mit der Hand aufnehmen.

Nur selten und auf kurze Zeit verläßt sie in dieser Periode die Mutter, und selbst wenn sie verscheucht wird, entfernt sie sich nur so weit, als nöthig ist, um durch fingirte Flucht die wirkliche oder eingebildete Gefahr abzu-

---

1) Es sind Beispiele bekannt, daß dem Besiegten von seinem Gegner das Geweih sammt dem Stück Hirnschale, auf dem es sitzt, ausgerissen wurde, so gewaltig kann die Heftigkeit des Kampfes sein. T.

wenden. Diesen Zweck sucht sie, vorzüglich wenn ein Hund oder Raubthier sich naht, mit vieler Schlauheit zu erreichen. Trotz ihrer sonstigen Furchtsamkeit, flieht sie nicht eher und nicht schneller, als sie, um zu entkommen, muß, weil sie weiß, daß dies das beste Mittel ist, die Aufmerksamkeit des Feindes vom Kalb ab und auf sich zu ziehen, und ihn, indem er ihr mit Eifer folgt, irrezuführen. Kaum ist er gänzlich entfernt, so eilt sie an den Ort zurück, wo sie ihren Liebling verließ.

Nachdem das Kalb die erste Woche überlebt hat, würde die Mühe vergeblich sein, es ohne Netze fangen zu wollen. Ueberall folgt es nun der Mutter und drückt sich sogleich im hohen Grase, wenn diese sich meldet, d. h. einen Laut des Schreckens von sich gibt, oder mit dem Vorderlaufe schnell und stark auf den Boden stampft. Es besaugt das Thier bis zur nächsten Brunftzeit, und wird von diesem über die Wahl der ihm dienlichen Aesung von Jugend auf belehrt.

§. 7. Die Aesung des Edelwilds besteht im Winter, beim Plattfrost, in den an warmen Quellen hervorsprossenden Kräutern und in grüner Saat; fällt tiefer Schnee, so begnügt es sich mit den Knospen, im Nothfall auch mit der Schale des gefällten Holzes, mit Heidekraut (Erica vulgaris) und mit den immer grünen Blättern des Brombeerstrauchs (Rubus fruticosus). Findet es aber Oelsaatbreiten, so schlägt es den Schnee mit den Läufen weg und nimmt die Blätter als Leckerbissen an. Nichts reizt es mehr als die Mistel (Viscum album), aus welcher bekanntlich der Vogelleim bereitet wird. Sie ist ein Hülfsmittel, das Rothwild stundenweit heranzuziehen, wenn sie auch nur in geringer Quantität angewendet wird. Ueber die Nothwendigkeit und Einrichtung der Fütterung in dieser Jahreszeit ist bereits in der Einleitung gesprochen worden. Bei der ersten Anlage derselben wird es sehr vortheilhaft sein, sich der Mistel zur Kirrung zu bedienen; auch muß darauf Bedacht genommen werden, daß sowol für die guten Hirsche als für die schlechten und das Wild an verschiedenen Orten eine besondere Fütterung unterhalten wird.

Im Frühjahr sorgt die Natur schon selbst für Aesung durch Holzknospen, grünes Getreide, aufsprossende Grasarten und Kräuter, sowie späterhin durch die frischen Triebe und das junge Laub fast aller Holzarten, die der Erlen ausgenommen.[1]) Werden alle diese Nahrungsmittel zu alt und bitter, so nimmt das Edelwild die Wiesen an. Lieblingsäsung ist ihm der junge Trieb, das Blatt und die Blüte des wilden Jasmin (Philadelphus coronarius). Durch ihn wird in dieser Jahreszeit das

1) Als Eigenheit verdient bemerkt zu werden, daß das Edelwild die Stockloden den jungen Samenpflanzen jeder Laubholzart bei weitem vorzieht. W.

Edelwild ebenso sicher aus weiter Ferne herangezogen, als im Winter durch die Mistel.

Wenn das Getreide einkörnt, so äset es alle Arten desselben, Gerste ausgenommen, vorzüglich aber liebt es Hafer, alle Arten Futterkräuter, Leinknoten und Buchweizen.

Da es zu allen andern Zeiten durch kühle Aesung vor Durst geschützt wird, so zieht es fast ausschließlich nur im Juli, August und September zur Quelle, um zu trinken.

Nach der Ernte sucht es auf den Wiesen und im Holze wieder soviel als möglich grünes Geäse, und nimmt Kraut und Rüben, Kartoffeln, auch junge Oelsaat an. Späterhin findet es seinen reichlichen Unterhalt im Walde an den Eicheln, und auf dem Felde an der jungen Wintersaat. Besonders liebt es die reifen Früchte des nordamerikanischen, großen, stacheligen Hagedorns (Crataegus coccinea). Durch den Genuß so nahrhafter Aesungsmittel werden bei den Hirschen die durch die Brunft, bei den Thieren die durch das Säugen der Kälber verlorenen Kräfte vollkommen ersetzt, und beide Geschlechter können so, bei einiger Unterstützung durch die Fütterung, einen harten Winter und den damit verbundenen Mangel ertragen.[1])

§. 8. Starke Hirsche stehen nur in der Brunftzeit bei Thieren, zu jeder andern Zeit in stärkern oder schwächern Trupps, abgesondert, beisammen; Spießer, Hirsche vom zweiten Kopf (die das zweite Gehörn tragen), Thiere und Schmalthiere vereinigen sich in andern oft zahlreichen Gesellschaften.

Die Kälber bleiben bis zur Setzzeit des folgenden Jahres bei der Mutter; dann gesellen sie sich, nun als Spießer und Schmalthiere, zu den ältern Schmalthieren und schlechten Hirschen. Sobald das Kalb dem Thier folgen kann, formiren sich wieder gemischte Trupps, und diese halten sich bis zur Brunftzeit zusammen.

Zahlreiche, blos aus starken Hirschen bestehende Trupps ziehen sich mit Eintritt des Winters in die Nachbarschaft der jungen und neuangelegten Gehaue, oder in solche Waldgegenden, wo die Heide (Erica vulgaris) häufig sich findet. Ebenso die gemischten Wildgesellschaften, aber von jenen abgesondert.

Fällt Schnee ein, so sucht jeder Trupp die für ihn bestimmte Fütterung auf, entfernt sich auch den Tag über nicht weit davon. Nur bei einbrechender Nacht ziehen in der Regel Hirsche und Wild überhaupt auf die Aesung.

---

1) In einem weiter unten bei den Fährten des Edelwilds näher zu erwähnenden Schriftchen „Von den Zeichen des Hirsches", heißt es: „Auch will ich dich unterrichten von zwei Aesungen, die der Hirsch nimmt, die Hirschkuh nicht. Da ist Laub von Faulbaum und Flachs. Du kannst sicher sein, daß sich kein Thier damit nährt. Nur wenn sie mit einem Hirsche trächtig geht, kann sie sich wol am Flachse weiden und äsen." T.

Wenn die Hirsche abgeworfen haben, vermeiden sie Dickungen und alle solche Orte, wo sie mit dem jungen Gehörn anstoßen müßten, weil ihnen dies schmerzhafte Empfindungen verursacht.

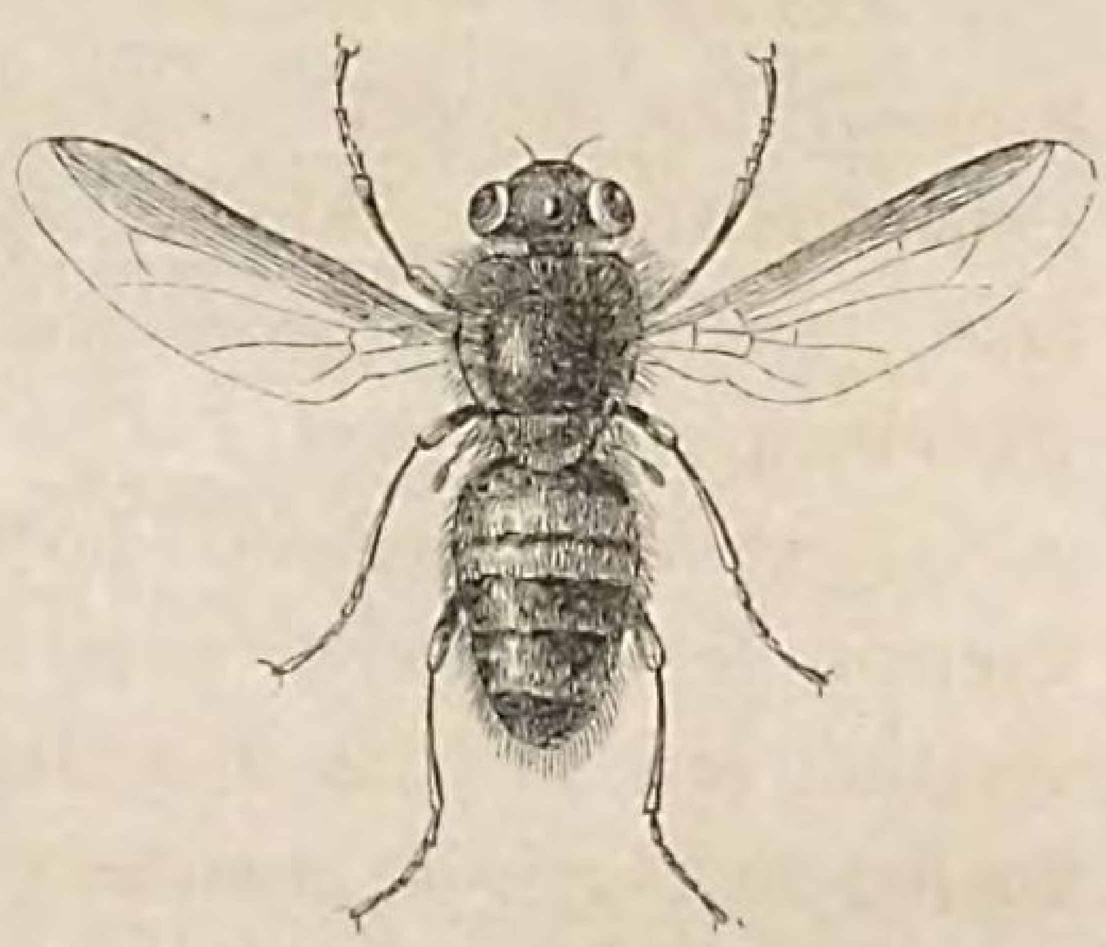
Im Frühjahr ziehen sich die verschiedenen Trupps in die Vorhölzer und an Orte, wo sie zu der Zeit Geäse finden. Im April, während des Färbens, verbirgt sich das Edelwild den ganzen Tag über im dichtesten Holz und geht nur zur Nachtzeit auf die Aesung. Im Mai erscheint es in seinem leichtern und schönern Sommergewand, öfter und früher in der Nähe der Felder, Wiesen und jungen Gehaue, entfernt sich auch selten weit davon, wenn es nicht beunruhigt wird. Den nun gewählten Sommerstand[1]) behält es gewöhnlich bis zur Brunftzeit.

Während dieser Jahreszeit wird es von Bremsen[2]) und Stechfliegen[3]) nicht wenig geplagt. Um sich dagegen soviel als möglich zu schützen, thut es sich den Tag über im Dickicht, im hohen Grase oder im Getreide nieder, tritt auch bei heißem Wetter, gegen Mittag, wo es Gelegenheit dazu findet, so tief ins Wasser, als es, ohne schwimmen zu müssen, geschehen kann. Gegen Abend, wenn es auf die Aesung, und morgens früh, wenn es zu Holz zieht, kühlt es sich in den Suhlen ab, welche es auf seinem Wechsel findet.

---

1) In Revieren, wo das Edelwild nicht immer, sondern nur im Sommer Stand oder auch nur Wechsel hält, wird man es gemeiniglich dann zuerst und forthin spüren, wenn an der Eberesche (dem Vogelbeerbaum, Sorbus aucuparia) die Knospen sich öffnen. T.

2) Die Bremse, eigentlich die Hirschdassel (Hypoderma Actaeon *B.*) hat einige Aehnlichkeit mit der Rindsdassel oder Binsfliege (Hypoderma [Oestrus] bovis). Sie ist fein behaart, hat am Rücken vier auf der Mitte unterbrochene Längsstreifen, der Hinterleib ist schwarz und bläulich, silberfleckig marmorirt.



Unter den Jägern ist die Ansicht allgemein verbreitet und auch Winckell theilte sie, daß das Edelwild die Engerlinge der Dasseln aus der Haut herausbeiße und verschlucke, durch öfteres Husten aber wieder auswerfe. Sie beruht aber auf einem großen Irrthum. Die Maden, die im Schmerz vom Edelwild ausgehustet werden, stammen von den Rachenbremsen, die ihre kleinen weißen Maden, besonders an schwülen, heißen Sommertagen, im Fluge nach den Nasenöffnungen des Wildes schleudern. Sie klammern sich da mit ihren großen klauenförmigen Mundhaken an und kriechen in die Falten der Schleimhaut der Nasenmuscheln selbst bis zur Drossel, wo sie sich entwickeln und endlich als große Larven vom Wild ausgehustet werden. Es gibt zwei Gattungen von Rachenfliegen, die sogenannten Hummelfliegen (Cephenomia) und die eigentlichen Rachenfliegen (Pharyngomyia). Von der erstern kommt nur eine Art beim Edelwild vor, nämlich die C. rufibarbis *W.* Die Unterseite des Kopfes ist rothgelb behaart, die vordere Rückenbinde olivenbraun. Körperlänge 15 Millimeter.

Von den eigentlichen Rachenfliegen ist nur eine Art bekannt, die Pharyngomyia picta *Mey.* Sie lebt als Larve ausschließlich im Rachen des Edelwilds. Der Körper ist mit kurzen Borsten besetzt, silberfarbig, schwarzfleckig. Die Beine sind gelbbraun. Eine höchst werthvolle Arbeit über die Oestriden des Hochwilds veröffentlichte Hr. Friedrich Brauer in der Jagdzeitung, 1864, Nr. 1. T.

3) Unter den Schmarotzern ist besonders auch die meistens nur mit Flügelstummeln versehene Hirschlausfliege (Lipoptera cervi *Nitsch* oder Alcephagus pallidus *Geminerthal*) dem Edelwild sehr lästig. T.

Gegen Ende des August vertheilen sich die starken Hirsche auf die Brunftplätze, wenn sie sich mit einigen alten Thieren, die ihre Kälber bei sich behalten, und mit Schmalthieren vereinigt haben. Spießer und geringe Hirsche müssen jetzt das Feld räumen, bis die starken von der Brunft abtreten; doch halten sie sich gern in der Nähe der Brunftplätze auf. Nach der Brunft vereinigt sich alles, wie vorher, truppweise, und wählt seinen Stand in den Vorhölzern, welche den mit Herbstfrüchten und grünem Wintergetreide besetzten Feldern nahe sind. Auch trifft man jetzt das Rothwild häufig da, wo es Eichelmast findet.

§. 9. Unter allen Wildgattungen gewährt das Edelwild auf mannichfaltige Weise beträchtlichen Nutzen. So wird

1. das Wildbret seines, vorzüglich in der Feistzeit, vortrefflichen Geschmacks wegen, selbst von denen ungemein geschätzt, welche, solange sie aus ökonomischen Rücksichten, oder unter andern Verhältnissen, den Genuß desselben auf ihren Tafeln entbehren müssen, abgesagte Feinde alles dessen sind, was diesen Namen führt.
2. Die Lunze und
3. das Gescheide, wenn sie gut und vorsichtig gereinigt sind, geben eine schmack- und nahrhafte Kost.
4. Das Kurzwildbret hält man, bei guter Zubereitung, für ein wohlschmeckendes Gericht, mit minderm Recht für ein Kräfte verleihendes Mittel.
5. Die Kolben und das Maul werden, als Salat, für lecker gehalten.
6. Aus dem Geweih wird eine kräftige Gallerte bereitet, die in auszehrenden Krankheiten von großem Nutzen sein soll.[1]) Auch wird es unter dem Namen „Hirschhorn" in Apotheken (meistens geraspelt) zu mehrern Zwecken verwendet und von Horndrehern, Schwertfegern und Büchsenschäftern zu mancherlei Arbeiten gesucht.

   Nicht nur die Geweihe der erlegten Hirsche sind hierzu brauchbar, sondern auch die abgeworfenen. Man setzt deshalb in der Regel einen bestimmten Preis für jedes Ende der Stange zur Belohnung für den aus, welcher sie findet und abliefert.
7. Das Unschlitt dient zur Heilung leichter Hautverletzungen, auch verhindert es diese, wenn bei heftigen Strapazen zu Fuß und zu Pferde die der Reibung ausgesetzten Theile öfters damit bestrichen werden.
8. Die Haut wird, wenn sie gar gemacht ist, von den Beutlern, Riemern und Schuhmachern verarbeitet und macht deshalb einen nicht unbedeutenden Handelszweig aus.

1) Nur nach veralteten bromatologischen Ansichten. T.

Den Hirsch benutzt man von der Mitte des Monats Juni bis zur Mitte des September am zweckmäßigsten, weil dann Wildbret und Haut am besten ist. Die eigentliche Feistzeit fällt erst in den Monat August. Bei voller Aesung muß der gute Hirsch dann 400, der Kapitalhirsch gegen 600 Pfund wiegen und 2 bis 4 Zoll hoch Feist aufgelegt haben.

Im Winter Edelwild überhaupt und besonders starke Hirsche zu schießen, würde in jedem gut unterhaltenen, geschlossenen Reviere unstatthaft sein, da dann beides, Wildbret und Haut, schlecht, die letztere besonders auch durch die Engerlinge (die Larven der Hirschdassel) verletzt ist.

Der Kümmerer, der kein förmliches Geweih wieder aufsetzt, ist das ganze Jahr hindurch gut am Leibe, im August aber außerordentlich feist. Die Haut verschlechtert und verbessert sich bei Kümmerern ebenfalls mit der Jahreszeit, wie bei andern Hirschen. Dies geschieht auch beim Thiere und Kalbe. Ersteres ist im Herbste, besonders im November, nicht nur gut am Wildbret, sondern auch oft sehr feist. Kälber, Spießer und Schmalthiere sind nie feist, im Sommer jedoch gut am Wildbret und dann vorzüglich brauchbar.

§. 10. In der Einleitung habe ich bereits im allgemeinen über die zweckmäßigen Mittel, ein mit Wild verhältnißmäßig gut besetztes Revier in fortwährend gutem Stande zu erhalten, auch einem heruntergekommenen wieder aufzuhelfen, gesprochen; es mögen hier nun noch diejenigen Maßregeln angeführt werden, durch welche dem zu starken Auswechsel des Edelwildes möglichst vorgebeugt, der Zugang desselben aber befördert werden kann.

Erhaltung der Ruhe im Walde, insoweit örtliche und andere Verhältnisse es gestatten, zu jeder Jahreszeit, muß begreiflicherweise hierzu das meiste beitragen. Nächstdem sei man besonders darauf bedacht, alle Arten von Raubzeug, durch fortgesetzte Anwendung der erlaubten Ausrottungsmittel, bis zur höchstmöglichen Unschädlichkeit, zu vermindern. Ferner sorge man für zweckdienliche Unterhaltung der Winterfütterungen, verändere auch den dazu einmal bestimmten Ort, ohne Nothwendigkeit, nicht.

Das Nämliche gilt für die mildern Jahreszeiten von den Salzlecken. Deshalb muß deren Errichtung, wenn solche durch Landesgesetze nicht untersagt ist, an ruhigen Stellen zu rechter Zeit stattfinden.

Man verfährt dabei auf folgende Weise:

Im Monat März läßt man $1\frac{1}{2}$ Fuß hohe und 4 Fuß im Quadrat haltende Kasten von eichenen Pfosten auf den Hauptwechseln und in der Nähe einer Suhle befestigen. Diese werden mit feiner, von Steinen und

Wurzeln gereinigter, trockener, stark mit Salz vermischter Lehmerde [1]) nicht nur vollgeschlagen, sondern auch ein rundlich abgestumpfter, kegelförmiger Haufen, in dessen Mitte ein Stock steht, fest darauf gedrückt. Geht Viehtrift in die Nähe der Lecken, so umgibt man sie mit einer etwa 10 Fuß vom Kasten abstehenden 3 Fuß hohen Vermachung.

Das Edelwild liebt die Salzlecken so sehr, daß es solche oft in kurzer Zeit ausschlägt. Dann füllt man sie auf die nämliche Art wieder an.

Nicht weniger reizend, für den Edelhirsch besonders, scheint reiner, strengflüssiger Theer zu sein. Versuche, welche der Verfasser im Spätsommer und Frühherbste des Jahres 1817 anstellte, als derselbe durch eine diesfallsige Anzeige im Meyer'schen „Journal für das Forst- und Jagdwesen im Königreiche Baiern", Jahrg. 1816, hierauf aufmerksam gemacht worden war, berechtigen ihn zu der Aeußerung, ohne jedoch für jetzt noch die Sicherheit des Erfolgs verbürgen zu können, indem die diesjährigen Proben durch eine ziemlich lange Abwesenheit von der Heimat unterbrochen worden sind.

Man beobachtete folgendes Verfahren:

Auf bekannten guten Wechseln wurden isolirt stehende, glattrindige Baumstämme von beliebiger Art und Stärke, in einer Höhe von 3 bis 4 Schuh über der Erde, ringsum mit Theer stark bestrichen, nachdem man den Boden um den Stamm her, bis auf 3 Schuh Breite, gehörig hatte auflockern lassen.

Nach Verfluß weniger Tage, vorzüglich beim Herannahen der Brunftzeit und während derselben, fand man anfänglich weniger oder mehr abgeriebenes Haar und Zeichen des Leckens, späterhin auch häufige Rindenverletzungen mit dem Geweih an den bestrichenen Stellen der Bäume, am Boden aber reine Tritte der Hirsche, nie die eines Thieres.

Fortgesetzte Versuche müssen bestätigen, ob diese Theer-Lecke stets gute Dienste leistet. [2])

§. 11. Eine eigene Kunde des Jägers ist das richtige Ansprechen des Edelwildes und jeder andern Wildart.

Man spricht das Edelwild entweder infolge der Anschauung, oder nach der Fährte an. Das erstere hat weiter keine Schwierigkeit, weder in Rücksicht der Unterscheidung des Geschlechts, noch der Gattung und Art.

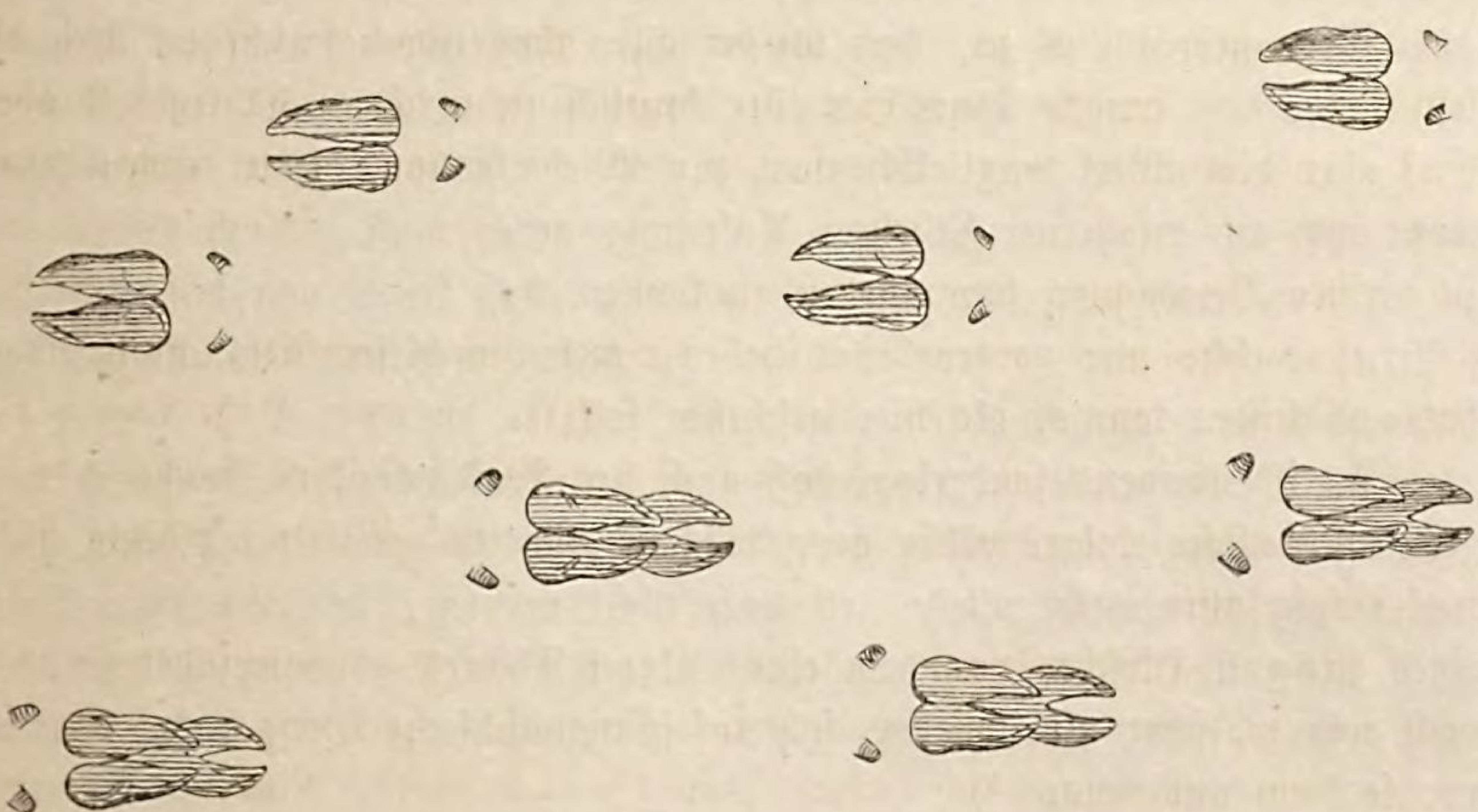
---

1) Einen geringen Zusatz von zerstoßenem Anis oder Anisöl habe ich bei der Fertigung der Salzlecken ebenso zweckmäßig gefunden, als zum Behuf der Anfrischung das Beträufeln mit einem Gemisch von Salzwasser und einigen Tropfen Anisöl. W.

2) In mehrern Revieren, wo auch in neuerer Zeit Versuche mit diesem Mittel gemacht wurden, hat es einen günstigen Erfolg gezeigt. T.

Der Hirsch zeichnet sich auf den ersten Blick schon hinlänglich vor dem Thiere aus. Die Stärke des Wildes am Leibe gibt den Maßstab, nach welchem man das Alter desselben, bei einiger Erfahrung, bald beurtheilen lernt.

Welcher Hirsch als jagdbar, schlecht jagdbar, und wie er der Zahl der Enden nach anzusprechen sei, ist schon oben angegeben, ebenso daß die Stärke der Stangen, Rosen und Perlen u. s. w. das höhere oder geringere Alter desselben bestimme. Hier folgen daher nur noch einige nicht erwähnte Kennzeichen sehr alter Hirsche. Die Schalen an den Läufen nämlich sind stumpf und breit, die vordern Zähne wackelnd und gelb, in der Mitte der Seitenzähne aber braune Flecken sichtbar; die Rosen stehen dicht auf dem Stirnbeine.



Hirschfährten.

Das Edelwild der Fährte nach richtig anzusprechen, hat in hartem Boden schon bedeutende Schwierigkeiten; aber sehr viel gehört besonders dazu, die Fährte des Hirsches nicht nur von der einer jeden andern Wildart, sondern auch von der des Thieres zu unterscheiden, und die Stärke desselben, auch die muthmaßliche Endenzahl danach zu bestimmen. Ueberhaupt aber beschränkt sich beim Ansprechen des Hirsches nach der Endenzahl aus der Fährte alles darauf, richtig anzugeben, wie viele Enden das Geweih desselben im Verhältniß zu seiner Stärke am Leibe eigentlich haben sollte oder könnte. Außerdem gibt es noch andere Merkmale, auf die man bei ähnlichen Untersuchungen, besonders an Orten Acht haben muß, wo die Fährte nicht sichtbar ist.

Alle diese Eigenheiten an der Fährte des Hirsches, nebst den andern erwähnten Merkmalen werden Zeichen genannt, und nur der Jäger wird für hirschgerecht zu erklären sein, welcher sich durch genaue Kenntniß und fortgesetzte Beobachtung derselben die Geschicklichkeit erworben hat, bestimmt danach anzusprechen.

Es ist daher ein wichtiges Geschäft für jeden jungen Waidmann, sich mit diesen Zeichen vertraut zu machen. Zwar kann man nicht in Abrede stellen, daß kaum ein einziges für sich allein, ohne Vergleichung mit mehrern, untrüglich ist, weil dabei sogar viel auf den Boden, in welchem der Hirsch die Fährte macht, auf die Jahreszeit und auf andere Zufälligkeiten ankommt. Geht man aber, bei der Beobachtung so vieler Zeichen, als nur immer bemerkbar sind, genau und vorsichtig zu Werke, so wird man, besonders mit Hülfe eines guten Leithundes, nicht leicht fehlen.

Gern gebe ich es zu, daß ich bei aller Anstrengung nicht im Stande sein kann, dem jungen Jäger hier alles deutlich zu machen. Dieser soll und darf aber dies Werk vorzüglich nur zur Wiederholung dessen gebrauchen, wozu ihm ein erfahrener Lehrherr Anleitung geben muß. Auch glaube ich zu meiner Beruhigung voraussetzen zu können, daß keiner von den Schriftstellern, welche mir vorgearbeitet haben, mehr in dieser Rücksicht geleistet hat und leisten konnte, als hier geschehen soll.

Es ist übrigens sonderbar, daß auch der Waidmann, welcher nach der genauen Ansicht einiger völlig ausgedrückten Fährten gewiß den Hirsch allemal richtig ansprechen würde, es doch nicht vermag, den abgelösten Lauf eines jungen Hirsches von dem eines alten Thieres zu unterscheiden; da doch ersterer, schon als Spießer, sich auf so mannichfache Weise in der Fährte vor letzterm auszeichnet. [1])

Die alten Jäger gaben 72 Kennzeichen des Hirsches an. Unter dieser Menge sind viele entbehrlich. Ich werde mich daher nur auf die einschränken, welche gerecht sind, d. h. jene, die nie, oder doch nur selten trügen, und höchstens drei bis vier Tritte hintereinander den Jäger zweifelhaft machen können. Aber eben deshalb hüte man sich auch, gleich auf den ersten Anblick einer Fährte ansprechen zu wollen. [2])

---

1) Döbel bemerkt darüber ganz richtig, daß die Eigenthümlichkeit der Fährte augenscheinlich nicht im Bau der Schalen, sondern offenbar in der Art des Auftritts liege. T.

2) Kaiser Maximilian's I. Geheimes Jagdbuch und Von den Zeichen des Hirsches, eine Abhandlung des 14. Jahrhunderts, beides zum ersten mal herausgegeben von Th. G. v. Karajan (Wien 1858), ist der Titel eines Büchleins, das jeder echte Jäger mit wahrem Vergnügen lesen und es dem gelehrten Herausgeber desselben bestens verdanken wird. Die beiden Abhandlungen befinden sich als Manuscript auf der k. k. Hofbibliothek in Wien. Die erste Abhandlung, „Kaiser Maximilian's I. Geheimes Jagdbuch", enthält Jagdvorschriften des berühmten Kaisers an seinen Nachfolger. Auf jedem Blatte desselben erkennt man den großen Kaiser, den vorsorgenden Vater und den echten Waidmann, und liest mit innigem Genusse die theils klugen, theils naiven Rathschläge des hohen Jagd-

1. Der Schrank oder das Schränken besteht darin, daß, wenn der Hirsch feist ist, oder im Schnee, Sande und Moder fortzieht, die Tritte des rechten und linken Laufes nie gerade hinter, sondern nebeneinander kommen. An der Weite des Schranks erkennt man zugleich die Schwere und Breite des Hirsches. Das Thier schränkt auch zuweilen, doch gewiß nicht in drei bis vier Schritten nacheinander, der Hirsch hingegen ununterbrochen, auch schränkt in der Regel nur das tragende Thier. [1])

2. Der Hirsch schreitet schon in einem Alter von vier Jahren weiter aus als das älteste Thier. Dies Zeichen heißt der Schritt. Es ist zu allen Zeiten und in jedem Boden, auch beim tiefsten Schnee und im Flugsande, bemerkbar und durchaus gerecht. Schreitet er $2\frac{1}{2}$ Schuh weit [2]), so kann er füglich ein Gehörn an 10 Enden tragen. Ich rathe dem jungen Jäger, jedesmal, wenn er einen Hirsch an 8, 10 und 12 oder mehr Enden einzeln ziehen sieht, die Fährte desselben aufzusuchen und die Weite des Schritts mit dem Zollstabe zu messen. Die Nützlichkeit dieses Verfahrens leuchtet von selbst ein.

3. Der Zwang oder das Zwängen (Zwingen) entsteht dadurch, daß der Hirsch die im Tritte zusammengepreßte Erde zum Theil mit den Schalen fest an sich und rückwärts zieht. [3])

4. Der Burgstall oder der Grimmen [4]) stellt sich in der Mitte des Trittes als eine kleine, gewölbte, der Länge nach ausgedehnte Erhabenheit dar, welche durch das feste Ein- und Vorwärtsdrücken des Ballens gebildet wird. Im feuchten Lehm- und Sandboden ist dieses Zeichen deutlich wahrnehmbar und dann sehr gerecht. [5])

---

herrn. Die zweite Abhandlung, „Von den Zeichen der Hirsche", zeigt, welchen Werth die Jäger schon vor einem halben Jahrtausend auf richtiges Ansprechen und gerechte Fährten des Edelwildes legten. Mehrere dieser Zeichen sollen als Anmerkungen dieses Paragraphen angeführt werden. T.

1) „Ich will dich abermals ein verläßlich gutes Zeichen lehren: Wenn der Hirsch geht, so ist seine Fährte so gestaltet, als ob sie von zweien herrühre, während sie doch nur von einem kommt, denn er schrentt die Füße übereinander. Die Hirschkuh dagegen geht nur einfach und setzt ihre Füße in eine Linie. Das thut der Hirsch nicht, denn er geht stäts verschrentt, und dieses Merkmal ist ein echtes Zeichen und heißt die Schrenke." (Von den Zeichen des Hirsches.) T.

2) Hierbei ist zu merken, daß eine von den zwei hintereinanderfolgenden Fährten mit zum Schuhmaße gerechnet wird. W.

3) „Ich will dich gar ein gut Zeichen lehren: Der Hirsch geht allemal mit geschlossener und wohlgesetzter Schale, sodaß er nichts zwischen der Spalte hinaufdringen läßt; d. h. das Zwingen. Dies kann eine Hind nicht, daß sie nämlich ihren Tritt so fest schließt, es dringt ihr immer etwas durch den Spalt aufwärts." (A. a. O.) T.

4) Irrig schrieb Döbel und nach ihm sämmtliche spätere Jagdschriftsteller das Grimmen, statt der Grimmen. Vgl. v. Tschudi, „Zur Terminologie der Hirschfährten" in der Jagdzeitung, 1863, S. 355 fg. T.

5) „Merke dir, daß des Hirsches Tritt hinten und vornen gleich ist. In der Erde nun schiebt er mit dem Ballen nach vorwärts und reißt zugleich vornen mit den Läufen einen großen Ballen von Erde an sich, welcher dort mitten an der Schalen sich ansetzt. Wo du immer diese Erhöhung siehst und daß der Tritt vornen und hinten auf gleiche Weise gestaltet ist, da sollst du kein Zweifel haben, daß es ein Hirsch ist und begrüß ihn fröhlich. Das nennen die echten Jäger und Meister den

5. Den Beitritt macht der Hirsch, indem er mit dem Hinterlauf etwa einen Finger breit neben den vordern tritt. Dies Zeichen würde nicht zu den sichersten gehören, weil man es, obwol nicht fortgesetzt, auch beim tragenden Thiere bemerkt, wenn es nicht besonders und immer dem Feisthirsche eigen wäre; also zu einer Jahreszeit, wo keine Irrung mit dem tragenden Thiere möglich ist.

6. Wenn die durch die vordern Schalen gebildeten Tritte von den Tritten der hintern Schalen gleichsam gespalten, sonach kreuzförmig erscheinen und in diesen Doppeltritten drei Ballen sichtbar werden, so nennt man dies den Kreuztritt. Er wird beim Thiere nie bemerkt.

7. Das Zurückbleiben oder Hinterlassen entsteht, wenn die Tritte der hintern Schalen zwei bis drei Finger breit gerade hinter den vordern in den Boden sich eingedrückt haben. Nur alte, feiste Hirsche machen dies Zeichen wegen mangelnder Dehnkraft der Sehnen. Das alte tragende Thier bleibt auch zurück; aber man wird bemerken, daß dann die Hinterfährte immer etwas seitwärts gegen die vordere steht.

8. Das Zeichen der Uebereilung [1]) findet man nur bei jungen und schlechten Hirschen, und es wird dadurch bemerkbar, daß der Hintertritt ganz gerade vor den vordern gestellt ist. Zugleich mit diesem erscheint oft

9. das der vier Ballen, indem sich die Ballen in allen vier Tritten ausdrücken. Möchte besser das Ballenzeichen zu nennen sein, weil nicht immer alle vier Ballen sichtbar sind.

10. Der Hirsch setzt die Schalen auswärts. Hieran erkennt man, welches die rechte oder linke Fährte ist. Man gebe hierauf besonders Acht, wenn man das Schränken ausmachen will.

11. Beim Blenden tritt der schlechte Hirsch mit der hintern Schale so gerade in die vordere Fährte, daß diese dadurch etwas länger und breiter wird. Die bei dem Ansprechen des Hirsches nach diesem Zeichen mögliche Verwechselung des geringen Hirsches mit einem Kapitalhirsch wird vermieden, wenn man darauf achtet, ob in der Fährte zwei oder vier Tritte sich darstellen. Der erste Fall tritt beim Blenden ein. [2])

Grummen, und kommt dies daher, daß der Hirsch vornen mit dem Laufe Erde an sich reißt und hinten mit dem Ballen von sich schiebt. Andere Jäger nennen das den Burgstall, und zwar deshalb, weil es einen runden Hügel vorstellt." (Von den Zeichen des Hirsches.) T.

1) „Tritt aber der Hirsch mit dem Hinterlaufe vor den vordern, so heißt man das Ereilen." (A. a. O.) T.

2) „Der Hirsch tritt mit dem hintern Lauf gleichmäßig in den vordern, sodaß sie hart aufeinanderstehen und es aussieht, als ob es nur ein Lauf wäre. Das ist ein außerordentlich gut Zeichen und heißt das Blenden oder Abereilen. Eins von beiden, wie es dir beliebt, kannst du es nennen." (A. a. O.) T.

12. Eins der sichersten Zeichen ist das im guten Boden eingedrückte Geäfter oder die Oberrücken. Beim Hirsch ist der Eindruck fast so stark wie ein Mannsdaumen, beim Thiere spitz und schmal. Beim Hirsche erscheinen die Eindrücke des Geäfters in die Breite, beim Thiere in die Länge gestellt; bei ersterm steht es, beim ruhigen Gange, wie bei der Flucht, $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll, beim Thiere kaum 2 Zoll vom Ballen entfernt. [1])

13. Die Schalen des Hirsches sind durch das stete Zwängen und durch die Schwere seines Leibes vorn stumpfer, als die spitzig bleibenden des Thieres. Dies Zeichen heißt die Stümpfe.

14. Durch den stets beschlossenen Gang und durch das daherrührende, unter 13. schon erwähnte Zwängen mit den Schalen wird beim Zuge des Hirsches auf gutem, zusammenhaltendem Boden bewirkt, daß in der Mitte des Trittes ein kleiner, schmaler, erhabener, oben zugeschärfter Längsstrich sich darstellt. Das hierdurch sich bildende Zeichen heißt das Fädlein. Beim Thiere bleibt viel Erde zwischen dem Abdruck der Schalen. [2])

15. Wenn nach langer Dürre ein kurzer, aber starker Regen gefallen

---

1) „Wo der Hirsch die Erde berührt, so ist es gerade als ob einer zwei Daumen hineingedrückt hatte und ist der Rücktheil der Klaue stumpf. Zudem ist beim Hirsche der Obertheil der Klauen weit; das ist als ein höheres Zeichen zu nehmen, und wo du dieses Zeichen siehst, so erkläre dich fröhlich für einen Hirsch.“ (A. a. O.) T.

2) „Wenn der Hirsch die Schale zusammendrückt und sie ganz fest geschlossen hat, so geht ihm vorne aus dem Spalte ein kleines hartes Ding hervor, das einem Fäßlein ganz ähnlich ist. Dieses Zeichen ist verläßlich und gut, und kannst du mit Bestimmtheit auf einen Hirsch schließen, wenn du dieses Zeichen wahrgenommen hast. Auch geht aus der Mitte der Schale und aus dem Fäßlein heraus, ganz in der Größe einer Haselnuß, dabei rund, etwas, das wie eine Erbse erscheint, zuweilen kleiner als eine solche. Dieses Zeichen heißt das Fäßlein. Es ist gut und verläßlich, man sieht es aber gar selten.“ (A. a. O., S. 71.)

Dieses Kennzeichen ist von spätern Jagdschriftstellern nicht mehr unter dem Namen Fäßlein aufgeführt worden. Der Verfasser des „Neuw Jagd- und Waydwerk-Buches“ (Frankfurt 1583) hat, wie Hr. v. Karajan vermuthet, das Manuscript „Von den Zeichen des Hirsches“ gekannt und lange Stellen wörtlich daraus abgeschrieben. Er sagt: „Der Hirsch pflegt auch zuweilen seinen fufz fast hart zu zwingen ound eynbeschliessen vnd gehet jm fornen aufz dem fusz ein klein dinglin von der Erden, welches einem Naschlin zu vergleichen ist. Item dem Hirsch gehet mitten ausz dem Faedemlein ein gemerck eines Erbefz auch vnderweilen einer Haselnufz grofz vnd etwas gröszer vnd kleiner, welches man Burtze nennet.“

Offenbar ist das Naschlin des „Neuw Jagdbuches“ nur als Schreib- oder Druckfehler aus dem Vaeszlin des Manuscripts entstanden. Spätere Schriftsteller haben gedankenlos das Neuw Jagdbuch copirt und aus dem Naschlin endlich Näschlein und sogar Näslein gemacht. Döbel in seiner „Jäger-Praktica“ (4. Aufl.), S. 8 fg., sagt: „Zwinget der Hirsch (vorzüglich wenn er vertraulich zieht) die hintere Schale in die vordere dergestalt, daß etwas vom weichen Boden zwischen beiden Schalen vorne in der Fährte steht wie ein Laubblättchen, so wird solches das Näslein oder Näschlein genannt.“

In Hartig's „Lehrbuch“ (7. Aufl.), S. 148, heißt es: „Zuweilen bemerkt man das soeben beschriebene Fädchen nur zwischen den Spitzen der Schalen, und dann nennt man es das Näschen. In den Hirschfährten kommt es öfter vor als in den Thierfährten, weil die Hirsche mehr zwingen als die Thiere.“

Und so wären wir glücklich vom Väßlin zum Näschen angelangt; wahrlich ein ironischer Commentar zur Verschiedenheit des Waidwerks im 15. und im 19. Jahrhundert. Vgl. v. Tschudi, „Zur Terminologie der Hirschfährten“, in der Jagdzeitung, 1863, S. 355. T.

ist und der Hirsch in fettem Boden vom Felde zu Holze zieht, so behält er ganze Stücken Erde in und an den Schalen, welche oft fast so groß wie ein Teller sind. Da, wo er zuerst auf Rasen tritt, fällt das Stück im ganzen ab. Dies ist ein sehr gerechtes Zeichen und heißt das Insiegel.[1] Ebenso sicher ist

16. das, welches man den Abtritt nennt. Der Hirsch schneidet nämlich mit seinen Schalen das grüne Getreide oder junge Gras scharf ab, wenn er auf Feldern und Wiesen umherzieht. Man findet die abgeschnittenen Grashalmen in den Fährten. Hält man sie gegen die Sonne und sie sind noch grün, so ist der Abtritt frisch; sind sie schon etwas gewelkt, ist er tags zuvor gemacht. Das Thier quetscht das Grüne nur in der Fährte zusammen, tritt es aber nicht ab.[2]

17. Oft behält beim Abtritt der Hirsch Getreide oder Gras in den Schalen. Da, wo er über einen harten Weg zieht, bleibt es in der Fährte liegen. Dies untrügliche Merkmal wird der Einschlag genannt.

18. Die Fährte des Hirsches bleibt im nassen Sande gemeiniglich ganz ausgedruckt stehen, und auf diese Art macht er die reine Fährte; die des Thieres fällt leichter zu, weil es nicht so beschlossen geht.

19. Wenn der Hirsch über senkige Wiesen oder Bruch zieht, so hebt er den Koth über den Schalen mit heraus und läßt ihn umgekehrt liegen. Dieses Zeichen heißt das hohe Insiegel.

20. Wenn sich der Hirsch aus dem Bette erhebt, macht er mitten in demselben einen Tritt, den sogenannten Schloßtritt.

21. Der Hirsch macht oft den Wiedergang, wenn er zu Holze zieht, indem er vor demselben umkehrt, sich etwas zurückzieht und dann einen Bogen nimmt.[3] Beim genauen Verspüren, vorzüglich aber beim Vorsuchen mit dem Leithunde hat man hierauf besondere Rücksicht zu nehmen und den Wieder-

---

1) „Das Thier kann auch keine so vollkommene Spur von sich geben wie der Hirsch, und ist auch ihr Lauf überall ungestaltet und ihre Fährte allenthalben zart und wie spielend gegen jene des Hirsches, der im Letten schwer läuft und sich gleitend vorwärts spielt, ist aber die Erde naß, das was er vor sich hergeschoben hat, ganz von sich wirft. Dieses Merkmal ist gut und heißt «des Hirsches Insiegel» und kommt daher, daß er den «Grummen» hat und das «Fädlein» und das «Fäßlein» und das «Blenden» und das «Ereilen». Und was er immer hervorzubringen im Stande ist, das bleibt als Merkmal zurück. Deshalb heißt es des Hirsches Insiegel, weil man alles darinnen sieht, woran man eine Hirschen-Fährte erkennen soll, das Werk seines Laufes." (A. a. O.) T.

2) Dieses Zeichen nennt unser alter Waidmann ebenfalls Abtritt. Wenn aber das Thier das Gras blos knickt oder zerknittert, so nennt er dieses Zeichen die Muerb (Mürbe). T.

3) „Wenn der Hirsch von einem Orte kommt, wo er Nahrung gefunden und sich gewaidet hat, so geht er in kurzem Schritte dreist, als trieb er etwas vor sich her, dem Walde zu. Dort geht er nicht weiter, sondern kehrt zurück, springt vom Wege ab wie ein Hase, und geht durch das Vorholz hindurch in den Wald hinein. Da hält er aus und bleibt er, was man des Hirsches Wandlung nennt." (A. a. O.) T.

gang auszumachen oder vorzugreifen, um nicht mehr Hirsche anzugeben, als in der That gewechselt haben. [1])

22. Nassen und weichen, an den Schalen kleben bleibenden Schnee hebt und wirft der Hirsch in Klumpen heraus. In diesen Schneeballen findet man mehrere der vorher angeführten Zeichen, z. B. den Burgstall, das Fädlein u. s. w.

23. Der Hirsch brunstet oder näßet zwischen die Fährte, das Thier mitten in dieselbe hinein.

24. Er kehrt und schiebt das Moos und Heidekraut beim Darüberziehen so um, daß die Wurzeln in die Höhe stehen. Dies Zeichen heißt der Umschlag. [2])

25. Das Schlagen oder Fegen, sonst auch die Himmelsspur genannt, ist gleichfalls ein untrügliches Zeichen des Hirsches und man muß darauf vorzüglich in hartem Boden, wo man die Fährten nicht finden kann, Acht haben. Je stärker der Hirsch ist, an desto stärkern Holzstangen fegt er, und desto höher hinauf erscheinen diese von der Rinde entblößt.

26. Das Wenden oder Himmelszeichen macht der Hirsch, wenn er durch junge Laubhölzer zieht, indem er die Aestchen, an welche er mit dem Geweih streicht, abgeknickt umwendet, sodaß die obere Seite des Laubes nach unten gekehrt hängen bleibt.

27. Die Losung des Hirsches ist zu allen Jahreszeiten von der des Thieres merklich verschieden; sie verändert sich aber auch von Zeit zu Zeit, und diese Veränderung hängt wieder sehr von der Fruchtbarkeit der Gegend ab, in welcher er seinen Stand hat. Der Jäger muß sich daher durch fortgesetzte Beobachtung der Losung in den Stand setzen, danach richtig ansprechen zu können.

Im Winter ist die Losung des Hirsches, in kleinen, dünnen Stücken, rund geformt. Eins dieser Stückchen hat ein Zäpfchen, welches in die Hohlung des andern paßt. Die des Thieres fällt in ungleicher Form, fast wie bei den Schafen. [3])

---

1) Ueber die Hirschfährten siehe: Dröbel (Oberjägermeister), Die Fährte des Hirsches, in 81 Abbildungen. Nach den Originalzeichnungen von 1750. Quer Folio. 9 Steintafeln und 9 Blätter mit deutschem, englischem und französischem Texte (Halle 1854). T.

2) „Du sollst auch wißen, daß wenn ein Hirsch zu einem Maulwurfshaufen kommt, oder zu einem Ameisenhaufen, oder sonst zu einem Haufen, daß er dann gerne denselben mit dem Geweihe (Gehuern) zerwirft. Das Zeichen heißt mürben." (A. a. O.) Döbel führt dieses Zeichen ebenfalls an und sagt: „Er schlägt auch mit den Läufen und dem Gehörne die Ameisen auseinander. Man nennt dies den Wimbel." T.

3) „Des Hirschen Losung ist groß, eckig und hat Zäpflein und hängt aneinander ganz wie ein Pater noster. Und zur Feistzeit hat sie die deutliche Form eines Spinnwickels. Auch ist sie rund wie ein Heller und wenn sie dicker, ist sie von einer Hirschkuh, wenn rund und recht klein, von einer Geiß." (A. a. O.) T.

Im Frühjahr wird die Losung des Hirsches feister, die Knoten dicker, sie drückt sich breiter, fällt haufenweise und hängt, fast wie bei den Sauen, ineinander. Nach und nach fängt sie an, sich mehr zu formen und härter zu werden; bei den Thieren hingegen fällt sie einzeln und klein wie bei den Ziegen.

Im Sommer wird sie länglichrund, bekommt Zäpfchen und ist bis in den August mit Schleim überzogen; dann sieht sie ganz feist aus, ist aber hart und fällt traubenförmig zusammenhängend.

Im Anfang des September ist sie zwar noch gezäpft, wird aber von Tage zu Tage dünner.

Im October und November sieht die der Thiere, welche nun schleimig und zusammenhängend wird, besser aus, als die der Hirsche, doch ist sie nicht so gleichgeformt wie jene im Sommer. Dies ist die Zeit, wo der Waidmann besonders vorsichtig sein muß, um nach der Losung ein Thier nicht für einen Hirsch anzusprechen; denn auch die des Hirsches verbessert sich dann oft merklich, indem dieser durch gute Herbstäsung sich sehr erholt. [1])

§. 12. Ich werde hier nun zuerst die deutsche Jagd auf Rothwild, hernach die französische oder Parforcejagd behandeln.

A. Deutsche Jagd.

Zur deutschen Rothwildsjagd werden folgende vier Rassen von Hunden vorzüglich gebraucht:

1. Der Leithund,
2. Der Schweißhund,
3. Der dänische Blendling und
4. Der deutsche Jagdhund.

§. 13. Mit Recht darf man von jedem Jäger verlangen, daß er auf dem seiner Aufsicht anvertrauten Revier jeden Hirsch und den jedesmaligen Stand des Rothwildes überhaupt kenne, und so möchte man wol glauben, daß es nicht nöthig wäre, genau mit dem Gebrauch und der Behandlung des Leithundes sich bekannt zu machen. Nichtsdestoweniger können Fälle eintreten, welche die Anwendung desselben nothwendig machen. Es ist daher Pflicht für jeden echten Waidmann, sich die dazu erforderlichen Kenntnisse umfassend zu erwerben.

---

1) Unser alter Waidmann schließt seine „Zeichen vom Hirsch" mit folgenden Worten: „Wenn du ein guter Jäger werden willst, so jag den Hirsch lange und tüchtig mit den Leithunden, dann wirst du eine Menge Zeichen sehen, die ich dir nicht vollständig beschreiben kann. Und sei unverdroßen und nicht läßig und laß nicht ab, so erjagst du das Wild, denn der schlafenden Katze läuft die wachende Maus selten in's Maul und das nur wenn sie's aufsperrt." T.

Dem Versuche, hierzu schriftliche Anleitung zu geben, muß die Bemerkung vorangehen, daß dieselbe nur dann von wesentlichem Nutzen sein wird, wenn praktischer Unterricht eines erfahrenen Lehrers dem eigenen Fleiße des Lernenden freundlich zu Hülfe kommt. An meiner Bemühung, alles so deutlich als möglich vorzutragen, soll es indeß nicht fehlen. Um diesen Zweck desto leichter erreichen zu können, will ich die Erklärung der gewöhnlichsten Ausdrücke, welche von den Jägern auf den Leithund angewendet werden, hier folgen lassen.

Der Leithund hat wahrscheinlich seinen Namen daher, daß er beständig geleitet oder geführt wird; vielleicht auch, weil er dazu bestimmt ist, den Jäger auf die Fährte zu leiten. [1])

Den Leithund arbeiten heißt, ihn abrichten und auf diese Weise zu seiner Bestimmung geschickt machen. Mit dem Leithunde arbeiten heißt, den abgerichteten zweckmäßig gebrauchen und zu dem Ende ihn zur gehörigen Zeit fortwährend üben.

Das Behängen ist die Zeit, zu welcher derselbe abgerichtet, gebraucht und geübt wird.

Die Halsung ist ein ledernes Halsband, versehen mit einem Ringe, durch den ein zur Hälfte aus Hanf und Bockshaaren verfertigte fingerdicke Leine, das Hängeseil genannt, gezogen wird.

Der Jäger zieht mit dem Leithunde aus, er geht nicht mit ihm aus. Er fasset ihn zu diesem Ende an das Hängeseil, d. h. er zieht dieses durch den Ring an der Halsung, um ihn daran zu führen.

Der Leithund hat eine gute Nase, wenn der Sinn des Geruchs recht stark und fein bei ihm ist. Er fällt auf oder fällt die Fährte

---

1) Ein Hr. v. Haugwitz in Rosenthal bei Breslau wirft in der Jagdzeitung, 1862, S. 163, die Fragen auf, ob es noch irgendwo in Deutschland eine rein fortgezüchtete Rasse von Leithunden gebe und ob noch irgendwo Leithunde nach alter Art auf den Ab- und Wiedersprung im dreimaligen Behängen gearbeitet werden? Daran knüpft er gewissermaßen einen Vorwurf, daß ich in der dritten Auflage von Winckell's „Handbuch für Jäger" dessen Anleitung zur Leithundsarbeit ohne alle Bemerkung wieder habe abdrucken lassen, als könne und müsse dieselbe bei unserer Hochwildjagd noch in Anwendung kommen. Ich weiß nun allerdings ebenso genau wie Hr. v. Haugwitz, daß die Anwendung der Leithunde bei der Hochwildjagd leider fast gänzlich aufgehört hat, und zwar seit ungefähr der Mitte der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts. Es dürfte auch heute in ganz Deutschland kaum ein Dutzend hirschgerechte Jäger zu finden sein, die im Stande sind, einen „Leithund regelrecht zu arbeiten" oder ein „Jagen im Zeuge" einzurichten. Der Grund davon liegt theils in dem unbestreitbaren Verfalle der Wildbahnen und des Waidwerks, theils in veränderten Jagdarten und in noch manchen andern Verhältnissen, deren Erörterung besser ihren Platz in einem Fachjournal als hier findet. Ich gebe auch in dieser neuen Auflage den ganzen Paragraphen über Dressur und Führung der Leithunde, mit denen der treffliche Winckell selbst ausgezeichnet arbeitete, unverändert wieder, indem ich die wol nicht ganz ungegründete Hoffnung hege, daß früher oder später wieder ein rationellerer Jagdbetrieb, als es im allgemeinen der gegenwärtige ist, eingeführt, und dann auch der Leithund wieder in seine vollen Rechte eingesetzt werden wird. Nach vielfachen Erkundigungen soll gegenwärtig noch im Anhalt-Dessauischen, in Baiern und in Frankreich die Rasse der Leithunde rein fortgezüchtet werden. T.

an, wenn er vermöge des Geruchssinnes die Fährte des Rothwildes bemerkt und die Nase gleichsam hineinsteckt. Er übergeht nicht, wenn er jede Fährte anfällt. Er zeichnet, indem er auf der Fährte stehen bleibt und mit der Nase gerade darauf oder hinein zeigt.

Es ist ihm gerecht, wenn er mit Munterkeit und Begierde die Fährte anfällt; es ist ihm nicht gerecht, wenn er nicht freudig darauf fortsucht.

Mit dem Hunde nachhängen heißt, der Fährte, auf welcher er gezeichnet hat, mit ihm folgen, um nach deren Beobachtung ansprechen zu können. Er wird abgetragen, indem man ihn von einer Hirschfährte abnimmt und, unter den Arm genommen, wegträgt.

Vorsuchen heißt, einen Theil des Waldes mit dem Leithunde umziehen, um mit Hülfe desselben bestimmt angeben zu können, wie viel Rothwild hinein- oder herausgezogen ist. Man richtet zu Holze, indem beim Vorsuchen alle gerechte Fährten verbrochen werden.

Verbrechen heißt, ein abgebrochenes Aestchen auf eine Fährte werfen. Hierbei ist folgender Unterschied zu bemerken: will man eine Hirschfährte verbrechen, so muß das abgebrochene Ende des Aestchens auf derselben dahin zeigen, wohin der Hirsch gezogen; bei der Fährte eines Thieres das laubige Ende. Der Bruch ist der grüne Ast, mit welchem 1. der Hund, wenn er richtig gezeichnet hat, geliebelt (gestrichen) und 2. die Fährte bezeichnet wird.

Es ist bestätigt, wenn man vorgesucht und zu Holze gerichtet hat, und also im Stande ist anzuzeigen, daß und wie viele Hirsche in einem gewissen Bezirk des Waldes stehen.

Erneuern oder verneuern heißt, das Vorsuchen mehrere Morgen hintereinander, oder an einem öfter als einmal wiederholen. Der letztere Fall tritt besonders ein, wenn ein bestätigtes Jagen eingerichtet werden soll. Man greift vor, entweder wenn man, um genauer angeben zu können, wo die Hirsche stehen, die Vorsuche abkürzt, oder an einem andern Orte die schon einmal beobachtete Fährte wiederzufinden sich bemüht.

Man läßt den Hund schießen, indem man ihn während der Arbeit auf der Fährte am Hängeseile weiter fortläßt.

Der Hund ist führig, wenn er ein Jahr alt ist und so zur Arbeit tüchtig wird.

Er ist gut behangen, wenn er lange und sehr breite Ohren und an beiden Seiten herunterhangende Lefzen hat. Beim Leithunde und bei allen Hunden sagt man Ruthe statt Schwanz, Läufe statt Füße, Schweiß statt Blut.

Die Hündinnen sind läufisch oder läufig in der Zeit der Begattungs-

lustigkeit; sie binden sich (hängen) mit dem Hunde bei Vollführung des Begattungsactes; sie wölfen, sie gebären nicht.

§. 14. Die Eigenschaft des Leithundes besteht darin, daß er jede Rothwildsfährte anfällt, und vorzüglich auf jeder Hirschfährte zeichnet, d. h. wie schon im vorhergehenden Paragraphen gesagt worden, er stutzt auf derselben, hält die Nase genau hinein und blickt nach dem Jäger auf. Der völlig gearbeitete trägt also viel dazu bei, einen jungen Waidmann hirschgerecht zu machen; der hirschgerechte Jäger aber ist allein im Stande, einen jungen Leithund zu arbeiten, weil diesem nur dann Recht gegeben werden darf, wenn er Hirsch- oder wenigstens Rothwildsfährten anfällt.

Es gibt auch solche, welche entweder blos auf Sauen, oder auf Rothwild und Sauen zugleich gearbeitet sind; von erstern wird bei der Saujagd die Rede sein.

Die gewöhnliche Farbe dieser Hunderasse ist roth, wolfsgrau oder schwarz; die untern Theile der Läufe, welche bei allen Hunden Extremitäten genannt werden, sind fast immer gelb. Das Ausgezeichnete ihres Körperbaues ist:

eine breite Brust; nicht gar hohe, aber starke Läufe; ein starker, doch nicht zu kurzer Kopf; guter Behang; dichtes Haar.

§. 15. Will man gute, junge Leithunde zuziehen, so nehme man zu einer guten alten Hündin einen jungen, raschen Hund von reiner Rasse, der schon gezeigt hat, daß er Lust zur Arbeit hat. Eine junge, muntere Hündin belege man hingegen mit einem alten ausgearbeiteten Hunde.

Solange die Hündin tragend ist, darf sie nicht angelegt werden; aber sehr vortheilhaft ist es, in dieser Periode mit ihr, wenn es die Jahreszeit irgend gestattet, zuweilen, doch nicht bis zur Ermüdung, zu arbeiten.

Hat sie gewölft, so läßt man alle junge Hunde etwa 24 Stunden bei ihr liegen; dann sucht man drei oder vier (soviel kann die Mutter säugen) davon aus, an welchen die im vorigen Paragraph angegebenen Eigenheiten am meisten sichtbar sind, die übrigen schafft man auf die Seite.

Fünf bis sechs Wochen müssen sie säugen; gegen das Ende dieser Zeit aber gewöhne man sie nach und nach gekrümtes Brot mit Milch zu fressen.

Sind sie von der Mutter abgesperrt, so erziehe man sie ferner bei einem abwechselnd aus warmer Milch und Mehlsuppen, mit geschnittenem, gut ausgebackenem Brote vermischt, bestehenden Futter. So zeitig als möglich, längstens wenn sie ein Jahr alt sind, gewöhne man sie an die Kette. Die Erziehung auf dem Lande hat deshalb Vorzüge, weil sie da mehr Gegenstände sehen und an das Vieh gewöhnt werden.

Nie darf der junge Leithund geschlagen oder gestoßen werden, sonst ist er für immer verdorben. Selbst der alte Hund dieser Gattung soll an der

Kette liegen. Hat man indeß einen guten Zwinger, so ist es besser, sie im Winter darin umhergehen zu lassen.

Die beste Fütterung erwachsener Leithunde wird auf folgende Art zubereitet:

Man brühe feines Schrot von gutem Hafer, mit siedendem Wasser, in einem zugedeckten Gefäß auf, thue dazu etwas Salz, Butter oder Rinds- und Schaftalg, zuweilen auch Brühe aus Schafknochen bereitet. Ist das Schrot hinlänglich gequollen, so menge man gut ausgebackenes Brot, welches zur Hälfte aus Roggen-, zur Hälfte aus Gerstenmehl bestehen kann, darunter und gebe, wenn alles gehörig verkühlt ist, jedem Hunde allein, Mittags diese Suppe. Im Sommer aber füttere man einen Tag um den andern Milch und Brot. Abends ist trockenes Brot hinreichend. Brühsuppen, wie man sie gewöhnlich auf den Tisch bringt, sind wegen des Gewürzes, welches dazu genommen wird, schädlich.

Ganz alter, weicher Käse, Majoran in ungesalzener Butter gebraten, auch Krebsschalen sind, von Zeit zu Zeit einmal gegeben, zweckmäßige Mittel; die erstern zu Erhaltung einer guten Nase, das letzte zur Abkühlung und gelinden Oeffnung. Frisches Wasser zum Getränk darf nie fehlen.

Man sorge dafür, daß der Hund stets vom Ungeziefer rein gehalten werde und daß er immer eine reinliche, trockene Lagerstätte habe.

§. 16. Die Zeit des Behängens, oder die schicklichste zur Arbeit mit dem Leithund auf Hirsche fängt im Monat Mai an, wenn das Edelwild völlig ausgefärbt hat, und endigt mit Ausgang des Juni, bei nicht zu großer Hitze auch wol erst im Juli. Selbst in dieser Periode muß man, wenigstens mit jungen Hunden, bei windigem, regnerischem Wetter aussetzen; sonst aber ohne Noth die Arbeit keinen Morgen unterbrechen.

Der Gebrauch des jungen Hundes in früherer Jahreszeit ist deshalb nachtheilig, weil während des Färbens zu viel Haare vom Rothwild an dem Gesträuche hängen bleiben und der Hund dadurch die Nase hochzutragen sich gewöhnt, welche er doch immer auf und in die Fährten halten soll und muß. Späterhin, als oben gesagt worden, darf man wieder nicht mit ihm arbeiten, weil die Sonne dann zu zeitig den Thau abtrocknet. Mit alten ausgearbeiteten Hunden kann vorgesucht und bestätigt werden bis zum Eintritt der Herbstfärbezeit.

§. 17. Wenn im Anfang des Monats Mai der junge Hund sein erstes Jahr vollendet hat und also führig wird, so ist es Zeit, ihn zu arbeiten oder abzurichten.

Man wählt zu diesem Zweck einen heitern, windstillen Morgen, an welchem es zwar etwas, doch nicht zu stark gethaut hat, faßt ihn, ungefähr eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang, an das Hängeseil und zieht mit

ihm aus. Um nun den Hund aufzumuntern und dahin zu bringen, daß er am Hängeseile rasch aus der Hand gehe, muß man ihm von Zeit zu Zeit zureden. Dies kann mit den hergebrachten Worten: „Hin! Hin! Voraus! Soso! Vorhin!“ geschehen; zuweilen wird er auch dazu beim Namen genannt. Alles aber muß sanft und in Güte gesagt werden. Ueberhaupt ist es eine Hauptregel bei jeder Art von Hundedressur, oft mit dem Hunde zu sprechen. Beim Leithunde darf sie noch weniger als bei irgendeinem andern vernachlässigt werden, und zwar aus folgenden drei Gründen: entweder ihn feuriger zu machen, oder ihm Recht zu geben, wenn er thut, was er soll; oder endlich ihn durch Worte merken zu lassen, daß er gefehlt hat, wenn er eine falsche Fährte anfällt. Indeß versteht es sich von selbst, daß man nicht unaufhörlich mit ihm reden muß; man würde sonst machen, daß der Hund mehr auf die Worte als auf die Fährte Acht hätte und am Ende ebenso lässig suchen würde als das Pferd, auf das der Knecht immer losschreit, im Zuge faul werden muß. Noch viel weniger darf man bei der Arbeit laut schreien, weil der ohnedies weiche und schüchterne Leithund furchtsam, das Wild aber, welches bestätigt werden soll, rege und flüchtig gemacht werden würde.

Sehr vortheilhaft ist es für den jungen Hund, wenn in den ersten Tagen ein anderer Jäger mit einem alten guten Leithunde voraus, oder wenn ersterer sehr hitzig wäre, nur nebenher zieht. Desto leichter wird er sich gewöhnen, das Hängeseil immer straff anzuziehen, und desto geschwinder wird er an dem alten Hunde gewahr werden, was er eigentlich thun soll.

Das Hängeseil wird in der linken Hand etwas hoch geführt, um es immer mit der rechten anziehen zu können, wenn ja der Hund etwas zurückbliebe, wodurch er sich gar leicht in demselben verwickeln könnte, oder wenn er durch zu starkes Eilen sich und den Jäger ermüdete.

Der linke Arm muß fest am Leibe liegen, der rechte aber nicht zu sehr ausgestreckt werden, damit man den Hund nicht bei jedem Schritte ruckt; denn auch hierdurch wird er furchtsam und von der Fährte, wenn sie ihm nicht ganz gerecht ist, leicht abgebracht.

Auch darf man nicht zugeben, daß er auf der Straße alles anrieche und ebenso wenig, daß er sich an den Wasserpfützen aufhalte oder gar hineinlege. Nur wenn er sich leicht machen, d. h. seine Nothdurft auf eine oder die andere Art verrichten will, darf und muß man mit ihm stehen bleiben.

Ebenso wenig gestatte man das Herüber- und Hinüberschwärmen auf den Wegen; denn immer muß er gerade vor der rechten Hand des Jägers herziehen.

Es ist gut, den jungen Hund an gewisse Ausdrücke zu gewöhnen, wenn

er sich rechts oder links wenden soll. Im ersten Falle sagt man gewöhnlich: „Dahin!“, im andern: „Daher!“

Stets muß man die Augen auf ihn gerichtet und auf alle seine Bewegungen Acht haben, denn fiele beim Vorsuchen der Hund auf einer Fährte an, die ihm nicht ganz gerecht wäre, ohne daß man es bemerkte, so würde ihm dadurch, daß man ihn noch dazu von derselben abzöge, das Uebergehen der Fährten angewöhnt werden.

Harte Strafen, besonders Schläge, verträgt der Leithund nie. Die einzige, welche, aber auch höchst vorsichtig, angewendet werden darf, besteht, wenn Worte gar nicht fruchten wollen, in einem mäßigen Ruck mit der rechten Hand an dem Hängeseile.

§. 18. Die beste, aber auch schwierigste Art, den Leithund zu arbeiten, ist die, auf den Ab- oder Wiedersprung.

Zum Anfang wählt man gern solche Gegenden, wo einzelne Hirsche wechseln. Hier sucht man, so weit als möglich vom Holze entfernt, auf eine frische und reine, d. i. deutlich ausgedrückte Fährte zu kommen. Fällt der Hund darauf an, so ruft man ihm leise zu: „Hoho! Was witterst du? Was zog daher? Hirsch? Hirsch? Laß sehen!“ — Zugleich faßt man das Hängeseil kurz und läßt den Hund so einigen Fährten nachziehen. Dann hält man ihn an, und zwar so, daß er die Nase gerade in die Fährte hält, ruft ihm dabei zu: „Fährte!“ oder: „Nun, laß sehen!“ und eilt während dieser Zusprache, das Hängeseil immer kürzer fassend, an ihn heran, bis man mit beiden Füßen über ihm steht. In dieser Stellung gibt man ihm Recht mit dem Zuruf: „Hast recht! Hast recht, Söllmann!“ (oder wie sonst der Hund heißt); läßt ihn ununterbrochen die Nase recht in die Fährte halten und liebelt ihn, d. h. man streicht ihn mit einem Bruch, welchen man zu diesem Behuf in der rechten Hand hat, schmeichelnd über Kopf und Rücken. Hierauf läßt man ihn ungefähr drei Schritt weit auf der Fährte fortschießen, unter dem Zuruf: „Recht, nach der Fährt'!“, hängt so etwa 20—30 Schritte weit nach, hält ihn dann mit dem Worte: „Fährte!“ abermals zum Zeichnen an, und nimmt ihn wie vorher zwischen die Füße, damit er nicht anfange zu schwärmen.

Ist der Hund sehr hitzig, so muß man ihn während des Nachhängens immer zwischen den Füßen behalten, um ihn nicht von der Fährte weichen zu lassen und desto leichter zum Zeichnen zu bringen.

In den ersten Tagen der Arbeit hüte man sich sorgfältig, den Hund zu stark anzugreifen. Hat er zwei- bis dreimal gezeichnet, so höre man auf, trage ihn ab und übe ihn an den folgenden Morgen zunehmend immer länger. Bis der Hund ganz zuverlässig ist, welches man vor dem Ende des dritten Behängens nicht füglich fordern kann, arbeite man nie mit ihm im niedern,

dichten Gesträuche, weil er sonst daran zu viel Witterung vom Wilde bekommt und deshalb die Nase hoch tragen lernt.

Ist man durch fortgesetzte Uebung soweit gekommen, daß er von selbst alle gerechten Fährten anfällt und darauf, anfänglich nur kurze Zeit, zeichnet, so halte man ihn von Tage zu Tage zum längern Zeichnen an, damit der Jäger beim künftigen Gebrauch des Hundes sich zur genauen Untersuchung der Fährten Zeit nehmen könne.

Darf man erst etwas mehr verlangen, so geht man, wenn der Hund auf der Hinfährte zeichnet, an ihn heran, gibt ihm Recht und zieht ihn an dem ziemlich kurz gefaßten Hängeseile mit gehöriger Vorsicht, daß ihm die Halsung keinen Ruck gebe, um sich herum nach der Rückfährte zu; ruft ihn dabei mit den Worten an: „Wieder, wieder nach der Fährt'!", läßt ihn hier zeichnen, dann noch ein paarmal schießen; hierauf den Wiedersprung bei den Worten: „Recht! Hin nach der Fährt'!" noch einmal machen, auch auf der Hinfährte zeichnen. Endlich, wenn man ihm Recht gegeben und ihn geliebelt hat, trägt man ihn ab.

Anfänglich wird diese Arbeit auf dem Felde vorgenommen, und zwar ehe das Getreide zu hoch wird. Auf ganz frischbestelltem Felde aber, wo dem Hunde die Fährten zu sehr in die Augen fallen, darf man sich gar nicht aufhalten, sondern muß rasch darüber hinziehen und erst im nächsten Stück Getreide oder auf einer Wiese ihn zeichnen lassen.

Weiter als bis dicht vor das Holz mit einem jungen Hunde nachzuhängen, ist deshalb nicht rathsam, weil er sonst leicht, ehe es der Jäger bemerken könnte, Wild irgendeiner Gattung in die Augen bekommen möchte. Erblickt man aber während der Arbeit ja etwas dergleichen, so muß man dem Hunde so lange die Augen bedecken, bis es ihm aus dem Gesicht ist. Selbst das Auffliegen der Vögel macht oft, daß der Hund den Kopf in die Höhe wirft. Sobald man das gewahr wird, muß man ihn desto mehr anhalten rasch auf der Fährte fortzuarbeiten.

Es versteht sich von selbst, daß der Hund nie wiederspringen darf, wenn man nicht ganz sicher ist, ob er eine Hirsch- oder wenigstens Rothwilds-Fährte angefallen hat. Es geschieht gar oft, daß der junge Hund Damhirsch- oder andere Fährten aufnimmt. Der Jäger gebe also selbst genau auf diese Acht, und rufe ihm in diesem Fall gleich zu: „Pfui! Wahre dich!", und ziehe ihn so schnell als möglich, doch ohne heftiges Reißen, einige Schritte davon ab. Nie aber trage man ihn bei einer solchen Gelegenheit ab; denn dies muß ihm, wie das Liebeln, jedesmal beweisen, daß er recht hat.

Schläge und heftiges Rucken am Hängeseil verderben den Leithund auf immer. Hat man ihn aber bei richtiger Behandlung auf gutem Boden und an mehrern günstigen Morgen soweit, daß er jede gerechte Fährte anfällt,

darin zeichnet, gehörig auf ihr fortarbeitet und den Wiedersprung auf den bloßen Zuruf thut, so wähle man zur fernern Arbeit solche Gegenden mitunter, wo er sich mehr Mühe geben muß, z. B. kahle Wiesen, Anger, Lehden. Thut er auch da seine Schuldigkeit, so suche man ihm auf felsigem oder mit Heidekraut bewachsenem Boden Uebung zu verschaffen. Auch bringe man ihn auf kältere Fährten und verfahre hierbei so: man ziehe nach Verlauf einer Stunde wieder an den Ort, wo man schon vorher zu Holz gerichtet hat; hier lasse man ihm alles das noch einigemal wiederholen, was im Vorhergehenden gesagt worden.

Ein für allemal sei es gesagt, daß der Hund, so oft man auf einer Fährte bis vors Holz nachgehangen, er aber hier gezeichnet, auch den Wiedersprung gehörig gemacht hat, und so oft die Arbeit beendigt ist, abgetragen werden muß.

Sehr windiges Wetter ist eigentlich zur Leithundsarbeit durchaus nicht günstig. Da indessen Fälle eintreten können, wo man einen bessern Morgen zur Vorsuche nicht abwarten kann, so muß man auch an weniger guten die Uebung der alten Hunde nicht ganz vernachlässigen.

Bei starkem Winde hüte man sich, unter dem Winde zu ziehen, wähle nur solchen Boden, wo die Fährte selbst genau zu beobachten ist, und arbeite, das Hängeseil kurz gefaßt, genau auf derselben fort. Bemerkt man aber je, daß der Hund blos im Wind und nicht auf der Fährte sucht, so zieht man gleich mit ihm über Wind, greift dort vor, bringt ihn auf die rechte Fährte, läßt ihn im Freien nur ein- oder zweimal zeichnen, beschließt dann hier auf die vorgeschriebene Art, und wendet sich auf breite, gebahnte, durchs Holz gehende Straßen, oder auf Alleen und Stellflügel. Fällt hier der Hund eine gerechte Fährte an, so bleibt man stehen, läßt ihm das Hängeseil nach und spricht: „Was witterst du?" Sobald er zeichnet, reicht das bloße Wort „Wieder!" hin, den schon geübten Hund zum Absprung und durch den Zuruf „Fährte!" auf der Wiederfährte zum Zeichnen zu bringen. Hat er dann den Absprung wieder auf die Hinfährte gemacht und auch da gezeichnet, so wird er abgetragen.

§. 19. Beim dritten Behängen muß, wie schon gesagt, bei richtigem Verfahren der Leithund zuverlässig sein. Mit einem solchen zu arbeiten, ist für den geübten Jäger allerdings ein viel angenehmeres Geschäft, als das Abrichten oder Arbeiten mit einem jungen. Was man von einem tüchtigen Leithunde mit Recht fordern kann, und wie man ihn in der Folge zur Uebung zu behandeln habe, ergibt sich größtentheils aus dem Vorhergesagten.

Hier mögen noch einige allgemeine Bemerkungen ihren Platz finden.

Es wurde schon oben erwähnt, daß die Bearbeitung des Leithundes auf den Wiedersprung wesentliche Vortheile gewähre. Gesetzt, der ferme

Hund zeichnet beim Vorgreifen auf verrasetem oder hartem Boden, wo es nicht möglich ist, die Fährte genau zu erkennen, so kann eben der Ab- und Wiedersprung hierzu Gelegenheit verschaffen, indem man von drei oder vier Fährten doch vielleicht eine deutlich genug ausgetreten findet, um danach ansprechen zu können, und das ist schon ein großer Gewinn, besonders wenn man vielleicht gerade zwischen zwei Dickungen arbeitet, wo es nicht möglich ist, weiter zu folgen. Auch zum leichtern Ausmachen der Widergänge und Kreuzwechsel trägt es sehr viel bei; es ist aber in der That nicht wohl möglich, hierüber schriftlich Anleitung zu geben. Uebung, mit eigenem Nachdenken und unnachlässiger Mühe verbunden, muß hierbei das Meiste thun.

Um den Hund beharrlich zu machen, verlängere man das Vorsuchen von Tag zu Tag mehr; mit einem sehr hitzigen vermeide man die Sonnenhitze am wenigsten, denn je mehr er da arbeiten muß, desto eher dämpft sich das übermäßige Feuer.

Ueberhaupt verzärtle man den ausgearbeiteten nicht durch allzu große Vorsicht in der Wahl der Morgen, des Bodens und der Jahreszeit zum Vorsuchen. Der gute Leithund muß von der Zeit an, wo das Rothwild abgefärbt hat, bis zur Brunftzeit, gleich brauchbar sein, die Witterung sei wie sie wolle, sonst wäre die ganze Arbeit Spielerei, da alles Jagen auf Hirsche doch erst in der Feistzeit gemacht wird. Selbst im zeitigen Frühjahr kann man den alten Hund schon üben, wenn nur Strauchhölzer vermieden werden.

Absichtlich suche man an einem Tag bald in Laub-, bald in Nadelhölzern, und so oft als möglich in verschiedenem Boden vor. Geschähe dies nicht, so würde man selbst auf den Hund, welcher an einem Ort mit Recht für zuverlässig zu halten wäre, an dem andern nicht rechnen können.

Mit jungen Hunden, welche in den ersten acht Tagen der Arbeit keine Fährte, selbst die warme nicht, anfallen wollen, ist allenfalls noch folgender Versuch zu machen: Man suche einem Hirsch so nahe zu kommen, daß man ihn dem Hund zeigen kann. Geht der Hirsch dann fort, so ziehe man gleich auf die nächste Fährte; will auch da der Hund nicht anfallen, so ist alle weitere Mühe und Arbeit verloren.

Uebrigens arbeiten viele Jäger den Leithund nicht auf den Absprung. Auch kann es in solchem Boden, wo die Fährten sich rein austreten, unterbleiben; aber gerade an jenen Orten, wo sich der Jäger selbst forthelfen kann, ist auch der Leithund am ersten entbehrlich. Will man der letztgedachten Methode, welche allerdings weit weniger mühsam ist, folgen, so bleibt alles, was im Vorhergehenden über den Absprung gesagt worden, bei der Abrichtung des Hundes weg.

§. 20. Die zweite Art von Hunden, welche zur deutschen Hirschjagd

angewendet wird, ist der Schweißhund, eine für den Jäger bei Ausübung der hohen und Mitteljagd auf Haarwild ganz unentbehrliche Hülfe.

Auch der beste Schütze kann dafür nicht bürgen, daß er nicht mitunter einen schlechten Schuß macht. Nach manchem, selbst gutem Schusse schweißt das verwundete Wild, besonders in der Feistzeit, nur sehr wenig; auf manchem Boden ist der Schweiß, vorzüglich wenn er trocken wird, fast gar nicht sichtbar; wie viel Wild würde daher ohne Schweißhund verloren gehen! Auch wäre es wahrhaft unbarmherzig, ein verwundetes Stück länger sich quälen zu lassen, als es unumgänglich nöthig ist.

§. 21. Fast unter jeder Art von Hunden findet man solche, die von Natur gern auf den Schweiß arbeiten. Die besten aber werden von einem schon geübten, jungen und raschen Schweißhunde und von einer alten, ruhigen und sichern Hündin, besonders wenn diese, während sie tragend ist, in Uebung gehalten werden kann, gezogen.

Die Farbe kann sein wie sie will, auf die Größe hingegen ist Rücksicht zu nehmen. Zu große Hunde verlassen sich zu sehr auf ihre Stärke, packen deshalb zu schnell und leiden dadurch gar leicht Schaden; auch stellt sich vor ihnen das verwundete Wild nicht gern, weil es ihre Ueberlegenheit an Kraft kennt. Vor kleinen, z. B. Dachshunden, stellt sich zwar alles verwundete bis auf das Reh herab; aber theils können dergleichen Hunde im Schnee und Morast nicht gut fort, theils ist ihnen selten das Lautwerden auf der Fährte abzugewöhnen. Nie darf aber der Schweißhund die Witterung der Fährte achten, sondern muß blos dem Schweiße folgen, und nie eher laut werden, bis er verwundetes Wild im Gesicht hat, oder wenn dieses sich vor ihm stellt.

Eine der besten Eigenschaften des guten Schweißhundes ist die, wenn er todt verbellt, d. h. wenn er laut wird, wo das Wild gestürzt ist und verendet hat. Besitzt er sie nicht von Natur, so ist sie ihm auch nicht beizubringen, und in diesem Fall kann man einige kleine helltönende Schellen an das Halsband befestigen lassen, um dem Geklimper zu folgen. Doch ist auch hierbei ein Nachtheil nicht zu verkennen, nämlich der, daß das nicht ganz kranke Wild durch das Geklimper rege gemacht wird und weiter fortgeht, als es sonst geschehen sein würde. Es ist also immer das Sicherste, die Schellen nicht zu gebrauchen und mit einem Hunde, der nicht todt verbellt, immer an der Leine zu arbeiten, bis man das angeschossene Wild sieht, dann erst ihn zu lösen.

Einige Dressur ist dem Schweißhunde allerdings nothwendig, d. h. er muß auf das Pfeifen hören, sich gut an der Fangleine führen lassen und auf das Wort „Zurück!“ hinter dem Jäger bleiben, auch auf dem Anstand, selbst wenn Wild im Anzug ist, unbeweglich neben ihm liegen. Dies kann

man ihn wie den Hühnerhund lehren, zu dessen Abrichtung später die nöthige Anweisung gegeben werden wird.

§. 22. Hat der Jäger Gründe zu vermuthen, daß das Wild, wonach geschossen wurde, verwundet ist, so übereile er sich nicht mit dem Nachziehen, sondern untersuche, nachdem er seine Büchse frisch geladen, den Ort genau, wo das Wild stand, als er darauf schoß. Findet er auf demselben zerschossenes Haar, oder bei den nächsten Fährten Schweiß, so lege er einen Bruch darauf und lasse dem verwundeten Wild eine Viertel- oder halbe Stunde Ruhe, damit es sich niederthue und krank werde. Nach Verfluß dieser Zeit setze er den Schweißhund am Riemen darauf. Hat er weder Haar noch Schweiß vorher bemerkt, so lasse er den Hund ganz ruhig kurz an der Leine fortarbeiten; sobald dieser aber sehr eifrig wird und Schweiß da ist, ermuntere er ihn durch den halblaut auszusprechenden Zuruf: „Verwundet! Recht! Verwundet!", lasse ihn schießen so weit der Riemen reicht, und folge immer behutsam nach. Vermehrt sich der Schweiß, so fahre man mit dem vorher erwähnten Zuruf fort. Ueberschießt aber zufällig der Hund den Schweiß, so darf er ja nicht gleich an der Leine herumgerissen, sondern es muß vorgegriffen und der Hund so wieder auf den Schweiß gebracht werden. Fällt er denselben wieder an, so animire man ihn aufs neue und arbeite ihn am Riemen fort, bis man das Wild niedergethan erblickt oder, was öfter der Fall ist, wo man es frisch bekommt, d. h. wo man das noch warme Niederthun oder Bett wahrnimmt, indem man mit der bloßen Hand hineinfühlt; woraus hervorgeht, daß das Wild bei der Annäherung des Hundes eben erst rege geworden ist. Im Niederthun oder Bett findet man gewöhnlich Schweiß, aus dessen Farbe auf die mehr oder minder schwere Verwundung geschlossen werden kann. Erst dann wird der Hund gelöst.

Dem rege gewordenen Wild muß dann der Hund, wenn er es im Gesicht hat, laut, sobald er es aber nicht mehr sieht, stumm folgen, bis es sich vor ihm stellt. Der Jäger wird letzteres sogleich bemerken, weil der Laut des Hundes dann auf einer Stelle bleibt, weit regelmäßiger ist und gewöhnlich in einem tiefern Ton erschallt als beim Jagen. Dann eile man, besonders wenn das verwundete Stück ein Hirsch oder Keiler wäre, so schnell als möglich, jedoch mit Behutsamkeit, hinzu und suche das Wild durch einen zweiten Schuß zu fällen.[1])

Nur bei gänzlicher Unmöglichkeit, dem Hund zu folgen, ist es Sitte und recht, den Hund früher zu lösen, als man das Wild erblickt oder es frisch hat; und in solchen Fällen möchte das Schellenhalsband anwendbar sein,

1) Roth- und alles andere Wild, bei dem es auf möglichste Schonung der Haut ankommt, wird bei dieser Gelegenheit auf den Kopf, die Sau aber, an welcher der Kopf sehr geschätzt wird, hinters Blatt geschossen. W.

um nachkommen zu können, weil, wie schon gesagt, der Schweißhund nicht eher laut werden darf, bis er das verwundete Wild zu Gesicht bekommt.

Sobald es gefällt ist, wird es aufgebrochen und der Hund erhält etwas Schweiß, um ihn immer mehr genossen zu machen, aber nie gebe man ihm Wildbret oder Gescheide, wenn man nicht wagen will, ihm die größte aller Untugenden, das Anschneiden — so sagen viele Jäger statt Anfressen — anzugewöhnen.

§. 23. Wenn die §. 21 erwähnte vorläufige Dressur des jungen Schweißhundes beendet ist, so richtet man ihn am leichtesten ab, wenn man Gelegenheit hat, ihn zugleich mit einem alten guten Hunde zu brauchen. Nur darf er in keinem Fall, bis er zuverlässig wird, anders arbeiten als an einem Fangstrick, welcher zum Theil aus Haaren geflochten ist, damit er ihn nicht zerfrißt, wenn man ihn irgendwo anbinden muß. Auch vermeide man es soviel als möglich, den jungen Hund an einen angeschossenen Hirsch oder Keiler zu bringen, damit er nicht gespießt oder geschlagen und auf diese Art furchtsam gemacht werde.

Wollte er sich aber das Packen angewöhnen, so ist es im Gegentheil räthlich, ihn an Wild zu bringen, welches sich ihm widersetzt, sollte er auch bei einer solchen Gelegenheit gespießt oder geschlagen werden; desto mehr wird er sich in der Folge in Acht nehmen lernen.

Den jungen Hund übe man so oft als möglich und lasse ihn selbst dann, wenn man das Wild stürzen sieht, vom Anschusse an bis zu einer kurzen Entfernung von dem Ort, wo es liegt, am Riemen arbeiten. Hier animire und löse man ihn, wenn es thunlich ist, in einer Gegend, wo er das verendete Stück nicht liegen sieht. Durch das letztere Verfahren erreicht man oft den Zweck, daß er todt verbellen lernt.

§. 24. Träfe es sich, daß man in sechs bis acht Wochen keine Gelegenheit fände, den Schweißhund zu gebrauchen, so muß man sich freilich entschließen, mit Vorsatz einen nicht guten Schuß zu machen, um ihn in Arbeit zu bringen. Uebrigens verabscheue ich die an mehrern Orten übliche Gewohnheit, alles der Schweißhundsjagd wegen schlecht zu schießen, von ganzem Herzen; einmal, weil es unmenschlich ist, das Wild des eingebildeten Vergnügens wegen zu martern, und dann, weil auf diese Art meistens ein Theil des Wildbrets unbrauchbar wird.

§. 25. Aus allem, was über den Gebrauch des Schweißhunds gesagt worden ist, ergibt sich, daß der tüchtige Jäger nie birschen[1]) gehen sollte, ohne den Schweißhund bei sich zu führen. Jungen Leuten hingegen

---

1) Man braucht diesen Ausdruck von der Ausübung der hohen und Mitteljagd mit der Büchse. W.

sollte es schlechterdings vom Lehrherrn nicht gestattet werden, ihn anders als unter seinen Augen zu gebrauchen. Sie verlassen sich sonst zu sehr auf den Hund und schießen ins Gelag hinein. Von einem einigermaßen geübten Büchsenschützen kann man mit Recht neun gute Schüsse gegen einen schlechten verlangen.[1]) Kommen die letztern häufiger vor, so ist es ein Zeichen von Nachlässigkeit und Faselei. Lieber sehe ich sechs reinen Fehlern als einem schlechten Schuß nach. Noch jetzt danke ich es meinem braven Lehrherrn, dem verstorbenen Wildmeister Hähnel in Sizerode, daß er in diesem Fall streng gegen mich war. Die Bedingung, daß ich jedes schlechtgeschossene Stück, wär's auch nur waidewund, nach der Taxe bezahlen mußte, machte mich vorsichtig.

§. 26. Zur deutschen Jagd auf Rothwild wendet man endlich auch dänische Blendlinge und deutsche Jagdhunde an. Beide Rassen werden vorzüglich beim eingestellten Jagen, letztere aber auch in bergigen Gegenden beim Birschen im Freien gebraucht. Auf welche Art dieses geschieht, werde ich später zeigen; über ihre Fütterung, Erziehung, Behandlung und deren sonstige Anwendung aber weiter unten, in den dem Bär und den wilden Sauen gewidmeten Kapiteln, sprechen.

§. 27. Unter den verschiedenen Jagdbetriebsarten auf Edelwild sollte hier auch das Hauptjagen einen Platz finden.

Flemming, Döbel und andere ältere Schriftsteller im Fach der Jagdkunde haben davon, als von dem Höchsten des waidmännischen Wissens und Könnens, mit ungemeiner Ausführlichkeit gehandelt.

Ich begnüge mich, den Wißbegierigen besonders auf Döbel's „Jäger-Praktica" zu verweisen, weil

1. mir während meines sechsunddreißigjährigen Waidmannslebens keine einzige Gelegenheit sich darbot, an der Einrichtung eines Hauptjagens mitzuarbeiten, oder auch nur der Abhaltung desselben beizuwohnen, ich also beim Mangel eigener Erfahrung den Nachschreiber machen und so nur etwas höchst Unvollkommenes liefern würde; weil
2. ich den Vorwurf nicht verdienen mag, durch weitläufigen Wortkram, zu dessen möglicher Erläuterung Zeichner und Kupferstecher mitwirken müßten, das gegenwärtige Werk zwecklos zu vertheuern, indem wir, Gott sei Dank, in Zeiten leben, wo dem Jagdwesen überhaupt engere Schranken gesetzt und auf diese Art dem thätigen Landmann die Früchte seines Fleißes durch viel weniger beschränkte Benutzung seiner Fluren und der ihm so kostbaren Zeit gesichert sind; in Zeiten, wo zum Vergnügen der Großen, oder zur Verminderung eines über-

---

1) Diese Forderung ist etwas zu gespannt, und wir können wol mit Recht den Jäger, der auf sechs gute Schüsse einen Fehlschuß (d. h. auf Wild) macht, noch einen guten Büchsenschützen nennen. T.

trieben starken Wildstandes Metzeleien solcher Art weder nothwendig noch möglich sind und höchst wahrscheinlich es auch nie wieder sein werden.

Den Ausdruck „Metzelei" wird man vielleicht stark finden; aber er ist es in der That nicht, wenn man bedenkt, daß zu einem Hauptjagen das ganze Wild aus einem Bezirk von vier, fünf Quadratmeilen zusammengetrieben, mit hohen Tüchern eingestellt und dann in einem Tag todtgeschossen wird.

Bringt man dabei in Anschlag den Zeitverlust von mehr als tausend Treibleuten, welche großentheils ihre eigene Arbeit wochenlang versäumen müssen, um bei der Einrichtung und Abhaltung des Jagens zu frohnen; die Vernachlässigung der Reviere durch das ganze Forstpersonal, welches dazu verschrieben werden muß; den höchst beträchtlichen Kostenaufwand, den das Anschaffen und die Erhaltung des dazu nöthigen Jagdzeugs verursacht, welcher durch die mannichfaltig zu gewährenden Auslösungen noch gar sehr vermehrt wird; überlegt man, wie groß der Schade sein muß, welcher bei einem Wildstande, der ein Jagen dieser Art zulässig macht, an Aeckern und Wiesen unvermeidlich ist: so wird jeder billig Denkende zugestehen, daß alles dies zusammengenommen ein zu großes Opfer wäre, würde es auch dem Vergnügen eines Halbgottes gebracht.

§. 28. Eine andere, für jetzige Zeiten anwendbarere, obgleich auch nicht sehr gewöhnliche Art, mit Zeug auf Rothwild zu jagen, ist das bestätigte Jagen, d. i. ein solches, bei dessen Einrichtung, durch Anwendung des Leithundes, schon im voraus bestimmt angegeben werden kann, wie viel Stück Rothwild überhaupt, besonders aber, wie viel jagdbare und wie viel geringere Hirsche sich in demselben befinden.

Auch zu diesem Jagen wird ein beträchtlicher Zeugvorrath, und zwar von verschiedenen Gattungen erfordert, nämlich: 1) Feder- oder Tuchlappen.[1]) Jedes Bund derselben stellt gewöhnlich 80 Doppel- oder 160 einfache Schritt.[2]) 2) Hohe Tücher. Ein Tuch stellt ebenso weit als ein Bund Lappen und mit dem Gemäsch 5 Ellen hoch. Vier Tücher machen ein Fuder Zeug. 3) Mitteltücher oder dänisches Zeug; sie stellen ebenfalls 160 Schritt, in der Höhe aber nur 4 Ellen, weshalb auf das Fuder ein Tuch mehr gerechnet wird. 4) Halbtücher, von der nämlichen Länge; sie stellen 3 Ellen in der Höhe. Gewöhnlich wendet man diese nur zur Stellung im Weiten, und auch dann nur an, wenn die hohen Tücher nicht zureichen, oder wenn das Zeug getragen werden muß, als z. B. in Brüchen (Sümpfen), auf schmalen Wegen und in Gebirgen.

---

1) Ueber den Zeugvorrath, dessen Anfertigung u. s. w. ist das Nöthige im Kapitel über das Jagdzeug angegeben. W.

2) Den Doppelschritt zu 5 Schuh, den einfachen Schritt zu $2\frac{1}{2}$ Schuh (Rhein.) gerechnet. W.

Die Gründe, weshalb jetzt wol nirgends leicht ein bestätigtes Jagen veranstaltet werden wird, möchte ich in solche eintheilen, welche den großen Herren, für welche Jagen derart allein sich eignen, zur Ehre, und in andere, die den heutigen Waidmännern nicht zum Ruhm gereichen.

Mit Dankbarkeit sollte es allerdings erkannt werden, wenn der Landesherr bei der Wahl seiner Vergnügungen, welche doch immer gegen die mit der Regierung verbundenen Beschwerden in sehr geringem Verhältnisse stehen, die verschmäht, welche große Kosten verursachen, den Unterthanen sehr lästig und dem gemeinen Wesen auf diese oder jene Art nachtheilig werden könnten.

Dies alles findet beim bestätigten Jagen zwar nicht in so hohem Grade statt, wie bei dem Hauptjagen, aber doch immer noch in einem nicht unbeträchtlichen.

Jeden rechtlichen Waidmann sollte aber die Bemerkung schmerzen, daß unter denen, welche auf diese Benennung Anspruch machen, jetzt gewiß nur eine geringe Anzahl sich findet, die mit den allerunentbehrlichsten Vorkenntnissen ausgerüstet sind, irgendein Jagen im Zeug, geschweige denn ein bestätigtes, einzurichten. Zum Theil kann dies wol daher kommen, daß in Ländern, wo der Waidmann noch etwas gelten soll, Verhältnisse eintreten, welche es der niedern Klasse der Jäger unmöglich, der höhern aber — die ihres Fortkommens wegen unbesorgt sein kann — ziemlich unnöthig machen, viel in ihrer gewählten Laufbahn zu leisten; zum Theil aber auch daher, daß entweder gar keine Behängen — welche doch dazu bestimmt sind, den jungen Leuten Anweisung zur Leithundsarbeit, zur Einrichtung der Jagen und zur gehörigen Anwendung des Zeugs zu geben — oder doch nicht mit dem gehörigen Eifer gehalten werden.

Soweit es schriftlich möglich ist, will ich alles deutlich zu machen suchen, was zur Veranstaltung eines bestätigten Jagens nothwendig ist. Vielleicht werde ich hier und da etwas weitläufig sein müssen; aber ich hoffe dadurch den Zweck zu erreichen, in der Folge bei der Abhandlung der übrigen Jagen mit Zeug mich desto kürzer fassen und auf das hier Folgende beziehen zu können.

§. 29. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung, die Forst- und Jagdbedienten aufmerksam auf den in ihren Revieren sich befindenden Wildstand zu machen, ist die, wenn sie angehalten werden, monatlich oder vierteljährlich getreue Listen darüber bei der obersten Jagdbehörde einzureichen.

Diese wählt, wenn ein bestätigtes Jagen in der Feistzeit eingerichtet werden soll, dasjenige Revier, welches sich vermöge seiner Lage und des daselbst befindlichen Wildstandes am meisten dazu eignet. Hier wird zuvörderst der Ort bestimmt, wo die Stallung und das Jagen, ohne dem Wald-

bestande durch Holzfällung wesentlich zu schaden, am füglichsten anzubringen ist.

Bei der Wahl des Orts, wo das Abjagen stattfinden soll, hat man besonders darauf zu sehen, daß vor einer nicht unbeträchtlichen Dickung, in welcher selbst und in deren Nachbarschaft das Wild in der Feistzeit seinen Stand oder doch Wechsel hat, eine große Wiese gelegen ist, an der sich auf der entgegengesetzten Seite wieder Holz anschließt.

In das zur Einrichtung des Jagens bestimmte Revier schickt dann der, unter dessen Oberbefehl die ganze Jägerei steht, drei Jäger, auf welche er sich in Rücksicht der Leithundsarbeit vollkommen verlassen kann, und diese heißen Besuchjäger.

Einige Morgen nacheinander umziehen zwei von ihnen das ganze zur Einrichtung des Jagens bestimmte Revier mit den Leithunden und berichten täglich an die Behörde, was sie zu Holze gerichtet haben.[1] Sie fangen gewöhnlich an einem und demselben Ort ihre Arbeit an, indem sich der eine rechts, der andere links wendet. Jeder zählt und verbricht die Hirsch- und Rothwildsfährten, welche er auf seinem Zug mit Hülfe des Leithundes nach dem Holz zu oder aus demselben herausspürt. Beide treffen auf der entgegengesetzten Seite an einem bestimmten Ort wieder zusammen und können so nach einer gegenseitigen Anzeige der bemerkten Fährten genau angeben, wie viel Hirsche und Wild in dem umzogenen Districte stehen müssen. Ist die Zahl der Ein- und Ausgänge ungleich, so ist man seiner Sache bald gewiß; denn haben z. B. die Hirsche dreimal heraus und zweimal hinein gewechselt, so stehen sie bestimmt nicht darin, und so umgekehrt. Mehr Schwierigkeiten sind zu überwinden bei gleicher Zahl von ein- und ausgewechselten Hirschen. In diesem Fall muß sogleich das Vorsuchen erneuert und bei dieser Gelegenheit darauf Acht gegeben werden, welche Fährten der Hund am feurigsten anfällt. Diese sind die frischesten und wo diese hinzeigen, dahin ist auch das Wild zuletzt gezogen. Kann man auch auf diesem Wege seiner Sache noch nicht ganz gewiß werden, so muß man in den Fluren, wo das Wild geäset hat, so weit vorgreifen, als es nöthig zu sein scheint, um dort bestimmtere Auskunft zu erhalten, und darf in dieser Bemühung nicht nachlassen, bis man ganz ins Reine über die zweifelhaften Wechsel kommt.

Dasselbe Verfahren findet auch an dem Morgen statt, an welchem der Anfang mit der eigentlichen Einrichtung des Jagens gemacht werden soll, nur daß an diesem auch der dritte Besuchjäger mit auszieht, um auf einem

---

1) D. h. was für frische Eingangsfährten die Leithunde angefallen, demnächst die Besuchjäger als Hirschfährten erkannt und verbrochen (mit Brüchen belegt) haben. W.

Stellflügel oder auf einem breiten gebahnten Weg den ganzen District, welcher von den andern beiden bisher und auch an diesem Tag besucht wird, zu durchschneiden. Auch er richtet, so wie jene, alles mit höchster Genauigkeit zu Holz, zählt ebenfalls alle über den Weg herüber und hinüber gespürte Rothwildsfährten. Alle drei Besuchjäger kommen, wenn sie die Vorsuche beendigt haben, an dem bestimmten Versammlungsort zusammen. Jeder sagt dem andern pünktlich, wie viel und was für Fährten er zu Holz gerichtet hat. Nachdem dies aufgeschrieben worden ist, verwechseln alle drei ihre Züge so, daß jeder einen andern bekommt, und erneuern das Vorsuchen noch einmal. Bei dieser Gelegenheit zählen sie zugleich selbst, oder ein anderer, jedem zugeordneter Jäger, die Schritte, um nach beendigtem und völlig berichtigtem Geschäft des Vorsuchens angeben zu können, wie viel Bund Lappen zur weitesten und ersten Umstellung gebraucht werden.

Wenn sie sämmtlich ihre Züge vollendet haben und das Resultat derselben nach der Erneuerung nicht von dem abweicht, welches sich nach dem ersten Vorsuchen ergab, so ist das Jagen bestätigt, und nun wird ein Forstbedienter abgeschickt, um in möglichster Stille und Geschwindigkeit die erforderlichen Lappen sowol als die Tücher herbeizuholen.

Daß man sich schon vorher bemühen müsse, den zu verlappenden District, durch Verkürzung des Vorsuchens an Orten, wo man nicht fürchten darf, das Wild rege zu machen, soweit als es die Umstände erlauben, ins Enge zu fassen, versteht sich von selbst, damit nicht unnöthigerweise die ganze Arbeit und der Aufwand vermehrt werde.

Uebrigens muß natürlich auch auf den zu Gebote stehenden Vorrath an Lappen und Zeug Rücksicht genommen werden.

§. 30. Sobald die Lappen angekommen sind, wird mit diesen, indem einer der Besuchjäger mit dem Leithund den gewöhnlichen Zug links, der andere rechts erneuert, hinterdrein gleich zugestellt; dies geschieht durch die Zeugknechte, Jagdleute und durch die ihnen zugeordneten Forstbedienten in möglichster Stille und Schnelligkeit.

Die Federlappen sind so leicht zu transportiren, daß ein Mann füglich sechs bis acht Bund auf den Rücken nehmen kann. Es ist daher begreiflich, daß, wenn es darauf ankommt, die Lappstadt schnell einzurichten, Federlappen am besten anwendbar sind, um so mehr, da das Wild solche auch sehr respectirt, sobald sie nur frei hängen und durch Gehülfen, welche hier und da angestellt sein müssen, von Zeit zu Zeit bewegt werden.

Das Verlappen ist deshalb besonders nöthig und nützlich, weil einestheils dadurch das Wild verhindert wird, tiefer, als man es wünscht, zu Holz zu ziehen, wenn man nämlich auf der Seite damit zeitig genug an-

fangen kann, wohin es seinen Wechsel hat, und weil anderntheils bei der Unmöglichkeit, das Poltern der Zeugwagen und das Lärmen, welches mit dem Einschlagen der Heftel und mit dem Vorstoßen der Forkeln beim Zeugstellen verbunden ist, zu vermeiden, das Wild, welches unruhig wird und sich wegziehen will, dadurch in dem Theil des Reviers, wo das Jagen eingerichtet werden soll, solange aufgehalten wird, bis es in Tüchern steht.

§. 31. Nachdem nun die Lappstadt vollendet und der erforderliche Zeugbedarf herbeigeschafft worden ist, schreitet man zum Umstellen mit Tüchern an eben der Stelle, wo die Lappen stehen. Auch werden diese nicht eher abgeworfen, bis das Zeug gestellt ist.

So weit als die hohen Tücher reichen, wendet man diese an; sind deren nicht genug vorhanden, so nimmt man, solange das Jagen im Weiten steht, d. h. eine große Fläche einnimmt, Mitteltücher, vorzüglich im lichten Holz oder auf dem Freien; wären auch diese nicht hinlänglich, so bedient man sich der Tuchlappen, welche in diesem Fall aber zweimal übereinander gestellt werden. Der Gebrauch der letztern gewährt auch große Vortheile da, wo man mit den Zeugwagen nicht fort kann.

Ehe mit dem Zustellen der Anfang gemacht wird, übernimmt derjenige, welcher den Oberbefehl bei der Einrichtung des Jagens führt, die Besorgung aller Anordnungen auf dem rechten Flügel, und der, welcher ihm im Range folgt, auf dem linken. Auf jedem Flügel vertheilt man an fünf Jäger Nummern, durch welche ihnen zugleich ihre Geschäfte angewiesen werden. Als:

Nr. I bindet vor,
Nr. II bindet nach und knebelt ein,
Nr. III stellt nach,
Nr. IV bindet die Windleinen an,
Nr. V verhaket und verfestigt das Jagen.

Diesen Jägern werden auf jedem Flügel, wo die Zeugwagen fahren können, 40—50 Gehülfen untergeordnet, und zwar dadurch, daß die, welche unter dem Jäger Nr. I stehen, dieselbe Nummer erhalten u. s. w.

Die Vertheilung der Jagdleute kann auf folgende Art eingerichtet werden:

2 Mann mit Schlegeln, um zum Verbinden der Oberleinen, wo es nöthig ist, starke Heftel einzutreiben; Nr. I.
2 Mann knebeln ein; Nr. II.
2 Mann tragen die Pfahleisen, zum Vorstoßen der Löcher zu den Stellstangen; Nr. III.
6 Mann tragen die Stellstangen; Nr. III.
8 Mann bekommen die Hebegabeln, um das Zeug auf die Stellstangen zu heben; Nr. III.

1 Mann führt einen Schlegel, um die Heftel zu den Windleinen einzuschlagen; Nr. IV.

2 Mann binden diese an; Nr. IV.

4 Mann tragen die Haken und Heftel; Nr. V.

Die noch übrigen Jagdleute schlagen die Tücher aus, wenn sie vom Wagen ablaufen, wobei der, welcher die Aufsicht führt, genau Acht haben muß, daß die Tücher sich nicht überschlagen, wodurch die Unterleinen über die Oberleinen kommen würden; auch daß das Tuch oft angezogen werde, damit es ganz glatt, nicht faltig oder sackförmig stelle.

Die Einknebler knebeln gleich den obern und untern Knebel ein, dann kann der Wagen immer fortrücken. Die übrigen werden nachher eingehangen, wenn das Zeug gehoben wird und wenn man die Hauptleinen anbindet.

Sobald das letzte Tuch vom Wagen abgelaufen ist, rückt dieser hinter das Zeug und bleibt am Wechsel[1]) seines Tuchs halten.

An Orten, wo die Zeugwagen nicht fahren können, muß freilich die Zahl der zum Stellen nöthigen Gehülfen wol bis auf 100 vermehrt werden, um das Zeug durch sie tragen zu lassen; zur Aufsicht stellt man noch einige Jäger an.[2])

§. 32. Auch beim Stellen der Tücher ziehen die Besuchjäger wieder mit den Leithunden voraus, um die Bestätigung nochmals zu versichern.

Sobald nun das Jagen im ganzen, d. h. völlig zugestellt ist, schickt der Befehlshaber jemand vom Jagdpersonal an den Herrn ab, um den Tag zu bestimmen, wenn das Abjagen vor sich gehen kann.

Ob dies am dritten oder vierten Tag möglich sei, muß danach beurtheilt werden, ob man beim Bestätigen das Jagen ins Enge, oder sehr weitläufig fassen konnte; ob in demselben viele und große Dickungen vorhanden sind, welche in der Folge sehr kurze Treiben nöthig machen.

Haben die Besuchjäger ihre Schuldigkeit gethan und sind die Leithunde zuverlässig, so kann nun schon mit Gewißheit angezeigt werden, wie viel und was für Hirsche, auch wie viel Stück Wild in dem Jagen sein werden. Diese angegebene Zahl muß sich nachher auch beim Abjagen bestätigen; nur ein durch keine menschliche Vorsicht abzuwendender Zufall, als z. B. ein Orkan, durch welchen das Zeug umgeworfen worden wäre, kann zur Entschuldigung dienen, wenn daran etwas fehlt.

Um nun das Wild nicht unruhig zu machen und es dadurch nicht zum

---

1) Das Ende des einen Tuchs wird mit dem Anfang des künftigen zusammengeknebelt und der Ort, wo dieses geschieht, heißt der Wechsel. W.

2) Das Stellen wird immer da am schnellsten und besten von statten gehen, wo, wie in Sachsen, eigene Zeugknechte, welche alle Handgriffe innehaben und jeder sein Geschäft kennt, dazu gebraucht werden. W.

Ueberfallen zu reizen, bleibt das Jagen an diesem Tag unberegt. Die darauffolgende Nacht hindurch wird es durch eine hinlängliche Anzahl Jäger und Jagdleute bewacht; auch dahin streng gesehen, daß das ganze Personal sich ruhig und still verhält. Doch kann das Feueranmachen unter Anwendung möglichster Vorsicht, daß dadurch dem Zeug oder gar dem Wald nicht Schaden geschehe, gestattet werden.

Sollte Regenwetter einfallen, so müssen alle Leinen von Zeit zu Zeit etwas nachgelassen werden, damit sie nicht springen; hätte man aber in der Nässe gestellt und der Himmel klärt sich auf, so muß man sie anziehen.

§. 33. Der nebenanstehende Plan wird, wie das im Folgenden über das bestätigte Jagen zu Sagende, alles deutlicher machen.

Ich habe dabei angenommen, daß die Lappstadt und also auch die erste Stallung auf dem Flügel T fort, bis zur und durch die Allee IV, dann längs des Holzrandes N bis auf die Allee ⊙ und durch diese bis wieder zu T angebracht und vorbeschriebenermaßen vollendet ist.

Man würde zu selbiger verwendet haben:

38 Bund Lappen, und nachher

$9\frac{1}{2}$ Fuder Zeug,

indem der Umfang des ganzen Bezirks 6080 einfache Schritte beträgt.

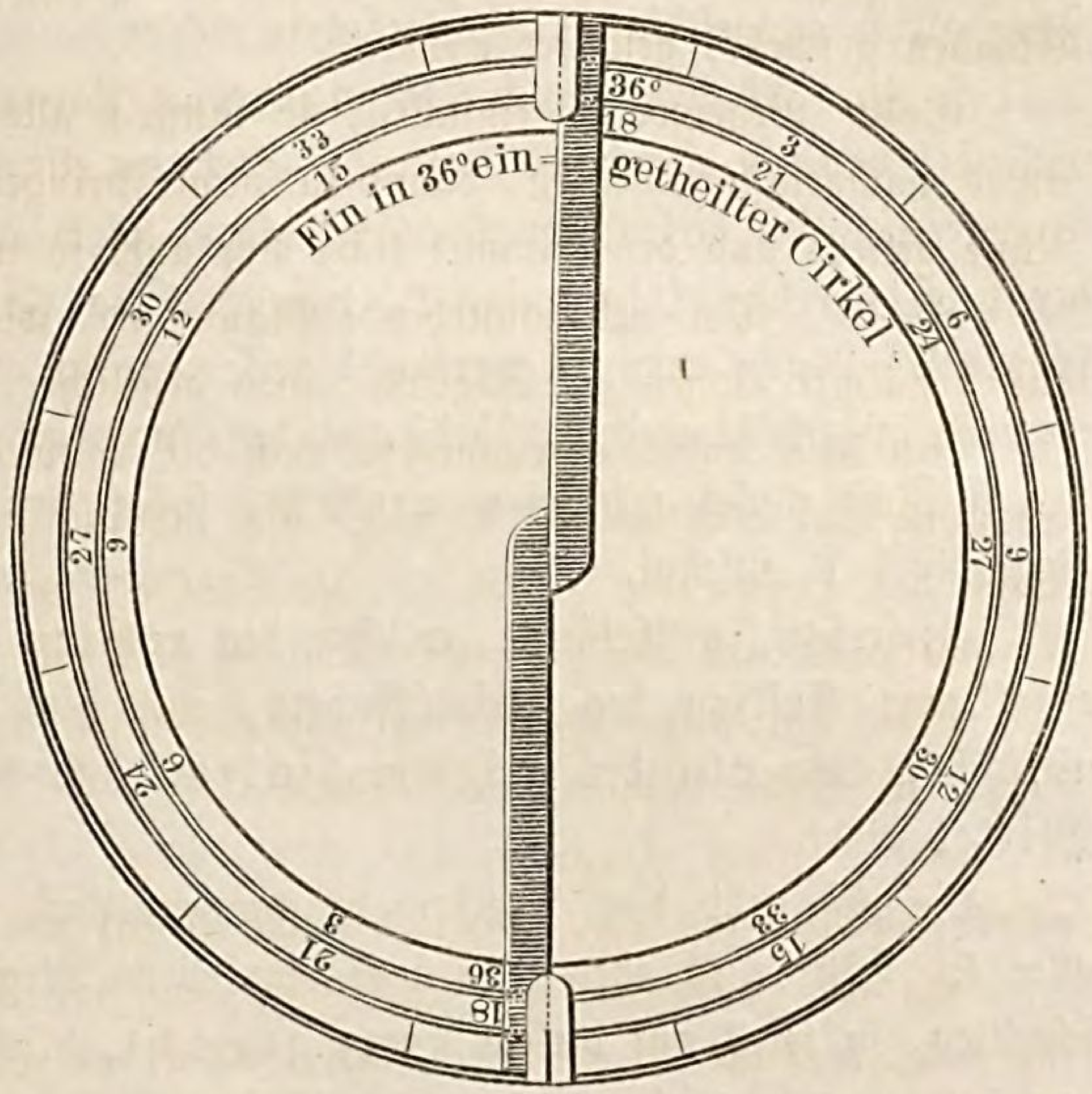
An dem Morgen, wo die Verengerung des Jagens unternommen werden soll, versammelt sich die Jägerei nebst den Stell- und Treibleuten, zu einer festgesetzten Stunde, an einem in der Nähe der Stallung bestimmten Ort, nachdem Tags zuvor jeder Forstbediente eine schriftliche Instruction über alles erhalten hat, was er bei dem Treiben thun soll. Besonders muß diese für diejenigen genau abgefaßt sein, welche die Flügel und das Mittel führen.

Am ersten beschäftigt man sich mit dem Abstecken des Laufs A, und mit dem Abräumen der Stellflügel zur Kammer B und zum Zwangtreiben C (zu denen aber hier die Alleen P und Q dienen, und also nur Stellwege von k bis h und von l bis i durchzuhauen sein würden); dann wird von h bis i, als an dem Ort, wohin in der Folge das Rolltuch kommen soll, eine gerade Linie von allem daraufstehenden Holz gesäubert, und wenn dicht hinter derselben nach dem Jagen zu, in der zur Kammer bestimmten Dickung lichte Plätze vorhanden wären, solche mit hohem Gesträuch so dicht besetzt, daß das Wild beim Abjagen nicht zu früh auf den Lauf sehen kann.

Auch besorgt man, daß zur künftigen Einrichtung der Jagensrundung hinter der Kammer B, oder hinter dem Zwangtreiben C, oder, wenn es ohne große Holzverwüstung geschehen kann, hinter beiden das im Wege stehende Gesträuch abgehauen und weggeschafft wird.

§. 34. Das Abstecken des Laufs bewerkstelligt man leicht auf folgende Weise:

Auf der Mitte der geraden Linie h i, welche 160 einfache Schritte lang ist, wird bei H ein in 36 gleiche, numerirte Grade eingetheiltes Scheibeninstrument, wie solches nebenstehend abgebildet ist, so aufgestellt, daß man von 9 über 27 nach dem bei h eingesteckten Stab und von 27 über 9 nach dem bei i stehenden visiren kann. Dann tritt man so hinter das Instrument, daß man von 36 über 18 sieht, und läßt in einer geraden Linie von 375 Schritt wieder einen Stab bei f einstoßen. Ein Gleiches geschieht bei M, welches von H 125 Schritt entfernt ist.



Scheibeninstrument zum Abstecken des Laufs.

Nun versetzt man das Instrument dahin, wo der Stab bei M gestanden, sodaß man von 36 über 18 nach f und von der andern Seite nach H visiren kann. Hierauf sehe man von 3 über 21 und lasse in einer geraden Entfernung von 175 Schritt bei e einen Stab setzen; ebenso, wenn man von 33 über 15 visirt, bei g. Ferner sehe man über 30 nach 12 und lasse in einer geradlinigen Weite von 75 Schritt bei b, und wenn man hierauf über 12 nach 30 visirt hat, in einer gleichen Entfernung bei c Stäbe errichten. Auf gleiche Art verfährt man, indem man über 6 nach 24 und dann über 24 nach 6 sieht, sodaß die Stäbe d und a von M gleichfalls 75 Schritt entfernt sind und also die Linie c b 150 Schritt und ebenso viel die Linie a d beträgt. An die Stellen der Stäbe werden Krummruthen eingegraben, welche dem Zeuge beim Stellen die gehörige Richtigkeit und Festigkeit geben müssen.

Zugleich will ich hier bemerken, daß alle Krummruthen an den Orten, wo sich das Zeug, wenn es gestellt wird, nach dem Jagen hineinwärts zu wenden anfängt, an der innern Seite desselben, da aber, wo es anfängt sich nach außen zu wenden, an der äußern stehen müssen.

Um aber beim Umstellen des Laufs die Rundung am Ende desselben gut und richtig herauszubringen, könnte man bei y einen Pfahl einstoßen, an demselben eine Leine befestigen, welche bis e reichte, mit dieser dann von e über f nach g einen halben Zirkel beschreiben und in einer Weite von 10—15 Schritt Stäbe einsetzen, hinter welchen hernach beim Stellen das Zeug gleich ausgeschlagen und gehoben würde.

§. 35. Nachdem auch das im vorigen Paragraph beschriebene Geschäft vollendet worden, fängt man an, die Stellung allmählich durch Treiben zu verengern. Um diesen Zweck zu erreichen, wird das erste so angelegt, daß der rechte Flügel da anfängt, wo der Weg ⊙ den Holzrand N durchschneidet. Längs dem ⊙ werden die Treiber in gleichen Entfernungen voneinander angestellt und Forstbediente, der ihnen ertheilten Instruction gemäß, zur Aufsicht zwischen dieselben vertheilt, sodaß der linke Flügel sich an den Jagdflügel T anlehnt.

Derjenige Forstbediente, welcher den rechten Flügel führt, bläst, nach erhaltenem Auftrag des Befehlshabers, mit dem Flügelhorn das Treiben ab; ihm antwortet der auf dem linken, und diesem der, welcher das Mittel führt.

Hierauf geht das Treiben in gerader Linie fort bis auf die Querallee I. Würde es aber etwa noch von einem Wege der Breite nach durchschnitten, so wird auf diesem ganz gemacht, d. h. die Treibeleute werden angehalten und wieder in gerade Linie gestellt. Alsdann setzt man das Treiben fort.[1])

Ist es endlich ganz auf der Allee I angelangt, so wird vom rechten Flügel nach dem linken zu gefragt, ob etwas an Hirschen oder Rothwild zurückgegangen sei. In diesem Fall nimmt man das Treiben noch einmal; außerdem aber bleiben die Treibeleute solange stehen, ohne irgendwo eine große Lücke zu machen, bis mit zwei Fudern Zeug, welche da, wo I den Flügel T durchschneidet, bereit stehen müssen, in möglichster Geschwindigkeit längs der I durchgestellt worden, bis zum rechten Zeugflügel.[2]) Während des folgenden Treibens wird das Zeug an dem abgetriebenen Theil der Stallung gehoben, um es in der Folge wieder anwenden zu können.

---

1) Alle Treiben gehen still, ohne Schreien und Juchzen, auch selbst dann, wenn Wild auf die Treiber zurückkäme. Ist es von einer Gattung, welche man nicht im Jagen zu haben wünscht, so ziehen sich da, wo es durchwill, aufs Geheiß der Forstbedienten die Treibeleute auseinander und lassen es zurück; wäre es aber Rothwild oder doch solches, worauf mitgejagt werden soll, so wird es viel eher umkehren, wenn die Treiber ruhig stehen bleiben und nur ganz unbefangen miteinander sprechen, Feuer anschlagen u. dgl., als wenn sie anfangen zu schreien. W.

2) Reichte vielleicht die Zahl der Treibeleute nicht hin, das erste Treiben auf einmal zu nehmen, so könnte dieses dadurch getheilt werden, daß man vorher von ⊙ bis I auf R allenfalls nur verlappte, dann erst die eine Hälfte von N bis R abtriebe und hierauf längs I durchstellte, hernach aber mit der zweiten Hälfte auf gleiche Weise verführe. W.

Das zweite Treiben könnte man auf dem Holzrand N zwischen I und IV anlegen und es bis P fortführen. Sobald es da angekommen und nichts zurück ist, wird auf der Allee P mit zwei Fuder Zeug durchgestellt.

Das dritte Treiben würde man längs der Allee IV von einem Zeugflügel zum andern anlegen und bis zur III fortführen. Während nun auch hier das Zeug gestellt und verfestigt wird, könnte man auch gleich auf dem Stellwege h k durchstellen. $1\frac{1}{2}$ Fuder Zeug wäre zu diesem allen hinreichend.

Das vierte Treiben lehnt sich auf T, mit dem rechten Flügel an I, mit dem linken aber an III an und geht, da hier dichtes Holz vorausgesetzt wird, nur bis S. Fünf Tücher sind hier hinlänglich.

Vier Tücher aber sind erforderlich, um nach vollendetem fünften Treiben, welches zwischen P S von I bis II geführt wird, auf der letztgenannten Querallee durchzustellen.

Das sechste Treiben würde dann auf der Allee S zwischen II und III angelegt und nur bis R getrieben werden können, weil man nun schon das Wild mit Vorsicht behandeln muß, um es nicht zum Ueberfallen zu reizen. Sobald hier das Zeug steht, kann man das siebente und letzte von R bis Q führen, den linken Flügel aber gleich von l an bis zur Stellschneise l i vorziehen.

Auf diese Weise wäre nun, wenn auch hier das Zeug steht, das gesammte Wild in dem zum eigentlichen Jagen bestimmten Bezirke eingeschlossen. Es bliebe also für jetzt nichts zu thun übrig, als die Jagensrundung hinter dem Zwangtreiben von r bis p und q einzurichten und zuzustellen; dafür zu sorgen, daß das Zeug gehörig verfestigt, und daß rings um das Jagen — doch außerhalb des Zeuges — Wach- und Wehrfeuer angezündet, auch die ganze folgende Nacht hindurch unterhalten, und daß das Ganze unter Aufsicht verständiger Forstbedienten mit hinlänglicher Mannschaft bewacht werde.

§. 36. Mit Anbruch des Morgens, an welchem das Abjagen gehalten werden soll, stellt man den Lauf und errichtet auf demselben den Schießschirm.

Man fängt damit an, daß an der Krummruthe f zwei Tücher zusammengeknebelt und nach beiden Flügeln desselben, längs der abgezeichneten Rundung ausgeschlagen werden, und fährt fort, den linken Flügel des Laufs bis h, den rechten aber bis i mit möglichster Genauigkeit zu stellen.

Könnte man sich nicht ganz auf die Festigkeit des Zeugs verlassen, so muß man es lieber um das ganze Jagen herum auf der auswendigen Seite dupliren, d. h. Netze herumziehen, vorzüglich wenn Hunde zum Abjagen gebraucht werden.

Das ganze Jagen besteht aus drei Hauptabtheilungen:

1. Aus dem Laufe A, welcher völlig frei von Holz und planirt sein muß. Auf diesem wird das Wild herausgetrieben oder durch Jagdhunde herausgejagt und aus dem bei M errichteten Schießschirme geschossen.
2. Aus der Kammer B, welche sich von h bis D und von i bis E erstreckt. In diese wird an dem zum Ausschießen des Jagens bestimmten Morgen das Wild auch
3. aus dem Zwangtreiben C hineingetrieben und von o bis m und n die Rundung der Kammer gestellt. [1]) Doch bleibt auch das Zeug am Zwangtreiben stehen.

Endlich zieht man das Rolltuch von h bis i vor und läßt das vorher an dessen Stelle gestandene Zeug heben und wegschaffen.

Auch werden, um Unglück zu verhüten, starke Brüche (grüne Zweige) bei den Krummruthen a, b, c und d an beiden Seiten des Zeuges aufgehängt, über welche hinaus nicht geschossen wird, denen sich aber auch von außen niemand nähern darf.

§. 37. Wenn die Herrschaft beim Jagen anlangt, wird das Zeug dem Schirme gegenüber niedergelegt, bis die Wagen wieder hinausgefahren und auf die Seite gerückt worden sind.

Sobald der Lauf wiederhergestellt ist, zieht die Jägerei zu Holze, um das Wild entweder durch Treiber oder durch deutsche Jagdhunde auf den Lauf zu bringen. Im letztern Falle wird das Rolltuch für immer weggezogen, im erstern aber nur so lange, bis ein Trupp Wild auf den Lauf heraus ist. Hier wird es denn durch einige Reiter wieder aus dem hintern Theile des Laufes hervorgetrieben.

Wird ein Hirsch oder Thier durch einen nicht gleich tödlichen Schuß verwundet, so hetzt man drei bis vier von den in den Hundeschirmen hinter dem Schießschirme stehenden Blendlingen darauf und eilt, sobald diese das angeschossene Stück fangen, hinan, um es, dem eingeführten Gebrauch nach, zu nicken oder abzufangen.

Alles erlegte Wild wird auf der rechten Seite des Schirmes zusammengetragen und, mit den Köpfen nach demselben hin gerichtet, in folgender Ordnung der Stärke nach gestreckt:

in der ersten Reihe alle Edelhirsche,
in der zweiten Reihe die Thiere,

---

1) Die Rundungen sind deshalb sehr nützlich, weil sie das Ueberfallen des Wildes verhindern, indem es sich nicht in die sonst entstehenden Ecken ziehen kann, aus denen man es nur mit Mühe herausbringen würde. W.

in der dritten Reihe die Damhirsche,
in der vierten Reihe die Damthiere,
in der fünften und sechsten Reihe Rehböcke und Ricken.

§. 38. Es würde zu weitläufig, auch unnöthig sein, von jeder Art der eingestellten Jagen ebenso ausführlich zu handeln, als es beim bestätigten geschehen ist, da im Vorhergehenden schon vieles vorkommt, was auch auf die übrigen Jagen mit Zeug anwendbar ist.

So verhält es sich z. B. mit der Einrichtung des Contrajagens, welche, was das Ins-Enge-Bringen betrifft, sich in nichts vom vorigen unterscheidet. Alle Treiben werden nach der Kammer B und dem Zwangstreiben C zu genommen. Der Lauf wird auf einer Wiese angebracht, an welche sich auf der andern Seite wieder dichtes Holz anschließt, in welchem, gerade der Kammer B gegenüber, noch eine ähnliche, wenn auch etwas kleinere, eingerichtet wird. Zwischen beide kommt der Lauf, welcher sich im Mittel so weit verengert, daß die größte durch die Krummruthen a, b, c, d bezeichnete Schußweite höchstens vom Schirme aus 80 Schritt beträgt, nach der zweiten Kammer zu sich aber wieder erweitert.

Wäre der Wildstand eines Reviers nicht stark genug, um voraussetzen zu können, daß in einem zur Bestätigung sich eignenden Bezirk eine hinlängliche Anzahl Wild sich befände, um ein Jagen darauf einzurichten, oder will es sich die Herrschaft gefallen lassen zu jagen, ohne vorher genau zu wissen, was sie sich versprechen darf, so läßt man verlorene Treiben von allen Seiten nach dem Theile des Reviers zu machen, wo das Jagen eingerichtet werden soll. Hier wird dann das zusammengetriebene Wild entweder mit Zeug oder mit doppelten Tuchlappen im Weiten eingestellt.

Um nicht zu viel Zeug anwenden und hernach bei der Verengerung zu viele Treiben machen zu müssen, würde man zur weitesten Stallung doch auf keine Weise mehr als 10—12 Fuder Zeug oder 80—96 Bund Lappen verwenden dürfen.

Schon zu dieser Anlage gehört ein starker Zeugvorrath, da man doch immer noch fünf bis sechs Fuder in Bereitschaft haben muß, um damit das Jagen ins Enge zu bringen. Wenn nun das Zwangtreiben, beide Kammern und zwischen diesen der Lauf vollkommen eingerichtet sind, so wird das Wild zum Theil in die Kammer diesseit, zum Theil in die jenseit des Laufes getrieben und vor jede ein Rolltuch gezogen. Beim Abjagen wird dann abwechselnd aus beiden ein Theil des Wildes auf den Lauf gejagt und da erlegt.

Erhielte ich den Auftrag, ein Contrajagen einzurichten, so würde ich alles Wild in die Kammer vor dem Zwangtreiben bringen und blos vor diese ein Rolltuch ziehen, die gegenüberstehende aber offen lassen.

Beim Abjagen würde ich am Ende beider Kammern Treiber anlegen, zuerst das Wild aus der zugestellten Kammer über den Lauf treiben und, wenn es sich in die zweite gezogen hätte, dasselbe von da wieder über den Lauf nach der ersten zurückjagen lassen. [1]) So würde ich fortfahren, bis alles eingestellte Wild erlegt wäre.

Ich möchte wol behaupten, daß das Contrajagen schon deshalb mehr Vergnügen gewähren muß, als ein eingestelltes mit dem freien Lauf ohne die zweite Kammer, weil bei jenem die Herrschaft das Wild doch nicht immer vor Augen hat und also in steter Erwartung bleibt. Auch kann das Contrajagen, wo das Wild die Lappen respectirt, füglich mit doppelter Lappstadt [2]) allein, ohne Tücher, gemacht und dadurch viel an Zeit und Aufwand erspart werden.

Einige Stunden läßt das Wild sich auch hier hin- und hertreiben; wird es aber zu stark oder zu anhaltend pressirt, so macht es beim Zeuge so gut wie bei der Lappstadt Versuche, sich zu befreien.

§. 39. Wenn es nun vollends darauf nicht abgesehen ist, alles vorhandene Wild auf einen gewissen Bezirk zusammenzubringen; wenn man über 1500 — 2000 Treibeleute und über ein verhältnißmäßig starkes Jägerpersonal gebieten kann, so ist es auch nicht einmal nothwendig, eine Stallung im Weiten zu machen. Man läßt in diesem Falle zuerst die entlegensten Vorhölzer r e g e m a c h e n, d. h. aus ihnen das Wild nach dem zum Jagen bestimmten Waldbezirke hintreiben; doch nur bis in die Gegend, wo in der Nacht vor dem zum Abjagen bestimmten Tage die Treiben von allen Seiten her angelegt werden. Nur muß man dahin sehen, daß die Treiben, welche am weitesten heranzuholen sind, verhältnißmäßig früher abgehen als die kürzern, sodaß alle von allen Seiten möglichst zugleich da ankommen, wo das Jagen eingerichtet werden soll.

Sämmtliche Anführer der Treiber müssen genaue, schriftliche Instructionen erhalten, und je näher sie dem zum Anhalten des Treibens bestimmten Orte kommen, desto aufmerksamer müssen sie, vorzüglich beim Ganzmachen, auf die Entfernung der Treiber sein, welche ihnen am nächsten gehen. Man wird deshalb Ursache haben, unter den Forstbedienten diejenigen zu Anführern zu wählen, welche auf den Revieren am meisten bekannt sind, damit sie sich in der Nacht nicht irren. Auch kann man jedem Flügelführer einen zuverlässigen und instruirten Ortseinwohner beigesellen.

---

1) Auch zum Zurückgehen der Treibeleute wird auf beiden Flügeln das Zeichen durchs Flügelhorn gegeben. Die Treiber ziehen sich dann aus der Mitte nach beiden Flügeln, und gehen hinter den sie führenden Forstbedienten her bis ans Ende der Kammer, wo sie sich wieder anlegen. T.

2) Um einen Bezirk doppelt verlappen zu können, müssen an den Stellstangen zwei Haken so angebracht sein, daß die oberste Reihe Lappen gerade bis an die untere reicht. T.

Die Flügelhörner sind das beste und fast einzige Signalement, wodurch man in den Stand gesetzt wird, in der Entfernung den Gang der Treiben zu beurtheilen, da Geschrei oder anderes Getöse nicht geduldet werden darf.

Wäre durch Zufall ein Treiben zurückgeblieben, so müssen die übrigen, wenigstens beim vorletzten Ganzmachen, so lange anhalten, bis zu vermuthen ist, daß sie alle fast zugleich auf den Stellwegen eintreffen.

Auf diesen müssen schon tags vorher Haufen von dürrem Holz, von 50 zu 50 Schritt voneinander entfernt, um den ganzen zum Jagen bestimmten Bezirk herum, zu Wehrfeuern zusammengebracht werden, welche, sobald sämmtliche Treiben angelangt sind, alle so schnell als möglich angezündet — doch die zuletzt, von welchen der Wind in das Jagen geht — und so lange unterhalten werden, bis die ganze Lappstadt fertig ist.

§. 40. Oft wird auch ein Jagen dieser Art so eingerichtet, daß mehrere Schießschirme auf einem Gehau oder Jagdflügel in gerader Linie und in bestimmten Entfernungen voneinander gemacht werden.

Hierbei muß man vorzüglich für die Sicherheit der Schützen untereinander und für die der Treiber besorgt sein. Daß nie in die Richtung geschossen werden darf, wo die andern Schirme stehen und ebenso wenig nach den Treibern hin, versteht sich von selbst.

§. 41. Indem wir nun die großen, geräuschvollen deutschen Jagden verlassen, gehen wir zum Birschen, d. h. zur Einzeljagd mit der Büchse über.

Starke Hirsche werden gewöhnlich in der Feist- oder guten Zeit, also vom Ende des Monats Juli an, den ganzen August hindurch und höchstens bis zur Mitte des September mit wahrem Vortheil, alte Thiere nur so lange, bis sie hochbeschlagen sind und nicht eher, bis sich die Kälber selbst forthelfen können, also nie vor dem August und nicht leicht nach der Brunftzeit geschossen. Hiervon kann jedoch in stark bestandenen Wildbahnen eine Ausnahme gemacht und späterhin, auch wol bis zum Januar, etwas weggenommen werden.

Spießer, Schmalthiere und Kälber birscht man in den landesherrlichen Jagdrevieren jahraus jahrein. Doch wird jeder rechtliche Waidmann sie nicht zur Ungebühr angreifen, um der Jagd für die Folge keinen Schaden zu thun.

Es ist freilich nichts dagegen zu sagen, wenn Jagdberechtigte auf Privat- und Koppeljagdrevieren alles, was ihnen zukommt, und vorzüglich Wechselwild, zu jeder Zeit schießen, wo die Gesetze es erlauben. Doch wiederhole ich für die, welchen die Erhaltung ihrer Jagd am Herzen liegt, die Warnung, wenigstens in geschlossenen Revieren vor Anfang des Mo-

nats August kein altes Thier vom Kalbe wegzunehmen, weil das letztere außerdem fast immer fällt, oder doch gewiß schwach und schlecht am Leibe bleibt.

§. 42. Die gewöhnlichsten Arten, das Birschen auf Rothwild zu betreiben, sind folgende [1]):

a) der Anstand;
b) das Schleichen (der Birschgang);
c) der Gebrauch des Schießpferdes und des Birschwagens;
d) das Zutreiben vermittelst mehrerer Jagdleute (das Buschiren);
e) eben dieses durch einen einzelnen Gehülfen;
f) vermittelst deutscher Jagdhunde.

Der Anstand ist ein sehr sicheres und zweckmäßiges Mittel, das Rothwild zum Schuß zu bekommen, da dasselbe überhaupt (besonders aber der Hirsch) abends, wenn er auf die Aesung, und morgens, wenn es zu Holze zieht, in der Regel genau Wechsel hält, d. h. es nimmt einen Tag wie den andern denselben Weg, sodaß es zuweilen wieder in die Fährten tritt, welche es vorher gemacht hat.

Oft wechselt es jedoch zur erst erwähnten Tageszeit an andern Orten, als zur letzten. Mitten in den Waldungen sucht es nach Maßgabe des mit der Jahreszeit veränderten Standes die alten gewohnten Wechsel wieder auf.

Hat man sich nun durch genaues und tägliches Verspüren der Wildbahnen, oder, in Ermangelung derselben, der gebahntesten, nicht zu harten Wege, welche an den Holzrändern, an jungen Gehauen und an den Grenzen hinlaufen, der zunächst an den Standort grenzenden Felder und Wiesen, auf welchen letztern man nur des Morgens im Thauschlage die Fährten gewahr wird, wo das Rothwild Aesung sucht, mit dem Wechsel hinlänglich bekannt gemacht, so errichtet man in einer Entfernung von 60—80 Schritt von demselben aus grünen Zweigen verdeckte Schirme auf der Erde oder, wo es möglich ist, Sitze auf starken Bäumen, Kanzeln genannt, oder man gräbt Löcher mit Sitzen in die Erde, in und auf welchen man

---

1) Eine in der frühern deutschen Jägerei hochgeschätzte Art der Jagd auf Edelwild findet mit vollem Rechte in der Jagdzeitung, 1860, S. 621, einen warmen Empfehler. Es ist das Lanciren des Hirsches von einem Jäger mit einem gutgearbeiteten Leithunde oder, da diese so außerordentlich selten geworden sind, mit einem fermen Schweißhunde. Tüchtige Schützen werden in größter Stille an den bekannten Wechseln aufgestellt, der durchaus fährtengerechte Jäger sucht mit seinem Hunde den jagdbaren Hirsch auf und lancirt ihn mit der größten Vorsicht, bis er von einem der Schützen erlegt wird. Sollte der Hirsch einen unbesetzten Wechsel passiren, so werden die Schützen stille abgerufen, besetzen die Wechsel des folgenden Treibens, und so wird das Lanciren fortgesetzt, bis der Hirsch erlegt wird. Ist der Hund sehr gut gearbeitet, so wird der Hirsch in der Regel nicht flüchtig, sondern trollt gemüthlich vorwärts und geht zuweilen ganz vertraut. Nach einem Fehlschuß wird er flüchtig, und dann ist das fernere Lanciren meistens ganz vergeblich. T.

vor dem äußerst scharfen Gesicht und Gehör hinlänglich gesichert zu sein hoffen kann. [1])

Abends, wenigstens eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang — nach einem warmen Regen etwas früher —, morgens vor Anbruch des Tages schleicht sich der Jäger bei gutem Winde oder doch bei gutem Seitenwinde [2]) behutsam und ohne Geräusch auf seinen Anstandsort; es sei ein Schirm, oder ein Erdsitz, oder eine Kanzel. Die letztere gewährt den Vortheil, daß das Wild nicht so leicht Wind bekommen kann, wenn er auch nicht ganz gut ist, weil sie höher steht und man also immer im Ueberwinde bleibt.

Hat der junge Waidmann Lust und Liebe zu seinem Berufe, so wird ihm schon deshalb hier die Zeit nicht lange werden. Auch müßte es ihm sehr an Geistesbildung fehlen, wenn er sich nicht einige Zeit, selbst einige Stunden mit sich selbst und mit der ihn umgebenden schönen Natur unterhalten könnte.

Wahr ist's, daß die genaue Abwartung dieser Jagdart nicht gemeine Thätigkeit, Munterkeit und Besonnenheit erfordert, und daß mit diesen Eigenschaften Kaltblütigkeit oder doch Mäßigung und stets gespannte Aufmerksamkeit auf alles, was sich in der Nachbarschaft regt und bewegt, verbunden sein muß. Auch darf man sich nicht das geringste Geräusch, ja nicht einmal eine merkliche Bewegung irgendeines Gliedes erlauben; nur die Augen müssen überall vorwärts und nach den Seiten hin sich richten, ohne dabei den Kopf zu verwenden.

Ist nun der Jäger vielleicht drei oder vier Tage von früh 1 Uhr bis abends 10 Uhr auf den Füßen gewesen, was wol jedem braven, thätigen Jäger zuweilen vorkommt, so ist freilich der Kampf mit drückender Müdigkeit hart, und doch soll und muß er mit Ausdauer so lange bestanden werden, als die Kräfte der menschlichen Natur hinreichen. Der Verfasser bekennt es willig, und rechnet es sich unter den Umständen, wie sie waren, nicht zur Schande, einmal, aber wahrhaftig nicht öfter, bei einer ähnlichen Gelegenheit vom Schlafe übermannt worden zu sein.

Hier die kurze Geschichte:

Schon vier oder fünf Nächte hatte ich nicht länger als von 11 Uhr abends bis 1 Uhr morgens Ruhe genießen können; während der ganzen

---

1) Es ist wol kaum zu erwähnen nöthig, daß diese Schirme, Kanzeln und Sitze so eingerichtet sein müssen, daß sie den Jäger nach der Seite zu verbergen, wo das Wild herkommt. W.

2) Der Wind ist gut, wenn er aus der Gegend, wo das Wild herkommt, gerade von vorn auf den Schützen zukommt. Der Seitenwind ist gut, wenn er bei dem Heraustreten des Wildes von diesem auf die eine Seite des Jägers zustößt. Im umgekehrten Falle ist der Wind überhaupt und so auch der Seitenwind schlecht. W.

übrigen Zeit mußte ich — so forderte es meine damalige Lage — dringende Geschäfte abwarten. Ein neues Tagewerk begann um die nämliche Stunde mit dem Anstande auf Feistthirsche. Schon fingen die Füße an, ihre Dienste zu versagen; ich konnte, in einem Alter von 20 Jahren, der Sehnsucht nach augenblicklicher Ruhe nicht länger widerstehen. Mit dem festen Vorsatze, nicht zu schlafen, setzte ich mich am Stamm einer Eiche, an welcher ich auf dem Wechsel stand. Kaum hatte ich mich mit dem Rücken angelehnt und die Büchse quer über die Füße gelegt, so fielen mir unwillkürlich die Augen zu. Lange mochte ich so wol nicht gesessen haben, als ich durch einen, mir gerade nicht fremden, aber für diesen Augenblick doch unerwarteten Ton geweckt ward.

Es war das Grunzen eines hauenden Schweins, welches nicht fünf Schritt von mir entfernt stand. Wahrscheinlich kam es in der Morgendämmerung außer dem Wind heran und stutzte, als es eine Figur erblickte, welche ihm verdächtig schien. Eine natürliche Folge des Schrecks über das Kopfnicken des schlummernden Nimrod war das Grunzen. Dieses veranlaßte ein zufälliges Zusammenfahren des beschämten Schläfers, welcher seinen Wecker nur noch flüchtig erkannte und sich herzlich freute, daß die Sonne sich noch nicht über den Gesichtskreis erhoben hatte. Nach einer kleinen halben Stunde ward mir das Vergnügen zutheil, einen Hirsch von 14 Enden zu erlegen, welcher mir ohne dies sonderbare Ereigniß wahrscheinlich entgangen wäre.

Auf der andern Seite gewährt der Anstand dem Waidmann zu der Zeit, wo er auf Hirsche betrieben wird, oft Genüsse, durch welche er hinlänglich für seine Anstrengung belohnt wird, wenn er nur irgend Sinn und Gefühl für die Natur und ihre Schönheiten hat.

Erquickt durch die mit dem sinkenden Tag sich verbreitende Kühle, freut er sich des Gezwitschers der kleinen gefiederten Waldbewohner; sieht, wie Rehe und Haarwild anderer Gattungen in seiner Nachbarschaft ruhig, man möchte sogar sagen, mit feiner Auswahl ihre Aesung suchen und mit innigem Wohlbehagen das Gefundene benutzen; wie die Kälber scherzend um die sie mit zärtlicher Sorgfalt beobachtenden Mütter herumhüpfen; wie diese ihnen hier mit wahrer Resignation das leckerste Geäse abtreten, dort das von nahrhafter Milch strotzende Gesäuge darreichen, um durch diesen kräftigen Genuß das Wachsthum und Gedeihen ihrer Nachkommenschaft zu befördern.

Früh vor Tage, wenn in der Natur noch alles schläft und ruht, geht der Waidmann hin an den Ort, wo er das zu Holz ziehende Wild zu erwarten gedenkt. Mit anbrechendem Morgen erwacht alles. Majestätisch erhebt sich die Sonne über den Gesichtskreis und drückt die Dünste zu Boden. Zitternd glänzt an jedem Grashalm das krystallhelle Thautröpfchen, und im

frischern Grün prangt Wald und Wiese um ihn her. Solche oder ähnliche Wahrnehmungen und die daraus entspringenden Gefühle vermögen gewiß auch in ähnlichen, vielen unthätig hingebracht scheinenden Stunden die Langeweile zu verscheuchen. Sie stimmen zugleich das Herz zu edeln und frommen Empfindungen, welche wahrlich auch dem Jäger zur Ehre gereichen und ihn zum sittlich guten Menschen bilden.

Möge diese kleine Abschweifung nicht falsch gedeutet werden, sondern so, wie ich es wünsche, als Anleitung zum weitern Nachdenken für junge Leute, die sich dem Forst= und Jagdwesen widmen!

Der junge Jäger lasse sich dadurch nicht irremachen, wenn er etwa gegen Abend das Wild eilig nach dem Holzrand zuziehen sieht. Da es sich nach der Aesung sehnt, ist dies fast immer der Fall. Mit dem ersten Schritt ins Freie wird es stutzen und überall umherblicken, sichern. Ist der Jäger schußfertig und in Ruhe, steht der Hirsch oder das Thier, welches er schießen soll, völlig breit und in der gehörigen Schußweite, kurz, hat er gutes Abkommen, so kann er gleich schießen.

Doch rathe ich mehr zu folgendem Verfahren:

Man lasse erst das den meisten, vorzüglich jungen Jägern eigene Herzklopfen vorübergehen. Während dieser Zeit wird das Wild ruhig werden und die Aesung annehmen. Steht es nun in einer Entfernung von höchstens 90 Schritt in der obenangegebenen Richtung, nicht gebückt, sondern aufgerichtet (im erstern Fall schweißt es nicht gut, wenn es verwundet wird), so wähle man sich vor allen Dingen einen Gegenstand, dicht beim Wild, um, wenn es nach dem Schuß flüchtig wird, den Ausriß und das Birschzeichen [1]) leichter finden zu können; nehme dann, ohne Geräusch und überhaupt behutsam, die schon vorher aufgezogene Büchse an den Backen, steche, ziehe von unten herauf, bis man etwa zwei bis drei Finger breit Wildbret dicht hinter dem Blatt auf dem Korn hat, und drücke dann ohne weitern Verzug.

Fast immer, vorzüglich bei stillem, heiterm Wetter, und wenn der Wind dem Schützen den Rauch nicht ins Gesicht treibt, wird er schon nach dem Zeichnen beurtheilen können, wie und wo die Kugel sitzen müsse. Nur behalte er das Stück, worauf er schoß, solange als möglich im Auge.

Sieht er, daß es in einiger Entfernung vom Anschuß stürzt, so kann er sicher sogleich hinangehen, den Leib bei heißem Wetter gleich eine Hand breit, ohne das Gescheide zu verletzen, mit dem Nickfänger aufschärfen, das

1) Ausriß, der Eingriff im Boden mit den Schalen bei der ersten Flucht (Sprung) nach dem Schuß. Birschzeichen, zerschossenes Haar, zersplitterte Knochen, Schweiß, wenn man eins oder das andere beim Ausriß wahrnimmt. W.

Wild dann verbrechen [1]) und sobald als möglich für das Nachhauseschaffen sorgen.

Hätte aber das verwundete Stück bei einem Trupp gestanden und ginge dasselbe nach dem Schuß noch mit diesem fort, so habe er genau darauf Acht, wo es sich von demselben absondert (abthut) und wohin es sich wendet.

Bemerkt er, daß das verwundete Wild sich niederthut, so gehe er, vorzüglich wenn er fürchten müßte, zu hoch oder zu kurz, oder waidewund geschossen zu haben, am Abend gar nicht, am Morgen aber erst nach Verlauf einer halben Stunde, nach Befinden auch noch später hinan, damit es nicht rege werde; denn in diesem Fall geht es gewiß so weit fort, als es nur immer kann.

Stürzt es nicht oder thut es sich nicht nieder im Gesichtskreis des Schützen, so gehe er auf den Anschuß [2]), suche dort den Ausriß oder das Birschzeichen auf der Fährte zu finden, verbreche diesen auf die bei der Leithundsarbeit vorgeschriebene Art und hole den Schweißhund, um mit ihm nachzusuchen. Abends muß auch dies bis zum nächsten Morgen verschoben, morgens aber dem verwundeten Stück vorher gehörige Ruhe gelassen werden.

§. 43. Hier dürfte der zweckmäßigste Ort sein, um die nöthigen Ausdrücke anzugeben, durch welche beim Haarwild der hohen und mittlern Jagd die wirklichen oder muthmaßlichen Verwundungen des Wilds waidmännisch richtig angesprochen werden, ferner die Merkzeichen der Verwundung nach Maßgabe der körperlichen Bewegung des Wilds nach dem Schuß, und endlich die genauen Kennzeichen wirklicher Verwundung durch den Schuß.

Das Kunstwort Anschuß bezeichnet: a) den Ort, wo das Wild stand, als danach geschossen wurde; b) die Stelle am Leibe (Körper) desselben, auf welcher die Kugel eindrang. Durchdrang diese das Wild, so wird die Stelle, wo sie hinausfuhr, durch Ausschuß bezeichnet. Den Grund zur nähern Bezeichnung der dem angeschossenen sowie auch dem erlegten Wild beigebrachten Wunde nimmt man her theils von den äußern Körpertheilen, auf welchen, waidmännisch zu reden, die Kugel sitzt, oder welche sie nur berührte, theils von den innern, welche sie durchdrang, theils von der Richtung, in welcher das Wild stand, zog oder flüchtig war, als es von der Kugel getroffen wurde.

Demnach wird die Verwundung bezeichnet:

---

1) Dies geschieht, indem man einen Bruch, d. i. ein grünes abgebrochenes Reis, beim Hirsch mit dem abgebrochenen Ende nach dem Geweih zu, beim Thier aber, nach dem Gesäuge hin gerichtet, darauf wirft. Dies geschieht deshalb, um jedem, der das erlegte Stück etwa früher fände, als man es abzuholen im Stande ist, ein Zeichen zu geben, daß der Jäger schon dabei gewesen ist und es also als Eigenthum betrachtet. W.

2) d. h. die Stelle, auf welcher das Wild, nach welchem geschossen wurde, stand. W.

durch Kopf-, Hals-, Rücken-, Blatt-, Keulen-, Rippen- (Flanken-) Schuß, wenn die Kugel auf einem dieser Körpertheile sitzt;

durch Lauf-Schuß, wenn sie einen Lauf zerschmetterte;

durch Krell-Schuß, wenn sie den nach oben gekehrten Theil des Halswirbelknochens nur leicht und oberflächlich berührte;

durch Feder-Schuß, wenn eine ähnliche Berührung, wie die vorgedachte, an der sogenannten Feder oder dem Dornfortsatz eines Rückenwirbelknochens stattfand;

durch Streif-Schuß, wenn die Kugel von irgendeinem äußern Theil Haar, Haut oder in geringer Vertiefung Wildbret wegriß;

durch Herz-, Herzkammer-, Lungen-, Leber-, Milz-, Nieren-Schuß, wenn von der Kugel einer dieser innern Theile, mit oder ohne gleichzeitige Zerreißung des Gescheides, durchdrungen wurde;

durch Waidwund-Schuß, wenn, ohne Verletzung eines der ebengenannten Theile, Zerreißung am großen oder kleinen Gescheide stattfand;

durch Breit-Schuß, wenn die Kugel das Wild von einer Flanke (Seite) nach der andern in meist gerader Richtung durchdrang;

durch Schräg-Schuß, wenn sie von einer Seite nach der andern eine mehr diagonale als gerade Richtung nahm;

durch Spitz- (Schmal-) Schuß, wenn die Verwundung gerade von hinten oder von vorn her erfolgte. Im letzterwähnten Fall ist jedoch der Ausdruck Schuß auf den Stich mehr üblich.

Als Regel, mit sehr seltenen Ausnahmen, kann gelten,

daß alles und jedes Wild im Moment, wo es durch den Schuß verwundet wird, eine eigenthümliche Bewegung mächt, nach welcher, wo nicht mit voller Gewißheit, doch mit hoher Wahrscheinlichkeit, auf eine oder die andere der vorerwähnten Verwundungsarten und auf die schnellere oder mindere Tödlichkeit derselben geschlossen werden kann.

In der Waidmannssprache wird diese ominöse Bewegung durch zeichnen, oder ein Zeichen machen, ausgedrückt.

Die deutungsvollsten Zeichen, welche das Wild beim Empfang der Schußwunde macht, sind folgende:

Beim Blatt-, Herz-, Lungen- und Leber-Schuß scheint das Wild nach vorn zu im Feuer hinstürzen zu wollen, fährt mit der Nase eine kurze Strecke auf der Erde hin, rafft sich schnell wieder auf, rennt in größter Flucht gegen Stangen und Gesträuch gewaltig an, bricht in der Regel sehr bald zusammen, und verendet dann auf der Stelle.

Beim Schuß auf den Stich und infolge der dabei stattfindenden Herz- und Lungenverletzung pflegt Edel- und Damwild sich wie ein bäumendes Roß auf den Hinterläufen zu erheben, beim Niederlassen ge-

wöhnlich noch eine Strecke fortzuflüchen, zuweilen aber auch auf der Stelle sich zu überschlagen und sofort zu enden.

Infolge des erhaltenen Waidwund-Schusses schlägt in den meisten Fällen alles Hochwild mit den Hinterläufen aus, geht in den Flanken sehr gestreckt (gedehnt) nicht weit flüchtig fort, zieht dann mit gekrümmtem Rücken noch eine Strecke langsam fort und thut sich bald nieder. Das Verenden erfolgt erst dann, wenn Brand eingetreten ist; man muß daher die Nachsuche auf den Schweiß nicht übereilen.

Beim Keulen- wie beim Spitz-Schuß von hinten (beide Verwundungsarten wird der gute Schütze sich nicht oft zu Schulden kommen lassen) stürzt das Wild hinten nieder, macht sich jedoch gleich wieder auf, kann aber weder weit, noch schnell fort.

Beim Vorderlauf-Schuß pflegt das Wild wie beim Blatt-Schuß, beim Hinterlauf-Schuß wie beim Keulen-Schuß zu zeichnen. In beiden Fällen hört man in gewöhnlicher Büchsenschußweite von 80—100 Schritten die Kugel einschlagen. Im ersten lasse man dem Wild mehrere Stunden lang Ruhe; außerdem wird man auf eine mühsame Schweißhundjagd gefaßt sein müssen, auch wol eine Fehlhetze zu fürchten haben, wenn der Hund nicht vorzüglich schnell ist.

Beim Krell- und Feder-Schuß stürzt das Wild auf der Stelle nieder; im letzten Fall pflegt es, auf dem Rücken liegend, die Läufe in die Höhe zu kehren. Bei der Wahrnahme dieses Zeichens beeile man sich möglichst, mit der Zwillingsbüchse versehen, einen zweiten und bessern Schuß anzubringen, oder, in deren Ermangelung, heranzuspringen und den Fang zu geben. Denn kommt gekrelltes oder gefedertes Wild wieder auf die Läufe und zum Ausreißen, so ist alle Hoffnung zur Habhaftwerdung verloren, wenn auch ganze Büschel Haare und mehr oder weniger Schweiß, als Birschzeichen, auf dem Anschuß befindlich wäre.

Sicherer als nach sämmtlichen im Vorherigen erwähnten Merkmalen der Verwundung, deren Wahrnahme noch dazu entweder durch den Pulverdampf oder durch Dämmerung oft unmöglich wird, kann nach den Birschzeichen, deren wenigstens eins auf dem Anschuß oder auf der Fährte zunächst desselben sich finden muß, wenn, besonders bei nicht wahrgenommenem Zeichnen, es nicht sehr zweifelhaft werden soll, ob der Schuß ein Treffer gewesen sei, im voraus beurtheilt werden, auf welcher Stelle am Leib des Wildes die Kugel sitzen, auch ob die Verwundung überhaupt tödlich sein, und ob in diesem Fall das Erkranken und Verenden früher oder später erfolgen wird.

Da auf der richtigen Beurtheilung des Anschusses aus dem Birschzeichen das Ergreifen zweckmäßiger Maßregeln beruht, um des verwundeten

Wildes sicher und möglichst bald habhaft zu werden, so ist eine ausführliche Darstellung alles hierher Gehörigen nothwendig.

Gerechte (sichere) Birschzeichen sind folgende:

1. Abgeschossenes Haar. Geziemende Bekanntschaft mit der natürlichen Länge und Farbe des Haares bei den verschiedenen Hochwildarten, an den verschiedenen Körpertheilen derselben und zu verschiedenen Jahreszeiten, gibt den Maßstab zur Beurtheilung an die Hand, ob und inwiefern die Schußverletzung, auf welche nach diesem Birschzeichen geschlossen werden kann, tödlich sei oder nicht, je nachdem die Berührung eines oder des andern äußern Körpertheils sich bestimmen läßt. Die Bekanntschaft muß durch Vergleichung guter Beschreibungen der Wildarten mit zu verschiedenen Jahreszeiten erlegten Exemplaren erworben werden. Hier nur die gemeingültige Regel: Zerschossenes Haar deutet auf wesentliche Verletzung desjenigen Körpertheils, welchen die Kugel berührt hat; an und mit der Wurzel durch die Kugel vom Körper in seiner ganzen normalen Länge losgerissenes läßt einen Krell-, Feder- oder Streif-Schuß, und demnach Nichterlangung des Wildes mit Bestimmtheit voraussetzen, sodaß, besonders wenn das Haar büschelweise auf dem Anschuß und weit umher zerstreut liegt, auch zerschossenes darunter sich nicht findet, das weitere Nachsuchen unnöthig wird.

2. Kleinere oder größere Knochenstücken, deren Form, Farbe und Textur, bei genügender Bekanntschaft mit den verschiedenen Skelettheilen, mit einiger Sicherheit den verletzten Körpertheil anzeigen, finden sich meist auf der Ausschußseite, dicht neben der Fährte, und deuten, wenn sie flachründlich an der Außenseite gestaltet und weiß von Farbe sind, auf hohen Lauf-Schuß; ganz flach und scherbenartig geformt, bräunlich gefärbt, auf Blatt- (Schaufel-) Schuß; stark abgerundet, lang gesplittert und weiß gefärbt, auf kurzen Lauf- (Röhrenknochen-) Schuß. Dergleichen Röhrenknochensplitter pflegen in der Fährte zu liegen.

3. Schweiß (Blut) auf oder neben der Fährte, unter allen das untrüglichste Birschzeichen in Hinsicht sowol auf Verwundung im allgemeinen[1]) durch sein Dasein, als auf die Verwundungsart im besondern, durch die Verschiedenheit seiner Farbe. Um aber als gerechtes Birschzeichen zu dienen, muß er frisch, d. h. kurz vorher verloren sein.

Es ist nämlich vorauszusetzen:

a) Hals-Schuß, wenn der vor den Vorderlauftritten liegende Schweiß die gewöhnliche, zwischen hell und dunkel schwebende Blutröthe

---

1) Vgl. Hartig's Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, 1806, Heft 3, S. 484 fg., und 1807, Heft 1, S. 115 und 116. W.

hat. Bei Schlagaderverletzungen spritzt derselbe weit seithalben und erscheint mehr hell- als dunkelroth; den Venen (Blutadern) entquollen, fällt er in starken Tropfen, mehr dunkel- als hellroth gefärbt, nahe neben den Tritt. Bloße Wildbretsverletzung (Fleischwunde) kündigt sich hier und überall durch besondere Dünnflüssigkeit, hellrothe Farbe und bald aufhörenden Schweißverlust an; in den andern vorerwähnten Fällen bleibt er anhaltend.

b) Blatt-Schuß, wenn der Schweiß meist gerade zur Seite des Vorderlauftritts, Herzkammer-Schuß, wenn er dicht hinter, aber auch seithalben des gedachten Tritts gefunden wird. Der Schweiß selbst erscheint sehr hellroth, schäumig und an der rechten Seite der Fährte liegend, wenn Lungenverletzung stattfindet[1]); in der gewöhnlichen blutrothen Farbe, ohne Schaum und zur linken Seite der Fährte bei Herz- und Herzkammerverletzungen. In beiden Fällen verliert das Wild anhaltend vielen Schweiß, welcher in der Flucht umherspritzt, im Trollen und im Zuge klumpenweise herunterfällt; auch sucht es das Bergklimmen zu vermeiden. Eine sichere Andeutung des Lungen-Schusses ist öfteres kurzes Husten, welches gewöhnlich beim Niederthun oder beim Stehen des durch ihn verwundeten Wildes vernommen wird.

c) Waidwund-Schuß, wenn der, besonders in der Feistzeit, weder häufig noch anhaltend, in der Flucht in kleinen Tröpfchen umherspritzende, im Stehen in einzelnen großen Tropfen zur Seite und im Mittel der Fährte, oder mehr nach hinten zu, heruntergefallene Schweiß eine etwas mehr dunkle Farbe hat als die, welche man gemeinhin durch blutroth zu bezeichnen pflegt, und wenn demselben infolge der Zerreißung des kleinen oder großen Gescheides mehr oder weniger grünlich, bräunlich oder gelblich gefärbtes Geäse griesig beigemengt ist. Waidwund geschossenes Wild thut sich, wenn es nicht durch übereilte Verfolgung beunruhigt wird, bald nieder und erkrankt dann, besonders bei Zerreißung des kleinen Gescheides, sehr. Zu früh aufgesprengt aber geht es oft stundenweit über Berg und Thal fort, ruht dann wol zuweilen, verliert jedoch selten Schweiß, thut sich erst mit Eintritt des Brandes wieder nieder und verendet dann.

d) Leber-, Milz- oder Nieren-Schuß, wenn der anhaltend und ziemlich häufig an der Seite der Fährte herabgeträufelte Schweiß ausgezeichnet dunkelroth, eigentlich schwarzbraunroth gefärbt erscheint.

e) Keulen-Schuß, wenn der gewöhnlich blutroth gefärbte Schweiß ziemlich anhaltend, aber nicht häufig in oder dicht neben dem Tritt des Hinterlaufs sich findet.

---

1) In dieser Farbe und schäumig liegt er auch an der linken Seite, wenn der linke Lungenflügel verletzt ist, was zuweilen ohne Herzverletzung stattfindet. T.

f) Lauf-Schuß, wenn der Schweiß aa) beim hohen, durch welchen das Auftreten nicht ganz verhindert wird, in den Tritt; bb) beim kürzern, wegen des Umherschleuderns der zerschmetterten Knochenröhre, in der Gegend des Tritts umherspritzt und in beiden Fällen eine der gewöhnlichen blutrothen nahekommende, doch etwas hellere Farbe hat.

g) Schuß auf den Stich, wenn, in die rechte Brusthöhle eingedrungen, Lungenschweiß, in die linke gegangen, Herz- und Herzkammerschweiß, vor der Fährte umhergespritzt, sich darstellt.

h) Spitz-Schuß von hinten, wenn Keulenschußschweiß hinter der Fährte klumpenweise sich findet.

Noch eine durch vielfältige eigene Erfahrung bestätigte Beobachtung kann ich dem Leser nicht vorenthalten. Nämlich: alles, sei es mit der Kugel oder mit Schrot, geschossene Haarwild wird man, wenn es nach der Verwundung auch nur einen Schritt noch zu thun vermochte und dann zusammenbrechend oder im Niederthun geendet hat, auf der Seite liegend finden, von welcher es die tödliche Verwundung erhielt. Es sind mir sogar Fälle vorgekommen, wo zwei Schützen von den entgegengesetzten Seiten auf ein Stück schossen. Der eine hatte es auf dem Blatt, der andere in den Flanken verwundet, und doch fiel es auf die Seite des tödlichern Anschusses.[1])

§. 44. Unterhaltender als der Anstand und sehr anwendbar an Orten, wo das Rothwild immer Stand hat und nicht stark beschossen wird, ist allerdings das Schleichen, auch Birschgang genannt.[2])

Indem man gegen Abend und früh, wenn es Tag wird, an den Feld- und Wiesenrändern, an den jungen Gehauen, in den Vorhölzern, durch welche das Wild zu wechseln pflegt, auch auf Wegen und im Holz selbst, wenn da nicht zu viel trockenes Holz und Laub liegt, vorsichtig herumgeht, erblickt man so manchen andern Gegenstand, welcher eine erfreuliche Ansicht gewährt. Nur glaube man nicht, daß es so gar leicht ist, auf diese Art dem Wild Abbruch zu thun. Ueberall müssen bei dieser Gelegenheit die Augen umherschweifen, um jedes Stück Wild eher zu sehen, als man von ihm gesehen wird.

Erblickt man an einem Ort einen Hirsch oder ein Thier, so drücke man sich hinter den ersten besten Strauch oder Baum und erspähe erst genau, ob auch in der Gegend rund umher kein Wild derselben oder anderer Art stehe. Ist man sicher, durch keinen fremdartigen Gegenstand behindert

---

1) Alles in diesem Paragraph Gesagte ist auf jede zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwildart anwendbar. Nur die Sau geht nie in die Höhe, wenn sie auch von vorn geschossen wird. W.

2) Gute Aufsätze über die Birsche hat Graf Eberhard zu Erbach-Erbach in der Jagdzeitung, 1862, S. 293, 367, 430, 462, 517, 608, veröffentlicht. T.

zu werden, so lege man den Hut ab, an welchem wahrscheinlich der Farbe wegen das Wild den Menschen am frühesten erkennt, und schleiche bis auf die gehörige Schußweite mit gutem Wind von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. Kann man dies, durch einen Holzhaufen oder ähnlichen Gegenstand gedeckt, bewerkstelligen, so ist es um so besser.

Man richte abwechselnd die Augen auf den Boden, um auf kein trockenes Aestchen zu treten und jedes Geräusch zu vermeiden[1]) — denn das geringste Versehen dieser Art macht unfehlbar das zu beschleichende Stück flüchtig —, dann wieder auf das Wild, um auch die geringste Bewegung desselben nicht zu übersehen. Sichert es, so bleibe man unbeweglich, selbst in der unbequemsten Stellung, bis das Wild wieder ruhig äset. Hierbei traue man dem ersten Anschein nicht; oft bückt es sich blos und schielt gleichsam nach dem ihm verdächtigen Gegenstand; oft biegt es Hals und Kopf wol gar auf die vom Jäger abwärtsgekehrte Seite und scheint sich ganz gemächlich mit dem Hinterlauf am Gehör zu kratzen, da es doch eigentlich unter seinem eigenen Leib weg dahin blickt, wo es etwas Befremdendes wahrnahm.

Doch ist im Holz immer noch leichter fortzukommen, als auf einem freien Platz, dessen Breite die normale Birschbüchsenschußweite übersteigt. Am besten thut man, unter solchen Umständen den Heranzug des Wildes auf dem Wechsel, oder, wenn man den nicht kennt, da, wo man sich bei gutem Wind an dem Holzrand befindet, hinter einem Baum oder Strauch mit Beharrlichkeit zu erwarten. Den Nothfall ausgenommen, daß, bei einem geringen Wildstand oder an der Grenze, Wild in die Küche geschafft werden soll und muß, rathe ich zu keinem Annäherungsversuch, welcher Art er sei; denn das Herankriechen auf allen Vieren in einem seichten Graben, im hohen Grase, hinter einem Aufwurf oder großen Feldsteine, mislingt unter zehnmal gewiß neunmal. Daß dadurch das Wild für die Folge unruhig und schüchtern gemacht wird, ist begreiflich.

Einem ganzen Trupp, selbst wenn er auf der Aesung ist, durchs Schleichen genügend nahe zu kommen, wird nur hinter einer guten Bedeckung möglich, weil fast in jedem Augenblick ein oder mehrere Stücke sichern. Und doch wird selten der Zeitaufwand durch glücklichen Erfolg belohnt!

Steht der Trupp vielleicht gar auf einer Lehde oder im Stangenholz, ohne sich zu äsen, so wird man besser thun, seinen Weg unbefangen, leise trällernd oder pfeifend, in dem Maße fortzusetzen, daß man sich nur nach und nach näher heranzieht. Alles Wild liebt Musik. Die eben vorgeschlagene möchte wol schwerlich für andere Zuhörer Reiz haben; aber diesen ge-

---

1) Oft genug wird man in die Nothwendigkeit versetzt sein, die Stiefeln oder Schuhe des geräuschlosern Auftritts wegen auszuziehen. W.

fällt sie doch gerade genug, um sich dadurch täuschen zu lassen. Nur muß man in gehöriger Schußweite auch schußfertig sein, um fast in demselben Moment, wo man stehen bleibt, abdrücken zu können.

Hat der Schütze noch einen Begleiter, so wird das Wild am sichersten glauben, wenn beide im Gehen ihr Gespräch ruhig, aber nicht zu laut fortsetzen. In einer Entfernung von 80 — 100 Schritt bleibt dann der eine hinter einem Baum stehen, der andere setzt seinen Weg sprechend fort, bis der Schuß gefallen ist.

Bei der Ausübung dieser Jagdart werden freilich immer noch häufig Fälle sich ereignen, auf welche diese Vorschriften nicht anwendbar und berechnet sind. Erfindungsgeist muß dann das hier Fehlende ersetzen. Ueberhaupt aber gewährt der Birschgang den großen Vortheil, daß der Jäger mit dem Stand und Wechsel des Wildes jeder Art immer genauer bekannt, das Revier auch besser als bei andern Jagdbetriebsmethoden geschützt wird.

§. 45. Während der Brunftzeit kann der Jäger den Edelhirsch auch auf den Ruf birschen. Auf diese Jagdmethode wirkt die Nachahmung des Schreiens und Mahnens als Reiz-(Anlockungs-)mittel begünstigend ein, indem erfahrungsmäßig in beiden Fällen der Hirsch, wenn er den Ruf vernimmt und vorher durch Zufall oder durch falschen Ruf noch nicht verschüchtert worden ist, dem Schützen meist schleichend und dabei oft sichernd, nicht selten trollend, zuweilen auch in voller Flucht sich, oft nur zu sehr, zu nähern pflegt. Ist dann der Jäger bei gutem Wind gut verborgen, auch, ehe ihn der Hirsch wahrnimmt, schußfertig und, was er sein soll, ein geübter Schütze, so wird der Moment, wo der Hirsch ihm zu Gesicht kommt, zum Anbringen eines möglichst guten Schusses benutzt werden können.

Soll eine wie die andere Methode, den Hirsch zu rufen, in der Anwendung als erfolgreich sich bewähren, so muß man vor allem sowol den Ruf des Schreiens als den des Mahnens geschickt, d. h. genau, nachzuahmen verstehen. Zur Nachahmung des Schreilauts bedient man sich gewöhnlich eines bei den nürnberger, auch bei vielen andern Kunstdrechslern, unter der Benennung Hirschruf, verkäuflichen Instruments. Auf welche Weise vermittelst desselben jener Laut hervorzubringen ist, das kann nicht wohl vorgeschrieben, sondern muß unter der Anleitung eines Kunsterfahrenen erlernt werden. Hätte übrigens der Jäger eine Stimme, wie sie nach §. 4 sein muß, um vermittelst derselben den Schreilaut, unter den erforderlichen Modificationen in Rücksicht der Tiefe und Höhe der Töne, hervorbringen zu können, so dürfte er, in Ermangelung jenes Instruments, nur seine beiden Hände vor dem Mund in dem Maße hohl zusammenlegen, daß sie denselben fast umschließen, und dann in diese Hohlung die ihm,

wenn er vorher nur einige Hirsche schreien gehört, bekannten Töne hineinschreien. Was nun die fernere Anwendung dieses Hülfsmittels zum beabsichtigten Zweck anlangt, so sind hierbei folgende Regeln zu beobachten:

1. Man bediene sich des Schreirufs nur da, wo man den Hirsch in bedeutender Entfernung früh morgens oder gegen Abend kurz vorher schreien hörte, und zwar mehr als Aufmunterung zum öftern Schreien, insofern er etwa stillbleiben zu wollen scheint, um sich über seinen Standort Gewißheit zu verschaffen und deshalb die nöthigen Maßregeln, sich ihm zu nähern, ergreifen zu können, als zum Reizmittel, durch welches das Näherkommen des Hirsches bewirkt werden soll. Immer aber, besonders wenn bei obwaltender Unmöglichkeit, den Hirschen anzuschleichen, derselbe durch diesen Ruf herbeigelockt werden soll, lasse man den Schreilaut in höhern Tönen erschallen, als die waren, welche der Hirsch ausgab. Im Gegenfall würde derselbe, aus Furcht vor einem stärkern Gegner, nicht nur stumm bleiben, sondern eher sich entfernen als näher kommen.

2. Man rufe nicht zu oft, höchstens zwei- bis dreimal nacheinander und wiederhole den Ruf nach Verlauf einiger Minuten, ebenso wenn der Hirsch nicht antwortet. Antwortet er, so gebe man genau Acht, ob er auf seinem vorigen Standort geblieben oder ob er näher gerückt ist. Im letztern Fall, besonders wenn man den Gang des Hirsches im Laub rauschend, oder dessen Anstreichen im Holz vernähme, setze man den Schreiruf aus und gehe, wenn nach geraumer Zeit alles still und ruhig geblieben ist, zum mahnenden über.

Dieser letztere, als Nachahmung des Lauts, welchen das vom Hirsch getriebene Thier ausgibt, kann meines Wissens durch kein Instrument, sondern einzig vermittelst der Nase des Jägers genau und richtig ertönen. In diesem Fall aber, und wenn ein Brunfthirsch in geziemender Nähe des dieses Rufes sich bedienenden Jägers sich befindet, wird durch selbigen die Annäherung des Hirsches, selbst wenn er beim Wild steht, bei weitem sicherer und in den meisten Fällen unfehlbar bewirkt, insofern alles das pünktlich beachtet wird, was schon oben unter 2. beim Schreiruf empfohlen wurde. Ganz leicht ist es übrigens nicht, den mahnenden Ruf durch die Nase treffend hervorzubringen, selbst dann nicht, wenn man, mit dem mahnenden Laut des Thieres schon bekannt, durch einen dritten in der Nachahmung desselben praktisch unterrichtet wird; natürlich ist es noch weit schwieriger, eine genaue schriftliche Anleitung darüber zu geben. Folgende Angaben mögen indessen als Versuch dienen.

Man denke sich den Nasenlaut, wie ihn pedantische, deutsch-französische Sprachlehrer vor Zeiten ihren Schülern bei der Anweisung zur Aussprache der Wörter un, bien und anderer ähnlicher, die Nase entweder mit

Schnupftaback vollgepfropft oder die Nasenlöcher durch Zusammenziehung möglichst verengt, herauszuzwängen strebten, so hat man eine ungefähre Vorstellung von dem näselnden Ton, welcher das Mahnen im allgemeinen charakterisirt.

Zieht man die Nasenlöcher oder drückt man sie im Nothfall mit dem Spitzfinger und Daumen möglichst gegen die Nasenwand zusammen, thut man einen etwa secundenlang aushaltenden Stoßseufzer auf ä im Bariton, bei dessen Schluß die Nasenlöcher schnell wieder erweitert werden, so wird man etwas dem Mahnlaut Aehnelndes hervorbringen, das durch anhaltende Uebung naturgetreu werden wird.[1])

§. 46. Zum Anreiten und Anfahren gehören durchaus schußbändige Pferde. Das Schießpferd und der Birschwagen sind allerdings vortreffliche Hülfsmittel, überall, wo damit fortzukommen ist, und zu allen Zeiten dem Wild anzukommen, besonders aber dann, wenn es zu laut zum Schleichen ist, z. B. bei großer Trockenheit, beim Plattfrost, oder wenn der Schnee mit einer Eisrinde überzogen ist.

Nähert man sich bei gutem Wind reitend oder fahrend, nur gemächlich, allenfalls durch Kreisen, läßt man die Bewegung des Pferdes von der Zeit an, zu welcher man das Wild ins Auge faßt, weder schneller noch langsamer werden, so wird auch das durch öftere Beunruhigung scheu gemachte und stark beschossene mehrentheils aushalten.

Erblickt der Jäger selbiges früher, als es ihn bemerkt, so thut er am besten, gleich abzusteigen und das Pferd oder den Wagen zwischen sich und dem Wild gehen oder fahren zu lassen; im entgegengesetzten Fall steige er, wo er nur irgendeinen Moment vor den Blicken desselben gesichert ist, ohne dabei anzuhalten, ab, lasse, wenn etwa noch ein Reiter bei ihm ist, diesem sein Pferd an die Hand nehmen, oder den Birschwagen neben sich hinfahren und nicht eher halten, bis er geschossen hat.

Ist der Schütze zu Pferde allein, so bleibe er, wenn er schießen will, neben dem Pferde stehen und nütze allenfalls den Sattel, um die Büchse aufzulegen.[2]) Besser aber ist es, wenn das Pferd so gewöhnt ist, daß es entweder ganz frei oder an einem langen Beizügel langsam fortgeht.

§. 47. Das Treiben auf Rothwild mit mehrern Jagdleuten — das Buschiren — ist nur dann angezeigt, wenn mehrere Schützen an

---

1) Einige Jäger haben es mit glücklichem Erfolg versucht, den „schreienden Hirsch" wie den „balzenden Auerhahn" anzuspringen. Natürlich kann dies nur unter Beobachtung der allergrößten Vorsicht und mit gutem Wind geschehen. Ich möchte diese waidmännische, wenig bekannte Jagdart dringend zur Nachahmung empfehlen. T.

2) Dieses Auflegen ist durchaus nicht zu empfehlen, denn ein guter Schütze zielt frei viel sicherer als auf dem Sattel, der durch das Ein- und Ausathmen des Pferdes in steter Bewegung ist. T.

der Jagd theilnehmen sollen. Diese werden außer dem Wind vor einem Walddistrict, in welchem man Wild dieser Art anzutreffen vermuthet, auf einem breiten Weg, an einem freien Platz, oder in hohem Holz hinter Bäumen in gleichen Entfernungen von 100—150 Schritten angestellt und ihnen zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht, den angewiesenen Stand während des Treibens nicht zu verlassen; weniger noch in das Treiben oder auf die Linie, wo die übrigen Schützen angelegt sind, zu schießen. Nur durch diese Maßregeln wird man sich vor Unglücksfällen gesichert halten können.[1])

Auf der den Schützen gegenüberstehenden Seite des Triebes legt ein Jäger, oder ein anderer mit der Sache und dem Ort bekannter Mann, die Treiber gleichweit voneinander entfernt an, geht aber mit ihnen nicht eher los, bis ein verabredetes Zeichen gegeben ist, oder bis er sonst versichert sein kann, daß alle Schützen auf ihren Plätzen stehen.

Im Treiben darf weder geschrien, noch sonst viel Lärm gemacht, und nur ein von Zeit zu Zeit wiederholtes, nicht zu starkes Pfeifen den Jagdleuten gestattet werden, um bemerken zu können, ob sie in gleicher Richtung sind.

Bricht vor einem Treiber Wild, welches geschossen werden soll, los, so benachrichtigt dieser seine Kameraden und die Schützen davon durch den Zuruf „Habt Acht!" Macht es Miene, zurückgehen zu wollen, so wird dieses durch Schreien und Zusammenlaufen der Treiber selten verhindert. Besser ist es, wenn sie so lange stillstehen bleiben, bis das Wild stutzt, dann sich durch gemächliches Hin- und Herbewegen demselben sehen lassen, auch allenfalls mit dem Stock an einen Baum schlagen. Geht es auf diese Art nicht wieder vorwärts, so lasse man es lieber durch, damit es nicht zu sehr beunruhigt werde; dann hat man doch noch Hoffnung, es in der Folge an einem andern benachbarten Ort wieder anzutreffen. Kehrt es sich aber auf die Schützen zu, so müssen sich die Treiber ganz still und langsam vorwärts ziehen, um es nicht flüchtig zu machen.

Nie übereile sich beim Herausbrechen des Wildes der Jäger mit dem Schuß in der Flucht. Nur wenige Büchsenschützen sind geübt genug dazu. Lieber mache man einen Versuch, es zu mahnen, d. h. durch leises Husten oder Pfeifen es zum Stutzen zu bringen. Ist das Wild im Treiben nicht forcirt worden, so mislingt er gewiß nur selten; geschähe es aber doch,

1) Und doch wird man immer noch Ursache haben, die Witterung und die Lage des Orts in Betracht zu ziehen. Beim Plattfrost oder an felsigen Orten prallt die Kugel oft in unzuberechnenden Richtungen ab. Kann man ganz im Freien schießen, wenn das Wild nur 30 Schritt aus der Linie ist, so muß man es in den angegebenen Fällen wenigstens 60 Schritt hinauslassen. W.

so schieße man, wenn der Fall nicht dringend oder die Grenze ganz in der Nähe ist, gar nicht.[1])

§. 48. Alles zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwild ist durch das Zutreiben vermittelst eines einzelnen Gehülfen gut zum Schuß zu bringen, wenn beide, der Schütze und der Treiber, die Sache gehörig angreifen und sich verstehen.

Hat man im Winter bei einer Neue[2]) eine Abtheilung des Waldes rundum verspürt und in derselben einen Trupp Rothwild eingekreist, so stellt sich der Schütze in gutem Wind auf dem ihm bekannten Wechsel an. Da wo das Wild hineingezogen ist, geht der Gehülfe vorsichtig der Fährte nach, bis er es ansichtig wird, und bemüht sich, ihm unbemerkt so nahe als möglich zu kommen. Ist er auch ein Jäger, so wird er oft bei dieser Gelegenheit zum Schusse kommen; doch muß er weniger hierauf Rücksicht nehmen, als darauf, daß er sich von der Seite heranschleiche, von welcher er es auf den Vorstehenden zutreiben kann. Wird es rege und nimmt die verlangte Richtung, so folgt er immer langsam und still; wendet es sich nach einer andern Seite, so greift er in gehöriger Entfernung trällernd und pfeifend vor, sucht es erst dadurch ruhig zu machen und dann nach dem Schützen zuzuwenden. Uebereilt er sich und das Wild nicht, so wird er seinen Zweck mehrentheils erreichen.

Zu jeder andern Jahreszeit wählt man Waldgegenden, wo das Wild gewöhnlich steht, zu dieser Jagd. Auch dann stellt sich der, welcher schießen soll, auf den Wechsel; der Gehülfe aber schleicht von der entgegengesetzten Seite in dem abzutreibenden Bezirk behutsam so lange herum, bis er etwas ins Auge faßt. Von diesem Moment an leidet das vorher angezeigte Verfahren keine Veränderung.

§. 49. In sehr bergigen Gegenden wendet man nicht ohne Nutzen die deutschen Jagdhunde zum Herausjagen des Rothwildes an. Die Schützen stellen sich auf die Wechsel; ein Jäger löst die Hunde da, wo sie guten Wind haben, und wirft sich auf den Wegen und unbesetzten Wechseln vor, wenn sie jagen.[3])

---

1) Soll und muß aber in der Flucht geschossen werden, so ziehe man mit der Büchse so lange ruhig fort, bis man den vordern Theil des Blattes auf dem Korn hat, und drücke nur dann, wenn das Wild im Niedersprung ist. W.

2) d. h. bei frischgefallenem Schnee.

3) Einen höchst sonderbaren Vorfall theilt der königl. Revierförster Fridolin (in Desdingen bei Maulbronn) unterm 24. November 1860 der Redaction der Jagdzeitung, Jahrg. 1860, S. 685, mit. Ein schwer krank geschossener Hirsch, der von zwei Dachshunden attakirt wurde, „schoß blitzschnell auf einen der Hunde, faßte ihn mit dem Geäs in der Mitte des Leibes und rannte — den Hund hoch in der Luft tragend — durchs Stangenholz hinunter, bis er nach etwa 40—50 Schritt verendend zusammenbrach und zugleich den Hund auf sechs bis acht Schritt weit auf die Seite hinaus zu Boden schleuderte.“ T.

§. 50. Ich fasse hier nun das zusammen, was der Jäger zu thun und zu beobachten hat, wenn er einen Hirsch, ein Thier, oder überhaupt Rothwild erlegt und verbrochen hat.[1])

Um das Rothwild auf den Wagen zu bringen, faßt er, wenn er grüne, wo möglich eichene Brüche (Zweige) untergelegt hat, den Hirsch an beiden Stangen dicht unter der Krone, das Thier bei beiden Gehören, steigt auf den Wagen, zieht zuerst den Kopf hinauf und läßt die übrigen Gehülfen nachheben. Dann verbricht er es wieder.

Der Platz, wo, wenn es auf die eben vorgeschriebene Art vom Wagen gehoben worden, das Aufbrechen vorgenommen werden soll, muß gleichfalls mit frischen Brüchen belegt werden. Nie darf bei diesen und den folgenden Verrichtungen der Waidmann den Rock ausziehen, noch weniger die Hemdenärmel aufstreifen. Will er sich recht reinlich halten, so muß er grüne oder dunkelgraue Leinwandärmel über den Rock ziehen und über dem Elnbogen am Arm festbinden.

Auf den Brüchen wird nun der Hirsch auf den Rücken gezogen und das Gehörn so unterwärts gedrückt, daß die obern Theile der Blätter auf demselben ruhen.

Vor dem Kopf stehend, nicht knieend, schärft er nun die Haut und das Wildbret von dem Unterkiefer an bis zum Ende des Halses auf, löst die Drossel aus und den Schlund von derselben ab. Dann schärft er in diesen, zwei Zoll vom vordern Ende desselben, eine Oeffnung, schlingt den obern Theil drei- bis viermal durch, damit die Aesung nicht herausbringen kann, und schiebt nun mit der rechten Hand den ganzen Schlund nach der Herzkammer hinein.

Indem er an den hintern Theil des Hirsches zwischen die Läufe tritt, drückt er diese etwas auseinander, schärft, sodaß der eine Theil des Kurzwildbrets (der eine Hode) auf der rechten, der andere auf der linken Seite bleibt, zwischen den Keulen nach dem Waideloch zu, bis auf das Schloß hinab; dann über die Ruthe bis zu dem Brustkern hinan, blos die Haut auf, und löst die Ruthe nebst den Samengefäßen aus, läßt aber das Kurzwildbret zu beiden Seiten in der Haut. Hierauf schärft er vom Kurzwildbret bis zum Schloß mit Vorsicht das Wildbret auf, schlägt die Verbindung des Schlosses durch, und drückt die Keulen vollends auseinander. Nun setzt er die zwei ersten Finger der linken Hand an den Anfang der entstandenen Oeffnung, hebt das Wildbret etwas vom Gescheide auf, setzt zwischen den

1) Alles was dieser Paragraph enthält, ist anwendbar auf sämmtliche zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwildarten und wird in der Folge nicht wiederholt. Einzelne Abweichungen sollen am gehörigen Ort angezeigt werden. W.

Fingern den Nickfänger an, und schärft auch das Wildbret, mit der linken Hand nachdrückend, bis zum Brustkern auf.

Hiernächst wird das Netz herausgenommen, dann zwischen den Wanst und das Zwerchfell hineingegriffen, um den Schlund zu erlangen. Nun wird das ganze Gescheide, welches man, um es nicht zu zerreißen, in der Gegend der Nieren mit der andern Hand untergreifen muß, nach hinten zu herausgezogen, auch der Mastdarm völlig ausgelöst.

Wenn das Gescheide auf die Seite gebracht worden, nimmt man, jedoch ohne ein schneidendes Werkzeug anzuwenden, das Unschlitt heraus. Nachdem vorn der Drosselknopf abgelöst worden, geschieht ein Gleiches an den Rippen herum mit dem Zwerchfell. Dann greift man in der Herzkammer nach der Drossel und zieht diese nebst der ganzen Lunze auch nach hinten zu heraus. Endlich werden auch die Mehrbraten, welche nebst der Lunze dem Jäger als Jägerrecht zukommen, ausgelöst.

Wenn nun der Hirsch vorn etwas gehoben worden, um den etwa zurückgebliebenen Schweiß herauszulassen, wird er an einen kühlen Ort gebracht und gut verwahrt.

Das Zerwirken fängt man beim Hirsch mit dem Ausschlagen des Gehörns an, welches in der Regel vermittelst eines Waidmessers, auch Blatt genannt, geschehen soll. Hierauf schärft man, von vorn an, die Haut längs der Brust, soweit es noch nicht geschehen ist, vollends auf. Dann trennt man drei Zoll über dem Oberrücken des rechten Laufes durch einen Einschnitt rund um denselben die Haut, setzt gerade vom Geäfter hinauf in dem Einschnitt den Nickfänger an, und schärft gerade fort bis zur Mitte der Brust. Ebenso verfährt man mit dem linken Vorder- und endlich mit dem rechten und linken Hinterlauf. An den beiden letztern schärft man so auf, daß an der inwendigen Seite der Keule, unfern der Blume, der Einschnitt aufhört.

Vermittelst aller dieser Einschnitte wird nun von vorn nach hinten zu die ganze Haut erst auf der rechten, dann auf der linken Seite abgelöst. Nur dann, wenn die Haut sich mit dem Daumen der rechten Hand nicht vom Wildbret abstoßen läßt, wendet man das Messer an, führt es aber stets flach und vorsichtig, um der Haut keinen Schaden zuzufügen.

An der Blume, welche am Zimmer, und an dem Gehör, das, vom Kopf abgelöst, an der Haut gelassen wird, sowie an einem schmalen Streif über dem Ober- und Untermaul bleibt die Haut.

Beim nun folgenden Zerlegen bleibt die Haut unter dem Wildbret ausgebreitet.

Zuerst wird das rechte, dann das linke Blatt nach seiner natürlichen

Gestalt abgelöst. Dann schärft man die Flanken[1]) von da, wo sie sich an die Keulen anschließen, erst auf der rechten, dann auf der linken Seite bis an die Rippen durch, greift, wenn dem Jäger das ganze Jägerrecht zukommt[2]), hinein, zählt die drei ersten Rippen ab, trennt diese mit dem Nickfänger von den übrigen, schlägt mit dem Blatt das Rückgrat durch, und legt sie mit dem Halse auf die Seite.

Nun macht man auf der rechten und linken auswendigen Seite mitten über die übrigen Rippen einen Einschnitt, schlägt sie an der bezeichneten Stelle mit dem Waidmesser durch und legt sie ungetrennt auf die andere Seite. Hiernächst schärft man auf der äußern Seite der Eisbeine bis an die Kugel fort, löst diese aus, dann erst die rechte, dann die linke Keule vom Zimmer ab, und bringt sie zu dem übrigen Wildbret. Endlich trennt man auch das Rückgrat da, wo, dem eingeführten Gebrauch nach, der Rücken und Zimmer sich scheiden sollen.

Noch ist zu bemerken, daß alle hier erwähnten Geschäfte stehend verrichtet werden müssen, und daß man das Messer oder Blatt jedesmal bei Seite legt, wenn man seiner nicht bedarf.

In Gegenwart großer Herren und bei großen Jagden wird das Aufbrechen und Zerwirken im vollen Jägerzeug verrichtet.

§. 51. Jeder Fehler bei der Jagd, beim Aufbrechen und Zerwirken, bestände er auch nur im Gebrauch eines nicht gerechten Ausdrucks, wird, dem Herkommen gemäß, mit dem Blatt oder Waidmesser bestraft, und zwar auf folgende Art:

Der eines Verstoßes Ueberführte muß seinen Hirschfänger ab-, sich selbst quer über einen geschossenen Hirsch, von welchem der Bruch heruntergenommen wird, legen, und erhält von einem andern Waidmann höhern Ranges drei Streiche, welche in der Jägersprache Pfund genannt werden, mit dem Blatt ad posteriora, wobei der, welcher das Blatt gibt, sich folgender Worte bedient:

beim ersten Pfund: „Das ist für meinen Fürsten und Herrn";
beim zweiten Pfund: „Das ist für Ritter, Reiter und Knecht"; und
beim dritten Pfund: „Das ist das edle Jägerrecht!"

Während des ganzen Acts bläst die umstehende Jägerei, und mit einem allgemeinen Jägergeschrei wird er beschlossen. Der Bestrafte muß sich bedanken.

An den meisten Orten ist es eingeführt, daß jeder von den Zuschauern,

---

1) Einige Jäger lösen erst die Keulen aus. W.

2) Dies besteht im Kopf und Hals, in den daranstoßenden drei ersten Rippen, und in dem ganzen Aufbruch nebst den Mehrbraten. Auch ist es gestattet, alles Feist, was ohne Beihülfe des Messers beim Aufbrechen erlangt werden kann, zu nehmen. W.

der einen Hirschfänger trägt, solchen lüften, d. h. etwa zwei Zoll breit aus der Scheide ziehen muß.

Nicht nur der Jäger von Fach ist dieser Strafe unterworfen, sondern jeder, der an der Jagd theilgenommen hat, oder beim Aufbrechen und Zerwirken gegenwärtig ist.

Ob es in ältern Zeiten ernstlich mit dieser Quasistrafe gemeint gewesen war, läßt sich wol nicht bestimmen; aber Schande hat sie, selbst den ältesten Jagdgesetzen zufolge, nie gemacht. In unsern Zeiten, wo wichtigere Dinge spaßhaft betrieben werden, wäre es lächerlich, aus einer bloßen Ceremonie Ernst machen zu wollen.

B. Die französische oder Parforcejagd[1]) auf Edelhirsche.

§. 52. Die Parforcejagd besteht darin, daß man einem Hirsch mit einer beträchtlichen Anzahl Jagdhunde, welche weniger schnell als er sind, so lange auf der Fährte folgt, bis er durch die Flucht ermüdet, nicht mehr von der Stelle weicht, sondern sich so lange gegen die Hunde vertheidigt, bis diese ihn niederziehen, oder bis er von den Jägern auf eine dem Local, wo er sich stellt, angemessene Art erlegt wird.

Dieser Erklärung zufolge ist der Ausdruck Hirschhetze, welchen man von Unkundigen so oft hört, auf diese Jagd nicht anwendbar.[2]) Denn man hetzt nur dann das Wild, wenn man dasselbe im Gesicht solcher Hunde, welche schneller als jenes sind, verfolgt, bis diese das fliehende Wild einholen und festhalten.

§. 53. Nothwendige Erfordernisse zur Parforcejagd sind:

1. Jäger, welche sich in allem, was auf dieselbe Bezug hat, die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben haben;
2. ein auf Widerhalt zur Parforcejagd berechneter Edelwildstand;
3. Terrain, welches sich zur Unterhaltung desselben und zu dieser Jagdart besonders eignet;

---

1) Der Verfasser bekennt, daß er zwar mehrere Jahre nacheinander der Parforcejagd als Zuschauer in Dessau beigewohnt, aber des großen Aufwands wegen, welcher mit der Unterhaltung von vier guten Pferden verbunden gewesen sein würde, dennoch nicht Gelegenheit gehabt hat, alles das gründlich zu studiren, was der Parforcejäger von Metier wissen muß. Indessen hofft er dem Liebhaber und selbst denen, welche sich der französischen Jagd widmen wollen, durch die Mittheilung seiner an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen um so eher einen Dienst zu leisten, da er das ihm Fehlende aus Döbel's „Jägerpraktica" zu ersetzen sich bemühte. Da man sowol in Rücksicht des Ausdrucks als der Grundsätze in der nachstehenden Abhandlung große Aehnlichkeit mit einem in Nr. 33, 34, 41, 42 und 43 der Zeitung für die elegante Welt vom Jahr 1801 abgedruckten Aufsatz finden wird, so glaubt er, um dem Verdacht auszuweichen, sich an fremdem Gut vergriffen zu haben, erklären zu müssen, daß auch dieser aus seiner Feder geflossen ist. W.

2) Ebenso wenig der Ausdruck Rennjagd; der Verfasser schlägt daher, wenn der ausländische nicht mehr gelten soll, den ihm passender scheinenden, Ermüdungsjagd, vor. W.

4. sichere, schnelle, dauerhafte und gewandte Pferde für die Jäger;
5. eine Meute, d. i. eine willkürliche Anzahl Jagdhunde, welche ausschließlich nur auf der Fährte des angelegten Hirsches vermittelst ihrer guten Nase fortarbeiten und ununterbrochen laut sind.

§. 54. Bei der Anstellung des nöthigen Jägerpersonals kommt es mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Männer an, welchen die Besorgung alles dessen übertragen wird, was auf diese Jagd, die Pferdewartung ausgeschlossen, Bezug hat.

Die Befolgung dieses Grundsatzes macht, daß man an einigen Orten mit wenigem viel ausrichtete. So bestand in Dessau (nach der Verfassung von 1800) das zur Parforcejagd nöthige Personal außer dem Director und dem Oberjäger nur aus zwei Piqueurs und drei Jägern. Hierzu kommen noch sechs Jagdpfeifer, die, soweit es mit einem Pferd und zufolge der durch fortgesetzte Uebung erlangten Erfahrung möglich ist, auch bei der Jagd Dienste thun, ein Hundearzt und, wenn ich in der Zahl nicht irre, vier Hundewärter.

Jeder Parforcejäger muß

a) vollkommen hirsch- und fährtengerecht sein; auch alle auf den zur Jagd bestimmten Revieren befindlichen Hirsche, vorzüglich die stärkern, nach den besondern Auszeichnungen am Geweih und ihren Stand zu jeder Jahreszeit kennen; diese der Stärke nach richtig anzusprechen und jeden aus andern Gegenden zuwechselnden, bei der ersten genauen Ansicht von den übrigen standhaltenden zu unterscheiden wissen; überhaupt aber ein geübtes und scharfes Auge haben, um in beträchtlicher Ferne, selbst im Holz, auch den nur einmal genau gesehenen Hirsch, sogar wenn er flüchtig ist, besonders bei der Jagd, mit andern nicht zu verwechseln. Er soll

b) in allen Theilen der eigenen Reviere so genau Bescheid wissen, daß er auch den kleinsten ihm bestimmten Ort sogleich zu finden vermag, und von der benachbarten Gegend wenigstens so viel Localkenntniß haben, daß er sich überall forthelfen und zurechtfinden kann;

c) jeden Hund bei der Meute nicht nur dem Namen, sondern auch der Folgsamkeit und Zuverlässigkeit nach kennen und danach ihn bei der Jagd zu beurtheilen und zu behandeln verstehen;

d) ein guter Reiter sein, d. h. er muß sein Pferd vollkommen in der Gewalt haben und die Kräfte desselben möglichst schonen, für seine Person aber so wenig besorgt sein, daß er die Möglichkeit eines Sturzes kaum zu ahnen scheint, und überhaupt alles von der Natur erhalten und erlernt haben, was vom tüchtigen deutschen Jäger gefordert wird.

Diese Eigenschaften muß der Director sowol als der Oberjäger in vorzüglichem Grad besitzen; auch muß bei jedem andern Jäger das Bestreben

sichtbar sein, seinem Beruf treu, unverdrossen und mit Leidenschaft Genüge zu leisten.

§. 55. Um die im vorigen Paragraph unter a) angegebenen Fertigkeiten zu erlangen, muß sich der junge Jäger nicht nur mit allem, was schon früher über das Entstehen und den Bau des Gehörns gesagt worden, sondern auch mit dem richtigen Ansprechen des Edelwildes praktisch bekannt zu machen suchen. Beim letztern wird ihm die Arbeit mit dem Leithund unter Anleitung eines sachverständigen Principals sehr wesentlichen Nutzen schaffen.

Zum Erlangen der Hirscherkenntniß nach der Auszeichnung am Geweih und nach dem Körperbau gibt es kein sichereres Mittel als tägliche Beobachtung und Anschauung mehrerer Hirsche und damit verbundene Aufmerksamkeit auf die abweichende Stellung der Gehörne im ganzen und der einzelnen Theile derselben, der Enden. An gut und zweckmäßig unterhaltenen Winterfütterungen[1]) findet man hierzu die beste Gelegenheit. Durch vieljährige Uebung hat der verstorbene Director der Parforcejagd in Dessau, der Forstmeister Krüger, es so weit gebracht, daß er viele der stärkern Hirsche selbst dann erkannte, wenn sie das Gehörn abgeworfen hatten.

Um von der Zahl der Standhirsche unterrichtet zu sein, wird an jeder Fütterung eine Liste darüber aufgenommen; und damit es an einem Hülfsmittel nicht fehle, in derselben einen Hirsch von dem andern zu unterscheiden, erhält jeder, sobald er am Gehörn sich auszuzeichnen anfängt, einen besondern Namen und heißt dann Namenhirsch. Außer dem Namen wird das Alter, nach der im folgenden Paragraph anzuzeigenden Art anzusprechen, die Zahl der Enden auf jeder Stange, auch wo möglich die Auszeichnung an irgendeinem Theil des Geweihes in der Liste aufgeführt.

Da diese Auszeichnung dem Hirsch bei jedem nachmaligen Aufsetzen eigen bleibt, und da es wol nicht leicht zwei Hirsche gibt, welche ein ganz gleich gebautes und gestelltes Gehörn trügen, so erkennt man den einmal benamten an dem bekannten ausgezeichneten Theil wieder und trägt, wenn er im Sommer völlig vereckt hat, die Ab- oder Zunahme der Enden, und wenn im letztern Fall ein neues Unterscheidungszeichen sichtbar würde, auch dieses in der Liste ein.

---

1) In Dessau standen an jeder der beiden Fütterungen 70, 80 und mehrere Hirsche. Hatten sie sich, um andere Aesung zu suchen, davon entfernt, so konnte sie der Jäger mit dem Pferd gemächlich näher treiben. Hatte er dann Heu auf die Raufen gesteckt und Hafer oder Eicheln in kleinen Häufchen auf dem Erdboden herumgestreut, so kamen sie, dem wiederholten Rufe „Komm Hirsch!" zufolge; heran und waren so ruhig bei der Aesung, daß der ihnen bekannte Jäger unter denselben herumreiten, auch zuweilen einige mit den Händen berühren konnte. Dies Schauspiel, an welchem mehrere Zuschauer ganz in der Nähe theilnehmen durften, gewährte jedem Jagdliebhaber ein hohes Vergnügen. W.

Noch zahmer waren bis 1848 die im Prater bei Wien gehaltenen Hirsche. Einzelne von diesen mischten sich zuweilen unter die Gäste in den Praterhütten, und einer von ihnen besuchte einigemal die Jägerzeil, die belebteste Straße der an den Prater stoßenden Vorstadt Leopoldstadt. T.

Sie könnte etwa nach folgendem Schema eingerichtet werden:

Liste der Namenhirsche im Jahre 1860.

Name.	Stärke und Endenzahl.	Endenzahl auf der rechten Stange.	Endenzahl auf der linken Stange.	Auszeichnung.
1. Der Fromme.	Vom dritten Kopf jagdbar, an ungerade 16 Enden.	8	7	Die Krone der linken Stange hat hinten eine Quergabel, deren längstes auswärtsstehendes Ende scharf nach unten zu gebogen ist.
2. Hubertus.	Vom vierten Kopf, an gerade 12 Enden.	6	6	Lange Augensprossen; die an der rechten Stange wendet sich nach außen und ist an der Ecke scharf oberwärts gekrümmt.

u. s. w.

Abänderung der Liste im Jahre 1861.

1. Der Fromme.	Vom vierten Kopf jagdbar, an gerade 14 Enden.	7 denn er hat auf dieser Stange zurückgesetzt.	7	Wie im vorigen Jahre.
2. Hubertus.	Schlecht jagdbar, an gerade 14 Enden.	7	7	Wie im vorigen Jahre, und ist an der Krone der linken Stange durch das neuentstandene Ende eine Seitengabel, deren vorderes Ende einwärts gebogen ist, zum Vorschein gekommen.

u. s. w.

§. 56. Vom dritten Lebensjahre des Hirsches an weicht bei der Parforcejagd das Ansprechen desselben ganz von dem bei der deutschen üblichen ab. Denn, sobald er dann das zweite Gehörn aufsetzt, sagt man: er ist ein Hirsch vom zweiten Kopf, im vierten Jahre wird er ein Hirsch vom dritten, im fünften vom vierten Kopf. Wenn er im folgenden sechsten Jahre zum fünften mal sein Gehörn erneuert, wird er schlecht-jagdbar;

im nächsten siebenten Jahre jagdbar, im achten vom zweiten Kopf jagdbar, im neunten vom dritten Kopf jagdbar, u. s. w.

Bei dieser Methode anzusprechen kommt nie die Zahl der Enden in Betracht. Kennt der Jäger, wie er soll, seine Standhirsche, so ist sie unstreitig sicherer und bestimmter als die bei der deutschen Jagd eingeführte, bei Wechselhirschen aber allerdings weniger bestimmt als bei dieser; denn wenn der deutsche Jäger zwar jeden Hirsch, der der Fährte nach über zwölf Enden tragen kann, als jagdbar angibt, so fügt er doch allemal, insofern er den Hirsch gesehen hat, die Zahl derselben bei; der französische hingegen achtet nur auf die Stärke und Perlbesetzung der Stangen und Rosen, und zugleich darauf, ob die letztern dicht auf dem Rosenstocke stehen oder nicht. Hiernach spricht er muthmaßlich das Alter an, welches alles sich aber aus der Fährte noch viel weniger bestimmt angeben läßt. Auch hierbei ist der deutsche Jäger besser daran; denn ob der Hirsch nach seiner Ansprache jagdbar ist, muß er schon dem Schritte nach beurtheilen können.

§. 57. Daß das Edelwild in solchen Revieren, wo alle Jahre Parforcejagd stattfinden soll, sehr stark sein müsse, ergibt sich schon daraus, daß vom August bis zum November, um Hunde und Pferde in Athem zu erhalten, wöchentlich dreimal gejagt wird, und daß dadurch jährlich 36 bis 40 Hirsche, oder wenn man, wie billig, einige Fehljagden voraussetzt, doch 30 bis 34 in Abgang kommen. Da nun unter diesen Umständen höchstens nur ein oder zwei Feisthirsche für die herrschaftliche Tafel gebirscht, von den gejagten Hirschen vor und zu Anfang der Brunftzeit nur der Zimmer, späterhin aber gar nichts für dieselbe benutzt werden kann, und also für die Küche blos Alt- und Schmalthiere geschossen werden: so läßt sich leicht der Schluß ziehen, daß wenigstens 300 Stück Wild, Schmalthiere und Spießer erforderlich sind, um die Küchenconsumtion zu bestreiten und den Hirschstand, welcher doch aus nicht weniger als 150 Stück bestehen kann, vollzählig zu erhalten.

§. 58. Vorzüglich eignen sich zur Parforcejagd ebene Reviere, deren nicht zu sehr zusammenhängende Holzmarken durch Wiesen und Lehden unterbrochen und begrenzt sind. Diese Holzmarken, vorzüglich aber große Nadelholzwaldungen, müssen mit schnurgeraden, sich kreuzenden, immer von überhangenden Aesten gereinigten und planirten Wegen und Wildfuhren in mäßigen Entfernungen durchschnitten sein, um die Beobachtung des Hirsches und der Jagd im ganzen zu erleichtern.

Jeder Eingang derselben, jede mit Sand befahrene Brücke und jede Durchfahrt, welche über Gräben führt, jeder Ort, wo ein Fluß oder stilles Wasser ohne Gefahr mit dem Pferde passirt werden kann, ist mit starken, auf Stangen gesteckten Strohwischen, und der Weg im Wasser auf beiden

Seiten mit eingesteckten Stäben, jeder Fuchs- und Dachsbau und jedes nicht ganz in die Augen fallende Loch mit breiten weißen Ringen an den umstehenden Bäumen, und, wo diese fehlen, durch eingegrabene roth oder schwarz geringelte Säulen zu bezeichnen.

Sind die Flüsse zu tief und reißend, oder ist der Grund in denselben zu unsicher, so werden während der Jagd auf den gewöhnlichen Wechseln kleine, mit Fischern besetzte Fähren oder doch Kähne angestellt, um einige Jäger sogleich übersetzen zu können. Pflicht und Menschlichkeit gebieten alle diese Maßregeln, um den Jäger bei einer bloßen Vergnügungssache der Lebensgefahr so wenig als möglich auszusetzen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß es sonst möglich gemacht wurde, in bergigen, selbst felsigen Gegenden die Parforcejagd zu betreiben; aber gewiß nie ist sie da so regelmäßig gegangen und mit so vielen Annehmlichkeiten für den Zuschauer verbunden gewesen, wie in Dessau, wo alle obenangeführten Localverhältnisse und Einrichtungen stattfinden.

§. 59. Hat das Jagdpferd die obenangeführten Eigenschaften, und ist es nicht zu hitzigen Temperaments — denn selbst das faule wird bei der Parforcejagd lebhaft —, so ist es ganz gleich, von welcher Rasse es herstammt. Keines sollte unter fünf Jahre alt sein, wenn es zur Jagd gebraucht wird.

Ein Jagdpferd muß zwar nie hartmäulig sein, aber doch immer fest am Zügel stehen; denn wäre es zu empfindlich im Maule, so würde es schnelle, gewaltsame Wendungen nicht ruhig ertragen.

Immer, besonders einen Monat vor und während der Jagdzeit, muß es reichlich mit Hafer oder Häcksel, aber nur höchstens mit sechs Pfund Heu täglich gefüttert werden; denn es soll Kräfte und Athem haben, aber nie fett sein. Bei übermäßiger Anstrengung wird man wohl thun, es mit Gerstenschrotsaufen zu unterstützen.

Im Frühjahr ist ihm vierwöchentliche Grasung ohne trockenes Futter sehr dienlich. Dem steifgerittenen kann man vorher mit einem Fontanell auf der Brust zu Hülfe kommen. Im Sommer und selbst in der Jagdzeit, nur die Jagdtage ausgenommen, hat das kalte Flußbad, und nach harten Jagden das Frottiren und Waschen der Blätter und Füße mit warmem Wein oder Branntweinspülich großen Nutzen. Nie darf ein Jagdpferd warm in den Stall kommen, und nicht eher Futter und noch weniger Saufen erhalten, bis es innerlich und äußerlich völlig abgekühlt ist. In dieser Beziehung müssen die Stallleute unter strenger Aufsicht stehen.

Der Jäger kann und darf, sobald er absteigt, nichts mehr mit dem Pferde zu thun haben; aber immer wird er doch, um sein selbst willen, den Stallknecht, welcher es wartet, beobachten, und wenn er Fehler

bemerkt, sie dem Stallvorgesetzten anzeigen. Der Director muß über fünf, ihm ein für allemal zugetheilte Pferde in allem, was den Dienst betrifft, disponiren können; über ebenso viel der Oberjäger und die zwei Vorsuchenden. Von diesen reiten die genannten Personen bei der Jagd ein Pferd zum Vorsuchen und Lanciren, eins zur Anjagd und zwei kommen auf Relais.

Jeder der übrigen Jäger hat vier Pferde; eins davon wird zum Lanciren und zur Anjagd geritten und zwei gehen auf Relais. Ein Pferd bleibt bei allen übercomplet und zu Hause.

Auch außer der Jagdzeit darf und muß der Jäger seine Pferde gebrauchen, aber ohne Noth nicht über die Futterzeit ausbleiben. Jeder Jagdpfeifer erhielt in Dessau nur ein Pferd.

Mit Recht fordert man von jedem, der bei der Parforcejagd Dienste thut, daß er ein guter Reiter sei. Sobald die jungen Pferde in der Bahn nur so weit gebracht sind, daß sie den Reiter tragen und einigermaßen den Zaum annehmen, muß daher der Jäger das ihm zugetheilte selbst, erst unter den Augen des Bereiters und nachher im Freien allein, behandeln können und dürfen.

Versteht er die Kunst, es mit dem Vorder- und Hintertheile im Gleichgewicht zu erhalten, oder die schwächere Partie zu schonen; vermeidet er, so viel er kann, heftige Paraden und gewaltsames Herumwerfen; weiß er die Kräfte desselben für den Nothfall zu sparen: so ist es kaum zu glauben, wie lange es Dienste thun kann. Es sind mir Fälle in Dessau bekannt, daß einige Pferde zwölf, dreizehn, mehrere sieben, acht Jahre ausgehalten haben. Und gewiß, der Vortheil ist sehr groß, zur Jagd gewöhnte Pferde zu reiten! Deshalb wird auch der bedachtsame Jäger sein Pferd, um eines kleinen Fehlers willen, nicht abgeben und für untauglich erklären.

§. 60. Die Meute kann aus Jagdhunden, entweder von englischer oder französischer Rasse zusammengesetzt sein. In Dessau besteht sie gewöhnlich aus 80 bis 90 von der ersten Art.

Je starkzähliger sie ist, desto voller und helltönender ist auch der Laut; denn kein Parforcehund soll stumm jagen. Ist sie aber auch geringzähliger, so geht gerade deshalb die Jagd oft am besten, weil die Hunde leichter zu übersehen und zusammenzuhalten sind.

Nie darf eine Hirschmeute auf irgendeine andere Wildart, und nicht einmal auf Thiere jagen.

§. 61. Die Unterhaltung und Behandlung der Meute fordert große Aufmerksamkeit, nicht allein von seiten der Jäger, sondern auch der Wärter. Deshalb muß bei Einrichtung des Jägerhofs — so wird der zur Aufbewahrung der Hunde bestimmte Ort genannt — darauf Bedacht genommen werden,

daß die Wohnung der Wärter ganz in der Nähe der Ställe und Zwinger ihren Platz findet, damit sie aus derselben beides übersehen können. Sämmtliche Wärter müssen zur Futterzeit gegenwärtig sein und in der Aufsicht außer derselben je zwei und zwei wochen- oder tageweise abwechseln. Die Wachehaltenden dürfen sich auch nicht eine Minute entfernen, um immer bei der Hand zu sein, wenn etwa Unordnungen durch Beißen der Hunde untereinander u. dgl., welche scharf mit der Peitsche bestraft werden müssen, entstünden.

Die Oberaufsicht im Jägerhofe führt der älteste Piqueur, welcher auch seine Wohnung in dem Bezirk desselben hat.

Alle Hundeställe müssen eine gesunde, trockene Lage haben und so angelegt sein, daß vermittelst der auf beiden Seiten geöffneten Fenster immer frische Luft durchstreichen kann. Keinen Tag darf die Reinigung derselben ausgesetzt bleiben.

In dem größten derselben liegt die eigentliche Meute; ein zweiter ist für läufische Hündinnen bestimmt, und ein dritter für junge ausgewachsene Hunde, durch welche der Abgang alter ersetzt werden soll. Zunächst an diese muß der Fütterungszwinger grenzen, und aus diesem ein Eingang zum größern, in welchem sich die Hunde Bewegung machen können, führen. Zur Beförderung der Reinlichkeit wird der Boden des erstern ganz, der des letztern, in welchem aber auch ein Rasenplatz, und hin und wieder ein Schatten gewährender Baum nicht ohne Nutzen ist, zum Theil mit feinem Sande befahren, das Ganze aber jedesmal, wenn die Hunde wieder in die Ställe gebracht worden, gesäubert. Ist es möglich, einen Bach durchzuleiten, so mache man ja von diesem glücklichen Verhältnisse Gebrauch. Außerdem muß vorzüglich darauf gehalten werden, daß sämmtliche Hunde oft und immer frisches Saufen durch Anwendung möglichst leichter Mittel erhalten. Die Zwinger werden am füglichsten mit starkem Lattenwerk, welches unten herum mit drei übereinanderliegenden Bretern vernagelt ist, umsetzt.

Noch muß auf kleinere Stallbehältnisse, um in denselben die läufischen Hündinnen mit den ihnen bestimmten Hunden paarweise zusammenzusperren, ingleichen auf eine zunächst bei der Wärterwohnung anzubringende allgemeine, außerdem aber auf eine andere, aus der Nachbarschaft aller andern Hunde zu entfernende, für solche Patienten, die an ansteckenden Krankheiten, z. B. an der Räude oder sogenannten Seuche leiden, bestimmte Krankenstube Bedacht genommen werden. Beide müssen mit Oefen und guten Lagern versehen sein.

§. 62. Fleißige und oft wiederholte Reinigung der Hunde, durch Kämmen, Waschen und Baden, wird das Gedeihen derselben befördern; Nachlässigkeit in diesem Falle aber immer üble Folgen haben.

§. 63. Die beste Fütterung besteht aus Haferschrot, altbackenem Brot, aus halb Roggen-, halb Gerstenmehl, und Schöpsen- oder Rindfleisch. [1]) Das zu einer Mahlzeit — die Hunde erhalten deren täglich zwei — nöthige Schrot und Brot wird jedes in ein besonderes, mit einem Deckel versehenes Faß gethan, das gehackte Fleisch nebst den zerschlagenen Knochen aber mit Wasser in einem Kessel geraume Zeit tüchtig gekocht. Dann schöpft man die Brühe ab, verdünnt sie mit siedendem Wasser, gießt soviel davon auf das Schrot, als nöthig ist, unter beständigem Rühren eine breiartige Masse daraus zu machen, und deckt den Kübel zu. Hierauf setzt man im Kessel wieder Wasser zu, läßt das Fleisch damit so lange kochen, bis es völlig weich ist, gießt nun die zweite Brühe auf das Brot und deckt auch dieses Faß zu.

Wenn nun Schrot und Brot hinlänglich durchbrüht und aufgequellt sind, werden sie nebst dem Fleische in die im Fütterungszwinger befindlichen Tröge gethan, dort gut gemengt, Fleisch und Brot klein gezupft und gedrückt, und jeder Trog mit einer dünnen Bretdecke so lange belegt, bis das Ganze bis zum Lauwarmen verkühlt ist.

Sobald sämmtliche Jäger und Wärter, mit Hetzpeitschen versehen, zur Fütterung beisammen sind, öffnet ein Wärter die Thüre des Stalles, in welchem die Meute liegt. Vor derselben halten die Jäger solche unter dem Zuruf „Derrière!" durch Peitschenschwenken zurück, bis die übrigen Wärter die Decken von den Trögen gehoben haben. Dann treten die Jäger auseinander und geben durch „Soupez, soupez!" das Zeichen zum sehr bald beendigten Schmause.

Nach eingenommener Mahlzeit darf mäßige Bewegung nicht fehlen; deshalb, und um zu bemerken, ob einem oder dem andern Hunde etwas zugestoßen sei, um zugleich auch alle im Gehorsam zu erhalten und jeden einzelnen dem Namen und der Abzeichnung nach kennen zu lernen, wird die Meute etwa eine halbe Stunde aus dem Stalle und dann wieder zurückgeführt.

Beim Ausführen geht ein Wärter vor derselben, die Jäger schließen sich an den Seiten an, und zwei Wärter beschließen den Zug. Alle Hunde müssen dicht gedrängt gehen und keiner darf auf der Seite oder vorn herausbrechen. Der bloße Versuch wird vorn unter dem Zuruf „Derrière", an den Seiten unter dem „A la meute", mit Peitschenhieben bestraft. Die aber, welche, um sich zu lösen, zurückbleiben, muß einer der hintersten Wärter

---

1) Auch die neuerfundene, überall so gerühmte Knochenbrühe würde wenigstens zur Abwechselung mit Nutzen angewendet werden können. W.

beobachten, und sobald sie sich expedirt haben, „A la meute" rufend, nachbringen.

Ein zurückgelassener Wärter richtet während der Abwesenheit der Meute für die läufischen und tragenden Hündinnen an, welche, wenn jene eingethan ist, fressen und ausgeführt werden.

Auch die zum Vollzähligmachen der Meute bestimmten jungen Hunde werden allein gefüttert und kommen dann in den zur freien Bewegung eingerichteten großen Zwinger.

Jeder säugenden Hündin wird Fressen und Saufen bei ihren Jungen gereicht.

§. 64. Zur Zuzucht bringe man, wenn eine gute Hündin läufisch ist, solche mit einem der vorzüglichsten Hunde, unter gehöriger Rücksicht auf beider Temperament, Bau und Alter, in einem kleinen Stalle, oder, noch besser, im Zwinger, wo sie beobachtet werden können, allein zusammen und trenne sie nicht unter drei Tagen, oder wenigstens nicht eher, bis sie dreimal sich gebunden (gehangen) haben. Dann kommt der Hund wieder zur Meute, die Hündin aber bleibt, bis die gewöhnlich neun Tage dauernde Periode des Laufens vorüber ist, in der für sie schicklichen Gesellschaft ihresgleichen.

Die Monate Januar, Februar und März sind die besten zum Belegen. Späterhin läßt man die Hündinnen nicht gern zu, weil sie sonst zur nächsten Jagdzeit, die Jungen aber zu der des folgenden Jahres nicht brauchbar sein würden. Der Nothfall, wenn nämlich eine abgesperrte, läufische Hündin traurig sich bezeigte oder das Futter versagte und deshalb der Ausbruch der Tollwuth zu besorgen wäre, macht hierbei eine Ausnahme von der Regel.

Der Zeitpunkt der Begattung wird genau aufgezeichnet, um die Periode des Wölfens, welche in der Regel nach neun Wochen und zwei Tagen erfolgt, berechnen zu können. Wenn diese eintritt, bringt man die Hündin in die für sie bestimmte, immer in mäßiger Wärme zu erhaltende Stube, wo schon für ein gutes, weiches Lager in Körben oder Kasten gesorgt sein muß, und gibt wohl Acht, ob beim Geschäft des Wölfens Hülfe nöthig ist, welche dann der Hundearzt leistet.

Mehr als zwei bis drei Junge darf die Mutter nicht säugen. Da aber vorzüglich die von französischer Rasse weichlich sind und überhaupt einiger Abgang unvermeidlich ist, so dürfen die übrigen nie weggeworfen werden, sondern man muß einige Bauerhündinnen zu Ammen in Bereitschaft halten. Damit diese ihre Dienste willig versehen, nimmt man ihnen ihre eigenen Jungen weg bis auf eins, und wäscht dieses wie die künftigen Milchgeschwister, ehe man sie unterlegt, mit Branntwein. Nie darf die rechte Mutter mit

der Amme in einer Kammer liegen, diese und das Lager muß immer reinlich sein, auch die rechte oder Pflegemutter nebst den Jungen soviel möglich von Ungeziefer freigehalten werden, gutes Futter und frisches Saufen bekommen und von Zeit zu Zeit einige Bewegung im Zwinger haben.

§. 65. Wenn die jungen Hunde vier bis fünf Wochen alt sind, gibt man ihnen, während die Mutter abwesend ist, etwas lauwarme Milch, mit altem, aus Mittelmehl gebackenem, gekrümeltem Brote vermischt, zu fressen; aber nie darf dies beihülfliche Nahrungsmittel so lange stehen, daß es sauer werden könnte. Sobald die Jungen Futter annehmen, entfernt man die Alte von ihnen und bringt sie wurfweise [1]) in vier Fuß lange und breite und ebenso hohe, täglich mit frischem Stroh oder Heu auszufütternde Kasten, welche man gern in die Stube der Hundewärter setzt, damit sie immer unter Aufsicht sind; denn dies ist der Zeitpunkt, wo junge Jagdhunde sorgfältig gepflegt, reinlich gehalten und besonders genau beobachtet werden müssen, weil sie oft am Durchfall und an andern Uebeln leiden, die, ohne augenblickliche Anwendung zweckmäßiger, vom Hundearzt verordneter Heilmittel, fast immer tödliche Folgen haben.

Nach und nach entwöhnt man sie von der oben angezeigten Fütterung und ersetzt diese durch Fleischbrühe, welche auf Brot gegossen und mit etwas kleinwürfelig geschnittenem Fleische vermengt wird. Das aufgeweichte Brot zerdrückt man völlig.

Nicht immer dürfen sie im Kasten liegen, sondern müssen oft aus demselben auf die Erde, bei schönen Tagen aber an die freie Luft gebracht werden, damit sie sich Bewegung und Zeitvertreib machen können.

Bis zur achten Woche besteht das Saufen in frischer Milch, nachher bekommen sie oft frisches Wasser.

Am besten ist es, wenn sie in einem Alter von drei Monaten aufs Land verlegt und bis sie ein Jahr und etwas darüber alt sind, in völliger Freiheit bei gutem Futter dort erzogen werden können; aber nie dürfen sie eingesperrt sein, an der Kette liegen, oder gar Schläge bekommen.

Von Zeit zu Zeit muß sie ein Jäger oder der Hundearzt besuchen, um sich von ihrer gehörigen Pflege persönlich zu überzeugen.

Erlauben besondere Verhältnisse diese Erziehungsart nicht, so bringt man alle drei Monate alt gewordene Hunde zusammen in einen besondern Stall, füttert sie auf eben die Art wie die Meute, und sorgt nun dafür, daß sie in einem geräumigen Zwinger immer frisches Wasser und viel Bewegung haben.

---

1) Alle von einer Hündin auf einmal gewölfte Junge begreift man unter dem Ausdruck Wurf. W.

Weder die auf dem Lande aufgewachsenen und im Frühjahr in den Jägerhof gebrachten, noch die hier erzogenen kommen eher zur Meute, bis sie auf den ihnen beigelegten Namen hören und dem Zuruf „Derrière" und „A la meute", und überhaupt gehorchen lernen. Sind sie so weit, so koppelt man jeden beim Ausführen der Meute mit einem alten Hunde von einem andern Geschlecht als er selbst ist, bis alle sich zur Ordnung und Folgsamkeit gewöhnt haben.

Von nun an bleiben sie mit der Meute vereinigt.

§. 66. Soll die Meute immer in recht gutem Stande bleiben, so wird es zuweilen nothwendig, durch Ankauf echt englischer oder französischer, vorzüglich zum Belegen bestimmter Jagdhunde frisches Blut in die Rasse zu bringen. Letztere, die französischen, waren, in frühern Zeiten wenigstens, schon in ihrem Vaterlande, welches auch das der Parforcejagd ist, zum Gehorsam gewöhnt und auf Hirsche vorzüglich eingejagt; erstere hingegen haben zwar in Rücksicht der Dauer sowol, als der Nase Vorzüge, jagen aber anfänglich auf jeder Wildfährte, besonders aber auf der des Fuchses lieber als auf der des Hirsches, weil sie in ihrer eigentlichen Heimat auf Hirsche selten, auf Füchse immer Uebung haben.

Auch mag man sich in England wol nicht viel Mühe geben, sie folgsam zu machen; denn das Geschäft, sie zum Gehorsam und zur Meute zu gewöhnen und nur auf die Hirschfährte einzujagen, fordert, da fast nie ein junger Hund dieser Art nach Deutschland gebracht wird, lange Zeit und viele Mühe. Deshalb muß auch darauf gesehen werden, daß ein solcher Transport frischer Hunde im Frühjahr ankomme, um sie zugleich mit den jungen Hunden auszuarbeiten. Langten sie aber erst kurz vor, oder gar erst in der Jagdzeit an, so müssen sie im erstern Fall beim Ausführen und Ausreiten anfänglich mit alten einheimischen Hunden gekoppelt, im letztern aber bis zur Anjagd gleichfalls gekoppelt und jedesmal nur einige derselben mitgenommen werden.

Gleichwol kann man sich selten eher als im zweiten Jahr einigermaßen auf sie verlassen.

Ueberhaupt besteht der Vortheil, welcher aus der Veränderung der Rasse entspringt, besonders darin, daß sich das den englischen Hunden eigene Feuer der Meute und ihre vortreffliche Nase den von ihnen fallenden jungen Hunden mittheilt.

§. 67. Bei der Jagd erhitzen und erkälten sich die Parforcehunde so oft, und es häufen sich aus diesem und andern Gründen bei ihnen so viele Unreinigkeiten an, daß eine gewisse Anlage zur Raude, oder doch zu Ausschlägen, welche in Raude übergehen können, vorauszusetzen ist.

Um nun dem Ausbruch dieser und anderer Krankheiten zuvorzukommen,

thut man wohl, der ganzen Meute im Mai oder Juni eine Reinigungscur brauchen zu lassen. Zuvörderst gibt man ihr nachstehendes Abführungsmittel:

Es werden so viele Schafe geschlachtet, daß auf 18—20 Hunde eins kommt. Alles Fleisch, selbst die vorher gereinigten Kaldaunen, das wollige Fell und die Knochen läßt man klein hacken und in einem Kessel lange und stark kochen. Die Brühe wird dann auf das Schrot und Brot gegossen, beides, wenn es eine Weile gestanden hat, in die Futtertröge gethan und endlich alles aus dem Kessel dazu gemischt. Wenn diese Suppe noch heiß ist, rührt man auf 100 Hunde 12 Pfund Butter, 5 Pfund kleingestoßenen Schwefel, 6 Pfund Lorbern und 2 Pfund Alaun hinein. Nachdem alles gehörig verkühlt ist, erhält es die Meute zum Morgenfutter. Am dritten Tag darauf läßt man allen, oder doch den Hunden, bei welchen sich besondere Merkmale von Schärfe äußern, am Halse Ader.

Dann gibt man ihnen wieder drei Tage Zeit zur Erholung, um folgende Salbe anwenden zu können.

Man nimmt auf 100 Hunde:

67	Pfund	Leinöl,
8	=	Essig,
$10\frac{1}{2}$	=	Schwefel,
$4\frac{1}{2}$	=	Kupferwasser,
4	=	Gallus,
$1\frac{1}{3}$	=	Lorbern.

Wenn das Leinöl in einem Kessel heiß gemacht worden, thut man den Essig hinzu und läßt beides eine Weile über dem Feuer stehen; dann werden die übrigen Species klein gestoßen hinzugemischt. Unter beständigem Rühren muß nun die ganze Masse über gelindem Feuer, ohne überzulaufen, recht gut durchkochen. Nachdem sie bis zu dem Grade von Wärme verkühlt ist, daß man den Finger hineinhalten kann, ohne sich zu verbrennen, wäscht man die Hunde über und über damit, jedoch so, daß nichts in die Augen kommt, und thut jeden, sobald er geschmiert ist, in einen engen, gut mit Stroh ausgestreuten Stall, wo die ganze Meute fünf Tage beisammen liegen bleibt, auch da gefüttert und immer mit frischem Wasser versorgt wird. Von nun an läßt man täglich frisch einstreuen.

Wenn sechs Tage verflossen sind, können die Hunde bei schönem warmen Wetter im Zwinger gefüttert werden und so lange umherlaufen, bis der Stall gereinigt und mit neuer Streu versehen worden ist.

Nach Verlauf von 14 Tagen werden sie sämmtlich mit Seife und warmem Wasser gewaschen, und hiermit ist die Cur vollendet.

§. 68. Wenn alle jungen oder zugekauften Hunde im Zwinger, beim Futter und beim Ausführen zum unverbrüchlichsten Gehorsam gewöhnt sind,

nimmt im Monat Juli das tägliche Ausreiten seinen Anfang, um sie und die Jagdpferde in Athem zu setzen.

Zu diesem Ende versammelt sich das ganze zur Parforcejagd gehörige Personal in den kühlen Morgenstunden vor dem Jägerhof und empfängt die ihm von den Hundewärtern zugeführte Meute. Der älteste Piqueur reitet dicht vor derselben her und feuert sie durch den oft wiederholten Zuruf „Hay, Hay!" zur Nachfolge an. Vorn an der rechten Seite schließt sich der Director, an der linken der Oberjäger, und hinter jedem von diesen ein Theil der Jägerei und der Jagdpfeifer an, um die Hunde enge zusammenzuhalten. Die vordersten Reiter rufen gleichfalls „Hay, Hay!", die übrigen „A la meute!" Das Auseinanderdrängen und Durchbrechen wird, wie beim Ausführen zu Fuß, bestraft.

Dem jüngsten Jäger liegt das Geschäft ob, zurückbleibende Hunde zu beobachten und durch die Worte „A la meute!" nöthigenfalls auch durch Peitschenhiebe nachzubringen.

So geht der Zug während der ersten 14 Tage langsam in einem eingeschlossenen District, oder in den Straßen der Stadt umher. Späterhin wird mit der Meute einige Tage, etwa eine Stunde weit ins Freie, im Schritt geritten, aber jeder Ort sorgfältig vermieden, wo Wild steht oder kurz vorher gewechselt haben könnte. Von nun an folgen die Reitknechte mit den übrigen Jagdpferden der Meute.

In der Folge wechselt Trab mit Schritt ab, auch macht man längere Wege. Nach einigen Tagen wird mitunter galopirt und die schnelle Bewegung täglich vermehrt. Endlich dehnt man die Tour bis auf 1, auch wol auf $1\frac{1}{2}$ Meile aus und läßt auf kurze Distanzen den Galop in Carrière übergehen. Von dieser Zeit an schickt man einen Theil der Pferde auf dem halben Weg voraus, um wechseln zu können.

Bei allen schnellen Bewegungen wird die Meute durch Juchen angefeuert und von Zeit zu Zeit gestoppt, d. h. dadurch aufgehalten, daß der vorreitende Piqueur, von den an den Seiten zunächstfolgenden Jägern unterstützt, den Kopfhund[1]) beim Namen nennt und vor ihm die Peitsche schwenkend, nicht klatschend, „Derrière!" ruft. Sobald dieser steht, ist es leicht, alle übrigen Hunde anzuhalten. Unfolgsamkeit einzelner bestraft man anfänglich, unter dem Namenzurufe, mit einem Peitschenhiebe; bei öfterm Vergehen aber steigt ein Jäger ab, hebt den Ungehorsamen bei der Ruthe auf und zählt ihm einige tüchtige Hiebe auf, den Namen und das Wort „Derrière!" wiederholend.

---

1) Den vordersten Hund nennt man den Kopfhund, den vordern Theil der Meute Kopf, den hintern Schwanz. W.

Nie, weder beim Ausreiten, noch bei der Jagd, darf die Meute gestoppt werden, wenn auch nur ein einziger Hund voraus ist.

Das Stoppen geschieht, theils um den Schwanz nachzubringen, wobei dem Jäger ein paar Jagdpfeifer helfen, theils um der Meute und den Pferden Erholung zu verschaffen. Auch ist es deshalb nothwendig, weil dadurch das übermäßige Feuer der Hunde gemildert wird, und weil in der Folge der regelmäßige Gang der Jagd von dem Beisammenbleiben der Meute vorzüglich abhängt.

Während der letzten halben Stunde des Nachhausewegs reitet man nur Schritt, um Pferde und Hunde verkühlen zu lassen. Das Galopiren darf weder an einem Tage zu oft, noch an zu vielen hintereinander wiederholt werden, weil sonst die Meute wegen der Ermüdung und weil sie gewahr wird, daß sie sich ohne Zweck anstrengt, schwer fortzubringen ist.

§. 69. Zur fernern Uebung der Hunde und um beobachten zu können, welche unter ihnen die schnellsten, folgsamsten und zuverlässigsten sind, wird alljährlich, ungefähr in der Mitte des August, binnen drei Tagen zweimal trainirt oder Train gejagt.

Zu diesem Ende werden für jeden Jäger auf einen großen freien, oder doch nur mit lichtem Holz bestandenen District des Reviers, wo gewöhnlich kein Edelwild steht oder wechselt, zwei Relaispferde vorausgeschickt, und jedes Relais so gestellt, daß eins nicht viel weiter laufen darf als das andere.

Mit den Relais zugleich geht ein gut berittener, hinlänglich unterrichteter Jäger oder Reitknecht ab, welcher alle vier über dem Oberrücken abgelöste, einige Stunden in warmes Wasser eingeweichte Läufe eines einige Tage früher erlegten Hirsches, an einer langen Leine befestigt, bei sich führt.

Diese Läufe läßt er, wenn die Jäger, welche von nun an das Parforcehorn führen, mit der Meute bis auf 800 oder 1000 Schritt an den zur Anjagd bestimmten Ort heran sind, fallen, bezeichnet den Platz, wo es geschehen ist, mit einem Bruche und reitet dann, anfänglich im Trabe, auf der vorgeschriebenen Tour fort.

Sobald die Meute etwa noch 30 — 40 Schritt vom Bruche entfernt ist, fangen die Jagdpfeifer und Jäger an, die Fanfare Nr. 1: „Anjagd“ [1]), zu blasen, fahren damit fort, wenn sie auf den Platz kommen, wo der Bruch das Anlegen bezeichnet, halten da die Hunde etwa zwei Minuten an, um ihnen die Witterung der Hirschläufe recht bemerkbar zu machen, und feuern sie durch lautes Juchen noch mehr an.

---

1) Der Verfasser hielt den Abdruck der gewöhnlichen Fanfaren deshalb für nöthig, weil die Bekanntschaft mit denselben dem Liebhaber die Uebersicht des Ganges einer Parforcejagd erleichtert. W.

„Auf ein vom Director gegebenes Zeichen — welches in Dessau in den Worten: „Töch, töch!“ (Such', such'!) besteht — theilen sich die vor dem Kopf der Meute haltenden Jäger, und in dem Augenblicke jagt sie fast mit eben dem hellen Laut, als hätte sie eine Hirschfährte vor sich, auf dem Zuge fort, welchen der Jäger oder Reitknecht mit den Läufen gemacht hat.

Von Zeit zu Zeit wird gestoppt, indem die Jäger dem Kopfhund zuvoreilen und wie beim Ausreiten verfahren, sowol aus den oben angegebenen Gründen, als um den Traineur, welcher nun sehr rasch reiten muß, Zeit zum Vorkommen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit ertönt die Fanfare Nr. 4 und abwechselnd juchen die Jäger.

Vorzüglich muß man nahe bei den Relais stoppen lassen, damit die Pferde gewechselt werden können. Nur von der einen Hälfte der Jäger geschieht dies auf einmal, die andere hält so lange die Meute auf, bis sie, von den frischberittenen abgelöst, Zeit bekommt, ein Gleiches zu thun.

Der Zeitpunkt des Weiterjagens wird durch eben das Zeichen wie bei der Anjagd bestimmt.

Während die Hunde rasch und richtig auf dem Train fortjagen, muß die Jägerei nicht aufhören, sie durch Juchen und durch Blasen der Fanfare „Gute Jagd“ (Nr. 3) aufzumuntern.

Nothwendig ist es auch, daß der Traineur, wie es der Hirsch oft thut, Retouren macht, d. h. er zieht auf oder dicht neben dem genommenen Weg ein Stück zurück, macht einen Bogen, und setzt dann seine Tour fort. Sobald die Meute, wie es gewöhnlich geschieht, die Retour überschießt, herumschwärmt und still wird, reiten die Jäger vor, rufen ihr „Hourvari!“ zu und bringen sie, die Fanfare Nr. 2 blasend, wieder dahin, wo sie aufhörte zu jagen. Sobald sie die Retour aufnimmt, wird Töch, töch! gerufen, gejucht und „Gute Jagd“ geblasen. Nicht ohne Noth greift man kreisend vor, sondern läßt die Retour völlig ausjagen; denn ersteres macht die Hunde ungewiß, letzteres aber vorsichtig und fest.

So geht die Jagd fort, bis man auf den Platz kommt, wo der Traineur die Läufe in die Höhe gezogen und sich entfernt hat. Natürlich verliert sich hier die Witterung. In dem Augenblick hört die Meute auf, laut zu sein, und bleibt nach einem kurzen Versuch, sie wiederzufinden, stehen.

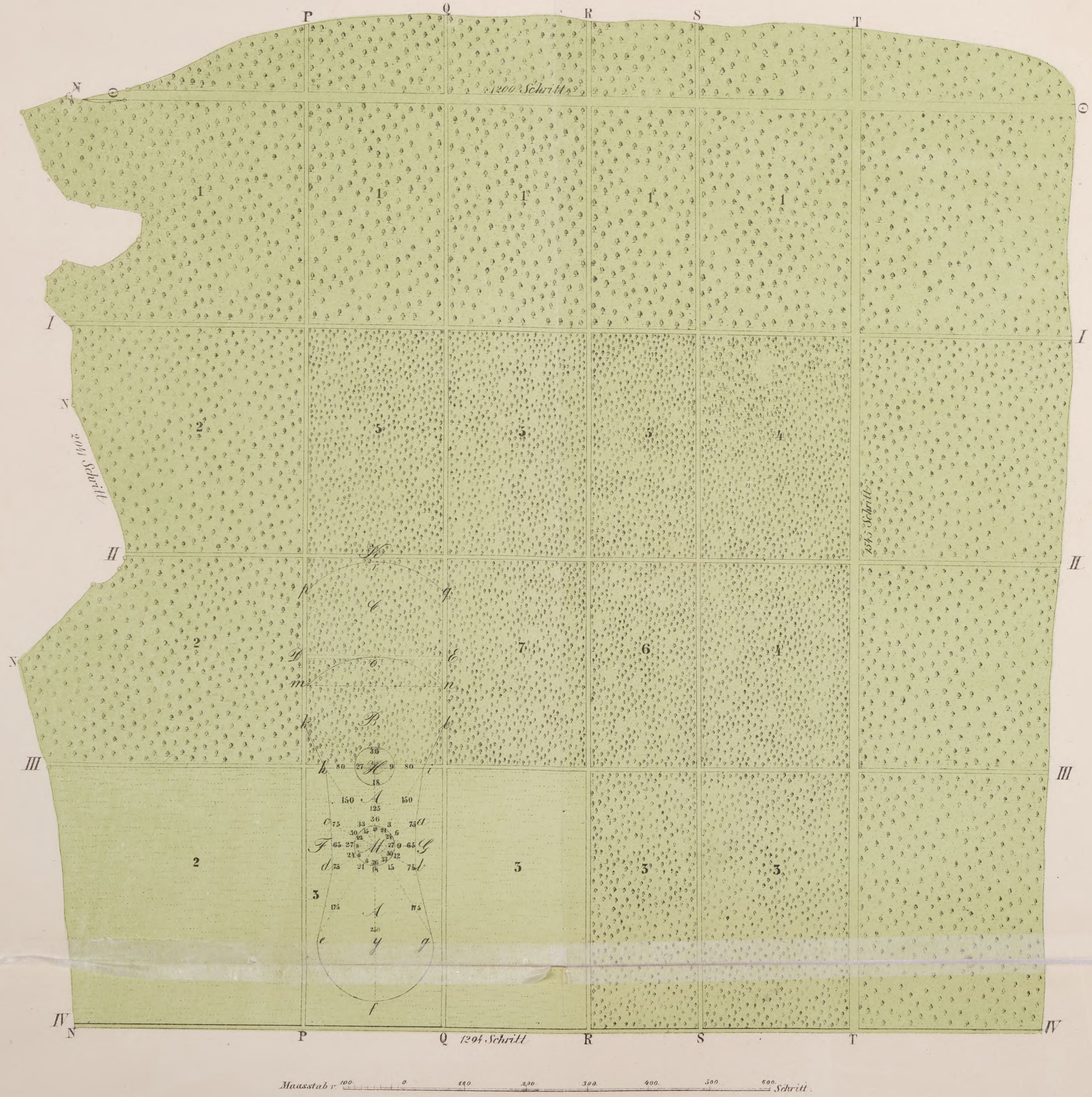
Dies ist das Ende der Trainjagd, und nun wird langsam mit den Hunden nach Hause gezogen.

Außer dem Nutzen, welchen diese Uebung den Hunden verschafft, gewährt sie dem Zuschauer auch großes Vergnügen, vorzüglich wenn er, als Jagdliebhaber, auf den Gang der Jagd, auf die Hunde und auf die Bemühung der Jäger, die Schnelligkeit ihrer Pferde bemerkbar zu machen, Acht hat und selbst rascher Reiter ist.

Zu I, 149.



Das Damthier.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

§. 70. Am dritten Tage nach der letzten Trainjagd wird zum ersten mal, und dann, wie oben gesagt, bis zum November dreimal wöchentlich parforce gejagt. Abends zuvor gibt der Director Nachricht in den Reitstall, in welchem Forst gejagt werden soll, zu welcher Stunde er nebst den zum Vorsuchen bestimmten Jägern wegreiten will, wenn die Meute nebst dem ganzen übrigen zur Parforcejagd gehörigen Jäger- und an derselben theilnehmenden Dilettantenpersonal abgehen, wo das Rendezvous sein wird und wohin er die Relais zu stellen für nöthig hält. Hiernach verfertigt ein Bereiter die Liste, in welcher die Jäger anmerken, welche von ihren Pferden sie reiten wollen und zu welchem Relais sie jedes bestimmen.

Hierbei wird in der Folge vorzüglich darauf gesehen, daß das bei den vorherigen Jagden am meisten angegriffene Pferd entweder ganz ruht, oder doch nur da gebraucht wird, wo es muthmaßlich am wenigsten laufen muß. Auch gibt man den Forstbedienten des Reviers, wo gejagt werden soll, Nachricht, wo und zu welcher Stunde die vorsuchenden Jäger sie am folgenden Morgen treffen wollen.

§. 71. Noch vor Anbruch des Tages reitet der Director und der Oberjäger nebst den andern Vorsuchjägern, wozu die besten Hirschkenner zu wählen sind, auf das den Forstbedienten bestimmte Rendezvous. Von hier aus vertheilen sich diese Personen im Revier, um die Hirsche beim Zuholzeziehen zu beobachten und, wenn es die Umstände erlauben, den Waldbezirk, in welchen ein zur Jagd schicklicher Hirsch gezogen ist, zu umlegen.

Gestattete das Terrain es nicht, diese Einrichtung zu treffen, so würde man sich freilich des Leithundes zum Vorsuchen und zum Bestätigen bedienen müssen.

Wenn nun auf eine oder die andere Art ein Jagdhirsch bestätigt ist, halten die Forstbedienten auf den Wechseln, der Director nebst den übrigen Vorsuchjägern hingegen begibt sich zur angesetzten Stunde auf das von der Herrschaft bestimmte Rendezvous.

§. 72. In der Feistzeit wählt man zur Jagd gern jagdbare und unter diesen die stärksten Hirsche, jedoch so, daß einer oder ein paar der ältesten in jedem Revier übrigbleiben, weil diese gegen den Winter die schwachen zur Fütterung und auf den Winterstand führen.

Während und nach der Brunft jagt man aber lieber schwächere Hirsche und überhaupt so spät als möglich solche, welche auf der Brunft stehen, weil die Meute, wenn sie auf Brunfthirsche gejagt hat, nicht gern die Fährte anderer aufnimmt.

§. 73. Wenn die Herrschaft, die Meute und die Vorsuchjäger auf dem Rendezvous eingetroffen sind, gibt oder spricht der Director den bestätigten Hirsch, wenn er von den Vorsuchenden genau gesehen worden ist,

dem Namen oder, wenn er kein Namenhirsch wäre, der Stärke nach an und sagt, wodurch er sich am Geweih, oder sonst von andern unterscheidet, damit er von den Jägern, zufolge der ersten Ansicht, gleich erkannt werden möge. Dann wählt er vier oder sechs der zuverlässigsten Hunde aus der Meute zum Lanciren, läßt sie vom jüngsten Jäger paarweise koppeln und etwa 50—60 Schritt von derselben wegführen. Dort werden die Koppeln gelöst, und nun ziehen die bestimmten Jäger nebst allen Jagdtheilnehmern, welche mitlanciren wollen, an den Ort, wo die Fährte des Jagdhirsches beim Vorsuchen verbrochen worden ist. Hier werden die Lancirhunde so lange gestoppt, bis der Bezirk, in welchem der Hirsch stecken soll, so mit Reitern umlegt ist, daß dieser, ohne gesehen zu werden, nicht herausgehen kann.

Wenn dies geschehen ist, lassen die Jäger, welche bei den Lancirhunden blieben, diese auf der Fährte nachjagen, vertheilen sich im Wald und animiren die Hunde durch den Zuruf „Töch, töch!" Sobald ein Hirsch vor den Hunden oder den Durchreitenden losbricht, ohne von den letztern genau gesehen zu werden, signalisiren sie dies durch den Ausdruck „Habt Acht!" Wer aber den zur Jagd bestimmten Hirsch erblickt, gibt dies durch Juchen zu erkennen, und nun läßt man die Lancirhunde so lange nachjagen, bis sich der Jagdhirsch von andern bei ihm befindlichen und vom Wild abgesondert hat, oder durch die Reiter auf einem freien Platz davon separirt worden ist. Noch immer setzt man das Lanciren fort, bis der Hirsch vom Freien in ein Dickicht geht.

Hier stoppt man die Lancirhunde und läßt die Meute durch einen abgeschickten Jäger so schnell als möglich heranholen. Mußte man sich beim Lanciren zu weit von dem Ort entfernen, wo sie hält, so wird ihr ein anderer, wo sie zum Anlegen bald bei der Hand ist, durch einen abgesendeten Jäger bestimmt. Bemerken hingegen die bei ihr haltenden Personen, daß das Lanciren zu nahe kommt, und daß die Meute auf den Laut der jagenden Hunde aufmerksam wird, so müssen sie selbige in einer Vertiefung oder hinter dichtem Gesträuch verbergen, scharf zusammenhalten und durch Singen und Pfeifen ihr den Laut der Lancirhunde unhörbar machen. Auch ist es räthlich, daß ein Jäger vorhält, um, wenn ein Hirsch, wäre es auch der zur Jagd bestimmte, oder anderes Wild auf die Meute zukommt, durch Schwenken des Schnupftuchs oder durch andere Mittel, nur ohne Lärm, alles zu entfernen, was ihr Anlaß zum Durchbrechen geben könnte.

§. 74. Zum Anlegen oder zur Anjagd wählt man deshalb einen freien Platz vor dichtem Holze, damit die Hunde gleich anfänglich vorsichtig auf der Fährte arbeiten müssen und sich im ersten Feuer nicht so leicht übereilen können.

Vielleicht möchte man glauben, es wäre gut, zu Anfang der Jagdzeit an Orten zu jagen, wo wenig Change (d. h. andere Hirsche und Wild) steht, weil da die Meute weniger Gelegenheit findet, sie anzunehmen. Die Erfahrung lehrt aber, daß die Hunde durch die wenige Anstrengung, welche es ihnen unter den erwähnten Umständen kostet, auf der rechten Fährte zu bleiben, leicht für die ganze Jagd faselig werden. Zweckmäßiger ist es daher, gleich da anzulegen, wo sie Change treffen, doch aber einen recht feisten und kennbaren Hirsch zu nehmen und von seiten der Jäger ihn genau beobachten zu lassen.

Gänzlicher Ruin der Meute würde unvermeidlich sein, wenn man sie an einen angeschossenen Hirsch brächte, denn sie würde fernerhin immer nur auf Schweiß und nicht auf der Fährte jagen wollen.

Nachtheilig für die Zuverlässigkeit der Hunde ist es gleichfalls, an einem Tage zwei Hirsche mit einer Meute zu forciren; denn durch die veränderte Witterung beim zweiten werden sie für die Folge desto leichter dahin gebracht, Change anzunehmen. Auch leiden sie, wie die Pferde, zu sehr dabei.

An vielen Orten stellte man sonst auch Hunde auf Relais; in Dessau hingegen ist man zufolge der Bemerkung, daß dadurch die Jagd oft verdorben und gar kein Vortheil erreicht wird, davon abgegangen, und deshalb läßt man die Meute, wie sie bei der Anjagd war.

§. 75. Beim Anlegen auf den Hirsch wird ebenso wie bei der Trainjagd (§. 68) verfahren; nur muß man sich hüten, die Meute unter dem Wind heranzuführen, weil sie sonst, wenigstens bei den ersten Jagden, leicht früher jagt als sie soll, und dies wirkt höchst nachtheilig auf den Gehorsam.

In dem Augenblick, wo man die Meute schießen läßt, sprengen die Jäger auseinander, um durch Vorgreifen auf allen Seiten den angejagten Hirsch, so oft es nur immer sein kann, zu Gesicht zu bekommen. Dies hat jederzeit großen Nutzen, vorzüglich aber dann, wenn der Hirsch viel Retouren[1]) und Wiedergänge macht.

Beim jedesmaligen Anblick desselben ertönt der Ausruf „Taïaut!“ und vorzüglich wenn die Meute gleich folgend ihn im Auge hat, die Fanfare „La vue“ (Nr. 5).

So oft als möglich, besonders wenn der Hirsch nicht weit vor ist und nicht durchs Wasser geht, muß man stoppen; denn dadurch werden die Hunde

1) Die Bemerkung ist sonderbar, aber wahr, daß der Hirsch fast bei allen Retouren sich auf eine und dieselbe Seite wendet. Geht er bei der ersten rechts oder links herum, so thut er es meist auch bei allen folgenden. W.

im Gehorsam gehalten und lernen auf weniger warmen, selbst kalten Fährten jagen. Auch hier muß in der Nähe der Relais gestoppt werden. .

Wenn nach dem Stoppen beim Weiterjagen die Meute gleich auf der Fährte eifrig fortgeht, wird ihr durch Juchen Recht gegeben und „Gute Jagd" geblasen (vgl. Nr. 3). Es kann nicht fehlen, daß die Hunde, vorzüglich junge, bei einer Retour oder einem Wiedergange die Fährte überschießen. Sobald der Jäger eins oder das andere wahrnimmt, oder die Fährte findet, reitet er an die Hunde heran, bringt sie durch den Zuruf „Hourvari, hourvari" und durch Blasen der Fanfare Nr. 2 wieder aufs Rechte (auf die rechte Fährte) und feuert sie durch Juchen, „Töch, töch!"-Rufen und „Gute Jagd"-Blasen zum eifrigen Jagen.

Nicht selten ereignet sich auch zu Anfang der Jagdzeit der Fall, daß junge Hunde, welchen auch zuweilen die ganze Meute folgt, Change annehmen. Auch geht wol ein Theil der Meute mit dem rechten Hirsch fort, während ein anderer der Change folgt.

Dies ist der einzige Zeitpunkt, wo die Jäger, welche dem Falschen folgen, die Peitsche zum Klatschen brauchen und nicht eher ruhen dürfen, bis sie die falschjagenden Hunde gestoppt, abgenommen und unter dem Zuruf „Hay, hay!" wieder, wenn es ein Theil der Meute war, zu dem rechtjagenden, war sie es aber ganz, dahin gebracht haben, wo sie vom Jagdhirsch abging. Dann geht die Jagd wie zuvor fort.

Ist aber die Fährte vor dem Wiederfinden zu kalt geworden, oder treten andere Umstände ein, welche machen, daß die Hunde nicht weiter jagen, so muß die Meute abgenommen, von da an, wo man den Hirsch zuletzt sah, wie vor dem Anlegen lancirt und da wieder angelegt werden, wo man ihn findet und allein hat.

Wenn sich die Meute getheilt hat, so werden die Hunde, welche auf der rechten Fährte jagen, oft gestoppt, bis die übrigen wieder, wie oben gesagt, dazu gebracht worden.

Geht der Hirsch während der Jagd durch einen Fluß, welches durch den Zuruf „Il bat l'eau!" und durch die „Wasser-Fanfare" (Nr. 7) bezeichnet wird, oder sonst durch ein tiefes Gewässer, das nicht mit dem Pferd zu passiren ist, so muß der Jäger, welcher ihn auf der andern Seite aussteigen sieht, den Ort, wo dieses geschieht, genau merken. Wo möglich, stoppt man am diesseitigen Ufer, hebt einige zuverlässige Hunde aus, und läßt sie nebst ein paar Jägern — welche, wenn eine Fähre in der Nähe ist, ihre Pferde mitnehmen, wenn aber blos ein Kahn gegenwärtig ist, auf der andern Seite zu Fuß folgen müssen — sobald als möglich übersetzen.

Auf der Ausstiegsfährte werden dann die übergesetzten Hunde angelegt und jagen dort so lange fort, bis der Hirsch wieder durchs Wasser zurückkommt.

Ist es nicht thunlich, diesseits zu stoppen, so muß wenigstens ein Jäger so schnell als möglich übergesetzt werden, um da, wo der Hirsch ausstieg, so lange stoppen zu können, bis die meisten Hunde nachgekommen sind.

Der Theil der Meute, welcher auf der Seite bleibt, wo der Hirsch ins Wasser ging, bleibt in einiger Entfernung unter der Aufsicht der Jagdpfeifer, alle Jäger aber, die nicht mit übergesetzt werden, vertheilen sich längs dem Ufer, um zu beobachten, wo der Hirsch wieder zurückkommt, denn dies ist gewöhnlich der Fall. Sobald ihn einer wieder darin erblickt, ruft er wie zuvor: „Il bat l'eau!" und bläst die Wasserfanfare. Alle Jäger und die Meute eilen nun heran. Steigt der Hirsch diesseits aus, so wird sie so lange angehalten, bis die Hunde von jener Seite herüber und gestoppt sind, dann läßt man sie alle wieder fortjagen. Bleibt aber der Hirsch im Wasser, und ist es nicht zu kalt, so läßt man die diesseitigen Hunde auch heran, um den Fang brillanter zu machen.

Sehr gut ist es, wenn besonders zu Anfang der Jagdzeit zwei der besten Jäger und Reiter den Auftrag erhalten, den Hirsch zu beobachten (observiren). Diese werfen sich denn, wo es gar nicht möglich ist, ihm zu folgen, auf den Wechseln vor, juchen, rufen „Taïaut!", blasen „La vue", wenn sie ihn erblicken, und begleiten ihn in einiger Entfernung auf beiden Seiten bis dahin, wo Vorwerfen wieder nöthig wird.

Solange sie hören, daß ihnen die Meute folgt, können sie zuweilen juchen; bemerken sie aber, daß sie abgekommen ist, so reitet einer still mit dem Hirsch so weit fort, als er ihn im Auge behalten kann, verbricht da die Fährte und wirft sich auf dem Wechsel vor. Der andere hingegen bleibt zurück und auf der Fährte halten, jucht und bläst den „Jägerruf" (Nr. 6).

Sobald dies die bei der Meute befindlichen Jäger hören, und wenn die Hunde wirklich verloren haben, nimmt man sie zusammen, bringt sie dorthin, wo der zurückgebliebene Beobachter (Observateur) hält, und legt da wieder an, oder lancirt erst, wenn die Fährte zu kalt ist, so lange, bis der Hirsch gesehen worden ist. Nur hüte man sich, die Hunde im Ausmachen der Retouren und Wiedergänge zu stören, übereile sich auch nicht im Vorgreifen mit der Meute; denn sonst gibt sie sich in Zukunft keine Mühe, die Fährte selbst zu finden.

Während der ganzen Jagd muß der jüngste Jäger sich bemühen, dem Schwanz der Meute zu folgen und ihn nachzubringen; einige andere Jäger aber bleiben, soweit es möglich ist, bei oder doch dicht hinter der Meute, während die übrigen sich auf den Wechseln vorwerfen.

Unter mannichfachen Abwechselungen wird so die Jagd fortgesetzt, bis sich entweder der Hirsch auf dem Lande vor der Meute stellt, oder nicht wieder aus dem Wasser, in welchem er Abkühlung und Rettung sucht, herausgeht.

In beiden Fällen juchen die versammelten Jäger und blasen im ersten die Fanfare „La vue", im letzten aber die Wasser-Fanfare so lange, bis die Herrschaft heran ist.

Um das Land-Halali (den wirklichen Fang) zu befördern und um zu vermeiden, daß der nun zur Wuth gereizte Hirsch nicht zu viele Hunde, oder gar Menschen und Pferde, durch Spießen mit dem Geweih beschädige, steigen zwei Jäger vom Pferde, legen ihr Horn ab, schleichen sich, während die übrigen reitend vorn den Hirsch beschäftigen, von Bäumen oder Sträuchern gedeckt, mit Vorsicht hinten heran und schlagen ihm die Hessen (die starken Sehnen über dem Knie der Hinterläufe) mit einem scharfen Hirschfänger ab, wofür ihnen gewöhnlich fünf Thaler geschenkt werden. Sogleich bemerken die Hunde das Hintenniederstürzen des Hirsches, fallen über ihn her und ziehen ihn nieder. Nun eilt man, ihn beim Gehörn zu fassen und niederzudrücken, bis der Herr oder einer der Theilnehmenden, welchem die Herrschaft Vergünstigung dazu ertheilt, ihm den Fang gibt.

Dies geschieht, indem die Spitze des Hirschfängers durch die linke Brusthöhle bis ins Herz gestoßen wird. Dieser Moment wird durch den Ausruf „Halali!" und durch die Fanfare Nr. 8 bezeichnet.

Geht der Hirsch beim Ende der Jagd ins Wasser, so schießt ihn der Herr entweder auf den Kopf, oder die in der Nähe befindlichen Kähne eilen heran, nehmen einen Jäger auf, fahren, wenn die Meute den Hirsch nicht untertaucht, an ihn heran, werfen ihm einen Haken ans Gehörn und drücken ihn unters Wasser, wo er augenblicklich endet. Auch diesen Schluß der Jagd zeigt der Ausruf „Halali!" und die Halali-Fanfare an.[1])

Sobald beides erschallt, ist es Sitte, daß jeder Jäger und Jagdtheilnehmer seinen Hirschfänger lüftet und den Handschuh von der rechten Hand abzieht.

Der im Wasser gefangene Hirsch wird gleich ans Land gebracht und erhält dann von einem Jäger den Fang.

§. 76. Nun folgt die Curée, d. h. der Hirsch wird auf der Stelle zerwirkt. Hierbei verfährt man wie bei der deutschen Jagd, außer daß zuerst alle vier Läufe im Gelenk über dem Geäfter abgelöst werden; die Haut aber bleibt bis zum Kniegelenk daran, wird dann getheilt, aufgeschlitzt und durchschlungen. Den ganzen Kopf nebst dem Geweih löst man gleichfalls ab. Der Zimmer kommt zur herrschaftlichen Küche, der Aufbruch aber und das bessere Wildbret wird an die Jägerei vertheilt. Alles übrige, selbst

---

1) Kann man den Verfall des Waidwerks besser charakterisiren als durch Fasanen-Halali-Fanfaren? T.

das vom Geäse gereinigte Gescheide schneidet die Jägerei in kleine Stücken, bedeckt alles mit der Haut und stellt den Kopf nebst dem Geweih an das Halsende derselben.

Nun führt man die Meute heran. Nachdem sie unter Juchen und Blasen einige Zeit aufgehalten worden, ergreift ein Piqueur den Kopf, geht mit den vorwärtsgekehrten Augensprossen des Geweihes auf die Hunde los und dreht selbiges hin und her, sodaß die Hunde zurückweichen müssen. Hierdurch werden sie vorsichtig und feurig.

Wenn sie wieder eine kurze Zeit haben warten müssen und recht eifrig laut sind, zieht ein anderer Jäger die Haut weg und der Ausruf „Halali!" gibt den Hunden das Zeichen zum Schmause, den sie sehr schnell beenden.

Während alles zur Curée vorbereitet wird, kommen gewöhnlich die alten und andere zurückgebliebene Hunde nach. Der Director führt jedesmal eine Liste über die Hunde, welche mitjagen, bei sich; nach dieser revidirt er die Meute und fertigt, insofern noch Hunde fehlen, die beiden jüngsten Jäger ab, um sie aufzusuchen.[1])

§. 77. Den zuerst abgelösten rechten Lauf erhält der Herr, die übrigen werden, auf Befehl, an die vornehmsten fremden Anwesenden als Ehrenzeichen überreicht. Die Jägerei erhält dafür ein Geschenk, welches nicht wohl weniger als einen Dukaten betragen kann. Auch werden an die vornehmern Theilnehmer im Nadelholz kieferne, im Laubholz eichene Brüche vertheilt, welche die übrigen Anwesenden sich selbst nehmen.

Wer einen Lauf empfängt, hängt denselben an das Hirschfängergefäß; der Bruch wird auf den Hut gesteckt und den ganzen Jagdtag über getragen. Wer bei der Jagd oder bei der Curée Fehler begeht, wird im ersten Fall bei dieser, im andern bei der künftigen Jagd mit dem Blatte bestraft.

Endlich, wenn alles eben Erzählte beendigt ist, zieht die Meute, von den Jägern und Jagdpfeifern begleitet, vorweg, die Jagdliebhaber hinterdrein, nach Hause. Sobald der Zug in der Stadt ankommt, blasen die Jäger oder Jagdpfeifer abwechselnd Fanfaren; hat man aber eine Fehljagd gemacht, d. h. den Hirsch nicht gefangen, so wird still heimgezogen.

§. 78. Die Kleidung der Parforcejäger ist eine Sache, auf welche mehr ankommt, als man glauben sollte. Gleichgültig ist es, wie die Staatsuniform und der Oberrock eingerichtet wird; aber bei der Jagd selbst muß der Jäger knapp und leicht, etwa in einem Collet von heller Farbe gekleidet sein, weil er sich muß frei bewegen können, ohne hängen zu bleiben,

---

1) Da an der Erhaltung guter Hunde viel liegt, so darf man es nicht vernachlässigen, den Landleuten, welche einen von der Meute abgekommenen aufgefangen haben und wiederbringen, den Weg gut zu bezahlen. W.

und weil z. B. ein gelbes Jäckchen schon von weitem in die Augen fällt, wenn man abgekommen ist, oder wenn ein Jäger durch einen unglücklichen Sturz Schaden genommen hätte.[1])

Lange, dicht anliegende Stolpenstiefeln und große Stolpenhandschuhe haben ihren Nutzen dadurch, daß beim Durchreiten durch einen Strauch oder ein Dickicht die Aeste sich nicht so leicht hineindrängen.

§. 79. Hier mögen zum Schluß noch einige Bemerkungen stattfinden, die vorzüglich für diejenigen von Nutzen sein können, welche als Liebhaber einer Parforcejagd beiwohnen wollen.

Nur ruhige, gewandte, dauerhafte und schnelle Pferde sind dazu anwendbar; gar nicht zu dulden solche, die nach Hunden schlagen.

Wer auch dem Lanciren beiwohnen will, muß, wenn er eigene Pferde reitet, wenigstens drei haben, um Relais stellen zu können. Mit zwei guten Miethpferden hingegen kann der, welcher sie nur einigermaßen zu schonen weiß, alles beobachten. Wer noch gar nicht mit der Jagd oder in dem Forst, wo gejagt wird, Bescheid weiß, thut wohl, an einen Jäger oder an einen andern erfahrenen Theilnehmer sich anzuschließen.

Wer nicht gern sehr scharf reiten will, bleibe bei den Jagdpfeifern, welche ihre Pferde schonen und doch, solange die Jagd nicht zu weit und zu rasch fortgeht, bei jedem Stoppen sein müssen. Oft sieht man bei ihnen mehr als bei den Jägern.

Es ist nicht gut, wenn zu viele Reiter einem Führer folgen: theils weil, wenn der Hirsch über den Weg gegangen ist, welchen sie nehmen, die Fährte und die Witterung für die Meute verloren geht, theils weil man nicht immer hören kann, wohin sich die Jagd wendet, und endlich, weil, besonders kurz vor dem Halali, der Hirsch böse ist und man, in einen Haufen eingezwängt, ihm, wenn er, die Reiter annehmend, gefahren kommt, nicht schnell genug ausweichen kann.

Man hüte sich, beim Anblick eines Hirsches, Taïaut! zu rufen und zu juchen, wenn man den Jagdhirsch nicht ganz bestimmt erkennt. Wer hierin nicht fest ist und sein kann, schweige, wenn er die Jagd nicht verderben will. Nie klatsche man mit der Peitsche, wenn man nicht zuverlässig weiß, daß die Hunde falsch jagen; denn dadurch werden sie völlig irre.

Endlich hüte man sich, über die Fährte des Jagdhirsches zu reiten, bis die Meute voraus ist.

Zu schnelles Reiten ohne Zweck macht, daß man bei jeder Retour des Hirsches oft weiter zurückeilen muß, als man mit aller Anstrengung vor-

---

1) Bei den Parforcejagden in Deutschland wird fast allgemein die bei der nämlichen Gelegenheit in England übliche Jagdkleidung gebraucht. T.

wärts zu kommen trachtete. Man bekommt in der Regel den Jagdhirsch öfter zu Gesicht, wenn man sich nicht übereilt, weil er, besonders im Laub- und dichten Holz, häufig umkehrt.

Die Parforcejagd hat allerdings viel Reizendes. Bei einiger Bekanntschaft mit dem Gang derselben und mit den Hunden wird dem ruhigern Beobachter die Vorsichtigkeit und der Gehorsam der Meute viel Vergnügen gewähren. So wird er z. B. oft sehen, daß sie auch dann die Fährte des angelegten Hirsches nicht verläßt, wenn er eine beträchtliche Strecke mit 50—60 Stück Wild und Hirschen fortging und dann sich erst wieder davon trennte. Bliebe in diesem Fall auch das ganze übrige Rudel, bei der deutschen Jagd Trupp genannt, im Gesicht der Hunde stehen, so wird doch schwerlich, wenn die Hunde gut eingejagt sind, einer es zu bemerken scheinen.

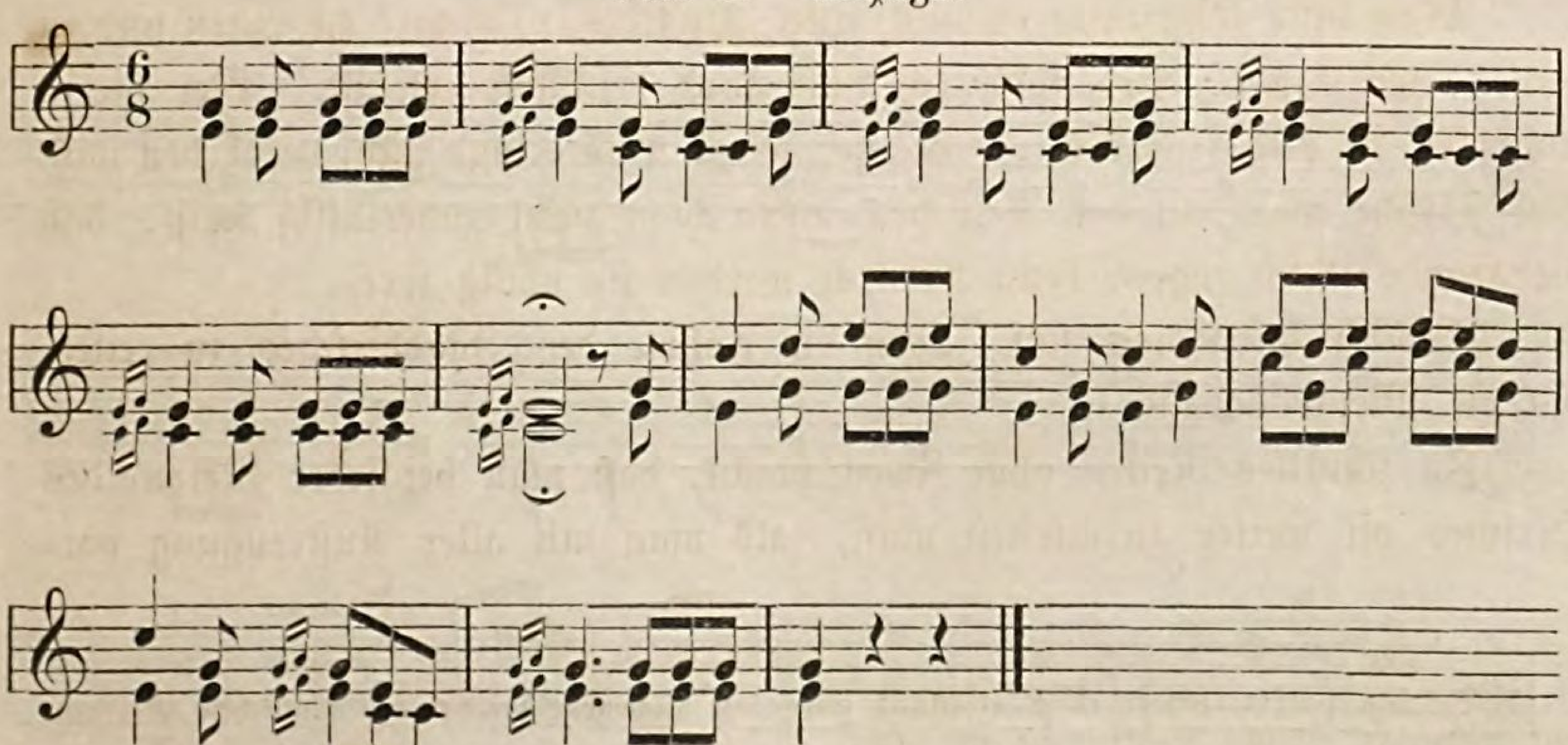
Auch macht der Uebergang der ganzen Jagd über einen großen freien Platz ein gar schönes Bild.

Der Laut der Meute, das Juchen und Blasen, alles trägt dazu bei, Menschen und Pferde in Feuer zu setzen. Selbst Greise habe ich oft gleichsam verjüngt gesehen.
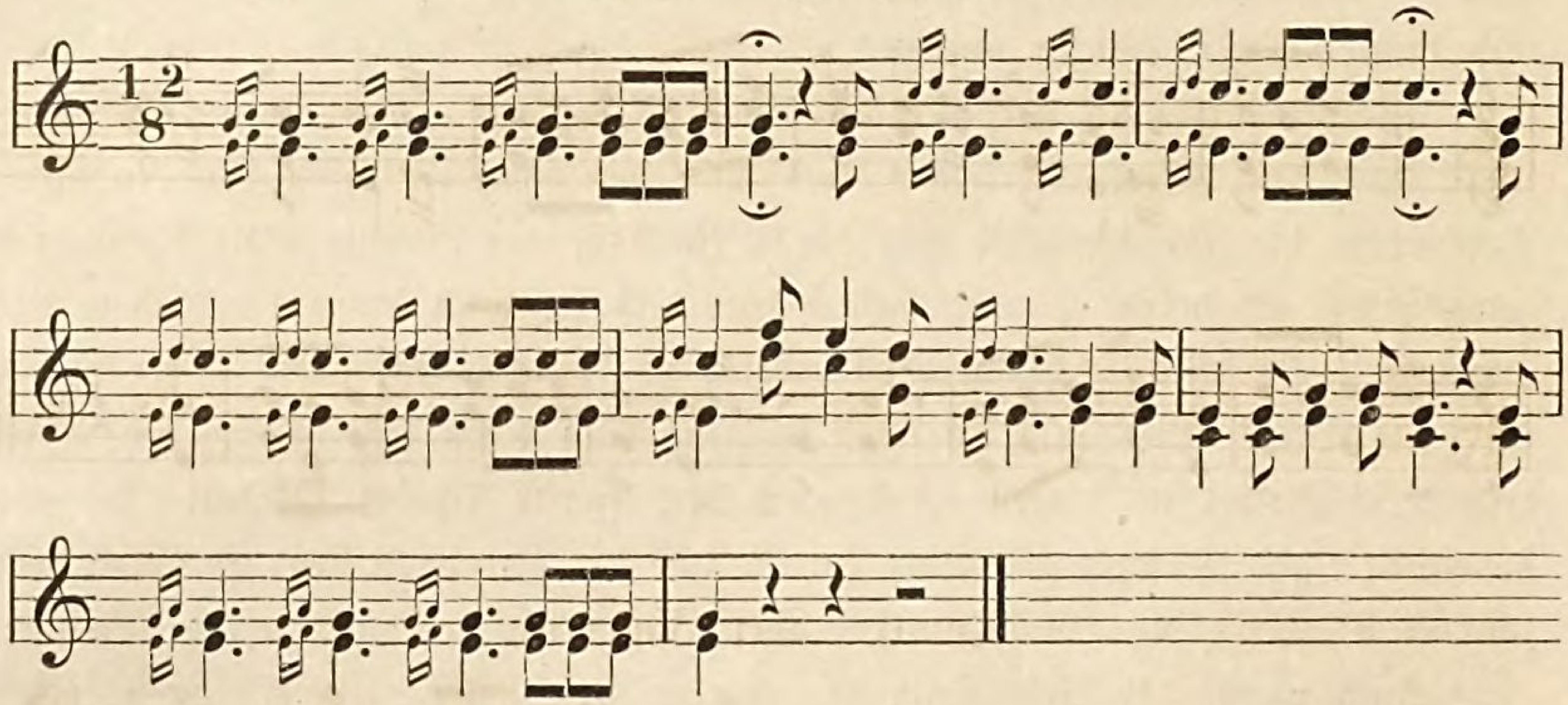
Mag es immer wahr sein, daß die Parforcejagd den Vorwurf der Grausamkeit, nicht nur in Beziehung auf den Jagdhirsch, sondern auch in Rücksicht der Pferde verdient, auch den eines allzu großen Kostenaufwandes nicht von sich abwenden kann; muß es ferner zugestanden werden, daß sie, wegen des nöthigen starken Wildstandes nachtheilig auf Feld- und Waldwirthschaft einwirkt: so ist es doch auch gewiß, daß während der Jagd an alles dies nicht leicht einer der Theilnehmer denkt.

A due Corni.
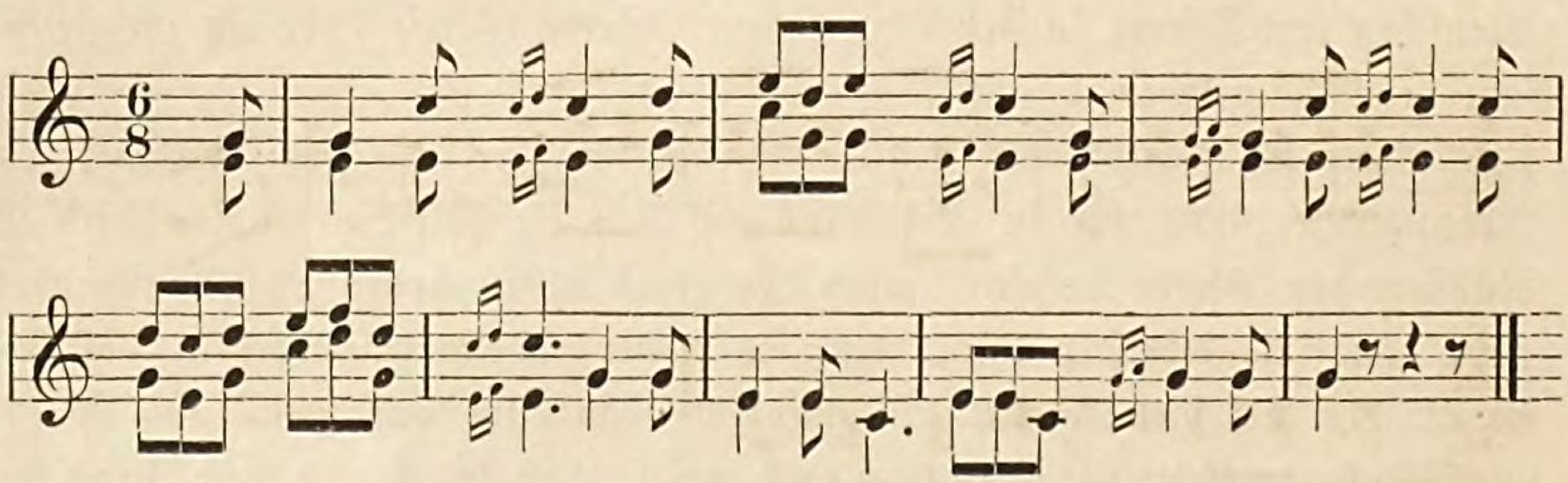
Nr. 1. Anjagd.



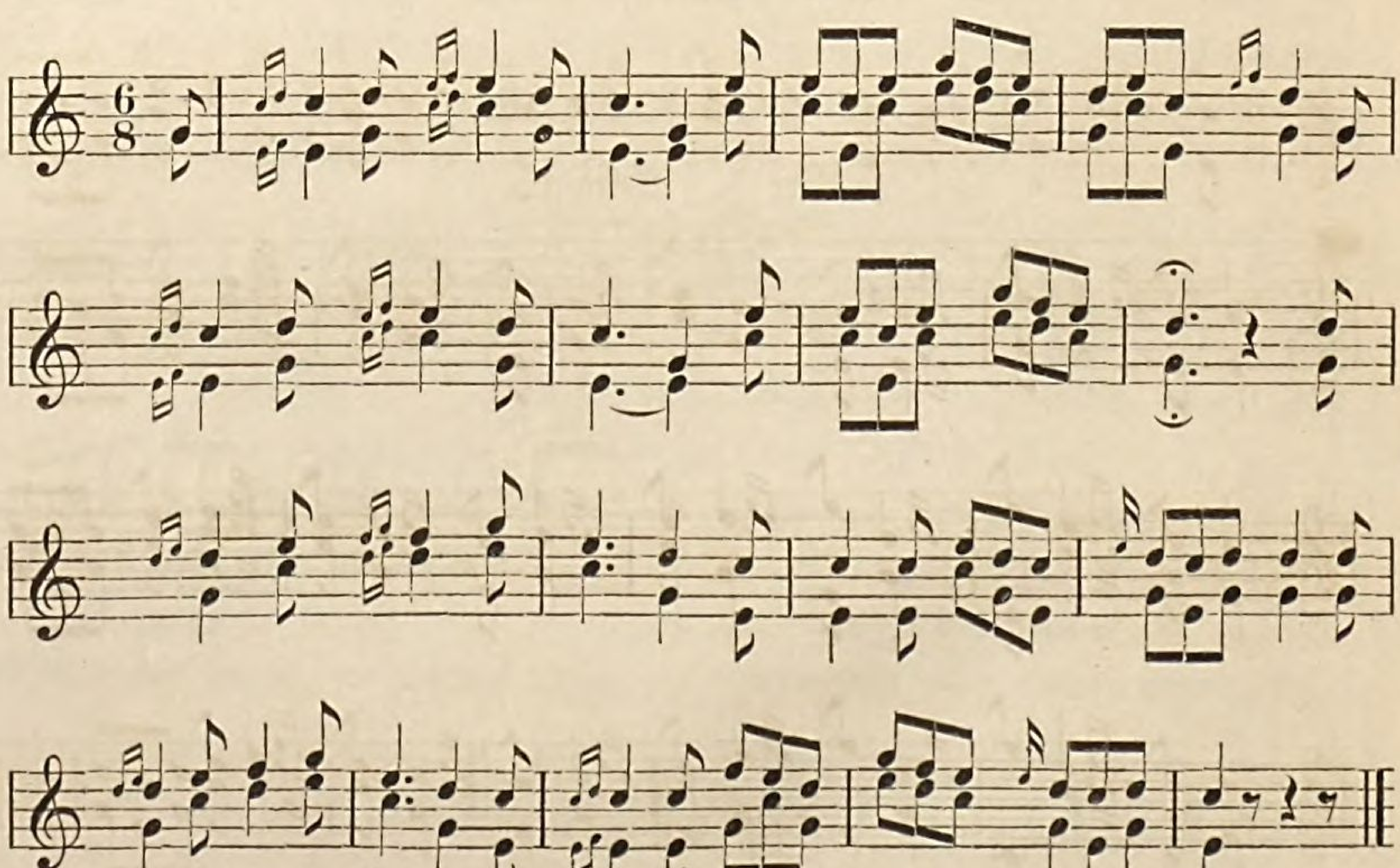
Nr. 2. Hourvari.
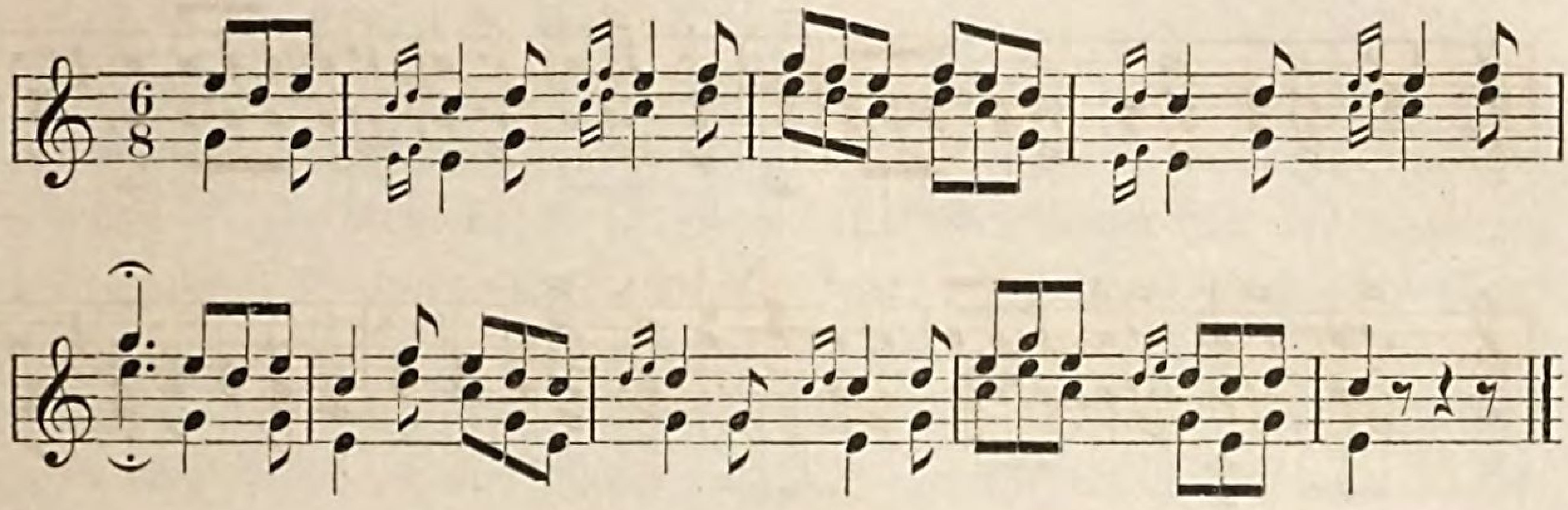


Nr. 3. Gute Jagd.
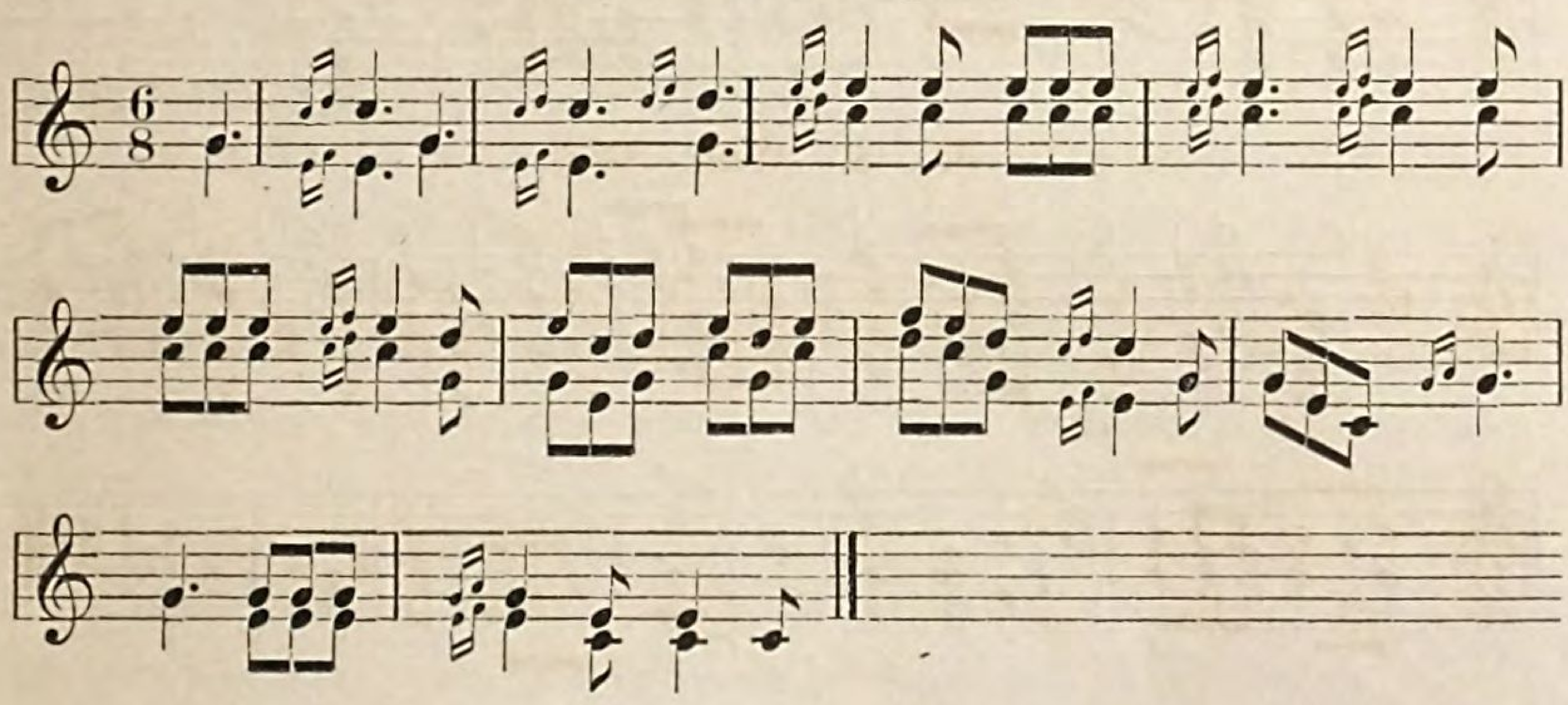


Nr. 4. Stoppen.



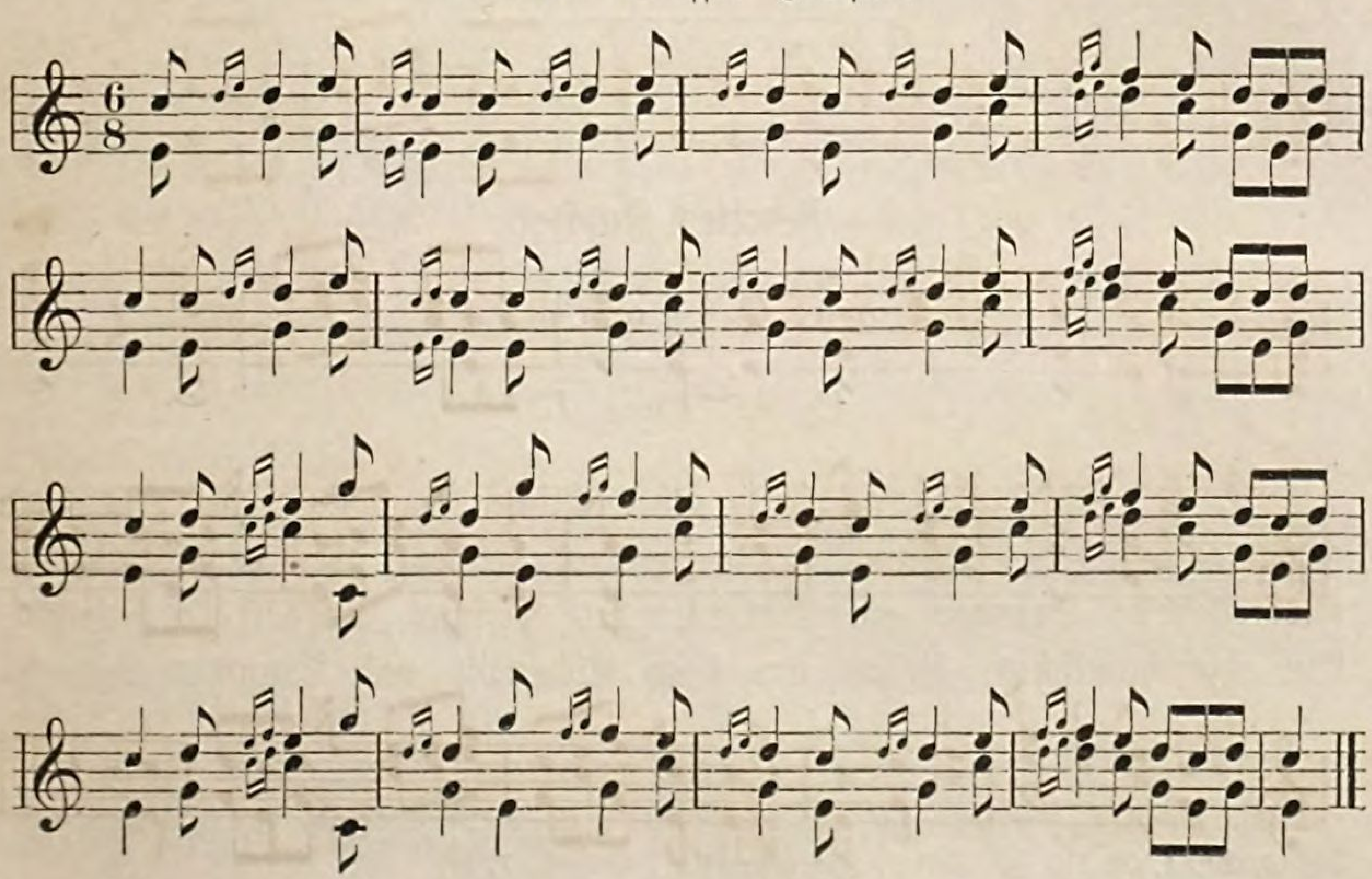
Nr. 5. La vue.



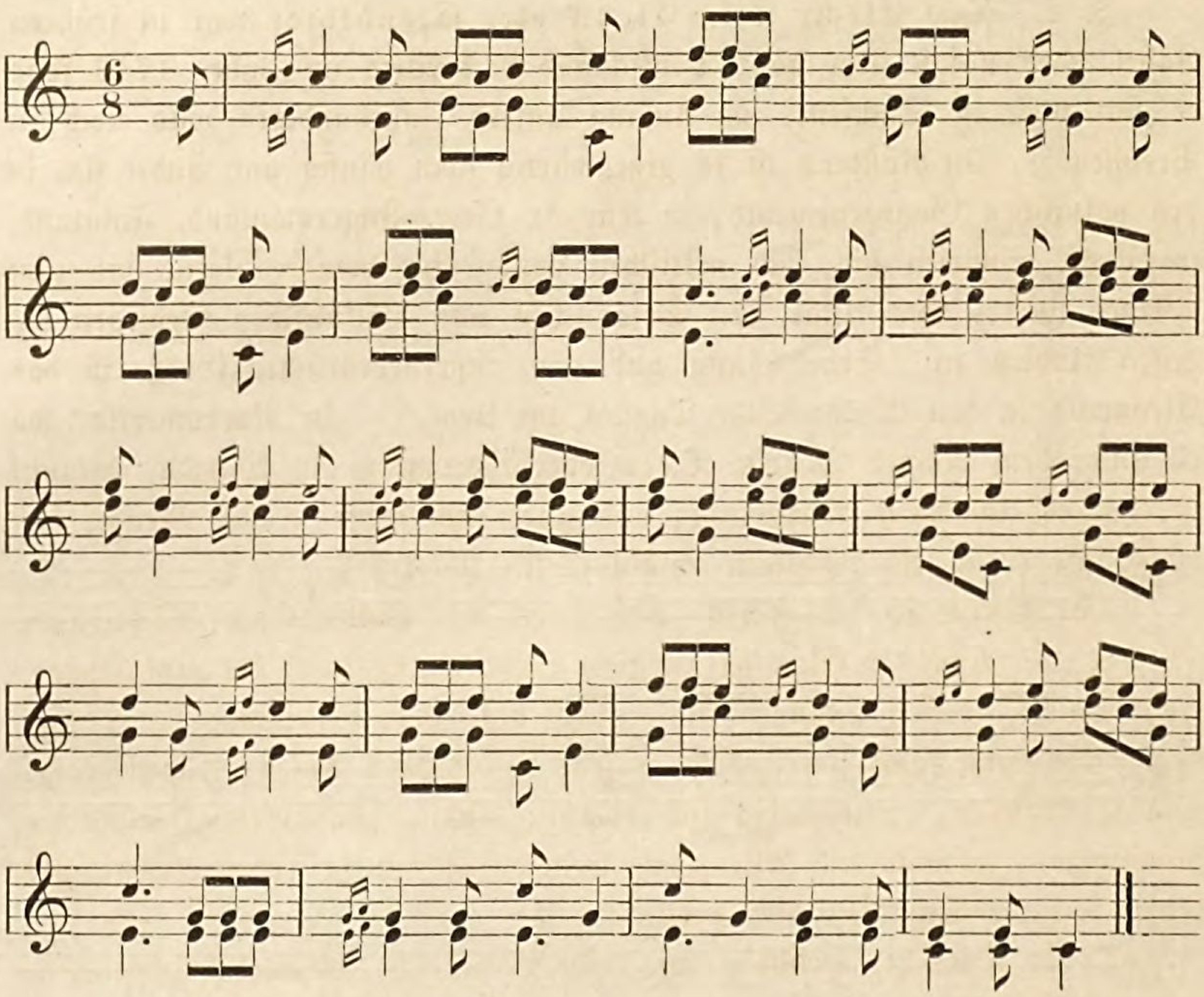
Nr. 6. Der Jägerruf.



Nr. 7. Wasser-Fanfare.



Nr. 8. Halali.



Zweites Kapitel.

Das Elennwild.

Cervus Alces *L.* [1])

§. 1. Die für das Edelwild gebräuchlichen waidmännischen Ausdrücke gelten auch für das Elennwild, nur werden die nach oben handförmig sich ausbreitenden Stangen am Gewicht des Hirsches Schaufeln genannt. Ein eigenthümliches, bisjetzt nur beim Elennwild und Rennthier beobach=

1) v. Wildungen, Taschenbuch vom Jahre 1805. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. I, Bd. 1, S. 110 fg. Döbel, Jäger=Praktica, 4. Aufl., I, 19. W.

tetes Knaken, welches vielleicht durch Anschlagen der Oberrücken (Afterklauen) an die Ballen, hervorgebracht wird, heißt Schellen.

§. 2. Das Elech, Elk, Elenn oder Elendthier war in frühern Jahrhunderten fast über ganz Deutschland verbreitet; im Jahre 1746 fand es sich noch in Sachsen, im Anfang unsers Jahrhunderts wild noch in Preußen.[1]) In Rußland ist es gegenwärtig noch häufig und findet sich in den polnischen Gouvernements, in Kur-[2]), Liv-, Ingermanland, Finnland, im Ural, Sibirien bis zum arktischen Landstrich; vom Kaukasus bis zum Weißen Meer, vom Altai, den Sojanischen und Baikulischen Gebirgen bis gegen Indien zu. Sehr häufig und von außerordentlicher Größe ist das Elennwild in den Wäldern bei Tagilsk am Ural.[3]) In Nordamerika, wo es unter dem Namen Moose-Deer oder Orignal (in Canada) bekannt ist, hat es eine weite Verbreitung und findet sich in so großer Menge, daß die Häute einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel bilden.[4])

Das Elenn ist der stärkste und größte der hirschartigen Wiederkäuer.

§. 3. Auch den Elennhirsch ziert auszeichnungsweise vor dem Thiere ein Gewicht, dessen Stangen sich, gleich vom Stock (Stamm) an, nach den Seiten und sanft unterwärts biegen; dann, ohne Rosen, Augensprossen und Eissprossen, weitbauchig sich erheben und in handförmig gestalteten, hinterwärts, je nach dem Alter, mit weniger oder mehr endenartigen Fortsätzen besetzten Schaufeln sich ausbreiten.

Dieses Gewicht, welches, wie beim Edelhirsch, alljährlich abgeworfen und aufgesetzt wird, entsteht und reproducirt sich auf folgende Weise:

Im ersten Lebensjahr, und zwar früher als beim Edelhirschkalb, werden an den Stellen des Kopfes, an welchen künftighin die Stangen sich erheben, buckelige Erhabenheiten, die im September einen Zoll Höhe erreichen, bemerkbar. Im Frühling des zweiten Jahres treten die ersten wirklichen Kolben hervor, welche sich zu 7—8″ langen Spießen ausbilden. Diese, wie jedes künftige Geweih, sind mit schwarzgrauem Bast überzogen und werden, nachdem sie im September sich vereckt haben, gefegt.

Zu Ende des April oder zu Anfang des Mai im nächsten Jahre erfolgt das erste Abwerfen und sodann das Wiederaufsetzen in zwei

---

1) Gegenwärtig wird es in einigen Forsten Ostpreußens noch in geringer Zahl gehegt. Es sollen sich dort im ganzen noch 450 Stück befinden. (Bujack, Naturgeschichte des Elchwildes, S. 13.) Nach neuern Berichten soll sich in den königl. Gehegen der Elchwildstand auf über 300 Stück belaufen. Im Jahr 1848 war er auf ein Minimum von 12—16 Stück herabgesunken. Vorzüglich gehegt wird das Elchwild in der Oberförsterei Ibenhorst bei Tilsit am Kurischen Haff. T.

2) In Kurland Halang genannt. T.

3) Ermann, Reise, Historische Berichte, I, 1, 354. T.

4) In den einsamen, abgelegenen Thälern Californiens sollen noch Trupp von 2000 Stück vorkommen. Das nordamerikanische Elennthier ist im ganzen etwas dunkler gefärbt als das europäische, kann jedoch nur als klimatische Varietät betrachtet werden. T.

längern und stärkern Spießen oder in Gabelstangen, die im August vereckt, bald danach gefegt werden. Infolge der bemerkten diesmaligen Gehörnbildung wird nun der junge Hirsch entweder, wie der zweijährige, Spießer oder Gabler benannt.

Im vierten Jahre reproducirt sich das zu Anfang April abgeworfene Geweih entweder in stärkern Gabeln, oder mit sechs (drei an jeder Stange) kurzen, oben mehr breiten als runden, stumpfen Enden bis zur Mitte des August vollkommen und wird sofort gefegt, der Hirsch aber als geringer Hirsch angesprochen.

Im fünften Jahre tritt im März das Abwerfen ein, das Verecken und Fegen des nunmehr in Schaufelandeutungen sich verbreitenden Geweihes zu Anfang des August. Dann wird der Hirsch geringer Schaufler benamt.

Im sechsten Jahre erfolgt das Abwerfen im Februar, das Verecken und Fegen des Schaufelgehörns mit vier bis sechs endenartigen Fortsätzen an jeder Schaufel im Juli. Nun wird der Hirsch als guter Schaufler, bei höherm Alter, davon abhängiger zunehmender Leibesstärke, Schaufelverbreitung und ungeregelter Vermehrung der endenartigen Fortsätze an jeder Schaufel aber als Kapitalschaufler angesprochen. Diese werfen oft schon gegen das Ende des December oder doch zu Anfang des Januar ab; die vollständige Reproduction und das Fegen des dann 30 bis 40 und mehr Pfund haltenden Gewichts erfolgt bis zum Juni.

Das gefegte Geweih der jüngern Hirsche ist hellbraun, das der ältern je mehr und mehr dunkelbraun gefärbt.

Außer dem Geweih zeichnet der Elennhirsch durch den oben auf dem Halse befindlichen, aus $7\frac{1}{2}''$ langen, starren Haaren bestehenden Schopf vor dem Thier sich standhaft aus.

Vom dritten Lebensjahre an tritt stets bei ihm, unterhalb der Drossel (Gurgel) ein warziger Beutel hervor. Er dehnt sich bei zunehmendem Alter je mehr und mehr, bis zu $7\frac{1}{2}''$ der Länge nach aus und erscheint mit gegeneinander gerichteten $6''$ langen, starren Barthaaren besetzt.

Beim Elennhirsch sind die Schalen an den Läufen kürzer und breiter, die Ballen stärker, die Oberrücken mehr auswärts stehend als beim Thier.

Von den im ersten Kapitel angegebenen Fährtenzeichen finden die meisten auch hier Anwendung; besonders Schränken und Hinterlassen (in der Feistzeit), Schritt, Beitritt, Ballenzeichen, auch das Himmelszeichen.

Dem Elennthier mangelt, wie oben gesagt, Geweih und Schopf; vom Kehlbeutel zeigt sich bei ihm im hohen Alter bisweilen eine Andeutung. Es ist stets minder stark am Leibe, daher auch in jedem Alter minder gewichtig als der Hirsch. In Rücksicht der Fährtenunterscheidungszeichen gilt alles Kap. 1, §. 11 in dieser Beziehung Erörterte.

Ueber Größe und Gewicht beider Geschlechter sind in Litauen folgende Erfahrungen gemacht worden:

Beim ausgewachsenen (sechs- bis siebenjährigen) Hirsch beträgt die Länge des Kopfs bis zum Genick 2′ 6″, des Halses 1′ 11″ 6‴, des Leibes, vom Stich (Brustkern) bis zum Ende der abgestumpften, 6″ 3‴ langen Blume (des Wedels), in gerader Linie gemessen, 6′ 4″; die Höhe, vom Ballen am Vorderlauf über das Blatt mit dem Schopf gemessen, 6′ 2″, vom Ballen am Hinterlauf über die Keule bis zur Mitte des Zimmers 6′. Ein Hirsch vom angezeigten Alter und Maße wiegt zur Feistzeit (im Juli und August) mit Lunze, Gescheide und Schweiß 650 Pfund, auch noch darüber, und hat bis 25 Pfund Unschlitt — wenig für ein Thier von der erwähnten Stärke! Ein altes (sechs- bis achtjähriges) Thier ist (ebenso wie der Hirsch der Messung unterworfen) 5′ 7″ lang, vorn 5′ 9″, hinten 5′ 7″ hoch; wiegt in der guten Zeit, im September und October, 550—560 Pfund. Der zweijährige Spießer wiegt im August bis 400 Pfund, das ebenso alte Schmalthier bis 380 Pfund, das kurz zuvor gesetzte Kalb bis 25 Pfund.[1])

§. 4. Das Elennwild hat einen langen, hinten starken, vorn spitz zulaufenden Kopf, den es gesenkt trägt; er ähnelt dem Maulthierkopf; seitwärts hängendes, 12″ 8‴ langes Gehör; kleine Lichter (Augen), deren Winkel länglich und bogig gespalten erscheinen; $1\frac{1}{2}$″ lange, $1\frac{1}{2}$″ breite Thränenhöhlen; im Unterkiefer acht scharfe, zugespitzte Lippen- (Vorder-) Zähne, welche in die Kerben einer im Oberkiefer befindlichen, schwarzen, schwammigen Fleischwulst passen; eine dicke, wulstige, vom Zahnfleisch abgesonderte Oberlippe, größer als die Unterlippe; einen kurzen, starken Hals; eine breite Brust; weitbauchig aufgetriebene Flanken; lange, starke, nervige, in schwarzen Schalen ausgehende Läufe; 2″ über den Ballen locker eingelenkte Oberrücken (Afterklauen), deren Anschlagen am Ballen beim trollenden Gang oder beim Stampfen auf harten Boden Schellen bewirkt. Weit weniger ebenmaßig und leicht als das Edelwild gebaut, kann es daher nicht, wie dieses, anhaltend flüchtig sein (rennen); dagegen trollt (trabt) es sehr schnell und insofern mit unglaublicher Ausdauer, als mehrere Schriftsteller sagen, es könne in einem Tag 50 Meilen zurücklegen (wenn hierbei nicht von englischen Meilen die Rede ist). Merkwürdig ist die Art und Weise, wie dasselbe sich auf senkigem, andern Thieren unzugänglichen Moor-(Sumpf-)Boden forthilft. Da nämlich, auf die Hessen sich niederlassend, streckt es die Vorderläufe gerade vorwärts aus,

---

1) Anderwärts, besonders in Amerika, sollen alte Elennhirsche zuweilen um ein Drittheil höher und fast um die Hälfte gewichtiger sein. W.

greift mit den Schalen ein und gleitet, mit den Hessen sich stemmend und so nachschiebend, darüber hin. In noch mehr schwammigem Grunde soll es sich ganz auf die Seite legen und dann, nur mit den Schalen des unten-liegenden Vorder- und Hinterlaufs die Oberfläche fassend, darauf sich gleich-sam fortschnellen. Im Schwimmen ist es Meister, und es übt diese Kunst nicht nur im Nothfall, sondern auch zur Lust und zur Gesundheitspflege. Auf dem Eise kann es gar nicht fort, auch, wenn es da einmal fällt, sehr schwer wieder auf die Läufe kommen.

§. 5. Die Haut dieser Wildart ist stets sehr stark, in den Sommer-monaten vorzüglich gut. Die Behaarung und Haarfarbe leidet durch das (Ver-)Färben Abänderung. Die Frühjahrsfärbezeit tritt im Monat April ein und dauert, wegen der klimatischen Verhältnisse, bis gegen Ende des Juni; die Herbstfärbezeit fällt in den Monat October.

Die Farben des Sommerhaars stellen sich folgendermaßen dar: am Geäse, selbst an den Lippen, bis über die Nasenlöcher hinauf gelbbraun; die innere Wand der Gehörmuschel und ein Ring um die Lichter (Augen) aschgrau; der übrige Körper, beim Hirsch auch Mähne und Kehlbeutel, schwarzbraun; Vorder- und Hinterläufe bis über das Knie hinauf, der ein-wärtsgekehrte Theil der Keulen nebst dem Unterleib aschgrau, ins Gelb-weißliche spielend.

An dem länger und dichter behaarten Winterkleide erscheinen die im Sommer dunkelbraunen Theile schmuzig-hellbraun; vom April an bis zum Juni successive sich vergrößernde, kurzhaarige, dunkelbraune Flecken, mit solchen, auf denen das Winterhaar noch steht, gemengt.

§. 6. Das Elenn vernimmt ausgezeichnet scharf, äugt gut, wit-tert oder windet weniger gut, läßt aber in der Fährte stärkere Witte-rung zurück, als das Edelwild; auch ist es weniger scheu als dieses, selbst vor der Schußexplosion, indem es, vom Jäger gefehlt, oft nur eine kurze Strecke forttrollt und dann nicht nur stutzt, sondern auch stehen bleibt. Im allgemeinen friedfertig und gesellig, halten, gleich dem Edelwild, zu ge-wissen Jahreszeiten junge Hirsche, Thiere nebst Kälber und Schmalthiere im Trupp sich zusammen; ebenso alte Hirsche von jenen abgesondert. Mit der Trennung und Wiedervereinigung im Trupp verhält es sich ähnlich wie beim Edelwild.

Der schwankende Schritt und das ganze Ansehen dieser Wildart scheint Phlegma anzukündigen. Und doch sind beide Geschlechter nicht wenig reiz-bar, wenn es auf Selbstvertheidigung ankommt, besonders nach einer Schuß-verwundung. In diesem Fall nimmt das Elenn ohne weiteres Menschen und Hunde an, die sich unvorsichtig nähern, und versetzt mit den Vorder-läufen höchst kraftvolle, selbst tödliche Schläge. Erwachsen in einen engen

Raum eingezwängt, geräth es gleichsam in Wuth, sodaß es alles um sich her zerstampft und zerschlägt, selbst anderes Wild, auch reißende Thiere zermalmt, die mit ihm in eine Grube gefallen sind.

Dem Elennhirsch steht nächstdem in seinem Geweih noch eine besondere Wehr und Waffe zu Gebote, deren er sich nicht nur in allen vorerwähnten Fällen, sondern auch zu Kämpfen mit seinesgleichen in der Brunftzeit, gewaltig damit forkelnd (spießend) und hierbei ebenso viel Ausdauer als Gewandtheit zeigend, bedient.

Weder von einem Schreckens-, noch von einem Klagelaut ist beim Elenn etwas bekannt; nur der Hirsch läßt einen leidenschaftlichen in der Brunftzeit von sich hören, der aber auch dann weniger oft und keineswegs orgelnd (schreiend) wie beim Edelhirsch, sondern in kurzen Absätzen, gleichsam plärrend wie beim Damhirsch, nur in viel tiefern Tönen, vernommen wird.

Die Lebensdauer dieser Wildart soll sich, neuern Beobachtungen zufolge, nur auf 16—18 Jahre erstrecken. Wohnort, Aufenthalt, Aesung und dadurch veranlaßte Krankheiten, als Durchfall, Milzbrand und fast alle zehn Jahre, wie man bemerkt haben will, sich zeigende Löserdürre dürften Ursache dieses kurzen Alters des Elenns sein, vorzüglich aber das bei ihm in früherm Alter als bei den übrigen Säugethieren erfolgende Ausfallen der Schneidezähne.[1])

§. 7. In Litauen beginnt die Brunftzeit gegen Ende des August und dauert bis zu Ende des September.

Der Laut, welchen der Hirsch während derselben ausgibt, sowie die dabei stattfindenden Kämpfe sind schon erwähnt worden. Sonst verhält es sich dabei mit allem fast ebenso wie beim Edelwild.

Junge Hirsche finden selten Gelegenheit zur Befriedigung des bei ihnen äußerst heftigen Begattungstriebes. Hierdurch gleichsam in eine Art von Samenkoller versetzt, trollen sie unaufhörlich in der Nähe und Ferne, selbst gegen ihre sonstige Gewohnheit in bewohnten Gegenden und auf Feldern, umher und kommen dadurch ebenso sehr vom Leibe (magern ab), als die alten durch das wirkliche Brunften.

Der Beschlag selbst dauert nur ganz kurze Zeit und wird in kurzer Zeit oft wiederholt. Nie steigt nach dessen Vollendung der Hirsch ab, sondern das Thier rückt unter ihm weg.

Das Elchthier geht 40 Wochen hochbeschlagen.

---

1) Das Elenn läßt sich leicht zähmen; es soll jedoch in Rußland und in Schweden (wenigstens in frühern Zeiten) die Zähmung verboten gewesen sein, weil durch die außerordentliche Schnelligkeit dieses Thieres sich mehrmals Verbrecher dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entzogen hatten. T.

Der erste Satz besteht gewöhnlich nur in einem[1]) Kalbe, jeder folgende aus zwei, selten aus drei, und im letzten Fall gehen die Kälber als Schwächlinge meist zu Grunde. Sie erscheinen gleich in der frühesten Jugend einfarbig, röthlichbraun, springen gleich nach dem Ablecken auf, folgen dem Mutterthiere schon am dritten oder vierten Tage und besaugen dasselbe meist so lange über die nächstfolgende Brunftzeit hinaus, bis der Milchzufluß ganz aufgehört hat. Sie wachsen so schnell, daß sie, um saugen zu können, in der letzten Zeit sich unter die Mutter niederlegen müssen.

Sie werden, dem Geschlechte nach, in eben dem Alter wie die Edelwildkälber Spießer und Schmalthiere benannt. Letztere behalten diesen Namen, bis sie, meist in der Brunftzeit des dritten Lebensjahres, selten in der des zweiten, hochbeschlagen werden. Mit drei Jahren wird daher das weibliche Elenn als fertiges (brunftfähiges) Thier, in den folgenden als altes Thier angesprochen.

§. 8. Halbarten und Abarten hat man beim Elennwild noch nicht bemerkt.

§. 9. Das Elennwild nimmt seinen Stand in den wildesten und einsamsten Waldgegenden. Vom April bis zum October in sumpfigen, oder doch tiefgründig-nassen, späterhin in etwas erhöhtern, die der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt und daher im Winter nicht mit Eis belegt sind.

Bei stillem heitern Wetter findet man dasselbe meist in Laubhölzern mittlern Alters, beim Regen, Schnee und Duft meist in Nadelholzdickungen.

Leichter als bei allen übrigen Gattungsverwandten veranlaßt Mangel an Ruhe und hinlänglicher Aesung Veränderung des Standes und Wechsels.

§. 10. Die Aesung besteht der Jahreszeit nach in Knospen, jungen Trieben und Blättern der Weiden, Pappeln, Linden, Ebereschen, Hainbuchen, Sommerbirken (mit weißen Loden), Ahorn, Eiche und Esche, Lärche, Kiefer und Fichte; im Winter in der abgenagten Rinde und Safthaut aller Nadel- und der weichen Laubhölzer; zur Frühlingszeit in der abgeschälten Rinde und Safthaut der vorgedachten Laubholzarten, wenn selbige in vollem Safte stehen und insofern die Rinde keinen bittern Geschmack hat. Diese wird dann vermittelst des Vorderbebisses, wie mit einem Meißel, vom Stamm getrennt und vom stehenden hinaufwärts losgerissen.

Das Elenn nimmt auch fast alle Getreidearten, doch nur in der Zeit an, wo sie im Schossen stehen, nicht minder junges Rohr, Schilf und Sumpfgräser.

Die ausgezeichnetste Lieblingsäsung besteht in der Dotter- oder Schmelzblume (Caltha palustris), nach welcher das Elenn die obenerwähnte Sumpf-

1) Nach einigen Beobachtern setzt es das erste mal zwei Kälber verschiedenen Geschlechts. W.

rutschreise zu machen der damit verbundenen Anstrengung nicht unwerth hält. Heidekraut (Erica vulgaris) und Kiehnpost (Ledum palustre) geben eine Winternothhülfe ab.

Beim Aesen muß das Elenn, wegen seines kurzen Halses, die Vorderläufe gegen die hintern zurückgezogen setzen und so den ganzen Vorderleib in eine mehr gesenkte Stellung als das Edelwild bringen.[1]) Vermag es nicht, auf allen vier Läufen stehend, die Gipfel junger Holzstämme mit dem Geäse zu erreichen, so erhebt es sich auf den Hinterläufen und bricht vermittelst des Geweihes und Halses durch Druck und Biegung die Kronen ab; daher die öfters bemerkbaren haarlosen Stellen am Halse und an den Kinnladen. Wo es sich für sicher hält, zieht es, wenn es Appetit hat, zu jeder Zeit auf die Aesung, an weniger ruhigen Standorten nur zur Nachtzeit.

Wasser zum Trinken und Baden ist dieser Wildart unentbehrliches Bedürfniß. Im Winter wird der Durst durch Schneelecken gestillt.

§. 11. Beide Elennwildgeschlechter werden, als Holzverwüster, den Forsten so übermäßig gefährlich, daß Hegung nirgends, Schonung kaum zu irgendeiner Jahreszeit stattfinden darf.

Mehrere Theile des Elenns werden gut und auf mannichfache Weise benutzt.

Das Wildbret nämlich kommt dem Haushalt stets zu statten, in vorzüglichem Maße das des Hirsches vom Ende des Juni bis gegen Ende des August, das des Thieres vom October bis zum Ende des December, das der Spießer, Schmalthiere und Kälber während der Sommer- und Herbstmonate. Es wird dann dem bessern Rindfleische vorgezogen, dem des in der besten Zeit erlegten Edelwildes an die Seite gesetzt. Geäse, Gehör, Zunge und Knochenröhrenmark werden zu den Leckereien gezählt.

Das Unschlitt wird ebenso wie beim Edelwild benutzt.

Messerschmiede, Schwertfeger und Horndreher ziehen das vollkommen reife Gewicht dem des Edelwildes, der festern Textur wegen, die Knochen dem Elfenbein deswegen, weil sie nicht wie dieses vergelben, vor.

Die ebenso starke als dauerhafte Haut macht, besonders in den Sommermonaten, einen von den Weißgerbern gesuchten Handelsartikel aus. Sie wird unter dem Namen Polowinki in Sibirien am besten zubereitet, übertrifft dort jede andere an Weichheit und widersteht dem Eindringen des Wassers vorzüglich.[2]) Das Haar wird zum Polstern mit Vortheil benutzt.

---

1) Entweder diese Gewohnheit oder das fleischige, weit überhängende Maul des Elenn haben Plinius zu der sonderbaren Angabe veranlaßt, die Elennthiere können nur rückwärts schreitend grasen. T.

2) Im Mittelalter wurde die Haut vorzüglich zu Kollern und Lederpanzern verarbeitet. Wallenstein — so erzählt die Sage — soll durch den dichtesten Kugelregen in seinem Elennkoller geritten sein, ohne daß eine der vielen Kugeln, die getroffen, diese schützende Decke durchdrungen hätte. Mehrere nordamerikanische Indianerstämme überziehen ihre Nachen mit Elennhaut. T.

Alles was beim Edelwild als officinell in der Apotheke bekannt ist, wird beim Elenn zu gleichem Zwecke verwendet. Nur die sogenannten Elennklauen haben in unsern Zeiten ihren alten unverdienten Ruf als Heilmittel bei epileptischen Zufällen verloren.

§. 12. Dem Elenn werden in Europa nachbenannte reißende Thiere gefährlich, nämlich:

a) der Bär. Er beschleicht es seitwärts, wo er es allein findet — denn im Trupp hat er demselben nichts an — und reißt und schlägt es dann. Zuerst frißt er die Lunze und das Gescheide, das übrige für den folgenden Tag mit Aesten, Moos und Laub verdeckend;
b) der Wolf, isolirt, nur dem Kalbe, rottenweise vereint, vorzüglich auf dem Eise, dem einzelnen Hirsch wie dem alten und Schmalthier;
c) der Luchs nur den Kälbern, die er nach seiner Art beschleicht und an der Luft- und Speiseröhre zerbeißend reißt, vom ganzen Thiere aber nichts weiter als Schweiß, Lunze und Gescheide sich aneignet.

§. 13. Von den Bewohnern solcher Gegenden, wo diese Wildart heimisch ist, wird die Jagd danach auf mancherlei Weise und mit desto mehr Eifer betrieben, je größern Vortheil deren Habhaftwerdung und Verminderung gewährt.

Im Winter soll es, da in den nördlichern Ländern gewöhnlich viel Schnee liegt, leicht gelingen, das Elenn mit Pferden zu ermüden, zu buchsiren.

Man macht auch weite und tiefe Gruben auf den gewöhnlichen Wechseln, bedeckt sie leicht mit Reisholz, und führt von allen vier Seiten nach und nach enger zugehende verzäunte Stege danach hin, um das Elenn darin zu fangen.

In den Ländern, wo die Jagd ordentlich betrieben wird, schießt man es mehrentheils auf dem Anstande; auch beim Birschen zu Fuß, zu Pferd und zu Schlitten, oder vor polnischen und deutschen Jagdhunden, mit der Büchse.

Der Schütze muß aber immer sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil keine andere Wildart, außer dieser, ihn gleich nach dem ersten Schusse so leicht annimmt. Beim Anstande sind daher die im vorigen Kapitel erwähnten Kanzeln zu empfehlen; bei jeder andern Jagd zu Fuß auf das Elenn aber ist Behutsamkeit in der Wahl des Standes hinter einem Baum, auf den man sich im Nothfall retten kann, nothwendig. Auch muß man immer in gutem Winde zu bleiben suchen.

§. 14. Es war der Urgroßvater des jetzt regierenden Herzogs von Anhalt-Dessau, wenn ich nicht irre, welcher auf den diesem Hause zuständigen Besitzungen in Preußen mit seiner Hirschmeute mehrere Elennhirsche, deren Gehörne sich (vermuthlich) noch jetzt in Dessau und im Lustschlosse zu Oranienbaum befinden, mit glücklichem Erfolg par force gejagt hat.

Ob ich nun gleich keinen der Jäger, welche an dieser Jagd theilnahmen, persönlich gekannt habe, so ist mir doch von mehrern, welchen jene genaue Auskunft darüber gegeben, versichert worden, daß die Meute den Elennhirsch zwar sehr feurig gejagt habe, daß aber die Jagd mit vielen Schwierigkeiten deshalb verbunden gewesen sei, weil er viel Retouren und weite Absprünge [1]) dabei mache, sich dann gleich drücke und hierdurch die Hunde irreleite. Noch leichter kann dies zu Fehljagden Anlaß geben, wenn er den Absprung in ein Wasser macht, in diesem fortzieht oder schwimmt, an der entgegengesetzten Seite aussteigt, Retour und Absprung wiederholt und dann eilend fortgeht.

Vorgreifen mit einigen Lancirhunden, aber nicht mit der Meute, würde das beste Mittel sein, wieder auf die Fährte zu kommen.

§. 15. Beim Verbrechen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen wird ebenso verfahren wie beim Edelwild. [2])

Drittes Kapitel.

Das Damwild.

Cervus Dama *L.* [3])

§. 1. Der Waidmann bedient sich, wenn von dieser Wildart die Rede ist, im allgemeinen eben der Ausdrücke, welche auf das Edelwild angewendet werden.

Doch merke man hier noch Folgendes im besondern:

Die Stangen des Geweihes junger Hirsche behalten diesen Namen, solange sie rund bleiben, wenn sie aber ober- und hinterwärts breiter werden und von der Seite platt gedrückt erscheinen, heißen sie Schaufeln.

Daher kommt die Benennung Schaufelhirsch oder Schaufler,

---

1) Der Absprung besteht darin, daß manche Wildart ihren Weg nach einem viele Schuh breiten Seitensatze in einer ganz andern Richtung fortsetzt. W.

2) In Kurland wird der erlegte tannengeschmückte Elennhirsch vor der Rampe des Herrenhauses niedergelegt, die Edelfrauen kommen herbei, und indem sie über die ausgestreckten Läufe des Thieres hinwegschreiten, schmettern abermals die Hörner, schallt jauchzendes Hurrah; denn mit diesem Schritte ist erst das Jagdwerk gleichsam geweiht. Wie über einem gefallenen Helden werden die Gewehre über dem Elch in die Luft abgefeuert und so schließt feierlich das kriegerische Spiel. (Jagdzeitung, 1859, S. 525.) T.

3) v. Wildungen, Taschenbuch vom Jahre 1796. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaften, Thl. I, Bd. 1, S. 104 fg. Döbel, Jäger-Practica, 4. Aufl., I, 17. Hartig, Lehrbuch für Jäger, 7. Aufl., I, 152. W.

welche man den stärkern Damhirschen beizulegen pflegt. Ein starker Schaufler hat breite gute Schaufeln, ein schwacher schlechte.

§. 2. Das Damwild wird von den Naturforschern mit dem Edelwild ganz gleich classificirt, und deshalb als eigene Art der Gattung Hirsch aufgeführt, weil keiner der mannichfaltigen Versuche gelang, den Edelhirsch mit dem Damwild, und so auch umgekehrt den Damhirsch mit dem Rothtier brunften zu lassen. Inwiefern übrigens die beiden genannten Arten einander ähnlich oder unähnlich sind, wird in der Folge deutlicher auseinandergesetzt werden.

Was die Heimat des Damwildes anbetrifft, so ist es hinreichend zu erwähnen, daß es, eigentlich aus südlichern Erdstrichen herstammend, jetzt in den meisten europäischen Waldungen, wenn man es nicht mit Gewalt ausgerottet hat, angetroffen wird, überhaupt aber nur unter gemäßigten Himmelsstrichen gedeiht.[1]) Fast in allen deutschen Ländern findet man es, wo nicht im Freien, doch in Thiergärten zahlreich genug.

Bei keiner andern Wildart ist die Farbe in einem und demselben Lande so verschieden, und wechselt mit der Jahreszeit und dem Alter so mannichfach als bei dieser.

Am häufigsten findet man in unsern Gegenden Damwild, bei welchem im Sommer das kurze, dicht auf der Haut anliegende, glänzende Haar an der Stirn und am Oberhalse höher rothbraun als auf dem Rücken, an den Blättern, Seiten und Keulen gefärbt, an den drei letztgedachten Theilen mit kleinen, rundlichen, weißen Flecken unregelmäßig besetzt erscheint. Die Unterbrust, der Unterleib, wie die inwendigen Seiten der Läufe stellen sich weiß behaart dar. Das Waidelech ist ringsum mit einem beiläufig $1\frac{1}{2}$ Zoll breiten, weißen, an der Außenseite — oben breiter, unten schmäler — schwarz berandeten Streif, welcher den sogenannten Spiegel bildet, umgeben. Die Blume (auch Wedel genannt) ist auf der oberwärts gekehrten Seite bei allem Damwild, außer bei dem ganz weißen, schwarz, bis zur weißen Spitze, die unterwärts gekehrte Seite durchgängig weiß.

Beim Verfärben im Herbste behalten die inwendigen Seiten der Läufe, Unterbrust, Unterleib, Spiegel und Blume die Sommerzeichnung standhaft bei; an den übrigen Körpertheilen wird die Haarwurzel dunkelgrau, die Haarspitze matt schwarzbraun; die weißen Flecken verschwinden im Winter gänzlich.

---

1) Das eigentliche Vaterland des Damwildes ist schwer zu ermitteln, doch scheint es ursprünglich dem Mittelmeerbecken anzugehören, vorzüglich Spanien und einem Theile von Nordafrika. Um das 12. Jahrhundert kam es nach Deutschland. In ältern Jahrbüchern wird es unrichtig „Tannenwild" genannt. Sein Name Damwild scheint von dem lateinischen dama (Damhirsch) abzustammen. T.

Weniger häufig, aber auch nicht sehr selten, ist das ganz weiße. Dieses verändert die Farbe zu keiner Jahreszeit, sondern das Haar verlängert sich nur im Winter.

Irrigerweise wird von mehrern Naturforschern gelbgefärbtes Damwild angeführt; solches gibt es nicht. Alle Kälber des weißen haben isabellfarbenes Haar; im zweiten Jahre geht dieses schon ins Weiße über, sodaß man daran kaum noch einen gelblichen Schein wahrnimmt; im dritten wird es völlig weiß.

Ueberall findet man das ganz schwarze Damwild am seltensten. Bei ihm ist der Unterleib hellgrau, die Spitze der Blume hingegen weiß wie beim bunten. Auch dieses verändert die Farbe im Winter nicht.

Die Färbezeit trifft mit der des Edelwildes zusammen. Die Feistzeit fällt in den Monat September.

Das Damwild steht seiner Stärke (Größe) nach zwischen dem Edelwild und dem Reh; es ist beträchtlich kleiner als das erste, viel größer als das letzte, weniger zierlich als die beiden ebenerwähnten Wildarten, doch ebenmäßig und leicht gebaut.

Nach des Grafen v. Mellin Erfahrung war ein 154 Pfund wiegender Damhirsch 4′ 10″ lang, vorn bis zum Widerrist 2′ 8″, hinten über der Keule bis auf die Mitte des Ziemers 2′ 10″ 9‴ hoch. Der Umfang des Leibes, wo er am dicksten ist, betrug 3′ 9″. Kapitalhirsche dieser Art wiegen in der Feistzeit 250—300 Pfund, sind 5′ und darüber lang, vorn 3′, auch wol etwas darüber, hoch, hinten 2 bis 3″ höher. In gleichem Alter steht immer das Thier dem Hirsche an Stärke (Größe) bedeutend nach.

Verhältnißmäßig sind beim Damwild Hals und Läufe kürzer und minder stark (weniger dick), der Leib stärker (dicker), das Gehör (Ohr) kürzer, die Blume (der Wedel) viel länger als beim Edelwild. Jenes gibt diesem an Schnelligkeit, Sprungkraft und Gewandtheit wenig nach, unterscheidet sich aber in der Bewegung dadurch, daß es im Trollen (Traben) die Läufe höher hebt, in nicht ganz voller Flucht, nach Art der Ziegen, satzweise mit allen vier Läufen zugleich einspringt. Im Trollen wie in der Flucht trägt es die Blume im gesunden Zustande erhoben, im kranken, besonders nach einer erhaltenen Schußwunde, gesenkt und unterwärts gekrümmt. Als für den Jäger beachtenswerth, wenn auch sonst vielleicht geringfügig scheinend, glaube ich hier die auffallende Eigenheit dieser Wildart erwähnen zu müssen, daß sie unmittelbar nach der Explosion eines Fehlschusses sich mit der Blume vernehmbar klatschend auf das Waideloch schlägt.

Die Sinne der Witterung, des Aeugens und Vernehmens stehen

denen des Edelwildes an Schärfe nicht nach. Doch scheint das Damwild beim Aesen weniger fein zu vernehmen.

Ungeachtet seiner sehr großen Schüchternheit im völlig wilden Zustande kann es in Thiergärten doch leicht, und als junges Kalb mit Kuh- oder Ziegenmilch genährt, außerordentlich gezähmt werden; vorzüglich das weibliche Geschlecht.[1]) Im wilden Zustand äußert es nie den geringsten Anschein von Tücke oder Bosheit. Es ist stets munter, gesellig mit seinesgleichen, zum Scherzen aufgelegt, bei stürmischer Witterung unstet und unruhig, in Gefahr sinnreich an Rettungsmitteln[2]); aufmerksam auf alles, besonders auf musikalische Töne jeder Art. Es kann ein Alter von 20 bis 25 Jahren erreichen.

§. 3. Der Damhirsch setzt, wie der Edelhirsch, ausschließlich vom Thier ein Geweih auf. Im Frühjahr wirft der starke zeitiger, der schwächere später sein Gehörn ab, und erneuert es auf gleiche Weise und in gleich langer Zeit wie der Edelhirsch.

Wenn das Damhirschkalb sechs Monate alt ist, zeigen sich auch bei ihm Erhabenheiten auf dem Rosenstocke, aus welchen zu Ende des nächsten Februar mit gelbem Bast überzogene Kolben hervortreten, die sich — beim nunmehrigen Spießer — bis zum Fegen im August zu 5 Zoll langen Spießen verecken. Von nun an bis zum dritten Jahre weicht die Bildung und Form des Gehörns von dem nicht wesentlich ab, was hierüber beim Edelhirsch gesagt worden ist. Dann aber zeigen sich kurze Augensprossen, auch wol bei guter Aesung an jeder Stange ein oder zwei kurze abgestumpfte Enden, welche im folgenden Jahre sich noch zu vermehren pflegen.

Die mit schwachen Perlen besetzte Rose verstärkt sich von Jahr zu Jahr und steht bei zunehmendem Alter immer dichter auf dem Rosenstocke.

Im fünften Jahre beginnt die Bildung des Schaufelgeweihes, an welchem mehr oder weniger kurze, kolbige, endenartige Erhabenheiten sichtbar werden, die sich in der Folge ungeregelt vervielfältigen. Stellung und Form des Geweihes bleiben von dieser Zeit an, nach jedesmaliger Erneuerung, immer dieselben; auch ist es bis zum Verecken und Fegen mit bräunlichgelbem Bast überzogen.

Die Schaufeln stehen mehr rückwärts und oben verhältnißmäßig weiter auseinander, sind auch gewöhnlich nach innen zu mehr gekrümmt, als die Stangen beim Edelhirsch. Die Geweihe alter Damhirsche sind oft prächtig und wiegen zuweilen 14 bis 18 Pfund.

---

1) Das männliche zwar auch; aber man sollte doch ja kein Wild männlichen Geschlechts, welches Gehörn aufsetzt, zu zähmen versuchen; denn dieses wird, sobald der Begattungstrieb erwacht, so böse, daß es leicht dem Menschen Schaden zufügen kann. W.

2) Als da sind: Absprünge, Wiedergänge rc. W.

Der Kümmerer, welcher absichtlich oder durch Zufall des Kurzwildbrets beraubt wurde, setzt kein vollkommenes Gehörn auf. Nur starke, stets mit Bast umlegtbleibende Knollen entstehen auf dem Rosenstocke, welche er, soviel bekannt ist, nie abwirft.

§. 4. Zu Anfang des Monats October schwellen dem Kapitalschaufler der Hals und das Kurzwildbret an, und ein unangenehmer bockartiger Geruch bezeichnet den Anfang der Brunft, welche 4 bis 5 Wochen dauert. Dieser Geruch vermindert sich gegen das Ende derselben und verliert sich bald darauf völlig. Die ältesten Hirsche treten zuerst auf längstens acht Tage auf die Brunft, dann minder starke u. s. f.

Der Damhirsch beschlägt mehrere Stücken Wild, welche er um sich versammelt und einige Tage getrieben hat. Zwischen zwei gleich starken ist bei Gelegenheit des Aufsuchens und Treibens der Thiere der Kampf heftig, aber selten von gefährlichen Folgen. Dem Sieger wird dann das Gattenrecht nicht weiter streitig gemacht.

Damhirsche schreien ebenfalls während der Brunftzeit, aber nur in kürzern, rauhern und weniger tiefen Tönen als der Edelhirsch. Mehrere Schriftsteller sagen, der Brunftlaut (der leidenschaftliche) des Hirsches werde ungefähr so vernehmbar, als wenn ein Mensch sich erbreche. Ich habe dies nie finden können, jenen Laut aber dem der Kraniche auf dem Zuge, aus weiter Ferne ertönend, ähnelnd gefunden.

Bei der kürzern Dauer der Brunftperiode und mindern Brunftgier ermatten die Damhirsche weniger als die Edelhirsche.

§. 5. Das Damthier geht acht Monate tragend und setzt ein, selten zwei Kälber. Diese sind in den ersten Tagen ihres Lebens ebenso unbeholfen wie die Rothwildskälber, werden auf die nämliche Art von den zärtlichen Müttern beschützt und ebenfalls, bis diese sich in der folgenden Brunftzeit hochbeschlagen fühlen, gesäugt. Aus dem Kalbe weiblichen Geschlechts wird, wenn es ein Jahr alt ist, ein Schmalthier, und wenn es zum ersten mal gebrunftet hat, ein altes Thier. Dies geschieht bei guter Aesung gewöhnlich schon im zweiten, bei schlechter aber erst im dritten Jahre.

§. 6. Das Damwild nimmt alle Aesung an, von welcher das Rothwild sich nährt; es schält aber auch, wie das Elenn, im Winter vorzüglich, die Rinde der meisten Laubhölzer, den Ziegen gleich, ab und muß sich zu dieser Jahreszeit fast allein mit dem Genuß derselben sowie mit dem der Holzknospen begnügen. Auch weiß es sich durch Aufrichten auf den Hinterläufen die jungen Blätter und Triebe manches Astes zu verschaffen, welcher ihm sonst unerreichbar sein würde. Lieblingsgeäse ist ihm die Roßkastanie, Obst aller Art, Mistel und grüne Oelsaat, auch die Beere vom Crataegus coccinea.

§. 7. Je nachdem sich dem Damwild zu einer Jahreszeit verschiedene Nahrungsmittel darbieten als zur andern, entfernt es sich, doch nie so weit wie das Rothwild, von dem einmal gewählten Stande. Ebendadurch wird es den jungen Gehauen, in deren Nähe es sich am liebsten aufhält, gefährlich. Die Schaufler, zu denen sich auch zuweilen Damhirsche vom zweiten und dritten Kopfe, d. h. solche, welche das zweite und dritte Gehörn tragen, gesellen, bleiben bis zur Brunft in abgesonderten Trupps vereinigt, vereinzeln sich aber, im Sommer vorzüglich, mehr als die Edelhirsche.

Zu andern Zeiten stehen Thiere nebst Kälbern, Spießern und Schmalthieren in andern, oft sehr zahlreichen Trupps beisammen. Zu Ende des Monats September sondern sich alte Thiere und Schmalthiere ab und vertheilen sich auf die Brunftplätze.

Dies ist die Zeit, zu welcher Spießer und geringe Hirsche eigene geringzählige Trupps formiren. Wenn die stärkern abgebrunftet und sich zurückgezogen haben, treten sie zum Wild und ersetzen die Stelle jener.

Das Damwild steht nicht nur am liebsten in lichten Hölzern, sondern es thut sich auch da nieder, um wiederzukäuen und der Ruhe zu pflegen. Nur im Sommer, wenn es von Fliegen und Mücken sehr geplagt wird, verbirgt es sich in Dickungen, zuweilen auch, obwol selten, im hohen Getreide.

Aeltere Jäger haben behauptet und manche Schriftsteller erzählen es ihnen noch jetzt nach, das Dam- und Rothwild habe eine so starke natürliche Abneigung gegeneinander, daß es nie an einem und demselben Ort Stand halte.[1] Wie ungegründet diese Ansicht sei, bestätigt die tägliche Erfahrung, welcher zufolge man ganze Trupps beider Wildarten ganz nahe beisammenstehend antrifft und, auf der Aesung untereinander vermischt, herumziehen sieht.[2]

§. 8. Alle innern und äußern Theile, deren vielfache Benutzung für die Tafel wie zum Gewerbsbetrieb im ersten Kapitel dieses Abschnitts angegeben worden ist, gewähren beim Damwild gleiche, zum Theil noch größere Vortheile.

So wird die Haut desselben wegen ihrer Dehnbarkeit und Weichheit mehr geschätzt als die des Edelwildes. Wie bei diesem ist sie auch im Sommer, aus den am angeführten Ort mitgetheilten Gründen, am meisten nutzbar. Woher es kommen mag, daß man an manchen Orten den Ge-

---

1) Aus dieser in Wirklichkeit nicht existirenden Abneigung haben alte Jäger den Namen Damhirsch von „verdammter Hirsch“ hergeleitet. Ich habe schon oben bemerkt, daß der Damhirsch in frühern Zeiten auch Tannenhirsch genannt wurde. T.

2) Die Edelhirsche dulden freilich bei ihren Winterfütterungen das Damwild nicht; dies kann aber um so weniger befremden, da das weibliche Edelwild sich diesen nicht einmal nahen darf. W.

schmack des Wildbrets zu allen Jahreszeiten weniger lecker finden will als bei andern Wildarten, läßt sich nicht wohl begreifen.

Vom Monat Juli bis zur Mitte des Monats September legt der Damhirsch soviel Feist auf, und das Wildbret gewinnt dadurch so sehr an Zartheit, daß ich in der That nicht wüßte, welcher andern Speise ich Vorzüge geben sollte. Beim Kümmerer durch Castration ist dies das ganze Jahr hindurch der Fall. Die Thiere, vorzüglich gelte, sind im Spätherbst außerordentlich gut; das Wildbret der Spießer, Schmalthiere und Kälber ist zu jeder Zeit schmackhaft.

Wahr ist es, daß der Damhirsch, wenn die Brunft herannaht, wie oben schon bemerkt, einen bockartigen Geruch ausdünstet, welcher sich auch seinem Wildbret mittheilt, wenn nicht besondere Vorsichtsmaßregeln angewendet werden. Deshalb ist es am rathsamsten, von der Mitte des September bis zu Ende des November keinen Damhirsch zu schießen; es müßte denn ein Kümmerer sein, bei welchem die erwähnte Unannehmlichkeit nicht stattfindet.

Für Jagdberechtigte jedoch, welche blos Wechsel- und kein Standwild dieser Art erlegen zu lassen Gelegenheit haben, erwähne ich eines Mittels das Wildbret eines Dambrunfthirsches wenigstens eßbar zu erhalten, welches sich mir bewährt erwies.

Ich schoß nämlich einen Schaufler, welcher in voller Brunft stand, auf den Kopf. Indem er im Feuer zusammenbrach, sprang ich eiligst hinan, unterband das Kurzwildbret und löste es sogleich mit allen Samensträngen und der ganzen Ruthe aus. Hierdurch erreichte ich meinen Zweck so gut, daß niemand, der von dem Wildbret genoß, Widerwillen zeigte; auch ich selbst fand den Geschmack desselben nicht unangenehm. Wiederholte Versuche lieferten gleiche Resultate.

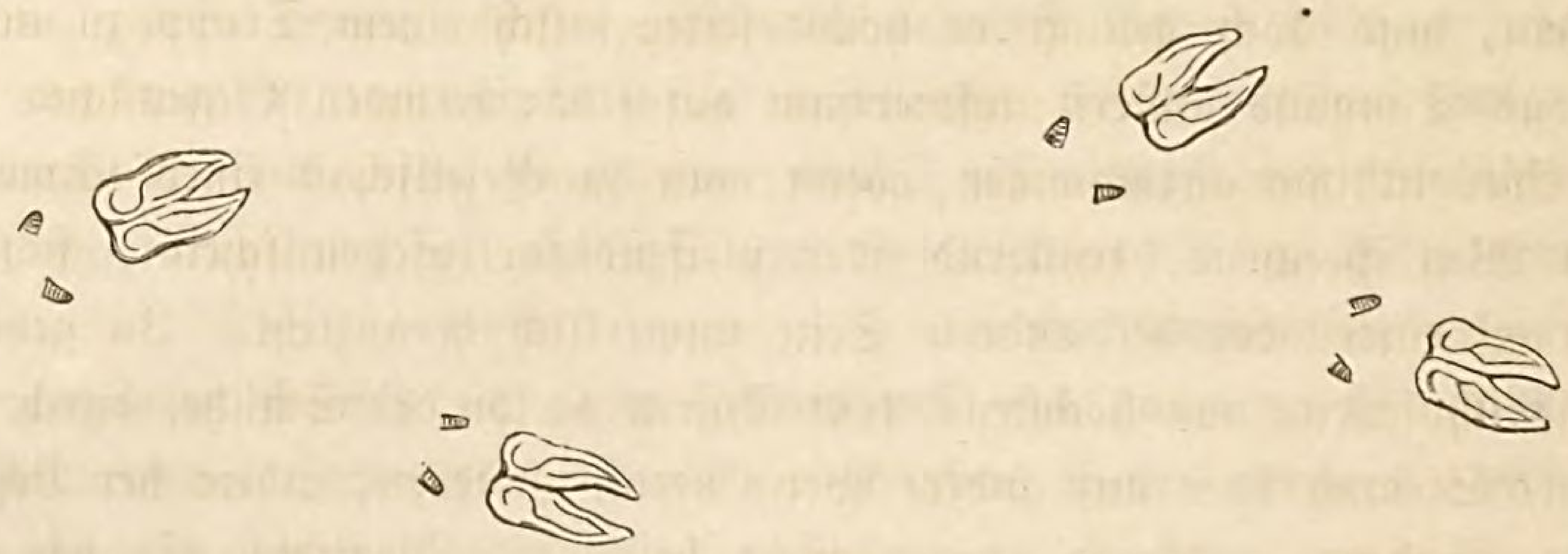
§. 9. Durch Anpflanzung des Roßkastanienbaums (Aesculus hypocastanum) und durch Schonung der wilden Obstbäume wird man im Sommer und Herbst, im Winter aber durch zeitige Anlage der Gehaue, durch Fällen einiger Eichen und Aspen, welche ohnedies zu Brennholz verwendet werden sollen, und endlich durch Fütterung mit Roßkastanien, Eicheln, Obst aller Art, besonders aber mit Mistel (Kenster, Viscum album), den Auswechsel in kleinen Revieren am leichtesten vermindern, den Zugang vermehren.

§. 10. Der Tritt des Damhirsches ist wie beim Rothwild viel stärker als der eines Thieres von gleichem Alter.

Döbel und mehrere Schriftsteller behaupten, er sei auch fast ebenso geformt. Ich darf dieser Angabe aus Ueberzeugung widersprechen, denn er stellt sich vorn weniger abgerundet (mehr zugespitzt), auch verhältnißmäßig

länger dar. So gleicht er am meisten dem einer Ziege, ist aber natürlich um vieles stärker.

Alle im ersten Kapitel dieses Abschnittes angegebenen Zeichen, durch welche sich der Edelhirsch in der Fährte und sonst, ohne gesehen zu werden,



Fährte des Damhirsches.

vor dem Thiere auszeichnet, sollen sich auch beim Damhirsch auffinden lassen. Ich muß es gestehen, daß außer dem Schritt und dem Schränken mir nie eins bemerkbar geworden ist. Die Untersuchung und Auffindung derselben ist aber auch begreiflicherweise sehr schwierig, indem der Abdruck des stärksten Damhirschtrittes kleiner ist als der eines Edelhirsches an sechs Enden.

Auch wird der Damhirsch nie nach der Zahl der Enden, sondern, wenn er das zweite Gehörn und solange er keine Schaufeln aufsetzt, als gemeiner Hirsch, nachher aber anfänglich als schlechter, in der Folge als guter und endlich als Kapitalschaufler angesprochen.

Der Tritt des alten Damthieres ist selten stärker als der, welchen ein Rothwildkalb im October macht.

§. 11. Da auf Damwild keine bestätigten Jagen gemacht werden, so fällt die Anwendung des Leithundes weg. Desto nützlicher und nothwendiger aber wird beim Birschen der Schweißhund. Sonst würde man sich auch in bergigen größern Revieren des deutschen Jagdhundes bedienen können, in kleinen würde aber der Gebrauch desselben wie bei waidmännischen Jagdbetriebsarten überhaupt verwerflich sein.

§. 12. Mir ist kein Fall bekannt, daß eingestellte Jagen auf Damwild allein eingerichtet worden wären. Gewöhnlich wird es, wenn solche auf Rothwild stattfinden, mit eingestellt und erlegt. Wo es sich indeß zu sehr vermehrt, würde man wohlthun, dasselbe auf diese Art zu vermindern. Die Einrichtung bliebe dann ebenso, wie sie im ersten Kapitel dieses Abschnitts gelehrt worden ist.

§. 13. Das Birschen wird auf ebenso verschiedene Weise und in gleichem Maße betrieben wie beim Rothwild. Doch glaube ich jungen Jägern und Jagdliebhabern folgende eigene Erfahrungen hierüber mittheilen zu müssen.

1. Das Damwild hält fast ebenso genau Wechsel, wie das Rothwild. Der Anstand ist deshalb ein sehr sicheres Mittel, ihm auf die im ersten Kapitel dieses Abschnitts angezeigte Art Abbruch zu thun.

2. Beim Birschgange muß man vorsichtiger als bei irgendeiner Wildart sein, und doch gelingt es höchst selten, sich einem Trupp zu nähern, weil das Damwild äußerst aufmerksam auf jeden fremden Gegenstand ist.

Eher ist ihm anzukommen, wenn man in Gesellschaft eines Kameraden seinen Weg sprechend, trällernd oder pfeifend fortzusetzen scheint, sich aber dabei auf einer oder der andern Seite unmerklich heranzieht. In gehöriger Büchsenschußweite von höchstens 100 Schritt bleibt der Schütze, durch einen Baum, Strauch oder auf andere Weise verdeckt, stehen, indem der Begleiter immer sprechend, trällernd oder pfeifend seinen Weg fortsetzt, bis der erstere geschossen hat.

Auch allein wird man auf ähnliche Art am ersten seinen Zweck erreichen.

Zu wiederholten malen ist es mir gelungen, einige Stück Damwild, welche auf einem großen freien Platz standen, auf folgende Art zu täuschen: an einem Orte, wo es mich nicht gewahr werden konnte, zog ich Rock und Weste aus und ließ den untern Theil des Hemdes so über die Unterkleider herabhängen, daß es einer Fuhrmannsbluse glich. Die Büchse in der Hand ging ich meinen Weg fort. Das Wild faßte mich sogleich ins Auge und bewies durch mancherlei Bewegungen, daß es nicht ganz ruhig sei. Ich machte also einen neuen Versuch, mich ihm, während ich sang, tanzend und springend zu nähern. Auch das Wild machte allerhand muntere Bewegungen, ohne flüchtig zu werden, bis mein Schuß aus Spaß Ernst machte und nach demselben ein Stück zusammenbrach.

Viel leichter kann man sich an ein einzelnes im Aesen begriffenes Stück bei einiger Vorsicht und in gutem Winde heranschleichen, weil es, wie oben §. 2 gesagt worden, in der That scheint, als vernehme das Damwild während des Aesens nicht gar scharf; doppelt aber hat man sich vor dem Aeugen zu hüten.

3. Vor dem Pferde und vor Fuhrwerk hält es, wenn man sich behutsam und unter dem Winde naht, an Orten, wo es nicht zu sehr beschossen wird, fast immer aus.

4. Durch mehrere Treiber läßt es sich, wenn sie nicht lärmen, ziemlich gut vorwärts bringen, und ebenso wenn ein einzelner Mann dies geschickt zu bewerkstelligen sucht. Nur muß er sich hüten, ihm nicht zu nahe zu gehen; denn wird es einmal flüchtig, so beruhigt es sich nicht so leicht wie das Rothwild, und höchst selten wird man es dann herumzuholen im Stande sein.

5. Mit dem Zeichnen nach dem Schusse und mit dem Birschzeichen verhält es sich ebenso wie beim Edelwild. Ob man aber ein Stück Dam-

wild getroffen oder gefehlt habe, kann man, wenn es nach dem Schusse flüchtig wird, am sichersten danach beurtheilen, wie es die Blume hält.

6. Wenn ein Stück Dammwild angeschossen ist, hüte man sich, es rege zu machen. Man lasse ihm deshalb länger Ruhe als anderm Wild, theils weil es, einmal wieder auf den Läufen, ununterbrochen so lange fortgeht, als die Kräfte nur einigermaßen zureichen, theils weil es, im Gefühl der Unzulänglichkeit der Kraft zum Widerstande, sich schwerer vor dem Schweißhund stellt.

§. 14. Es ist mir nicht bekannt, ob man in Deutschland an mehrern Orten Versuche gemacht hat, Damhirsche par force zu jagen; aber ich weiß, daß der letztverstorbene Fürst von Anhalt-Dessau in den ersten Jahren seiner Regierung dies that. Der Absprünge wegen, welche der Damhirsch wie das Elenn macht, wenn er gejagt wird, hatten die Hunde viel Arbeit und die Jagd dauerte gewöhnlich länger als beim Rothhirsch; auch ging sie rascher.

Mit dem Ansprechen der Damhirsche verhält es sich bei der französischen Jagd ebenso wie beim Edelhirsch.

Viertes Kapitel.

Das Steinwild.[1])

Capra ibex *Lin.*[2])

§. 1. Wenngleich das Steinwild gegenwärtig nur noch auf einigen wenigen der höchsten Gebirgsstöcke der Centralalpen zwischen der Schweiz und Piemont vorkommt, also für den deutschen Jäger kein Gegenstand des Jagdbetriebes ist, so will ich doch hier das Wichtigste von dessen Naturgeschichte und Jagd anführen, denn in frühern Jahrhunderten war es in

---

1) In den drei frühern Auflagen dieses Werkes sind das Stein- und das Gemswild nicht abgehandelt worden. Ich habe in dieser neuen Auflage jeder dieser Wildarten ein eigenes Kapitel gewidmet. Keine der mir bekannten Jagdeintheilungen hat das Steinwild aufgeführt. Ich zähle es wie das Gemswild zur „hohen Jagd". Letzteres wurde schon in frühern Jahrhunderten zur „raren hohen Jagd" gerechnet. Vgl. Sachs, De Venat. Roman. German., §. 15 und 33; Hornek, Dissert. Strasburg. de venat., Sect. 1, §. 1; auch Lindespur, Diss. de Imper. et Fam. Orig., Kap. 31, Nr. 2. Ueber die verschiedene Jagdeintheilung und die Begründung einer rationellen Basis für dieselben behalte ich mir vor, an einem andern Orte zu sprechen. T.

2) Götze, Europäische Fauna, III, 182 fg. Lichtenberg's Magazin für das Neueste aus der Thier- und Naturgeschichte, fortgesetzt von Voigt, 4. Bd., 2. Stück, S. 27 fg. Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens, IV, 534 fg. v. Wildungen, Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde, für das Jahr 1803 und 1804, S. 29 fg. v. Tschudi, Das Thierleben der Alpenwelt (6. Aufl.), S. 513 fg. Blasius, Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands, S. 475. T.

mehreren Gauen Deutschlands heimisch (Tirol und Steiermark[1]), und es ist nicht unmöglich, daß es umsichtigen Versuchen und Anstrengungen gelingen wird, es wieder in einem weitern Verbreitungsbezirke einzubürgern.

§. 2. Das Steinwild, von dem das Männchen Steinbock, das Weibchen Steingeiß genannt wird, gehört zur Familie der eigentlichen Ziegen und unterscheidet sich vom Gamswild schon dadurch, daß das Weibchen, wie die Hausziege, ein Euter mit zwei ziemlich langen Zizen hat. Mehrere Naturforscher glauben, daß diese letztere vom Steinwild abstamme. Diese Ansicht ist aber durchaus irrig, und wir müssen als Stammältern unserer Hausziege die kaukasische Bezoarziege, Capra aegagrus, erklären.

Außer dem Steinbock der Centralalpen, von dem wir hier handeln, besitzt Europa noch drei Steinbockarten, nämlich eine in den Pyrenäen, Capra pyrenaica, eine zweite im südlichen Spanien in der Sierra nevada, C. hispanica, und eine dritte auf dem südlichsten Punkte Europas, auf der im Alterthum hochberühmten Insel Kreta, C. Beden. In Asien kommen mehrere Arten vor, z. B. in Sibirien C. Pallasii; im Kaukasus C. Caucasica, die lange Zeit identisch mit dem schweizerischen gehalten wurde; in Arabien C. arabica, in Tibet C. Falconeri, im Himalaja C. tubericornis, im Iharal C. Iharal; in Afrika in den Barbareskenstaaten C. ornata, und in Abyssinien die nämliche Art wie auf Kreta, C. Beden. Auch Nordamerika hat in den Rockymountains ihre eigene Steinbockart, C. americana.[2])

Wie schon bemerkt, ist das Vaterland unsers Steinbocks nur auf einige Gebirgsstöcke der Centralalpen beschränkt.

Er findet sich gegenwärtig vorzüglich noch in den Hochalpen der aneinandertreffenden penninischen und grajischen Gebirgsketten in Piemont, namentlich im Hochthale von Cogne, bei den angrenzenden Gletschern von Camporché und bei Lauzon, Gombe de Lila, Point de l'Oeil, la Grivola, Granval im nämlichen Hochgebirge, weit seltener im Gebirgsstocke des Montblanc vom Col de Ferrex bis zum Col de la Seigne; ferner an den südlichen Abhängen des Monte-Rosa, an den Dents des Bouquetins und den Aiguilles rouges.

In ältern Zeiten muß der Verbreitungsbezirk des Steinwildes ein sehr ausgedehnter gewesen sein, denn unter den römischen Kaisern wurden die Steinböcke zu Hunderten zu den Thierspielen nach Rom gebracht. Ihre Verminderung scheint aber rascher als bei irgendeiner andern europäischen Wildgattung eingetreten zu sein. Schon im 16. Jahrhundert waren sie in

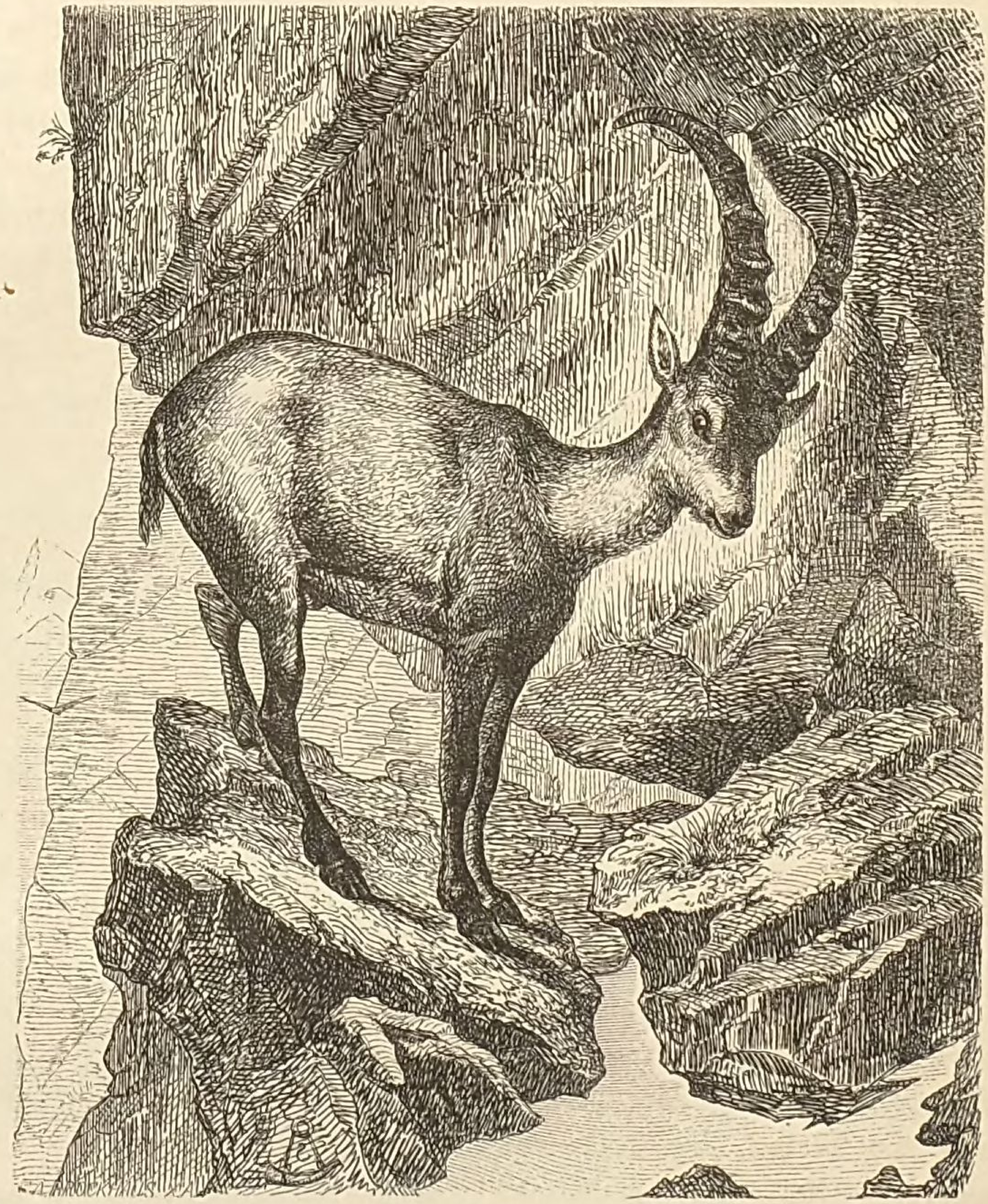
1) Blasius bezweifelt die Richtigkeit der Angaben von Wahlenberg und Zawadsky, daß der Steinbock in den Centralkarpaten vorgekommen sei. A. a. O., S. 483.

2) Mehrere Naturforscher stellen, und wol nicht mit Unrecht, die Artberechtigung einiger der erwähnten Species in Abrede.

mehrern Gebirgen der Schweiz, z. B. im Canton Glarus, ausgerottet; auch in den Tiroleralpen erschienen sie damals schon so selten, daß Erzherzog Ferdinand von Oesterreich am 14. October 1574 dem Landvogt Georg von Marmels zu Castels im Prettigau in Graubündten folgenden Brief schrieb: „Getreuer Lieber. Nachdem wir besonders genediglich gern etliche lebendige Steinböckh haben wollten und denn Wir uns erinnern, daß unser Vorgeweßter Vogt daselbst zu Castels, Dietgen von Salis, Uns verschiedener Zeit mit etlichen sollichen jungen Steinböckchen versehen, so ist hierauf unser gnedigster Bevelch und Begehren an dich, du wollest gehorsamen Fleiß anwenden Uns auch ein Paar junge lebendige Steinböckh oder doch nur einen auf ehendist als möglich zu wege bringen und gen Insbruckh überschiken; wie du dann ohne Zweifel solliche Steinböckchen aus denen Orten, wo sy der von Salis zuvor bekommen, auch wohl zu Handen zu bringen wissen und Unsers gnedigsten Versehens hierinnen an deiner möglichen Bemühung nicht erwinden lassen wirst. Daran beschicht Unser gnediger wohlgefelliger Willen in Gnaden gegen dir zu erkennen." [1]) Auch in Bündten wurde schon im Jahr 1612 die Steinbocksjagd bei 50 Kronen Strafe untersagt, aber selbst dieses Verbot vermochte sie nicht in den Rhätischen Alpen vor dem gänzlichen Untergange zu schützen. Allmählich verschwanden sie in allen deutschen und schweizerischen Gebirgen bis auf den hier erwähnten kleinen Verbreitungsbezirk in den Centralalpen. Auch dort wären sie ohne Zweifel gänzlich ausgerottet worden, wenn nicht die piemontesische Regierung im Jahre 1821 die Jagd des Steinwildes bei großer Strafe verboten hätte. Eine Zeit lang scheint auch das Verbot in voller Wirksamkeit gewesen zu sein, denn das Steinwild erschien wieder in Rudeln von 8 bis 12 und mehr Stücken auf den Südabhängen des Monte-Rosa und dessen südlichen Ausläufern. Mit der geringen Zunahme trat aber auch wieder eine größere Verfolgung dieses Wildes ein, sodaß heute dessen Ausrottung ebenso sicher und nahe bevorsteht wie vor funfzig Jahren, wenn nicht eine zweckmäßige Gesetzgebung diesen edeln Thieren einen vollen Schutz angedeihen läßt.

Man hat alle möglichen Vorschläge gemacht, die Hochgebirge mit verschiedenen Wildarten zu bevölkern und Rennthiere, Guanocos, Vicuñas und andere Thiere dazu in Vorschlag gebracht. Wozu denn kostspielige, unzweckmäßige und höchst wahrscheinlich erfolglose Versuche machen, während unser heimisches Steinwild der Wiedereinbürgerung so sehr werth ist und unter nachdrücklichem Schutze in allen den Gebirgen, in denen es unvernünftige

1) Im Floitenthale in Tirol wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts das Steinwild sorgfältig gehegt. Im J. 1699 sollen 257 Stück dort Stand gehalten haben. Wenige Jahre später ließ es Graf Johann Ernst von Thun, Bischof von Salzburg, gänzlich abschießen. Vgl. darüber Franz von Kobell's „Wildanger", S. 185, und Prof. H. J. B. aus Innsbruck in der „Jagdzeitung", 1863, S. 325.



Zu I, 161.

Der Steinbock.

Verfolgung ausgerottet hat, trefflich gedeihen würde? Es liegt einmal in der menschlichen Natur, das naheliegende Gute unberücksichtigt zu lassen und ihm nur das Fremde, Fernere und so oft viel Schlechtere vorzuziehen.

Viele Naturforscher haben die Vermuthung ausgesprochen, das Steinwild sei früher vorzüglich Bewohner der obern Wald- und der Subalpinenregion gewesen, durch die fortschreitende Cultur allmählich in das fast unzugängliche Hochgebirge zurückgedrängt und dort den Verfolgungen der Menschen und den feindlichen Einflüssen der wilden Natur erlegen. Ich theile diese Ansicht nicht ganz und glaube, daß das Steinwild mehr als irgendeine andere Wildart zu seinem gedeihlichen Fortkommen eines sehr ausgedehnten Alpen- und Waldbezirks bedarf, sodaß es je nach Bedürfniß ungefährdet in die Niederungen hinabsteigen oder die Grate der Hochgebirge erklimmen kann, daß aber letztere allein seiner naturgemäßen Entwickelung nicht zusagen. Da das Steinwild weniger scheu als das Gemswild, so wurde es auch in den tiefern Regionen leichter erlegt, und wie mir scheint haben seine Thalfahrten im Herbst in frühern Jahrhunderten am meisten zu seiner Verminderung beigetragen.

§. 3. Die Farbe des Steinbocks ist im Sommer rothbraun mit einem Stich ins Gelbliche. Stirn und Nase sind braun, die Backen lichter, die Kehle braungrau, der Hals weißgrau. Längs des Rückens verläuft ein dunkler Streif. Der Bauch und das Waidloch sind schmuzig-weiß. Die Steingeiß unterscheidet sich in der Färbung vom Bock fast nur durch den Mangel des dunkeln Rückenstreifes. Das Winterkleid ist etwas lichter, da die dichtern grauen Wollhaare den Farbenton der an ihre Spitze lichtröthlich braunen Stichhaare modificiren. Ganz alte Steinböcke werden steingrau. Diese Färbung zeigte ein sehr altes Exemplar in Hellbraun in seinen letzten Lebensjahren.

Die Behaarung des Steinwildes besteht aus weichen fettigen Wollhaaren und ziemlich steifen Stichhaaren. Am Nacken sind diese letztern länger als am Rücken, im Winter beim Bock 3—3½ Zoll lang und bilden so eine Art Mähne, am Rücken sind sie wieder um etwas länger als am Unterkörper. Am Kinn sind die Haare beim Bock, zur Winterzeit besonders, bartartig verlängert, ohne jedoch einen förmlichen Geißbart wie bei der Ziege zu bilden. Zur Sommerzeit bemerkt man nur Spuren des Bartes, der der Geiß immer fehlt. Die etwa 3—3½ Zoll lange Blume ist unten kahl, oben und vorn hellbraun, an der Wurzel und an den Seiten mit weißen, hinten, oben und am Ende mit langen schwarzen Haaren besetzt.

§. 4. Beide Geschlechter des Steinwildes haben Hörner, die sie nie abwerfen. Diese ähneln im ganzen den Hörnern der Hausziege, vorzüglich

die der Geißen. Sie sind beim Bock mondförmig nach hinten gebogen, von der Basis an stark divergirend. Auf jeder Seite der Hörner reicht von der Basis bis zur Spitze eine starke, etwas erhabene Naht. Die obere Seite ist mit starken knotigen Wülsten versehen, die von der Basis gegen die Spitze hin an Größe abnehmen; gegen die Mitte zu sind sie am höchsten, an der Basis wenn auch größer, doch niedriger. An der concaven untern Seite der Hörner sind die Wülste kaum angedeutet. Die Zahl dieser Knoten ist je nach dem Alter verschieden. Bei sehr alten Thieren hat man deren 20 gezählt. Man nimmt an, daß das Steinbockshorn jedes Jahr einen neuen Wulst ansetze und diese Wülste also gewissermaßen Jahresringe vorstellen. Bestimmte, genaue Beobachtungen darüber fehlen noch. Die Länge starker Steinbockshörner beträgt in gerader Linie, von der Basis zur Spitze gemessen, 18—22 Zoll, nach der Krümmung aber 2—2½ Schuh.[1]) Hornscheiben von solcher Größe wiegen 5—6 Pfund. Man hat von Steinbockshornscheiben von 18—20 Pfund Schwere geschrieben. Ich verweise solche Angaben in das Reich der Fabeln.

Die Hörner der Steingeiß sind viel kleiner als die der Böcke, und messen selten in gerader Richtung mehr als 7—8 und im Bogen mehr als 9—10 Zoll. Die Hornfarbe ist braungrau, die Wülste des Bocks sind etwas dunkler, die Hornspitzen schwarz.

Der Kopf des Steinwildes ist ziemlich klein, die Stirn beim Bock gewölbt, die Ohren weit nach hinten angesetzt, kurz und vorn abgerundet, die Augen groß, klar, feurig. Hals und Nacken kräftig, muskulös, der Leib walzig und gedrängt. Die Läufe sind verhältnißmäßig dünn und sehnig, die Klauen ziemlich lang, sehr hart, an der Außenseite scharfrandiger als an der innern. Die Schalen der Vorderläufe sind sowol an Länge als Breite etwa um ein Drittel größer als die der Hinterläufe.

Die Länge eines ausgewachsenen Steinbocks beträgt von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 4 Fuß 4 Zoll bis 4 Fuß 9 Zoll. Die Höhe bis zum Wiederriß 2 Fuß 9 Zoll bis 3 Fuß.

§. 5. Die Aesung des Steinwildes stimmt mit der der Hausziegen, die auf die Hochalpen getrieben werden, und der Gemsen überein. Es liebt besonders die feinen Alpenkräuter, Beifuß, Knospen von Weiden, Alpenrosen, Alpenbirken; im Winter begnügt es sich mit Knospen und den jungen Trieben des Nadelholzes, Baum- und Steinflechten und Moosen. Es leckt gern an salz- und salpeterausschwitzenden Felsen.

---

1) Auf dem Rathhause in Glarus wurden zwei gewaltige Steinbockshörner aufbewahrt. Sie stammten vom letzten Bock, der in diesem Canton im Jahre 1550 geschossen worden war. Beim fürchterlichen Brande der Stadt, den 10.—11. Mai 1861, gingen auch diese Jagdtrophäen zu Grunde.

Das Steinwild äset sich, verschieden von der Gemse, besonders gern während der Nachtzeit und steigt mit einbrechender Dämmerung in die höchstgelegenen Bergwälder hinunter, die es wieder mit Tagesanbruch verläßt, um dann sein Lager an sonnigen und hohen Punkten zu wählen, wo es den Tag über meistens in behaglicher Ruhe zubringt.

Die Feistzeit des Steinwildes fällt vom September bis November. Ein guter Bock wiegt dann $1\frac{1}{2}$—2 Centner. Die Steingeiß 70—90 Pfund. Der älteste und stärkste Steinbock im Thiergarten zu Hellbrunn, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wahrscheinlich an Altersschwäche zu Grunde ging, hatte die Größe eines jagdbaren Edelhirsches und wog über 3 Centner.

§. 6. Das Steinwild lebt familien-, oder besser rudelweise zu 6 bis 20 Stück. Gewöhnlich stehen die Geiße mit ihren Kitzen zusammen in den etwas tiefern und geschützter gelegenen Theilen des Hochgebirges, während die Böcke, insbesondere die ältern, isolirt gehen und gern auf hohen Felsenvorsprüngen und Graten lagern. Diese Wildart ist weniger lebhaft als die Gemsen; nach Beobachtungen der Jäger sollen alte Böcke zuweilen tagelang an der nämlichen Stelle stehen, oder selbst beim heftigsten Sturm und Schneegestöber auf irgendeiner ausgesetzten Felsenspitze liegen.

Die Sinne des Steinwildes sind wie bei allen Thieren des Hochgebirges sehr scharf. Es vernimmt, äugt und wittert ausgezeichnet. Dabei ist es muthig und weniger scheu als die Gemsen, für Verletzungen aber, vorzüglich für Schußwunden, viel empfindlicher als diese.

Die Schnellkraft und Sicherheit des Sprunges des Steinwildes sind bewunderungswürdig. An 12—16 Fuß hohen senkrechten Felsenwänden setzt es mit Leichtigkeit hinan, wenn es nur einen kaum merklichen Vorsprung als Haltpunkt finden kann. Ueber Klippen und weite Klüfte schnellt es sich mit einer nie fehlenden Sicherheit. Gezähmte Steinböcke sind auf die obere scharfe Kante von Thüren gesprungen und haben sich mit aller Sicherheit dort gehalten; häufig sind sie ihren Wärtern oder Herren auf Schulter oder Kopf gesprungen und da feststehen geblieben.

Nach genauen Beobachtungen der Steinbockjäger sollen diese Thiere bei annähernder Gefahr ähnlich wie die Gemsen pfeifen, bei plötzlicher Ueberraschung und Schreck aber einen pustenden oder niesenden Laut von sich geben, wie wir es auch bei den Hausziegen beobachten.

§. 7. Im Januar tritt der Steinbock auf die Brunft und kämpft erbittert mit seinen Rivalen; zuweilen schleicht er ganz niedergeduckt der Geiß nach. [1]) Die Geiß setzt, wie die Hausziege, nach 20—21 Wochen,

1) So wurde es bei den Steinböcken in Hellbrunn beobachtet.

im Juni, ein wollhaariges Kiz, das, sobald es trocken ist, mit Behendigkeit seiner Mutter folgt. Zwillingskize gehören zu den seltenen Ausnahmen. Ueber die Zeit der Fortpflanzungsfähigkeit des Steinwildes fehlen noch genaue Beobachtungen. Sie dürfte nach der Analogie zu schließen mit der der Hausziegen so ziemlich übereinstimmen.

Wir besitzen auch keine bestimmten Anhaltepunkte über das Alter, welches das Steinwild im freien Zustande erreichen kann. Manche Jäger behaupten, es werde über hundert Jahre alt. Viel wahrscheinlicher ist es, daß seine Lebensdauer auf 20 bis höchstens 25 Jahre beschränkt ist.

Jung eingefangenes Steinwild, welchem Hausziegen als Ammen gegeben werden, läßt sich in der Regel sehr leicht aufziehen und verliert seine ursprüngliche Wildheit fast gänzlich. Es wird zuthulich, sanft, liebt die Gesellschaft des Menschen und behält nur seine natürliche Elasticität und Neigung zum Springen und Klettern. Ein Führer aus Chamouny, der zwei junge Steinböcke aufgezogen hatte, sollte dieselben in die Menagerie des Prinzen von Conti zu Chantilly abliefern. Ohne irgend mit einem Strick oder sonst wie gebunden zu sein, folgten ihm die Thiere ganz vertraulich. In der Nähe von Besançon wurden sie durch eine Heerde Kühe scheu gemacht und alsogleich flüchtig. Sie erkletterten die benachbarten Felsen, kamen aber bald wieder auf den Lockruf des Führers und folgten ihm nach wie vor wieder ganz willig.

Mit der Hausziege erzeugt das Steinwild fruchtbare Bastarde. Zahlreiche in der Schweiz, in Salzburg und an andern Orten constatirte Beispiele haben diese oft bestrittene Thatsache unwiderlegbar festgestellt.

Die nachfolgenden Mittheilungen über das Steinwild und dessen Bastarde im Thiergarten zu Hellbrunn bei Salzburg dürften für den Jäger wie für den Naturforscher von besonderm Interesse sein.

Im September 1863 befanden sich im genannten Thiergarten:

2 Stück Steinböcke,
2 „ Satz-Steingeiße,
3 „ jährige Steingeiße,
1 „ Steinkiz von 1863; zusammen 8 Stück reines Steinwild.

Die in den verflossenen Jahren vorgenommenen Kreuzungen von Steinböcken mit Hausziegen und von Steinböcken mit Bastardziegen hatten günstige Resultate. Es befanden sich zur angegebenen Zeit im Thiergarten folgende Bastarde, deren Kreuzung ich zur leichtern Uebersicht hier schematisch zusammengestellt habe.

St B = Steinbock, H Z = Hausziege, B = Bastard, G = Geiß, K = Kiz.

St B H Z
Erste Kreuzung |________________________________|
B[1] Keine vorhanden [1])
St B
Zweite Kreuzung |___________________|
B[2] 10 G 3 K [2])
St B
Dritte Kreuzung |___________|
B[3] 7 G 4 K [2])
St B
Vierte Kreuzung |_____|
B[4] 2 K.

Also im ganzen 26 Bastarde in zweiter, dritter und vierter Kreuzung auf Steinbock Vollblut.

Nach ihrem äußern Bau sind die Bastarde in zweiter Kreuzung von dem reinen Steinwild oft kaum noch zu unterscheiden. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß die Bastarde vierter Kreuzung (B[4]), wenn sie auch gut an Wildbret und stets frisch und gesund durch 1½ Jahre waren, gegen Ende des zweiten Jahres stets eingingen. Der Parkwärter behauptet, daß die Ursache davon durchaus nicht in der Kreuzung, sondern höchst wahrscheinlich an der wenig günstigen Localität liege.

Das Steinwild wird im Park im Sommer außer mit dem dort vorkommenden Grase auch mit Alpenheu gefüttert. Laub von verschiedenen Baumarten, z. B. von Aepfelbäumen, nehmen sie gern an. Im Winter erhalten sie nebst Heu auch Hafer.

Der Raum in Hellbrunn ist für diese Thiere viel zu klein. Der felsige Theil des bekannten Thiergartens, circa 10—12 Joch, ist dort für sie eingeplankt. Sie haben daselbst zwar kühle Einstände, aber für eine Wildgattung, die fast unzugängliche Hochgebirge bewohnt, genügt dies zur freien naturgemäßen Entwickelung nicht, und ich glaube, daß gerade in dieser Einschränkung der Grund des obenerwähnten Eingehens der Bastarde vierter Kreuzung, die beinahe als reines Steinwild zu betrachten sind, zu suchen ist.

Würde das Steinwild oder Bastardsteingeiße mit Steinböcken in größern Rudeln von 10—12 Stück in günstigen Localitäten des Hochgebirges unter wirksamem Schutz gegen Wildbiebe ausgesetzt, so würde es sich ohne Zweifel binnen wenigen Jahren dort auf das günstigste einbürgern und vermehren. Die Bastarde würden bald ebenso scheu wie das reine Steinwild des Monte=

---

1) Wurden verkauft.
2) Die Böcke wurden verkauft.

Rosa, in zwei bis drei Jahren wäre das Blut der Hausziegen bei den Bastarden völlig verschwunden.

Es wurden mehrere Versuche mit Versetzung von Bastarden aus Hellbrunn nach verschiedenen Gegenden des Hochgebirges vorgenommen, das Resultat desselben ist aber nur in den seltensten Fällen bekannt geworden. Ich führe hier das, was mir darüber verbürgt zur Kenntniß gekommen ist, an. Beim Grafen Ad. Potocki = Lichtenstein wurde in Hintersee und beim k. k. Rittmeister von Berndt in Gartenau, einem Ausläufer des Unterbergs und des hohen Göll, Steinwildbastarde ausgesetzt. Im Herbst, nachdem sie über ein Jahr lang im Gebirge geblieben waren, schlossen sie sich den Hausziegen, die in jenen Gegenden auf der Weide waren, an und ließen sich von den Hirten mit diesen zu Thale treiben. Die dem Grafen gehörigen Stücke wurden von den Bauern eingefangen und dem betreffenden Förster abgeliefert; die des Rittmeisters verfolgten die vor ihnen flüchtenden Ziegen bis in den Stall des Schlosses. Der früher vollkommen wilde Bock des letztern ist nun so zahm, daß er die mit einem Ziegenbock fahrenden Kinder des Rittmeisters oft bis an die Landstraße begleitet. Das Paar des Besitzers von Gartenau hatte sich im Gebirge schon einen Einstand gewählt und der Bock die Geiß beschlagen. Das Kiz ist aus unbekannten Ursachen zu Grunde gegangen, wahrscheinlich von Raubzeug gefressen worden.

Daß sich in diesen beiden Fällen das Bastardwild den Hausziegen angeschlossen hat, ist Folge des geselligen Triebes dieser Thiere und wäre nicht vorgekommen, hätte man sie rudelweise ausgesetzt.

Die eine der beiden Abbildungen stellt einen Steinbock aus dem Thiergarten von Hellbrunn dar, und ist ohne Zweifel die beste Zeichnung vom Steinbock, die wir bisjetzt besitzen. Die andere eine Bastardsteingeiß mit ihrem Kiz von einem Steinbock, ebenfalls aus dem Park von Hellbrunn. (Beide im Sommer 1863 gezeichnet.)

Das Steinwild wurde im Jahre 1847 auf Befehl des Erzherzogs Ludwig nach Hellbrunn gebracht, und zwar junge Stücke, die in den piemontesischen Alpen eingefangen worden waren.

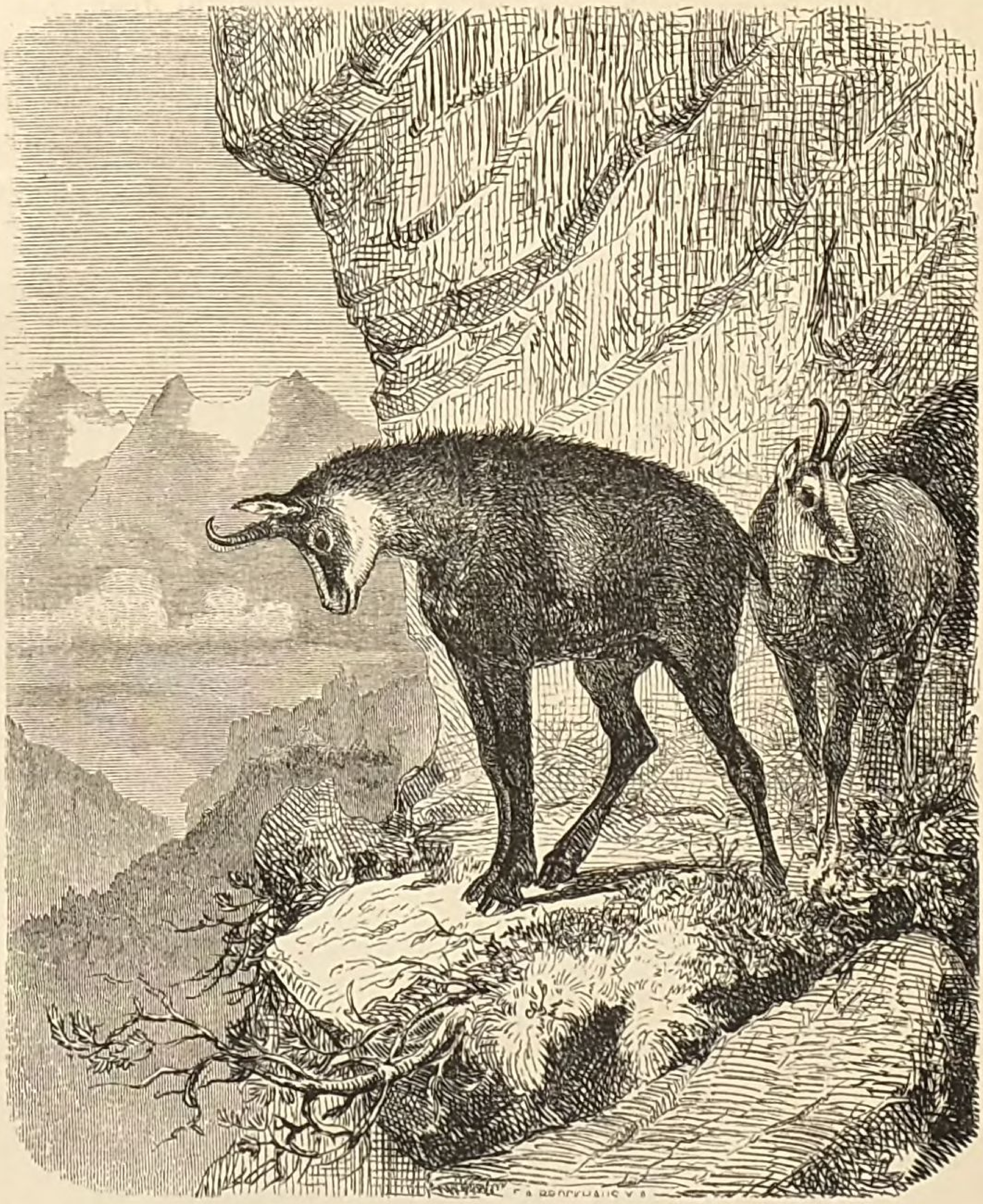
§. 8. Der vom Steinwild verursachte Schaden ist, abgesehen von der äußerst geringen Individuenzahl dieser Thierart, wie bei den Gemsen nur höchst unbedeutend. Sein Nutzen ebenfalls nicht groß. Das Wildbret des Steinwildes soll dem Fleische der Hausziege ähneln und einen diesem fehlenden haut-goût besitzen. Die Decke ist wenig geschätzt, da sie sehr dünnes, wenig dauerhaftes Leder liefert. Aus den Hörnern werden Tabacksdosen, Trinkgeschirre u. dgl. angefertigt.

§. 9. Große Raubvögel und reißende Thiere können höchstens als Feinde des ganz jungen Steinwildes betrachtet werden. Um dieses gegen



Zu I, 166.

Bastardsteingeiss mit Kitz.



Zu I, 167.

Die Gemse.

solche Angriffe zu schützen, vereinigen sich die Steingeißen, um sie mit ihren Hörnern abzuwehren, was sie auch gegen Geier und Adler wol meistens mit Erfolg ausführen. Bären oder Luchsen entziehen sie sich durch die Flucht. In seltenen Fällen dürfte es wol vorkommen, daß es einem Raubthiere gelingt, ein Stück Steinwild anzuschleichen und zu zerreißen.

Harte Winter, Schneestürme und insbesondere Lavinen thun diesem Wilde wol mehr Eintrag. Am Monte-Rosa gegen Arolla hin fand man einmal sieben Stück Steinwild durch eine Lavine verschüttet. Sein gefährlichster Gegner ist der kühne Jäger, dessen unbezwingbare Leidenschaft keine Mühe und keine Gefahr scheut, um dem Steinbock in seine fast unzugänglichen Aufenthaltsorte zu folgen.

Ob und welchen Krankheiten das Steinwild im Zustand seiner völligen Freiheit unterworfen ist, wissen wir nicht. Alte Jäger haben behauptet, der Steinbock werde blind, wenn er aus dem Gebirge in die Thäler hinabsteige. Gezähmte Steinböcke haben zuweilen an Klauenseuche gelitten.

§. 10. Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß der Jagdbetrieb auf Steinwild nur ein sehr beschränkter sein kann, und in der That besteht er ausschließlich in dem gefährlichen Birschgange in dem rauhesten und wildesten Hochgebirge. Die Mühen, Entbehrungen und Gefahren, die mit dieser Jagd verbunden sind, können für den leidenschaftlichen Jäger nur durch die unbeschreibliche Befriedigung, einen dieser seltenen und edeln Alpenbewohner erlegt zu haben, aufgewogen werden, denn der materielle Nutzen, den das erlegte Wild abwirft, ist kaum in Betracht zu ziehen. Der erlegte Steinbock wird auf der Stelle, wo er fällt, aufgebrochen, seine Läufe kreuzweis zusammengebunden und so vom glücklichen Jäger zu Thale getragen.

Fünftes Kapitel.

Das Gemswild.

Antilope rupicapra *L.* [1])

§. 1. Die Gemse gehört zu den Wiederkäuern mit hohlen, scheidenförmigen, bleibenden Hörnern auf dem Stirnzapfen, und zwar zur Abtheilung der **Antilopen**. Sie unterscheidet sich von den eigentlichen Antilopen

---

1) Döbel, Jäger-Practica, 4. Aufl., I, 32. v. Wildungen, Taschenbuch, 1803 und 1804. F. v. Tschudi, Das Thierleben der Alpenwelt, 6. Aufl., S. 326 fg. Blasius, Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands, S. 488.

durch die hakenförmig nach rückwärts gekrümmten Hörner, deren Spitze der Basis parallel nach abwärts gerichtet ist, durch die nackte Nasenscheidewand und eine nackte schwielige Stelle über der Oberlippe und durch 4 Schamzitzen, während die Antilopen deren nur zwei haben.

§. 2. Das Vaterland der Gemse sind die Hochgebirge des mittlern und südlichen Europas, vorzüglich die Schweiz, Steiermark, Tirol, Kärnten, ferner die Apenninen, die Pyrenäen und der Kaukasus. Man hat die Gemse der iberischen Halbinsel, den Isard, für eine eigene Species gehalten, sie fällt aber mit der mitteleuropäischen zusammen.

Die Färbung der Gemse ist im Sommer lichtbraun, nach dem Verfärben im Herbst wird sie dunkelbraun, im Winter schwarzbraun, zuweilen ganz schwarz, nach der Frühjahrsverfärbung ist sie am lichtesten, fast braungelb. Von den Augen bis zur Nase verläuft ein schwarzer Backenstrich. Die Stirn neben dem Gehörne, die Nase, der Unterkiefer, die Kehle und der Unterleib sind weißlichgelb. Ueber den Rücken zieht sich ein schwarzer Streif bis zur Blume hin. Diese ist oben schwarz, unten dunkelbraun und gegen drei Zoll lang. Weißgraue, ganz weiße und gefleckte Gemsen sind seltene Varietäten.

In der Färbung unterscheidet sich die Gemsgeiß vom Bocke nicht; auch in der äußern Gestalt kann nur ein sehr geübtes Jägerauge die beiden Geschlechter unterscheiden.

Die Haare sind von verschiedener Länge. Bei alten Böcken ist das Haar zur Winterzeit am Kopf, dem Bauch und den Füßen bis zwei Zoll lang, grob, brüchig. An den Knien befinden sich dieser Species eigenthümliche Haarbüschel. Bei ganz alten Thieren beider Geschlechter entwickelt sich über die Mittellinie des Rückens eine förmliche Mähne mit sechs bis sieben Zoll langen Haaren.

Eine höchst eigenthümliche Eigenschaft des sogenannten Gemsbartes hat der ausgezeichnete Naturforscher und Waidmann Kobell nachgewiesen und in der „Jagdzeitung", 1863, Nr. 3, mitgetheilt. Diese Haare nämlich, einigemal rasch durch die Finger gestrichen, sind nicht nur viel elektrischer als andere Haare, sondern sie zeigen dabei das Merkwürdige, daß sie, von der Wurzel nach der Spitze gestrichen, positiv oder glaselektrisch werden, von der Spitze nach der Wurzel gestrich'en, aber negativ oder harzelektrisch.

Die Gehörne — Krükeln oder Krikeln — sind beiden Geschlechtern gemein und werden, wie schon bemerkt, nicht gewechselt. Sie stehen, etwa einen Zoll hoch über den Augen, ziemlich dicht beisammen, steigen fast senkrecht an und biegen sich oben nach rückwärts, sobaß die Spitze eine parallele Richtung mit der Basis nimmt. Von dem Ansatz an sind sie rund, schwarzgrau und mit Querringen versehen, deren Zahl mit dem Alter zunimmt.

Gegen die Mitte zu sind die Gehörne etwas platter und endigen in eine glänzendschwarze, glatte Spitze. Beim Bock sind sie länger (zuweilen 8 bis 10 Zoll lang) und stehen etwas weiter auseinander als bei der Geiß. Bei beiden Geschlechtern liegt hinter jedem Gehörn eine ziemlich große muschelartige Vertiefung, der Sitz einer Drüse, die beim Bocke während der Brunftzeit aufschwillt und einen penetranten Geruch verbreitet. Diese Gruben haben einige Aehnlichkeit mit den Thränenhöhlen des Rothwildes. [1])

Die Augen der Gemsen sind groß, lebhaft glänzend, tief dunkelbraun, stark convex und fast kreisrund. Sehr abweichend ist die Krystallinse gebildet, die auf ihrer Hinterfläche dreifach durch Lücken getheilt ist, die sich vom Mittelpunkte nach der Peripherie erstrecken.

Die Läufe sind lang, kräftig, ziemlich plump. Die Schalen unten hohl, zugespitzt, lang und können stark gespreizt werden, was diesem Wild das Fortkommen über Schnee und Eisfelder ungemein erleichtert.

Die vier Mägen sind viel schärfer getrennt als bei den meisten übrigen Wiederkäuern. Besonders bei ältern Böcken findet man zuweilen im Magen einen größern oder kleinern Ballen von dunkeln unverdauten Wurzelfasern. Sie sind mit einer lederartigen, schwarzbraunen, glänzenden Kruste, die erst an der Luft verhärtet, überzogen. Der bittere Geschmack und der eigenthümliche Geruch dieser Ballen sind der Grund, daß denselben in frühern Zeiten hundertfältige wunderbare Heilwirkungen zugeschrieben wurden. [2]) Sie sind unter dem Namen Gemsenkugeln, Gemsballen oder deutscher Bezoarstein (Aegagropilae) bekannt.

§. 3. Die Aesung des Gems- oder Gamswildes besteht in verschiedenen Alpenkräutern, den jungen Trieben und Knospen von Alpenrosen, Alpenerlen, Wachholder, Weiden und Tannen; im Winter aus Flechten, Moos und dürrem Grase; zu dieser Zeit schält es auch die zartere Rinde junger Bäume; in der Noth sucht es oft die weißlich-grünen Bartflechten an alten Tannen auf, und wenn es mit den Vorderfüßen aufsteigt, um sie leichter zu erreichen, so geschieht es wol auch, daß es mit dem hakenförmigen Gehörne an einem Aste hängen bleibt und elendiglich verhungert. Gern besuchen die Gemsen natürliche Sulzen, die sie in den salzigen Ausschwitzungen von Kalkfelsen finden; die Jäger pflegen solche Sulzen mit Salz zu bestreuen, ohne jedoch da das Wild zu schießen, um es nicht von diesen Lieblingsplätzen zu vertreiben.

---

1) Oppian hielt diese Gruben für Ausmündungen eines besondern Luftganges, der von den Zähnen bis zur Basis der Hörner reiche.

2) Unter den vielen sonderbaren Abhandlungen und Schriften über die Gemsenkugeln ist die sonderbarste: „Lebwald von und zu Lebenwald Damagraphia oder Gemsenbeschreibung, von den edlen Gemsen, von der Kraft und tugendvollen Gemsenkugel" (Salzburg).

Im Sommer halten sich die Gemsen gewöhnlich im höchsten Gebirge bis an die Grenzen des ewigen Schnees auf und lagern gern in der Nähe der Gletscher. Im Anfang des Winters ziehen sie in die Bergwälder hinunter und halten dort bis im Frühjahr Stand. In diesen Waldungen suchen sie die alten Tannen, sogenannte Schirm- oder Wettertannen, deren dichte breite Aeste fast bis zur Erde niederhängen, auf und finden unter ihnen Obdach und Schutz gegen die heftigen Winterstürme. Oft geht es ihnen auch in diesen Asylen kümmerlich genug, wenn rings um die Wettertanne der Schnee schuhhoch liegt, und nur mit vielen Anstrengungen gelingt es ihnen dann, sich einen Pfad zum spärlichen Geäse zu bahnen.

Zur Sommerzeit steigen die Gemsen mit Tagesanbruch weidend auf den Grasplätzen des Hochgebirges herunter; die Vormittagsstunden ruhen sie wiederkäuend am felsigem Platze, grasen in der Mittagsstunde bergan, lagern den Nachmittag gern auf Schneefeldern und kehren gegen Abend wieder auf die Morgenweide zurück; kurz vor Einbruch der Nacht suchen sie ihr Nachtlager unter vorspringenden Felsen, zwischen Steinblöcken oder an sonstigen geschützten abgelegenen Orten auf.

Die Feistzeit des Gemswildes fällt von August bis October. Zu dieser Zeit wiegt ein guter Bock 45—60 Pfund, ein Kapitalbock 60—80 Pfund. Zu den Seltenheiten gehören Böcke, die bis zu einem Centner oder darüber wiegen. [1]) Geißen wiegen etwas weniger, Schmalgeißen 30—35 Pfund und Sommerkitzen 15—20 Pfund.

§. 4. Das Gemswild lebt in Trupps von 6, 8, 12 bis 20 und mehr Stück; in weit größern Rudeln da, wo es weniger Verfolgungen ausgesetzt oder gewisse Reviere gesetzlich einer mehrjährigen Schonung genießen.

Gewöhnlich ist das Rudel von einer alten Geiß (Vorgeiß, Vorthier, Wachgemse) angeführt. Bei der Aesung pflegt sie etwas abseits zu weiden und sehr häufig zu wittern; auch wenn der Trupp sich niederthut, wählt sie sich gern ein Plätzchen in einiger Entfernung von den übrigen. Bemerkt nun sie oder eine der ältern Geißen des Rudels, die ebenfalls sehr wachsam sind, irgendetwas Verdächtiges, so stößt sie einen scharfen, gezogenen Pfiff aus, der den ganzen Trupp alarmirt und die etwa nöthige Flucht vorbereitet. [2]) Bei Treibjagden sucht sie, besonders wenn das Rudel momentan

---

1) Ein glarner Jäger schoß am Tschingeln eine Gemse, die 125 Pfund wog. Es war der große, bei den Bergleuten berühmt gewordene „Rufelibock", der während vieler Jahre tief gegen das Thal herabgekommen war und alle Jägerkünste verspottet hatte, bis endlich der kluge Bläsi (ein berühmter Gemsjäger) noch gescheiter war als der kluge Rufelibock. (F. v. Tschudi, Thierleben der Alpenwelt, 6. Aufl., S. 332.)

2) Hr. Jägermeister Grill in Ebensee hat zufolge Aufforderung der Redaction der „Jagdzeitung", Jahrg. 1863 dieses Blattes, S. 139, seine Ansicht über sogenannte „Wachgemsen" ausgesprochen und das Aufstellen derselben auf das entschiedenste in Abrede gestellt. Mit aller Achtung vor Hrn. Grill's

stehen bleibt, immer den möglichst günstigen Punkt, um die drohende Gefahr zu überblicken und den besten Weg, ihr auszuweichen, zu entdecken. Von ihr geleitet, schlägt dann das ganze Rudel diesen Weg ein.

Alte Böcke trennen sich von den Rudeln und leben vereinzelt; nur zur Brunftzeit suchen sie die Geißen auf, ziehen sich aber, sobald diese vorüber ist, wieder in ihre Einsamkeit zurück. Man heißt sie Einsiedler, Lauberböcke oder auch Stoßböcke. [1])

Die Sinne des Gemswildes sind außerordentlich fein; am schärfsten scheint die Witterung zu sein, die durch die klare reine Alpenluft bedeutend unterstützt wird; es äugt vortrefflich und vernimmt ausgezeichnet, daher auch die Jagd auf das Krikelwild (Jägerausdruck in Oesterreich für Gemsen) beim Birschgang mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist.

Die Gemsen sind äußerst vorsichtig, mögen sie nun äsen oder ruhen; dabei sind sie klug und mistrauisch-wachsam. Wenn sie flüchtig werden, entwickeln sie eine bewunderungswürdige Schnelligkeit und Gewandtheit sowol im Vermeiden der Gefahren, als in der Auswahl sicherer Zufluchtstätten. [2]) Ihre Schnellkraft ist so außerordentlich, daß sie über mehr als zwei Klafter

---

Ansicht bemerke ich, daß das im Texte geschilderte Verhalten der Vorgeiß von den schweizerischen Gemsjägern beobachtet wurde und wird; von Männern, die ihre sechs bis achthundert Gemsen auf lebensgefährlichem Birschgange erlegt haben, die die Lebensweise und Eigenthümlichkeiten des Gemswildes besser kennen als mancher Jäger seine Büchse. Hr. Grill irrt übrigens sehr, wenn er glaubt, daß Bechstein im Jahre 1820 zuerst vom Aufstellen der Wachgemse gesprochen habe. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts fand eine Polemik über die Wachgemse statt. Salis und andere Schriftsteller des vorigen haben es ausführlich besprochen. Das Aufstellen von Wachthieren ist bei Alpenwild nicht selten. Bekannt ist es von den Murmelthieren. Bei den Guanacos und Vicuñas der südamerikanischen Cordilleras habe ich es hundertemal beobachtet. Auch bei mehrern Antilopenarten kommt es vor. Alle diese Thiere werden durch einen hellen Pfiff der wachenden Gefährten vor einer herannahenden Gefahr gewarnt.

Nachschrift. Mit Vergnügen ersehe ich aus Nr. 6 der „Jagdzeitung", 1863, daß der treffliche Beobachter und Jäger, Hr. Waldmeister K. Fuchs in Reichenau, das Verhalten der Vorgeiß übereinstimmend mit den Angaben im Text schildert. Er schlägt vor, die Gemse, die die Leitung des Rudels übernimmt, Leitgemse zu nennen. Ich finde die in der Schweiz gebräuchliche Benennung Vorgeiß sehr bezeichnend, da die leitende, oder wenn man will wachende Gemse wol ausnahmslos eine alte Kitzgeiß ist.

1) Vortrefflich charakterisirt Kobell dieses Einsiedlerleben in folgender Strophe:

„Ein alter Gemsbock, ein alter Hirsch,
Die spielen den Einsiedler gern,
Sie weilen beschaulich an stillem Ort,
Und bleiben dem Rudel fern.
Wird aber am Wald des Herbstes Pracht
Vielfarbig aufgerollt,
Und kommt für die Hochzeitsfeste der Tag,
Und schimmern die Lärchen in Gold,
Dann lassen sie eiligst die Einsiedelei
Und sind wieder schneidig und jung,
Und sind die ersten voran im Tanz;
Sah's oft mit Verwunderung."

2) Ueber die Lebensweise u. s. w. der Gemsen vgl. F. v. Tschudi, „Thierleben der Alpenwelt", in welchem die Naturgeschichte aller dieser Alpenbewohner musterhaft geschildert ist.

hohe Mauern springen und über 18 — 20 Fuß breite Klüfte setzen, ja Sprünge in eine Tiefe von 24 Fuß wagen.

Die Gemsen erreichen ein Alter von 15—20 Jahren. Man behauptet, daß Böcke sogar bis 30 Jahre alt und dann ganz grau werden.

Die Fährte der Gemse ist der einer zahmen Ziege ähnlich, aber spitzer, und drückt sich schärfer und gespreizter aus.

§. 5. Der Gemsbock tritt im November auf die Brunft und treibt mehrere Tage die Geißen, ehe er sie beschlägt. Zwischen den Böcken kommt es dabei zu lebhaften Kämpfen, die, wenn auch im ganzen weniger blutig als bei den Hirschen, doch oft sehr erbittert und heftig sind, und nicht selten mit schweren Verwundungen oder gar mit dem Tode des einen der Nebenbuhler enden, indem er von dem glücklichen Sieger über eine Felswand hinuntergestoßen oder mit dem Gehörne lebensgefährlich gerissen wird.

Die Geiß trägt 20—21 Wochen und setzt Ende April oder im Mai ein, selten zwei Kize an einem abgelegenen Orte, gewöhnlich unter überhängenden Felsen. Schon nach wenigen Stunden folgt das Junge seiner Mutter, und kaum einen Tag alt ist es schon so flüchtig, daß es vergebliche Mühe wäre, es einfangen zu wollen. Die Geiß säugt das Kiz, bis sie wieder hochbeschlagen ist. Das Junge folgt ihr aber doch beständig, und wenn sie im nächsten Jahr wieder setzt so sucht das ein-, auch zweijährige Kiz, zuweilen noch das Gesäuge seiner Mutter. Im dritten Jahr sind Geiß und Bock fortpflanzungsfähig.

Im Alter von drei Monaten brechen die Krickeln hervor und erreichen nach Ablauf des ersten Jahres eine Länge von höchstens zwei Zoll; erst im zweiten Jahre biegen sie sich hakenförmig nach rück- und abwärts.

Man will beim Gemswild im April und Mai eine Art Afterbrunft bemerkt haben. Genaue Beobachtungen darüber fehlen noch.

Jung eingefangen, lassen sich die Gemsen leicht zähmen und werden sehr vertraut, halten sich auch im eingefriedeten Raume jahrelang, wenn man ihnen einige große Steinblöcke hineingibt und sie im Winter möglichst die kalte und frische Luft genießen läßt. Alt eingefangen hingegen, bleiben sie stets scheu und furchtsam.

In der Gefangenschaft pflanzen sich die Gemsen unter sich außerordentlich selten fort. Trotz sehr vielfach angestellter Versuche sind bisjetzt doch erst zwei fest constatirte Fälle bekannt, in denen dies gelungen wäre. Hingegen sind mehrere Beispiele verzeichnet, daß Gemsböcke Hausziegen fruchtbar beschlagen haben. Ob Geißböcke mit Gemsgeißen sich fruchtbar begattet haben, ist mir unbekannt. Im erstern Fall ähneln die Jungen in der Farbe der Mutter, im Habitus und dem Temperament dem Vater.

§. 6. Der Schaden, den das Gemswild verursacht, ist äußerst gering

anzuschlagen und beschränkt sich höchstens darauf, daß es im Winter in der Bergregion einzelne Bäume schält. Sein Nutzen ist ebenfalls nicht besonders groß. Das Wildbret von jungen Gemsen schmeckt zwar vortrefflich, sie werden aber selten geschossen; das der alten ist zähe und nichts weniger als schmackhaft.

Die Haut, rauh gegerbt, gibt gute Fußteppiche; ohne Haare verarbeitet, liefert sie vortreffliches Leder zu starken Handschuhen, Hosen u. s. w.

Mit den Krickeln werden höchst unpraktisch Bergstöcke für reisende Engländer und norddeutsche Touristen geziert; auch verwenden sie die Drechsler zu mancherlei Spielereien.

§. 7. Die Gemse hat mannichfache Feinde. Obenan steht der Mensch, der selbst in den höchsten und fast unzugänglichen Gebirgen dieser Wildart mehr Schaden zufügt als Raubthiere, Hunger, Kälte und Krankheiten. Zu bemerken ist hier, daß das Gemswild eine außerordentliche Lebenszähigkeit besitzt und selbst schwer verwundet, sogar mit heraushängenden Eingeweiden zuweilen noch stundenlang seine Flucht fortsetzt. [1])

Unter den Raubthieren sind es folgende, die den Gemsen gefährlich werden: Bären und Luchse, wo diese Raubthiere in den gleichen Gebirgen mit dem Gemswild vorkommen. Dem schlauen Fuchs dürfte es wol nicht gelingen, einer gesunden, wenn auch noch so jungen Gemse habhaft zu werden; hingegen mag wol zuweilen ein schwer krankes Stück ihm als Beute anheimfallen.

Ihr schlimmster Feind ist der Lämmergeier, der sowol junge Gemsen lebend aus der Heerde entführt, als auch alte in der Nähe eines Abgrundes weidende mit gewaltigem Flügelschlage hinunterstößt, um sich an dem zerschellten Thiere zu äsen. Auch der Steinadler stürzt sich auf junge Gemsen, besonders während er Junge hat, und trägt sie zu seinem Horste.

Lavinen verschütten zuweilen Gemsheerden, und herabstürzende Steine erschlagen die eine oder andere.

Die Gemsen leiden nicht selten an einem krätzartigen Ausschlage und an Egeln in der Leber.

---

1) Ein Lavinenjäger schoß einer Gemse einen Vorderlauf beim Kniegelenk weg. Sie floh und wurde erst nach vier Jahren erbeutet. Im J. 1857 schossen einige Jäger (im Canton Graubündten) einen Bock und eine Geiß über eine Felsenwand hinunter. Beim Aufnehmen des Bocks zeigt er einige Lebensspuren und erhält einige tüchtige Schläge auf den Schädel; nun erst recht munter geworden, springt er, an einem Lauf festgehalten, auf den drei andern fort, reißt den kräftigen Mann sturmschnell eine Strecke mit sich, schleudert ihn endlich mit mächtigem Satze beiseite und verschwindet. Ist ein Thier stark angeschossen, so sondert es sich von der Heerde ab, zieht sich zwischen verborgenes Gestein zurück, leckt sich unaufhörlich und wird leicht heil oder verendet in unersteiglicher Kluft ohne Gewinn für den Jäger. Im Herbst tritt die Fettlage oft vor die Wunde und schützt das Thier vor äußerer Verblutung. (F. v. Tschudi, Das Thierleben der Alpenwelt, 6. Aufl., S. 332.)

§. 8. Die Jagd auf Gemswild wird entweder am Anstand, auf der Birsch oder durch Zutreiben ausgeübt.

Die beiden ersten Jagdmethoden kommen vorzüglich in den Hochgebirgen der Schweiz in Anwendung und sind oft mit unsaglichen Mühen und Gefahren verbunden. Die schweizerischen Gemsjäger haben durch ihren fast tollkühnen Muth, mit dem sie den größten Gefahren trotzen, durch ihre Geschicklichkeit im Bergsteigen und die Sicherheit im Schießen eine große Berühmtheit erlangt.

Der Gemsjäger, mit starken, mit großen Nägeln beschlagenen Schuhen, einer guten Büchse [1]) und einem Fernrohr als Hauptstücke seiner Ausrüstung bewaffnet, begibt sich vor Tagesanbruch in das Hochgebirge, wo er aus Erfahrung die Weiden, Wechsel- und Lagerplätze der Gemsen kennt. Mit der größtmöglichen Vorsicht, oft als Senne verkleidet und ohne Gewehr recognoscirt er mit seinem Fernrohr die Gegend; zuweilen gelingt es ihm mit der größten Vorsicht, unter dem Winde an ein Rudel anzuschleichen und zu Schuß zu kommen. Gewöhnlich muß er sich begnügen, das Nachtlager des Wildes auszukundschaften und am folgenden Tage in den frühsten Morgenstunden den Versuch zu machen, es mit günstigem Winde anzubirschen. Die geringste Unvorsichtigkeit, der unbedeutendste Umstand genügt oft, das Wild flüchtig und die Birsche erfolglos zu machen.

Ein solcher Birschgang im Hochgebirge dauert oft mehrere Tage, und nur zu häufig sieht sich der Jäger nach reichlichen überstandenen Mühen und Gefahren genöthigt, beuteleer thalwärts zu ziehen. Die außerordentlichsten Resultate auf der Gemsjagd hat der kühne schweizer Gemsjäger Johann Marcus Kolani erzielt. Er erlegte von seinem zwanzigsten Jahre an 2700 Gemsen. [2])

Die Gemsjagd, besonders der Birschgang, wird zu einer unüberwindlichen Leidenschaft wie keine andere Jagdart auf irgendeine Wildgattung. Die Gefahren, Entbehrungen, Mühen und Beschwerden, die damit verbunden sind, scheinen dem echten Gemsjäger ihre Reize nur noch zu erhöhen, und die vielen Opfer, die sie fordert, vermögen ihn auch keinen Augenblick von seinem waghalsigen Unternehmen abzuschrecken. Gewiß ist es, sagt U. v. Salis in seiner „Naturgeschichte der Gemsen", daß die wenigsten Gemsenjäger eines natürlichen Todes sterben oder doch mit ganzen Gliedern aus der Welt gehen.

---

1) Im Canton Wallis in der Schweiz ist noch eine sonderbare Art einläufiger Büchsen im Gebrauch. An dem starken gezogenen Laufe liegen zwei Schlösser auf der nämlichen Seite, eins hinter dem andern. Diese Büchse wird wie jede andere mit einem Schusse geladen, nur daß die Kugel ohne Pflaster auf das Pulver gesetzt wird. Auf die Kugel des ersten Schusses wird nun der zweite Schuß geladen, dessen Pulver mit dem vordern Schloß in Verbindung steht. Beim Schießen wird natürlich der vordere Schuß zuerst ausgeschossen; versagt er, so wird der hintere ausgeschossen, der den vorderen mitreißt.

2) Vgl. F. v. Tschudi, a. a. O., S. 363.

§. 9. Die Treibjagden auf Gemswild werden auf verschiedene Weise ausgeführt. In der Schweiz sucht blos ein, höchstens zwei Treiber die Gemsen den Jägern, die sich an bekannte Wechsel anstellen, zuzutreiben. Zuweilen, wiewol ziemlich selten, werden auch Hunde zum Treiben benutzt.

In Baiern, Oberösterreich und Steiermark, wo in einigen Gebirgen noch bedeutendes, sorgfältig gehegtes Gemswild steht, werden großartige Treibjagden mit Hülfe zahlreicher Treiber abgehalten. Das Gemswild hat sich in diesen Gebirgen noch nicht so hoch zurückgezogen wie in der Schweiz, wo es planloser verfolgt wird, sondern steht noch in den untern Alpenregionen mit Reh- und oft auch mit Rothwild zusammen.

Wenn die Jäger auf ihren Ständen (bekannten Wechseln) angestellt sind, ertönt der Signalschuß für die Treiber, die nun langsam das Wild der Schützenlinie zutreiben. Zuweilen glückt es einem einzigen Jäger, 4—6 Stück Gemsen auf seinem Stande zu schießen, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß in solchen Revieren am Abend eines glücklichen Jagdtages 40 bis 50 Stück Krickelwild auf der Decke liegen.

§. 10. Ueber das Verbrechen, Aufbrechen und Zerwirken des Gemswildes gilt das beim Reh- und Edelwild Angegebene.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Vorerinnerung.

Von dem zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwilde sind folgende Ausdrücke als gemeingültig in der Jägersprache aufgenommen. Die bei einzelnen Arten abweichenden werden zu Anfang jedes Kapitels nachgetragen.

Der Aufenthalt des Federwildes dieser Abtheilung heißt der Stand.

Es steht auf dem Baume oder auf der Erde, es sitzt nicht.

Diejenigen Arten, welche auf Baumzweige gehen, steigen oder treten zu Baume.

Es hat Füße.

Es balzet, wenn es sich begattet.

Balzzeit, Begattungszeit.

Balz, der Ort, wo es sich begattet.

Es wird aufgebrochen, nicht ausgenommen oder ausgeworfen.

Unter Geräusch versteht man die edeln innern Theile: Herz, Lunge, Leber; unter Gescheide die Gedärme.

Es äset oder sucht sich Aesung, es frißt nicht.

Erstes Kapitel.

Der Schwan.

Cygnus olor *Gm. L.* [1])

§. 1. Der Schwan ist der schönste und größte unserer europäischen Schwimmvögel. Er gehört zur Familie der Enten und zwar zur Gruppe der schwimmenden Enten ohne Hautsaum.

Im wilden Zustande finden wir in Deutschland drei verschiedene Arten von Schwänen, aber meistentheils nur als seltene Gäste, nämlich:

1. Der Singschwan (Cygnus musicus s. melanorhynchus). Der Schnabel ist schwarz, von der Schnabelwurzel längs des Kieferrandes bis unter die Nasenlöcher gelb. Das Gefieder ist weiß, graugelblich angelaufen, bei den Jungen ganz grau; die Körperhaut überall braun. Er hat 20 Schwanzfedern. Die Regenbogenhaut ist gelblich. Die Luftröhre steigt in einen Kiel des Brustbeines hinab, biegt sich da um und senkt sich nach einer zweiten Biegung in die Brusthöhle. Der Singschwan lebt im hohen Norden; im Winter zieht er nach Süden, bis an die Küsten des Mittelmeeres, überwintert auch am Schwarzen und Kaspischen Meere. Auf seinen Zügen trifft man ihn zuweilen in Deutschland.

2. Der Höcker- oder stumme Schwan (Cygnus olor). Der Schnabel ist gelbroth, der aufgetriebene Höcker an der Stirn, der Nagel, Mundwinkel und die nackte Zügelgegend schwarz. Er hat 24 Schwanzfedern. Die Regenbogenhaut ist röthlich. Er ist häufig in Rußland, seltener wild in Deutschland als der Singschwan, jedoch häufiger als dieser gezähmt.

3. Der kleine Singschwan (Cygnus minor). Aehnlich dem Singschwan, aber kleiner. Er hat nur 18—20 Schwanzfedern; die Regenbogenhaut ist graulich; die Körperhaut grünlich-röthlich. Er lebt häufig in Sibirien, kommt aber selten und meist ganz vereinzelt nach Deutschland.

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 27. T.

§. 2. Wir betrachten hier nur den Höckerschwan näher. Der alte ist über den ganzen Körper mit schneeweißen Federn bedeckt; die Gefiederfarbe der ganz jungen aber, deren Wachsthum erst nach zwei Jahren vollendet ist, dunkelgrau, etwas ins Grünliche fallend. Im zweiten Jahr verlieren sich die grauen Federn immer mehr, im dritten werden sie ganz weiß.

Der Schnabel der Jungen ist im ersten Jahre schwarz, im zweiten aschgrau, im dritten wird er anfänglich gelb, späterhin dunkel-orangefarben, stets geht er vorn in einen einwärts gekrümmten schwarzen Nagel aus. Auf demselben bildet sich an der Wurzel der obern Kinnlade äußerlich ein schwarzer runder Auswuchs oder Höcker.

Oberwärts von diesem dehnt sich nach den Augen hinauf eine dreieckige, schwarze, nackte Haut aus. Der Kopf ist wie ein Gänsekopf gestaltet. Oben auf demselben sieht man, wenn der Schwan älter wird, eine rostbräunliche Platte.

Der Höckerschwan hat einen langen, nach allen Richtungen und in mancherlei Windungen beweglichen Hals, an welchem man 18 Wirbel zählt. Er trägt ihn, ruhig stehend oder schwimmend, in der Form eines S gekrümmt. Die Flügel hebt er schwimmend ein wenig, als sollten sie ihm gleichsam als Segel dienen. In denselben hat er ungemein viel Kraft, sodaß er bei der sonstigen Schwere des Körpers schneller fliegt, als man dem Anscheine nach glauben sollte. Er versetzt, wenn er gereizt wird, damit mächtige Schläge, und soll im Stande sein, durch dieselben einem Kinde den Arm zu zerbrechen, ja selbst ein Pferd zu lähmen.

Die an den Zehen mit einer ganzen Schwimmhaut verbundenen Füße sind im ersten Jahre schwarz, im zweiten bleifarben, im dritten und fernerhin schwarz mit rothem Schimmer. Schwimmend scheint er sich nur von Zeit zu Zeit einen neuen Stoß zu geben, nach welchem er eine weite Strecke mit ausgebreiteten Schwimmfüßen fortzieht.

Die Länge des völlig ausgewachsenen Höckerschwans vom Schnabel bis zum Schwanz beträgt 4½′, die Breite von einer Flügelspitze bis zur andern 7½′, das Gewicht 25—30 Pfund.

Das ganze Ansehen dieses Schwanes verräth Stolz, der Blick Tücke. Auch behält der männliche vorzüglich, wenn er auch noch so zahm zu sein scheint, fast immer etwas Boshaftes, weshalb sich Kinder vor ihm zu hüten haben. Er äußert dies durch ein Gezisch, welches viel Aehnlichkeit mit dem der Gänse hat, sowie durch das Aufplaustern des Gefieders. Der weibliche Schwan hingegen wendet seinen Muth und seine Kraft zu weit edlern Zwecken an. Mit zärtlicher Sorgfalt vertheidigt er durch geschickte Anwendung der ihm in seinen Flügeln von der Natur verliehenen Waffen seine Jungen nicht

nur gegen den erzürnten Vater, sondern auch gegen Raubthiere und Raubvögel, sodaß der Fuchs, der Adler und der Geier meistentheils unverrichteter Sache abziehen müssen.

Ueberhaupt soll der Schwan das Gute haben, daß er von den Gewässern, auf denen er sich aufhält, alle den Fischen nachstellende Thiere entfernt.

Der Schwan erreicht ein Alter von 20 — 30 Jahren, er soll sogar bis 100 Jahre leben können. Im ersten Lebensjahre gehen während der heißen Jahreszeit oft zwei Drittheile der Jungen durch das an stillen Gewässern so häufige Ungeziefer, ja selbst durch die Bosheit der männlichen Schwäne, verloren.

Der Höckerschwan läßt, wenigstens im gesunden Zustande, keinen andern Laut von sich hören, als ein leises Gezisch, ein gewisses Brummen und Schnurren, und, im Frühjahr besonders, ein verliebtes Gequackel. Eine der gewöhnlichsten Krankheiten der gezähmten Schwäne, die ihnen auch fast immer das Leben kostet, besteht in einer Halsentzündung, durch welche die lange Luftröhre so verengert wird, daß das erschwerte Athemholen zuweilen einen pfeifenden Ton bewirkt.

§. 3. Die Schwäne begatten sich, gleich dem übrigen Geflügel, im zeitigen Frühjahr und halten sich paarweise zusammen. Im April bereitet sich das Weibchen an den schilfigen Ufern der Gewässer ein kunstloses Nest von Schilf, Binsen und dünnen Reisigstengeln, füttert es mit seinem eigenen verlorenen Gefieder aus, legt sechs bis acht grünweißliche Eier und bebrütet diese fünf Wochen. Während dieser Zeit entfernt sich das Männchen nur selten und auf kurze Zeit aus der Gegend, wo das Nest befindlich ist, um im Nothfall dasselbe hartnäckig, fast wüthend zu vertheidigen.

Sobald die Jungen ausgekrochen sind, folgen sie der Mutter, unaufhörlich pipend, auf das Wasser und bleiben unter ihrem Schutze bis zur Brütezeit des folgenden Jahres.

§. 4. Die Aesung der Schwäne besteht in allerhand Wasserkräutern und Insekten, besonders in Wasserkäfern; auch nehmen sie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und mehrere Getreidearten an, wenn sie solche in der Nähe ihres Aufenthalts finden, oder da, wo sie gelähmt und gezähmt werden, zur Winterfütterung erhalten.

§. 5. Sie lieben den Aufenthalt im Wasser so sehr, daß sie es selten, dann nur auf kurze Zeit verlassen, und immer auf Flüssen, großen Teichen und Seen, oder doch am Ufer derselben angetroffen werden. Daher und aus Gründen, welche sich aus dem vorigen Paragraph von selbst ergeben, gehören sie auch im wilden Zustande zu den Zugvögeln; denn um immer frische Aesung zu haben und Wasser zu finden, begeben sie sich im Herbst nach südlichern Gegenden, kehren aber im Frühjahr jedesmal an ihren einmal

bei uns gewählten Aufenthaltsort zurück. Will man den Zug verhindern und sie zähmen, so müssen den Jungen die ersten Flügelgelenke abgelöst oder doch gelähmt (zerknickt) werden. Hat man nur wenige solcher gelähmten Schwäne, so bringt man sie zur Winterzeit in Ställe und pflegt sie gleich den Enten und Gänsen; wäre ihre Anzahl aber beträchtlich, so läßt man einen Theil des mit Eis belegten Wassers, wo sie sich aufhalten, aufeisen. Durch ihre unaufhörliche Beweglichkeit verhindern sie dann selbst, wenn die Kälte nicht allzu grimmig ist, das fernere Zufrieren, leiden auch von derselben wenig, insofern man ihnen nur mit einiger Fütterung zu Hülfe kommt.

Will man sie so zähmen, daß sie auf den Ruf herankommen und im Sommer bei Wasserfahrten dem Kahn beständig, fast zudringlich folgen, so darf man ihnen nur von Zeit zu Zeit gequellte Erbsen, Brot und Semmel vorwerfen.

§. 6. Das Wildbret der alten Schwäne ist thranig von Geschmack und so grob und zähe, daß es nicht wohl genossen werden kann; das der jungen hingegen hielt man sonst für einen ausgesuchten Leckerbissen, der es aber in der That nicht ist.

Einen nicht unbeträchtlichen Handelszweig machen die vortrefflichen Federn aus.

Auf der Spree und Havel im Brandenburgischen treibt man die gezähmten Schwäne während der mildern Jahreszeit zweimal zusammen und berupft sie wie die Gänse.

Aus Litauen, Polen, Preußen und Rußland brachte man sonst jährlich viele Hundert Centner Federn zur Messe nach Frankfurt an der Oder. Sie wurden vom schwarzschnabeligen Schwan gewonnen.

Der Flaum, oder das wollige, weiche, doch feste Gefieder, kann mit der Haut abgelöst und gar gemacht werden. So zubereitet, gewährt es, besser als das wärmste Pelzwerk, Schutz gegen die Kälte. Die Grönländer bedienen sich desselben hierzu vorzugsweise. Auch gewöhnliche Puderquasten und echten Schwanenboi verfertigt man daraus.

Die Federkiele sind sehr hart. Man kann sie zu Schreibfedern gebrauchen; doch gewinnt die Hand nicht an Leichtigkeit dabei.

§. 7. Ueber den Betrieb der Jagd auf Schwäne läßt sich wenig Merkwürdiges sagen. Er ist mit geringen Schwierigkeiten verbunden.

Die nicht gezähmten werden mit der Kugel, oder auch mit Laufkugeln oder Posten geschossen. Sie sind so wenig schüchtern, daß es keiner großen Vorsicht bedarf, um ihnen beizukommen. Doch wird man wohlthun, bei dem Anschleichen auf den Wind Rücksicht zu nehmen und sich hinter einem Damme oder Strauche zu nähern, weil sie sich sonst schnell genug aus der Schußweite entfernen möchten.

Hühner- oder andere Wasserhunde können, wie bei der Gänse- und Entenjagd, zum Zutreiben angewendet werden. Junge Schwäne erlegt man nicht gern. Muß man von der Seite im Fluge schießen, so halte man, wenn man nicht fehlen will, vorn an der Brust an.

§. 8. Das Aufbrechen alles zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwildes ist mit so wenigen Umständen verbunden, daß man weiter nichts zu thun hat als vom Waideloch an einen kleinen Einschnitt aufzuschärfen und das Geräusch und Gescheide herauszuziehen.

Zweites Kapitel.

Der Trappe.

Otis Tarda *L.* [1])

§. 1. Die Trappen gehören zur Ordnung der Sumpfvögel und zwar zur Familie der Trappen (Otidae). In Deutschland findet sich eine Art, die wir hier näher betrachten werden, ziemlich häufig; die andere aber, der Zwergtrappe (Otis tetrax *L.*), der in Sardinien und Sicilien, in Südrußland, in den tatarischen Steppen und Nordafrika gemein ist, selten. Er unterscheidet sich schon durch die Größe auffallend vom gewöhnlichen Trappen; er hat über die Flügel eine weiße Querbinde, 20 Schwanzfedern, von denen die zwei mittlern im Bürzel eingelenkt. Das Männchen hat blaugraue Kehle und Wangen und zwei schwarze Querbinden über den Schwanz; das Weibchen hingegen hat eine rostgelblich-weiße Kehle und drei dunkle Zickzackbinden über den Schwanz.

Als dritte Art dieser Gattung ist noch der Kragentrappe (Otis Houbara *Gm.*), der sich aus den steinigen Ebenen Nordafrikas und Arabiens nur äußerst selten nach Deutschland verirrt.

§. 2. Unser Trappe ist um vieles stärker als die größte Gans. Die Stärke und das Gewicht desselben läßt sich nicht genau angeben, da beides nach Maßgabe des Geschlechts, des Alters und der Jahreszeit sehr verschieden ist. Der männliche Trappe wiegt 18 bis 25 Pfund, der weibliche 11 bis 14 Pfund.

Kopf und Hals sind aschgrau. Zu beiden Seiten des Halses zieht sich

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 8. v. Wildungen, Taschenbuch vom Jahre 1796, S. 73. Meyer's Taschenbuch, I, 308 fg. W.

von den Kinnladen bis zu dessen Mitte ein kahler, unbefiederter, schwarzgrauer Streif. Ein ähnlicher kahler Fleck ist unter dem Schnabel sichtbar. Die Grundfarbe des Gefieders auf dem Rücken und an einem Theil des Halses über demselben ist schön rothbraun. Schwarze wellenförmige, auf dem Rücken und den Schultern weißgekantete Linien und Muscheln erscheinen darüber ziemlich regelmäßig verbreitet. Die größern Schwungfedern sind schwarz, nach dem Kiele zu weiß und haben weiße Schäfte; die kürzern Schwung- nebst den längern Deckfedern sind weiß. Da wo die letztern sich zu verkürzen anfangen, werden sie aschgrau, die hintern und obern aber sind dunkel- und hellbraun gemischt und mit schwarzen Querstreifen belegt.

Gleiche Farbe und Zeichnung haben die Schwanzfedern, bis auf die vier äußern, welche weiß sind. Die Brust, der Bauch, der After und die Schenkel sind mit weißgräulichem Gefieder bedeckt, der Flaum aber ist röthlich (rosenfarben).

Schnabel, Kopf und Hals sind beinahe ebenso wie bei den Truthühnern gestaltet.

Die Brust ist hoch gewölbt. Die Flügel stehen in Rücksicht der Länge nicht ganz im richtigen Verhältniß zu der Schwere des Körpers. Jeder derselben besteht aus 33 Federn, wenn man sieben im Deckflügel befindliche dazu rechnet. An der dritten, vierten, fünften und sechsten verkürzen sich die äußern Bärte auf einmal merklich.

Im Schwanz zählt man 22 Ruderfedern, unter denen die zwei mittelsten im Bürzel eingelenkt sind.

Die Füße sind ziemlich, aber nicht unförmlich lang und bis zu den Zehen mit einer kleinschuppigen grauen Haut bedeckt, welche man, wie bei den Schlangen, abziehen kann. An jedem Fuße hat der Trappe drei einzeln stehende Zehen, deren Haut schmalblättrig erscheint. Die Klauen oder Nägel sind kurz und abgestumpft. Eine kleine Erhabenheit unter den Füßen vertritt die Stelle der Fersen.

Die Werkzeuge des Gesichts, Geruchs und Gehörs sind größer als bei anderm Geflügel und sehr fein organisirt. Die Ohrenöffnungen haben nur eine leichte Bedeckung von kurzen Federn.

Am Gaumen und am innern Untertheile des Schnabels sind viele drüsige Körperchen, welche sich in sichtbaren Röhren öffnen.

Die Zunge ist zugespitzt, von außen fleischig und auf den Rändern mit scharfen kleinen Erhabenheiten besetzt. Inwendig hat sie einen knorpelartigen, mit dem Zungenbeine verbundenen Kern.

Der Trappe läuft sehr schnell, vermag sich aber wegen des Baues seiner Flügel nicht sogleich, besonders wenn ihm der Wind in die Federn geht, von der Erde zu erheben.

Ist er aber einmal im Fluge, so bewegt er sich mäßig geschwind und kann eine große Strecke, ohne auszuruhen, in der Luft fortstreichen.

Er ist äußerst scheu und furchtsam, empfindet auch jeden Schmerz sehr heftig. Der Jäger wird Gelegenheit haben zu bemerken, daß kein anderer Vogel von gleicher Stärke bei der leichtesten Verwundung so augenblicklich alle Beweglichkeit verliert, als dieser; daß er aber blos durch den Schreck getödtet werden sollte, ist eine Behauptung, welche ich aus Erfahrung weder zu bestätigen, noch zu widerlegen vermag. [1])

Nie habe ich einen Laut vom Trappen gehört.

§. 3. Der Hahn ist bedeutend stärker als die Henne, auch sind bei ihm die Farben des Gefieders lebhafter und anders vertheilt, und er zeichnet sich besonders durch einen haarigen Federbart aus, welcher an beiden Seiten des Halses vom untern Theile des Kopfes herabhängt. Außerdem hat er vor der Speiseröhre einen fast schuhlangen Sack, der sich hinter der Zunge öffnet.

§. 4. Die Balzzeit fällt in den Monat März. Während derselben geht der Hahn mit aufgeplaustertem Gefieder unter den Hennen herum, schlägt ein kleines Rad mit dem Schwanze und streckt den Federbart nach beiden Seiten aus. Er balzet mit mehrern Hennen, streitet sich mit seinen Nebenbuhlern, nach Art der zahmen Hähne, durch Schlagen mit den Flügeln, auf den Feind loshackend und springend, nicht ohne Hartnäckigkeit, um den Erwerb der Gattenrechte.

§. 5. Die Henne macht eine kleine Grube auf Saatfeldern in den Erdboden, legt zwei bis drei ins Olivenfarbige fallende, bleichbraun gefleckte Eier und brütet sie, ohne Beihülfe des Hahnes, in 28—30 Tagen aus. Sie geht nur so lange vom Neste, auf dem sie sonst sehr fest sitzt, als es nöthig ist, um das dringendste Bedürfniß der Aesung zu befriedigen. Bei der leisesten Berührung der Eier während dieser kurzen Abwesenheit verläßt sie ihr Nest für immer.

Einige Jäger wollen behaupten, daß, wenn man sich der brütenden Henne, selbst ohne sie zu stören, nähere, sie die Eier auf 2—300 Schritt wegtrage und sie in einer neuen Grube ausbringe. So unwahrscheinlich dies auch ist, so kann man es doch nicht für unmöglich ausgeben, da z. B. die zahme Gans während des Brütens oft ein Ei unter den Flügeln hält, und es selbst dann nicht fallen läßt, wenn man sie, ohne die Flügel zu heben, vom Neste nimmt. Auf ähnliche Weise würde die Trappe vielleicht im Stande sein, ihre Eier unter die Flügel zu nehmen und von einer Stelle zur andern zu tragen.

Gleich nachdem die mit dunkelbraunen Flaumfedern bedeckten Jungen

---

1) Die aber jedenfalls unrichtig ist. T.

ausgekrochen sind, führt sie die Mutter in das Sommergetreide und lehrt sie das Geäse suchen. Erst spät machen sie Versuche zu fliegen, wachsen aber gleich im ersten Herbst völlig aus.

§. 6. Wenn auch der große Trappe gleich seinen Stand oder Aufenthalt nach der Jahreszeit verändert, so entfernt er sich doch nicht weit genug von dem einmal gewählten, um zu den Zugvögeln gerechnet werden zu können.

Selten findet man, außer der Brütezeit, einen allein, sondern mehrere, oft viele, vereinigen sich im Herbst zu einem Fluge, den sie bis zur folgenden Legezeit nicht verlassen.

Morgens und abends fällt jeder Flug an demselben Ort auf, solange Geäse da vorhanden ist; man kann daher sagen: der Trappe hält Stand. Den Zug, welchen ein solcher Flug nimmt, um von einem Stande zum andern zu gelangen, verändert er so wenig, wie in der Regel der Hirsch den Wechsel.

§. 7. Die Aesung dieser Federwildart besteht nicht nur in den Samenkörnern, sondern auch in dem jungen grünen Aufschlage fast aller Getreidearten, in Wurzelwerk, als z. B. Möhren, Turnips und weißen Rüben. Vorzüglich soll der Trappe den Schierlingssamen lieben.

Es wäre schon der Mühe werth, hierüber Versuche anzustellen, weil, wenn dies wirklich der Fall ist, man vielleicht im Stande sein würde, ihn damit an einem Ort zu kirren, wo man ihm leichter Abbruch thun könnte.

Ueberhaupt fügt er den Feldern im Herbst und Frühjahr ungemein viel Schaden zu, besonders denen, welche mit Raps und Rübesaat besäet sind, weshalb an mehrern Orten, obgleich er zur hohen Jagd gehört, dessen Erlegung auch denen gestattet ist, welche nur zur Niederjagd berechtigt sind. Auch allerhand Insekten und Regenwürmer nimmt er an.

§. 8. Das Trappenwildbret muß in Essig einige Tage gebeizt werden und im Winter tüchtig durchfrieren, wenn es genießbar sein soll; dann ist es aber auch, als Pastete, gedämpft und gekocht, kalt, in Scheibchen geschnitten, mit Butterbrot zur Biersuppe gegessen, recht schmackhaft. Es hat fast überall das Ansehen von Rindfleisch; nur auf der Brust findet man einen Theil desselben, dem Hühnerfleisch ähnlich.

Der weichere Theil der Federn könnte wahrscheinlich zu Betten verwendet werden. Die Kiele geben sehr harte Schreibfedern.

§. 9. Da die Trappen sehr scharf äugen, vernehmen und wittern, auch überhaupt sehr scheu sind, so hält es schwer, ihnen Abbruch zu thun.

Nur im August wird man in einzelnen Haferstücken diesen Zweck mit dem Hühnerhunde erreichen, indem er entweder die Jungen, welche dann noch nicht gut fliegen können, wenn er rasch ist, fängt, oder, wenn sie sich

drücken, davorsteht wie vor Hühnern. Sie können zu dieser Zeit sehr leicht geschossen werden, und Schrot Nr. 3 ist zur Ladung stark genug. Späterhin, wenn sie völlig flugbar sind und, mit den Alten vereinigt, in Zügen zu 50—60 Stück auf den Saat- und Möhrenfeldern stehen, ist es, bei großer Vorsicht, zuweilen möglich, sich mit gutem Winde in einem Graben, oder hinter Wällen und dichten Zäunen bis auf Büchsenschußweite, auch wol nahe genug heranzuschleichen, um von einer mit Posten oder Schrot Nr. 0 geladenen Flinte Gebrauch machen zu können.

Nur selten, und an Orten wo sie nicht gestört werden, halten sie vor dem Schießpferde aus, wenn man, gleich von weitem her, so neben demselben geht, daß man durch dasselbe bedeckt ist. Oefter gelingt es anzukommen, wenn man auf einem mit grünem Reisig behängten Bauernwagen in gutem Winde hinanfährt.

Sonst hat man sich auch der Karrenbüchse bedient, eines aus neun Läufen, wovon drei auf den Fleck, drei etwas höher und drei etwas tiefer gerichtet sind, und welche durch den Abdruck eines Schlosses auf einmal entzündet werden, bestehenden und in einem Schafte vereinigten Gewehres. Man legte es auf die Leitern eines auf vorbeschriebene Art eingerichteten Wagens und unterstützte es durch eine im Boden eingelassene bewegliche Gabel, setzte sich, recht gut bedeckt, auf den Wagen, richtete beim Anfahren das Gewehr und konnte mit Kugeln 150—200 Schritt, mit Posten aber 100 Schritt weit schießen. Nur mußte man beim Anhalten der Pferde gleich schußfertig sein. Wenn man den Backen an der Karrenbüchse anlegen wollte, durfte man am Schafte nicht vorfallen, sondern mußte sie recht rückwärts an die Schulter anziehen, um den durch die Explosion des neunfachen Schusses bewirkten Stoß zu vermindern. Wahr ist es, daß man mit einem solchen Schusse, wenn er gelang, viel ausrichtete; aber selten konnte man dem Gewehre die gehörige Richtung geben. Daher kommt es, daß in neuern Zeiten von demselben kein Gebrauch mehr gemacht wird.

Wenn es stark geregnet oder geglatteist hat, brauchen die Trappen viel Zeit und laufen weit, ehe sie sich erheben können. Hat man dann ein rasches Schießpferd, so nähert man sich nach und nach mit gutem Seitenwinde, bis sie zu laufen anfangen; dann wirft man sich im vollen Lauf so vor, daß die Trappen in den Unterwind kommen (welcher, indem er ihnen in die Federn geht, das Auffliegen noch mehr verhindert), jagt hinan und schießt, sobald man nahe genug ist. Ein Schuß streckt oft mehrere nieder, weil sie bei dieser Gelegenheit mehr zusammen- als auseinanderlaufen.

Auch von guten Windhunden werden sie unter diesen Umständen, ehe sie auffliegen können, eingeholt und gefangen.

Da sie abends und morgens gewöhnlich denselben Zug nehmen, so

kommt es hauptsächlich darauf an, diesen genau zu beobachten, sich dann an einem schicklichen Ort gut zu verbergen und sie zu erwarten. Bei starkem Nebel und im Winter fliegen sie so tief und so wenig schnell, daß ein leidlicher Schütze mit groben Schroten auf jeden Schuß einen erlegen kann. Oft kommt man, wo sie häufig sind, an einem Abend oder Morgen zwei-, dreimal zum Schuß; trotzdem verändern sie auch in der Folge den Zug nicht leicht.

Die Verkleidung als Bauer, oder noch besser als Bäuerin, ist ihnen, vorzüglich wenn man einen Korb auf den Rücken nimmt, das Gewehr verbirgt und sich mit gutem Winde von der Seite unmerklich immer mehr nähert, am allerwenigsten verdächtig. Läßt man sich nicht durch Hitze übereilen, zu weit zu schießen, so kann man mit der Doppelflinte viel auf einmal ausrichten. [1])

Drittes Kapitel.

Der Kranich.

Grus cinerea *Bechst.* [2])

§. 1. Der gewöhnliche graue Kranich gehört zu den Sumpfvögeln und zwar zur Familie der Kraniche (Gruidae). Als Zugvogel bringt er den Sommer in Schweden, Schottland, Podolien, Litauen und in andern nördlichen Ländern zu. Dort nistet er in großen unzugänglichen Brüchen. Auch in einigen Gegenden Preußens war dies in frühern Zeiten öfters der Fall; jetzt sehr selten. Im Herbst (Monat October und November) zieht er durch Deutschland, Frankreich, Griechenland und besucht alle unter ge-

---

1) Aus Alap in Ungarn wird geschrieben: „Am 20. und 21. December 1859 ist in unserer Gegend (im Stuhlweißenburger Comitat) bei einer Kälte von 5—6 Grad unter Null ein dichter Regen gefallen (der gemeine Mann nennt einen solchen Regen treffend Ólmos esö, Bleiregen), welcher den Boden mit einer Eisrinde überzog und die hier überwinternden Trappen in große Gefahr brachte. Indem nämlich während des dreißigstündigen Regens an ihrem Gefieder sich Eiszapfen bildeten, waren die ohnehin schwerfälligen Thiere von dieser Last in ihren Bewegungen gelähmt und außer Stand, von ihren Flügeln Gebrauch zu machen; sie wurden daher von den Landleuten mit leichter Mühe theils mit den Händen lebendig eingefangen, theils mit Hacken erschlagen. In runder Summe dürften bei 150—200 Stück erlegt worden sein. Die meisten, nämlich 32 Stück, fing ein retszilaser Insasse. Mit wenigen Ausnahmen wurden sie nach Kis- und Sarbograd auf den Markt gebracht und dort das Stück um zwei Gulden losgeschlagen. Das Fleisch wurde zum größten Theil eingepökelt." T.

2) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 10. v. Wildungen, Taschenbuch vom Jahre 1797, S. 87. Meyer, Taschenbuch, II, 349 fg. W.

mäßigtern Himmelsstrichen liegende Länder Europas, England ausgenommen, wo man ihn jetzt gar nicht mehr sieht, obgleich er in ältern Zeiten dort nicht selten gewesen sein soll. Den Winter bringt er in Aegypten, Lybien, Indien und mehrern heißen Ländern zu. Zu Anfang des Frühlings (Monat März) beginnt er den Rückzug nach seinem Sommerstand.

Schon den Alten war er als Zugvogel bekannt. Sie ließen ihn drei Monate hindurch an den Quellen des Nil durch die Pygmäen (eine vorgebliche Zwergnation) bekämpfen, wahrscheinlich weil die Kraniche während ihres Aufenthalts in jenen Gegenden den Feldern so viel Schaden zufügen, daß diese durch Kinder, aus denen man Pygmäen schuf, bewacht werden müssen.

Der Kranich ist einer der größern bei uns bekannten Vögel. Er ist 3′ 6 bis 9″ hoch, hat gegen 6′ Flugweite und wiegt gegen 10—15 Pfund. Der schwarzgrünliche, an der Spitze hornfarbene, am Grunde röthliche Schnabel ist nur an der Spitze etwas gewölbt, sonst gerade, $3\frac{1}{2}$″ lang und so geformt, daß er vermittelst desselben in sumpfigen Gegenden die Aesung aus der Erde hervorholen kann.

Der Vorderkopf ist schwarz, mit Borsten besetzt; der Hinterkopf mit kahler, warziger, beim Männchen höher, beim Weibchen lichter roth gefärbten Haut bedeckt. Von beiden Augen läuft ein weißer Streifen in dem am Nacken befindlichen dunkelgrauen Dreieck zusammen und geht von da bis zur Hälfte des Hinterhalses herab.

Die Kehle, die Seiten und die Spitzen der Schwanzfedern sind schwärzlich; die Flügel an den vordern Schwungfedern schwarz, an den hintern röthlichgrau gefärbt. Ganz am Ende jedes derselben breitet sich, wenn der Kranich steht, aus einem Kiele ein großer krauser Federbüschel, welcher aufgerichtet und niedergelegt werden kann, über den Schwanz aus. Aschgrau ist die Farbe desselben, wie größtentheils des übrigen Gefieders. Zusammengelegt reichen die Flügel bis an die Spitze des 8″ langen Schwanzes.

Die Füße sind, mit Einschluß der nackten Schenkel, 13″ lang, sodaß die Kraniche im Stande sind, Nahrung in flachen Gewässern zu suchen, nicht stark, und mit einer schwärzlichen, schuppenartigen Haut überzogen. Drei lange, bis an das erste Gelenk mit einer Haut verbundene Zehen, und eine kürzere, nach hinten zu gewendete, alle mit kurzen Klauen bewaffnet, sind so gestellt, daß der Gang auf weichem schlammigen Boden dadurch erleichtert wird. Das Weibchen ist etwas kleiner, am Hinterkopf nicht so kahl, heller aschgrau und am Bauch rostfarben.

Merkwürdig ist die beiden Geschlechtern eigenthümliche Bildung der Luftröhre. Meyer beschreibt sie folgendermaßen: „Nachdem die Luftröhre auf der rechten Seite in den Brustknochen seiner ganzen Länge nach hineingegangen ist, steigt sie aufwärts und läuft längs der hintern Seite, dann

macht sie eine Beugung, geht wieder bis zur Hälfte des Brustknochens zurück und beschreibt einen halben Bogen, steigt abermals aufwärts, beugt sich auf der linken Seite nach der Brusthöhle und theilt sich dann in die zwei Luftröhrenäste. Schon im Jahre 1555 hat Pierre Bellon diesen besondern Luftröhrenbau gekannt und genau beschrieben."

Durch ihn wird der höchst unangenehme, in der Nähe bis zur Betäubung starke Laut, den man so oft hört, bewirkt. Der Brustknochen hat keinen scharfen Rand, wie bei andern Vögeln, sondern ist rund, die untere Fläche hat zwei Hervorragungen, damit die Luftröhre nicht gepreßt werde und zur Biegung Raum habe.

Der Kranich hat einen ernsten, bedächtigen Gang, wie der Storch, scheint aber weniger phlegmatisch oder melancholisch zu sein; denn er macht sich im Frühling wol zuweilen ein Späßchen auf seine eigene Hand, indem er einige Sprünge thut, ein kleines Stückchen Holz mit dem Schnabel aufhebt, in die Höhe wirft und wieder fängt. Man bemerkt dies vorzüglich bei den Männchen. Ich vermuthe, daß diese Fröhlichkeitsäußerungen durch das erste Erwachen des Begattungstriebes veranlaßt werden.

Er ist so schlau und mit so scharfen Sinneswerkzeugen begabt, dabei so schüchtern und wachsam, daß es dem Jäger oft sehr schwer wird, ihm nahe zu kommen. Doch sollen jung eingefangene sich leicht zähmen lassen. Die Polen bringen dergleichen, sogar zu Kunststücken abgerichtete, nach Danzig und Königsberg.

Nur mit Anstrengung erhebt sich der Kranich von der Erde; hat er aber erst eine gewisse Höhe in der Luft erreicht, so wird ihm das Fliegen immer leichter, und oft schwingt er sich so hoch auf, daß er dem unbewaffneten Auge kaum sichtbar bleibt. Vorzüglich geschieht dies bei hellem Wetter und reiner Luft. Ist es hingegen nebelig, so zieht er tief genug, um ihn mit der Büchse erreichen zu können. Mir selbst ist dies einmal gelungen.

Nie sieht man in unsern Gegenden einen allein, sondern sie vereinigen sich auf ihrem Zuge zu 60, 80—100 Stück. Um sich das Fliegen zu erleichtern, führt einer den Zug an. Dicht hinter ihm folgen zwei, jedem von diesen wieder einer und so fort. Auf diese Weise wird ein spitzer, sich bei reiner Luft mehr, bei dicker minder erweiternder Winkel gebildet, ähnlich einem ≺.

Eine optische Täuschung mag Veranlassung zu der Sage gegeben haben, daß zuweilen die hintern im Zuge ihre Köpfe auf die Schwänze der vordern stützten, um auszuruhen. Wahr ist es aber, daß der Anführer des Fluges, wenn er sich ermüdet fühlt, einem der folgenden seine Stelle abtritt und sich hinten anschließt. Unaufhörlich vernimmt man, wenn sie bei Tage oder bei der Nacht in der Luft ziehen, ihren kreischenden Laut. Er ähnelt

dem Gequitsche eines ungeschmierten Rades und gab Anlaß zu der Fabel vom wüthenden Heere.

Sie sollen, wie man behauptet, 40 Jahre und darüber alt werden.

§. 2. Wahrscheinlich balzen die Kraniche schon auf ihrem Frühlingszuge. Sie paaren sich nicht, sondern ein Hahn bestreitet mehrere Hennen. Im Mai legt das Weibchen in sumpfigen Gegenden zwei graugrünliche, hellgrau gefleckte Eier auf zusammengetragenes Schilf, Moos und dürres Gekräuter, zwischen Binsen und Erlenbüschen, und brütet sie binnen vier Wochen aus. Sobald die Jungen flugbar werden, entfernen sich die Alten und überlassen ihnen an Orten, wo sie ohne Schwierigkeit Aesung finden, die Sorge für ihre Erhaltung.

Daß man diese Federwildart in Menge findet, ist natürlich weniger Folge ihrer Fruchtbarkeit, als in der Schwierigkeit begründet, welche der Jäger zu besiegen hat, wenn er ihnen Abbruch thun will.

§. 3. Womöglich suchen die Kraniche selbst auf dem Zuge ihren Stand in ebenen, sumpfigen Gegenden und wählen da mancherlei wilde Sämereien, Kräuter, auch Schnecken, Eidechsen, Muscheln, Gewürme und Insekten aller Art zur Aesung. Auf diese Weise vergüten sie doch einigermaßen durch das Hinwegschaffen mancher schädlichen Thiere den nicht unbeträchtlichen Nachtheil, welchen sie im Frühling sowol, wo sie häufig auf der grünen Saat auffallen, diese dicht an der Wurzel abbeißen und mit Lüsternheit verzehren, als auch im Herbst, indem sie einen großen Theil des ausgestreuten Weizensamens oder die jungen grünen Stauden begierig verschlucken, den Feldern um so mehr zufügen, da ihre Flüge so starkzählig sind, obgleich sie sich höchstens zwölf Stunden an einem Ort dabei aufhalten.

§. 4. Schon die alten Römer hielten das Kranichswildbret für einen Leckerbissen; nicht weniger die Engländer, als es auf ihrer Insel noch zu erlangen war. Wahrscheinlich ist die Kunst, es zuzubereiten, verloren gegangen [1]); denn heutzutage will man es, wenigstens bei uns, nicht sehr genießbar finden. In den nördlichern Ländern, wo der Kranich nistet, ißt man ihn jedoch, und, wie Kenner versichern wollen, soll besonders die Brühe äußerst kräftig sein. Von Jacobi an bis in den Spätherbst soll das Wildbret am besten sein.

Mit den obenerwähnten krausen, faserigen Federbüschen schmücken die

---

1) Horaz sagt in der achten Satire des zweiten Buchs, wo er einen Schmaus sehr launig beschreibt, man habe auch Kranichwildbret mit vielem Salz und Mehl dabei aufgetragen:

> Bursche folgen und tragen in großer Schüssel zerstückten
> Kranichs Glieder, besprengt mit der Fülle des Salzes und Mehles.
> Auch die von der saftigen Feig' anschwellende Leber der Weißgans u. s. w.
>
> Sermon. II, Sat. VIII, V. 85–88. W.

Tataren ihre Mützen. Die Kiele der Flügelfedern würden zu Schreibfedern zu gebrauchen sein.

§. 5. Die Jagd auf den Kranich ist schwierig und nur selten von glücklichem Erfolge belohnt; denn theils zieht er nur selten tief genug in der Luft, um ihn selbst mit der Büchse zu erreichen, und auch in diesem Fall ist das Gelingen eines solchen Schusses eher dem Zufall als unserer Kunst zuzuschreiben, theils findet man ihn immer in einem starken Corps vereinigt auf einer Pläne stehend, wo es schon schwer genug wäre, sich dem einzelnen zu nähern, wie vielmehr einer Gesellschaft, welche sich ununterbrochene Wachsamkeit zum Gesetze gemacht zu haben scheint. Immer und auf allen Seiten sind Wachen ausgestellt, welche, ohne durch militärische Zwangsmittel dazu angehalten zu werden, doch bei Tage und bei der Nacht die Annäherung irgendeines wahren oder eingebildeten Feindes, den Vorposten unserer disciplinirtesten Armeen gleich, nicht nur bemerken, sondern auch augenblicklich signalisiren. Ein einziger warnender Laut reicht hin, das ganze Corps sogleich zum Aufbruche zu bringen.

Um den Wachen die nöthige Ruhe zu verschaffen, werden sie regelmäßig abgelöst.

Solche und ähnliche Bemerkungen bestimmten gewiß die Alten, den Kranich zum Symbol der Wachsamkeit zu wählen, und da man ihn auf der Wache immer nur auf einem Fuße stehend fand, wahrscheinlich um den andern auszuruhen, so setzte man hinzu: er halte in dem aufgehobenen Fuße einen Stein, um bei einer doch möglichen Uebermannung durch Schlaf durch das Herabfallen desselben geweckt zu werden.

Ist man nun auch gleich in der Folge dahin gekommen, dies mit Recht für fabelhaft zu erklären, so kann doch ebenso wenig geleugnet werden, daß es sehr schwierig für den Waidmann ist, die stets gespannte Aufmerksamkeit dieser Federwildart zu überlisten.

Den Anstand auf dem Zuge abgerechnet, bedient man sich bei dem immer mislichen Versuche, die Jagd auf Kraniche zu betreiben, nicht nur derselben Hülfsmittel, welche bei den Trappen als anwendbar mitgetheilt worden sind, sondern man hat sich auch bemüht, noch andere ausfindig zu machen, welche ich hier angeben werde.

So beizt man sie, z. B. in Asien, auf eben die Art, wie sonst bei uns die Reiher mit abgerichteten Falken, welche Kranichfalken genannt werden. Man läßt aber mehr als einen Falken auf einmal nach dem Kranich steigen. Indem dieser, um seinen Feinden zu entkommen, sich immer höher emporschwingt, gehen ihm jene unablässig nach, bis der Verfolgte sowol als die Verfolger dem unbewaffneten Auge unsichtbar werden. In diesen höhern Regionen wird endlich die Luft zu dünn, um dem Kranich erträglich zu

sein, vielleicht werden auch seine Kräfte durch die fortdauernde Anstrengung erschöpft; kurz, unter jämmerlichem Klagen (Schreien) stürzt er aus der Höhe herab, ihm nach die Falken. An der Erde auf dem Rücken liegend, ereilen sie ihn. Hartnäckige Vertheidigung von der einen, und heftige Angriffe durch immerwährende Stöße von der andern Seite werden solange ununterbrochen fortgesetzt, bis endlich der herzueilende Jäger dem Kampf ein Ende macht.

In unsern Gegenden macht man an Orten, wo die Kraniche, um auszuruhen, oder Nahrung zu suchen, gewöhnlich auffallen, so tiefe Gruben, daß sie, um das hineingestreute Futter herauszuholen, den ganzen Hals hineinstecken müssen. Oben über die Gruben legt man auf Strohhalmen mehrere starke Schleifen von Pferdehaaren oder Messingdraht und befestigt diese an Leinen, welche an tief eingeschlagene Pfähle gebunden, völlig mit Erde bedeckt werden. Bei dem Bemühen, das Futter aus der Tiefe hervorzuholen, verengert sich die Schlinge und zieht sich, wenn die Gefangenen zurückwollen, völlig zu, sodaß sie nun nicht mehr entkommen können.

Ferner gräbt man graue Papierdüten, welche so weit sein müssen, daß der Kranich mit dem Kopf hineinkann, in der Erde ein, legt Erbsen, Bohnen oder andere Aesung auf den Boden derselben und bestreicht den obern Rand mit Vogelleim. Während des Versuches, das Futter zu erlangen, klebt die Düte am Gefieder an, blendet den Ueberlisteten, welcher sich nun possirlich genug, aber immer vergeblich herumtummelt, um die fatale Kappe los zu werden.

Viertes Kapitel.

Das Auerhuhn.

Tetrao Urogallus *L.* [1])

§. 1. Der Ausdruck Auergeflügel bezeichnet die ganze Federwildart, von welcher in diesem Kapitel die Rede sein wird, ohne auf den Unterschied des Geschlechts Rücksicht zu nehmen.

Auerhahn ist bei uns die gewöhnliche Benennung des männlichen

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 1. v. Wildungen, Taschenbuch, 1794, S. 22. Meyer, Taschenbuch, I, 293. W. — Léon de Thier, La chasse au coq de Buyère, récit de chasses dans les Ardennes, histoire naturelle de diverses espèces de Tétras, leurs moeurs, les lieux qu'ils habitent, l'art de les chercher, de les tirer, de les élever en volière etc. (Lüttich und Paris 1862). T.

Geschlechts. An andern Orten kennt man ihn unter dem Namen Urhahn, Waldhahn, Gurgelhahn, Riedhahn, Alphahn.

Durch die Benennung Auerhenne, Urhenne, Alphenne wird das weibliche Geschlecht bezeichnet.

Das Auerwild gehört in die Ordnung der Hühner (Gallinaceae), und zwar zur Gruppe der Waldhühner (Tetraonidae).

§. 2. Man findet das Auerwild vorzüglich in den Nadelwaldungen des nördlichen Europa und Asien, auch in waldigen Gebirgen des mittlern und südlichen Europa. In Rußland und Lappland ist es nicht selten, in Sibirien häufig. In Deutschlands waldigen und bergigen Gegenden wird es überall, obgleich an wenigen Orten in Menge gefunden.

Es steht vorzüglich gern in weitläufigen Nadelhölzern, besonders wenn sie mit Buchen untermengt sind; doch hält es auch in reinern Laubholz-Hochwaldungen Stand. Am meisten liebt es Gegenden, wo Berge mit Thälern, oder doch Anhöhen mit feuchten Vertiefungen abwechseln. Das Auergeflügel hält sich, außer an Regentagen, wo man es nicht selten auf lichten Stellen antrifft, bis zum Einbruch der Nacht im Dickicht am Boden verborgen und steigt dann, um im Schlafe vor Raubthieren gesichert zu sein, mit weit hörbarem Geräusch zu Baume; man bezeichnet dies mit dem Ausdruck Einfall.

Zum Geäse wählt es im Winter Knospen der Nadelhölzer sowol als der Laubhölzer, vorzüglich der Buchen, auch reife Wachholderbeeren; im Frühling, Sommer und Herbst Blätter und Blüten von Buchweizen, Blatterbsen, Schafgarbe, Löwenzahn, Klee- und Waldwicken. Sobald an allen diesen Gewächsen der Same sich zu bilden anfängt, nimmt es keine spätere Blüte derselben mehr an, sondern begnügt sich dann entweder mit den jüngern grünen Blättern, oder es äset zu seiner Zeit reife Heidel-, Brom- und Himbeeren, späterhin Buchnüsse und Eicheln. In dem aufgeschnittenen Kropf, welcher rund ist und eine ungewöhnliche Größe hat, findet man öfters kleine Kieselsteine und Wasserschneckengehäuse, auch zuweilen Getreidekörner, besonders vom Weizen.

Nach Art körnerfressender Vögel kratzt es gleichfalls den Boden wund. Nur das zur Frühlings-, Sommers- und Herbstzeit in Laubholzwaldungen Stand haltende Auergeflügel streicht im Winter bei tiefem Schnee fort, in vielleicht stundenweit entfernte Nadelholzbestände, kehrt aber mit Eintritt des Frühlings in der Regel zum Sommerstand zurück.

§. 3. Der Auerhahn weicht in Rücksicht der Stärke nicht nur, sondern auch in den Farben des Gefieders so sehr von der Henne ab, und hat überhaupt so viel Eigenes, daß ich in den folgenden Paragraphen von beiden Geschlechtern besonders zu handeln für nöthig halte.

Die Gefiederfarben werden so verschieden beschrieben, daß man zu glauben versucht wird, sie müßten sich nicht nur nach Maßgabe des Alters, sondern auch des Klimas und des Standes verändern. Doch kann diese so abweichende Darstellung auch mit daher rühren, daß die Lichtstrahlen während der Beobachtung in verschiedenen Richtungen auf das Gefieder fielen, wodurch es jedesmal in andern Schattirungen erschien.

§. 4. Der gelbliche, $2^1/_4''$ lange Schnabel des Auerhahns ist kolbig zugespitzt und sehr gekrümmt. Am Gaumen bemerkt man eine verhältnißmäßige Vertiefung, in welcher die spitzige Zunge liegt. Viele ältere Jäger behaupteten irrigerweise, er habe gar keine. Die in der Folge mehr aufgeklärte Erscheinung, daß sich bei den meisten geschossenen Auerhähnen, indem sie enden, die Zunge mehr oder weniger zurückzieht, war die Ursache dieser Irrthümer. Es scheint, daß sie nur bei den zur Balzzeit geschossenen Auerhähnen so schwer zu sehen ist. Vielleicht muß dann der Hahn, um den ihm eigenen sonderbaren Laut hervorzubringen, die Zunge so legen, daß sie, durch den Schrecken und den Schmerz, welche gerade in diesem Augenblick die tödliche Verwundung verursachen muß, mit der Spitze sich in den Schlund zurückzieht und dadurch unsichtbar werden könnte. Die Luftröhre ist, ähnlich wie beim Kranich, trompetenartig gebogen. [1])

Die Nasenlöcher sind mit kurzen, schwarzen Federn besetzt.

Mehr oder weniger breite, kahle, warzige, rothe Flecken treten je nach dem Alter mehr oder weniger deutlich über den Augen hervor.

Der Kopf ist, ins Violette spielend, schwarzblau; ein ziemlich langer schwarzer Federbart hängt von der Kehle herab. Das gleichfalls schwarze Gefieder am Hinterhalse, Rücken, Bauch und an den Seiten der Brust ist mit einzelnen weißgrauen Federn untermengt. Schön stahlblau und glänzend erscheint der vordere Theil des Halses und der Brust.

In der braunen Grundfarbe der obern Deckfedern an den Flügeln verlaufen sich auch schwarze Schattirungen; auf dem mittelsten Flügelgelenk wird

---

1) Ueber das oben Bemerkte spricht sich Dr. Wolf in Meyer's Ornithologischem Taschenbuch, I, 294, Anmerk., folgendermaßen aus: „Die Luftröhre geht auf der linken Seite herunter, biegt sich am obern Theil des Kropfes etwas nach dem Rücken zu, dann nach vorn; hierauf macht sie eine große Beugung nach hinten und krümmt sich wieder aufwärts bis an die Beugung nach vorn; dann krümmt sie sich wieder nach unten und läuft endlich neben dem Schlunde hinab in die Lungen. An der Luftröhre läuft ein Muskel herab bis zur ersten Beugung nach vorn, von dieser nicht an der großen Beugung herum, sondern geht sogleich auf die letzte nach den Lungen zu gerichtete über, und ein Theil läuft oberhalb, der andere unterhalb der Luftröhre; auf beiden Seiten theilt sich jeder derselben in zwei Theile, von welchen der eine an der Luftröhre hinabgeht, der andere bis an das Brustbein, wo er angewachsen ist. Bei drei Jungen wurde die Krümmung der Luftröhre nicht bemerkt, sondern sie lief gerade am Schlunde fort, auf der linken Seite des Kropfes in die Brusthöhle hinein. Die Zunge lag bei diesen Jungen im Schnabel ziemlich weit nach vorn."

Waren diese Jungen vielleicht weiblichen Geschlechts, worüber Herr Dr. Wolf sich ebenso wenig äußert als darüber, ob er überhaupt Weibchen untersucht hat, so würde dadurch des Herrn Prof. Oken Angabe, daß nur dem Auerhahne jener Luftröhrenbau, und des Verfassers Vermuthung, daß auch ihm allein die Zurückgezogenheit der Zunge eigen sei, bestätigt. W.

ein weißer Punkt sichtbar. Die innern Deckfedern derselben sind schwarz gefärbt. Ebenso die größten Schwung- und die 16 Ruderfedern. An jeder derselben zeigen sich dem Auge so regelmäßig geordnete weiße Flecken, daß sich diese, wenn der Auerhahn mit seinem 12″ langen Schwanz zu einer Zeit, wo man es beobachten könnte, ein Rad schlüge, in genau abgerundeter Form darstellen würden. Die Schwanzdeckfedern sind schwarz mit gelblichen Einfassungen; das Gefieder unter dem Schwanz ist schwarz mit Weiß durchmengt.

Die $3\frac{1}{2}$″ hohen Füße sind bis an die dunkelgrauen, mit schwarzen stumpfen Klauen bewaffneten Zehen [1]) mit dunkelrostbraunen, weißlich gefleckten und durchsprengten Federn besetzt. Dieses Gefieder geht während der Balzzeit größtentheils verloren, ersetzt sich aber in der folgenden Rauzeit (Mause) — im Sommer — vollkommen.

Die Länge eines ausgewachsenen Auerhahns beträgt beim einjährigen 2′ 8″, beim ältern bis 3′ 4″; die Breite von einer Flügelspitze zur andern $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$′. Das Gewicht ist 10—14 Pfund, als Mittelgewicht dürfen wir 11—12 Pfund annehmen, einzelne Exemplare können sogar 16—18 Pfund schwer werden.

§. 5. Die Balzzeit fängt, je nachdem die mildere Frühlingswitterung den Begattungstrieb früher oder später erweckt, gegen das Ende des Monats März, oder zu Anfang des April, in Gebirgen oft dann schon an, wenn sie noch tief mit Schnee bedeckt sind. Sie dauert vier bis fünf Wochen. [2])

Bis zu dieser Zeit stehen die ältern Hähne von den Hennen abgesondert. Dann aber suchen sie auf den ihnen bekannten Balzen den einmal gewählten Stand wieder auf und jeder alte Hahn versammelt 10—12 Hennen um sich her.

Selbst im Greisenalter duldet er keine jüngern Nebenbuhler in seiner Nähe, sondern vertheidigt die Rechte, welche er über sein Serail zu haben glaubt, so lange mit Hartnäckigkeit, bis ein glücklicher Schuß des wachsamen Jägers jene in den Stand setzt, die gewiß nicht trostlosen Witwen unter sich zu vertheilen, und sie für so manches durch die eifersüchtigen Grillen des Despoten erduldete Ungemach schadlos zu halten.

Eben in dieser mit dem Alter, selbst bei dem Gefühl des zunehmenden Unvermögens wachsenden Eifersucht und Gier nach Alleinbesitz ist einer der

---

1) Herr Mewes, Conservator des königl. Museums in Stockholm, hat durch langjährige Beobachtungen nachgewiesen, daß das Auer-, Birk- und Haselwild, sowie das Felsenschneehuhn die Nägel jährlich einmal, und zwar von Ende Juni bis Anfang August wechselt. T.

2) Nicht selten tritt der Hahn bei anhaltend milder und sonniger Witterung schon im Februar auf die Balz. Es sind auch hinreichend verbürgte Beispiele bekannt, daß Auerhähne im Juli, August und auch im Spätherbst balzten. T.

Hauptgründe zu suchen, warum sich das Auergeflügel nirgends so vermehrt, wie es sonst wol könnte. [1])

Abends, wenn die Nacht den Tag fast ganz verdrängt hat, steigt während der Balzzeit der Auerhahn meistentheils in die Spitze, zuweilen aber auch auf einen tiefern Seitenast eines starken Nadelholzstammes, oder im reinen Laubholze, einer Aspe oder Buche, seltener einer Eiche, zu Baume. [2]) Er nimmt dann jedesmal genau denselben Stand wieder, welchen er am ersten Tag wählte. [3])

Beunruhigung, welcher Art sie sei, veranlaßt den Auerhahn zur Wahl eines andern Einfallbaumes in der Nähe des Balzes, d. h. des Ortes, wo das Auergeflügel balzet, meist für die ganze Dauer der Balzzeit des laufenden Jahres; Schlagführungen, welche den Waldbestand im Umkreise des Balzes wesentlich angreifen, besonders wenn bei denselben die Einfallbäume mit getroffen werden, verursachen bei Hähnen und Hennen gänzliche Entfernung vom vorherigen Balze und Versetzung desselben in andere dazu geeignete Districte des Standreviers.

Nach des Verfassers Wahrnehmungen bleiben alte Hähne nach dem Einfalle bis gegen zwei Uhr morgens stumm und unbeweglich auf ihrer Standstätte, um der Ruhe zu pflegen. Nur junge Hähne üben sich bisweilen im Herbst des ersten Lebensjahres, öfter beim Beginn der nächstfolgenden Balzzeit, abends, wenn sie zu Baume gestiegen sind, durch anfänglich unvollkommenes Ausgeben der einzelnen Laute des Balzlautsatzes (in der Sprache der Tonkünstler zu reden) auf das Hervorbringen des ganzen Satzes gleichsam ein. Bald bringen sie es zu gleichem Grade von Virtuosität wie die alten, und so ertönt nach Verfluß weniger Tage der Balzzeit da, wo mehrere Hähne an einem Balze stehen, in der frühesten Morgenzeit und bis zur Tagesdämmerung von verschiedenen Standstätten her bei günstiger, das heißt nicht allzu stürmischer, mehr kalter als warmer Witterung, der Balzlautsatz vollständig nach seinen drei Theilen, nämlich:

1) ein gleichsam doppelt schnalzender Laut, welcher ungefähr so erklingt, als wenn zwei völlig ausgedörrte Stöcke von hartem schalenlosen Holze

---

1) Man sollte daher die alten Hähne, welche am frühesten balzen, gleich zu Anfang der Balzzeit wegnehmen. Die jungen hätten dann gleiche Rechte auf die herrenlosen Hennen und würden sich entweder, einer stillschweigenden Uebereinkunft zufolge, in den Besitz derselben theilen, oder es träte doch wenigstens an die Stelle des entnervten alten ein rüstiger junger, von dessen Kraftfülle sich eine vollzähligere Nachkommenschaft erwarten ließe. W.

2) Ein vortrefflicher Artikel „Zur Auerhahnbalz" von Sch. befindet sich in der Jagdzeitung, 1860, S. 505 und 535. Vgl. auch Auerhahnbalz von Dominik Geyer (Wien 1856). T.

3) Gewöhnlich steht er dann einige Minuten bewegungslos, sichert lange und scharf und bewegt dann den Hals zusammenziehend oder streckend, als ob er mit Mühe etwas schlucken oder sich erbrechen wollte, und grunzt dabei. Dieses Bewegen des Halses nennt man kröpfen oder worgen.

Hähne, welche abends nicht worgen,
Bleiben stumm am nächsten Morgen. T.

zusammengeschlagen werden.[1]) Dieser Laut wird in der Waidmannssprache durch Knappen, Kleppen, Klöckeln, Klocken bezeichnet.[2]) Das Knappen, einzeln und abgesetzt vernommen, ist als Vorspiel zum Balzlautsatz zu nehmen. Oefter, immer schneller (accelerando), zusammenhängender wiederholt, ein gutes Vorzeichen für den Jäger, tritt es gemeiniglich fast in Zusammenhang mit

2) einem besonders sich unterscheidenden, in abgesetztem Mitteltone vernehmbaren, dem prallenden Zungenklatsch allenfalls zu vergleichenden Schnalzen, in der Jägersprache Hauptschlag genannt. Er wird dem Jäger beachtungswerth, weil demselben

3) ein in tiefern und höhern, ungeregelten, aber nicht widrigen Tonausweichungen wechselndes, dem leisen Wetzen einer Sense nicht unähnliches Geschwirr, welches, bald weniger, bald mehr, doch selten über einige Secunden ausgehalten, unmittelbar sich anschließt. Dieser Schlußtheil des Balzlautsatzes, in der Jagdkunstsprache durch Schleifen oder Wetzen bezeichnet, ist deshalb ausgezeichnet wichtig für den Waidmann, weil, wenn und solange er ertönt — aber auch nur dann — der Auerhahn in der That weder äuget noch vernimmt[3]), obwol er wie die Henne mit äußerst scharfem Gesicht und feinem Gehör ausgestattet und daher sonst sehr scheu ist. Je heftiger der leidenschaftliche Taumel ist, in welchem er sich befindet, desto öfter und schneller hintereinander erfolgen jene lauten Ausbrüche des Entzückens, und es pflegt in diesem Fall das, im entgegengesetzten den neuen Balzsatz nur präludirende Knappen, den Schlußtönen des Schleifens so schnell zu folgen, daß hierdurch Döbel und mit ihm der Verfasser des gegenwärtigen Werks (vgl. erste Ausgabe, I, 344) verleitet wurde, irrigerweise zu sagen: es schließe der Satz wieder mit einem prallenden Schnalz.[4]) Dabei dreht und wendet er sich auf einer und derselben Stelle, oder geht, wenn es die Richtung des Standastes zuläßt, mit vorwärts gestrecktem Kopfe, aufgeblähtem Kropfe, herunterhängenden Flügeln, gehobenem, radförmig ausgespreiztem Spiele (Schwanze) auf demselben pathetisch langsam umher, und unterhält so den Beobachter auf die belustigendste Weise durch Laut und Geberde.

---

1) Oder ähnlich einem gedämpften doppelten Knacken eines Gewehrhahnes. T.

2) Dem Knappen geht zuweilen ein eigenthümlicher Kehllaut, das „Kröchen" voraus, das fast wie „Klock" klingt. T.

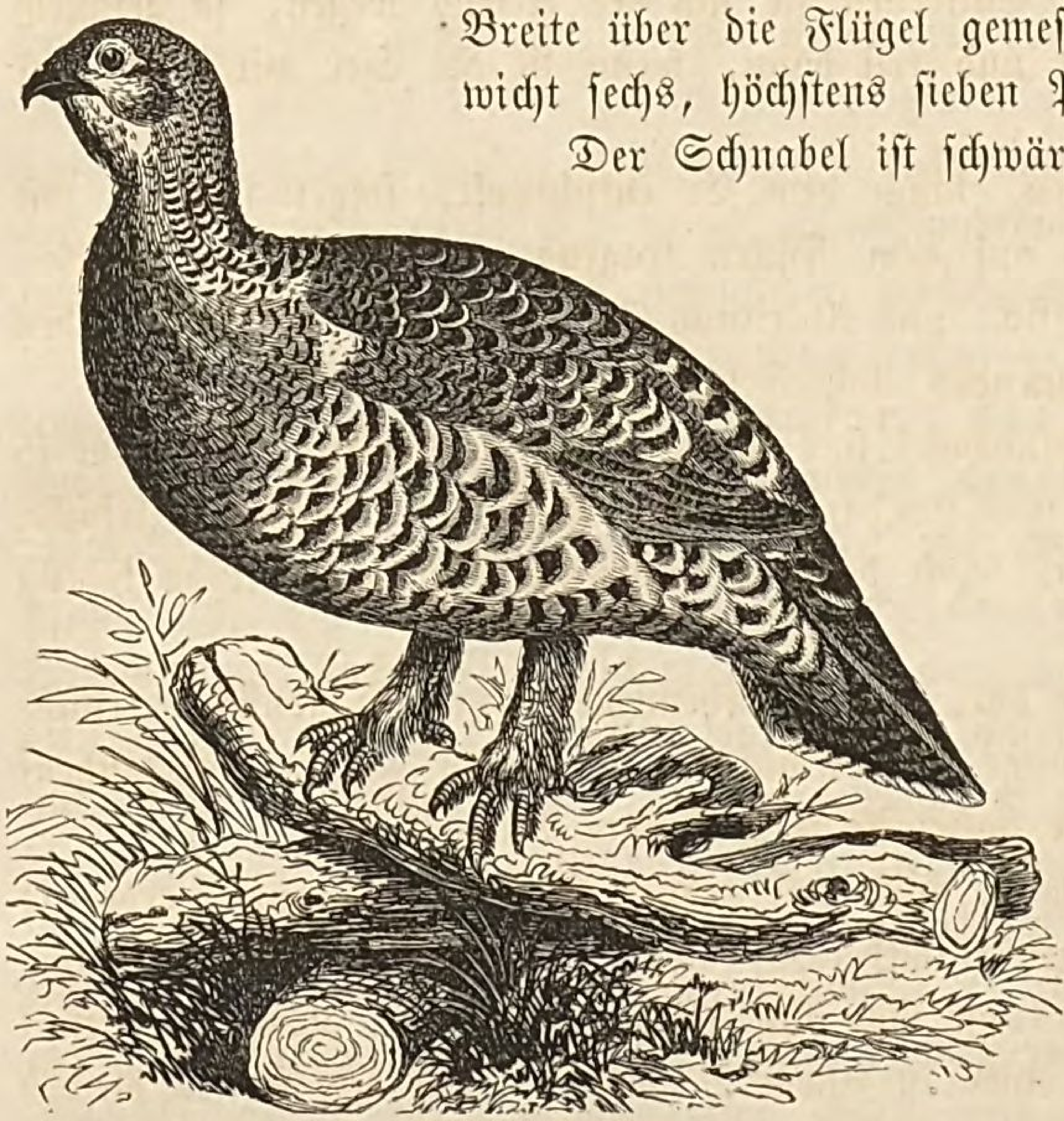
3) Aber doch windet, was besonders zu berücksichtigen ist, wenn der Auerhahn auf der Erde balzt. T.

4) Obenstehende Darstellung gründet sich auf die in Beziehung auf die frühern vom Hrn. Oberforstmeister v. Wildungen im Hartig'schen Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, 1806, Heft 2, S. 215 u. fg., mitgetheilten, durch neuere Wahrnehmungen des Verfassers vollkommen bestätigten Bemerkungen. W.

Uebrigens ist der Vergleich so unpassend nicht, wenn man von einem jungen Menschen, welcher der Leidenschaft für das schöne Geschlecht den Zügel bis zum Uebermaß schießen läßt, sagt: er ist verliebt wie ein Auerhahn. Oft hat ja dieser noch das voraus, daß er besonnene Augenblicke hat, jener fast nie.

Mit Tagesanbruch steigt der Auerhahn von seinem Stande herab zu den Hennen, befriedigt zuvörderst seine wollüstigen Triebe durch immer wechselnden Genuß und sucht hernach im geselligen Vereine mit seinen Schönen, ohne sich jedoch weit vom Balze zu entfernen, die verlorenen Kräfte durch nahrhafte Aesung zu ersetzen.

§. 6. Die Länge der Auerhenne beträgt selten mehr als 26″, die Breite über die Flügel gemessen bis 40″, das Gewicht sechs, höchstens sieben Pfund.



Auerhenne.

Der Schnabel ist schwärzlich, die kurz bebartete Kehle bis zur Brust herab roströthlich. Letztere hat einige kleine weiße Flecken. Der untere Theil derselben und der Bauch spielen ins Rostgelbe, und es werden hin und wieder schwarze oder schwarzbraune Flecken sichtbar.

Quer über den rostfarbenen Schwanz verbreiten sich schwarze Streifen.

Das weibliche Auergeflügel ähnelt übrigens der Farbe nach an den meisten Theilen des Körpers der Waldschnepfe und dem Birkhuhne sehr.

Sobald die Hennen des Hahnes Balzlaut hören, erwacht auch bei ihnen der Geschlechtstrieb; nur daß sie ihn nicht so bemerkbar werden lassen als jener. Sie ziehen sich näher an den Balz heran und geben durch ein leises, gleichsam schmachtendes, abgebrochenes „Kak“ zu erkennen, daß sie, von seinen Leiden gerührt, ihm den Sieg nicht sehr erschweren werden. Und doch legen sie hernach die Maske der Sprödigkeit vielleicht nur deshalb wieder an, um ihn, wenn er etwa Alters wegen einen Reiz bedarf, desto begehrlicher zu machen. Jetzt steigt er herab, in verliebter Eil

scheinen sie zu fliehen, er folgt, holt sie ein und gibt, was er vermag.

§. 7. Die Balzzeit endigt gewöhnlich, wenn die Knospen der Buche sich zu öffnen beginnen. Dann sondern die Hennen sich wieder von den Hähnen ab und suchen im dichten, jungen Holze oder im Farrenkraut einsame Plätzchen, wo sie in einem, fast auf der bloßen Erde, mit dünnem trockenen Reisig nur wenig umlegten Neste 6 bis 16 gelbweißliche, mit rostgelben Flecken besäete Eier legen, welche von ihnen allein in vier Wochen ausgebrütet werden. Sie verlassen diese so ungern, daß man, wie Döbel sagt, die Nester zum Schutze gegen Raubthiere umzäunen kann, ohne das Brütgeschäft zu stören. Entfernen sie sich des Aesens wegen, so geschieht dies nur auf kurze Zeit und erst dann, wenn sie die Eier mit Laub oder Moos bedeckt haben.

§. 8. Die Jungen, kaum dem Ei entschlüpft, folgen sogleich, oft noch kleine Schalenreste auf dem Rücken tragend, der sorgsamen Mutter, um sich unter ihrer Aufsicht und Anleitung Aesung zu suchen. Sie bleiben bis zur Balzzeit des folgenden Jahres bei ihr.

Raubthiere und Raubvögel sind ihnen in der frühesten Jugend um so gefährlicher, da sie erst spät flugbar werden. Auch hierin liegt eine Ursache, warum das Auergeflügel selbst bei der strengsten Hegung nirgends häufig gefunden wird.

Es liegen Beispiele vor, daß Auerhenneneier von Haushühnern ausgebrütet und einzelne Junge glücklich aufgezogen wurden. Jung eingefangene und gezähmte Auerhähne halten keine bestimmte Balzzeit inne.

§. 9. Der Auerhahn wird auf großen Tafeln mehr zur Zierde als des Wohlgeschmacks wegen entweder gebraten, oder in einer Pastete aufgesetzt. In beiden Fällen rupft man ihn gleich, wenn er zur Küche abgeliefert ist; nur am Kopf und etwa an einem 2″ langen Ende des Halses bleiben die Federn. Dieses befiederte Stück wird in Papier eingeschlagen, dann das ganze in Weinessig einige Tage gebeizt, oder im Winter an die Luft gehängt. [1])

Wird er als Braten verspeist, so bleibt Kopf und Hals am Rumpfe; als Pastete aber wird das befiederte Stück abgelöst und durch einen Stift auf dem Deckel befestigt. [2])

---

1) Am besten wird es, in eine Serviette eingeschlagen, einige Tage lang etwa einen Schuh tief in die Erde eingegraben. T.

2) Junges Auerwild liefert ein ausgezeichnet delicates Wildbret, es wird aber ziemlich selten abgeschossen. Wo ein guter Auerwildstand ist, kann es ohne Nachtheil von August an, am besten mit einem Auerhahnbeller, gejagt werden. Für die Tafel des Jagdherrn ist es dann jedenfalls ungleich mehr werth als ein alter Hahn, der nur durch die raffinirteste Kochkünstelei zu einem genießbaren Braten hergerichtet werden kann. T.

§. 10. Auerhennen werden auf einem gehegten Revier in der Regel gar nicht, die Auerhähne meist auf dem Balz geschossen.

Jagdberechtigte, welche dem Waidwerk genugsam huldigen, um der Ausübung desselben einige Stunden Schlaf aufzuopfern, behalten sich oder ihren Freunden dies Vergnügen selbst vor. Was daher der dienende Jäger zu beobachten hat, um der Herrschaft den Erfolg der Balzjagd möglichst zu sichern, werde ich hier anzeigen.

Auf jedem Revier, wo Auergeflügel steht, findet man einen Balz, auch wol mehrere.

Gleich beim Eintritt der Balzzeit muß der Jäger in die Nachbarschaft des frequentesten Balzes auf seinem Revier sich gegen Abend auf den Anstand begeben, um, möglichst verborgen und still sich haltend, den Einfall verhören oder verlosen, d. h. aus geeigneter Ferne die Standbäume und auf diesen die Standstätten der einfallenden Hähne, jene mittels des Gehörs, diese, wenn Dunkelheit es zuläßt, mittels des Gesichtes wahrnehmen zu können. [1])

Ist dieser Zweck erreicht, so zieht er, wenn die Nacht vollkommen eingetreten und alles in Ruhe ist, mit möglichster Vor- und Umsicht jedes Geräusch vermeidend, sich zurück.

Am folgenden Morgen, ehe die Hähne zu balzen beginnen, hat derselbe zum Behuf des weitern Verhörens seinen Stand infolge behutsamster Annäherung auf einem, beiläufig 200 Schritt weit vom Balzplatz entfernten, vorbeiziehenden Weg zu nehmen.

Nachdem er da durch aufmerksame Beobachtung der von den abends zuvor bemerkten Einfallstätten her ertönenden Balzlautsätze von der Zahl und dem Stande der vorhandenen Hähne sich in Kunde gesetzt hat, schreitet er, ungefähr von 8 Uhr morgens an, zur Vorrichtung der Anspringe-(Annäherungs-)Pfade, von einem Punkt des Weges aus, auf welchem er am Morgen verhörte, bis in die Nähe der wahrgenommenen Standbäume.

Sind deren von früherer Zeit her schon vorhanden, so werden sie benutzt; wo nicht, so legt man neue an, und zwar so viele möglichst gerade gerichtete, als erforderlich sind, um auf denselben sämmtliche auf dem Balze Stand haltenden Hähne an- oder unterspringen zu können. Zu dem

1) Im Fall, daß in der Gegend des Balzes Reh- oder anderes Wild wechselt oder auf die Aesung zieht und dem verhörenden Jäger vor dem Einfalle zu Gesicht kommt, muß er sich demselben sofort bemerklich machen. Beim weiter unten in Rede kommenden Morgenanstande hingegen muß er es sorgfältig vermeiden, von dem Wilde bemerkt zu werden, so lange bis die Auerhähne vom Baum gestiegen sind und mit den Hennen sich entfernt haben. Dann erst darf er sich zeigen. Dieses Verfahren hat den Zweck, anderes Wild aus der Nachbarschaft zu verdrängen und dadurch Störung des Balzes zu verhüten. W.

Ende wird in einer Breite von 3—4 Fuß der Boden von allem, was hinderlich werden oder Geräusch veranlassen könnte, mit Beil, Hacke, Schaufel, Rechen (Harke) und Besen gesäubert, auch jeder überhängende Ast oder Zweig entfernt.

Am folgenden Abend und Morgen verhört der Jäger wieder, unterspringt auch am letztern wenigstens einen Hahn, um dessen Balzstätte auf das genaueste zu erforschen. Hierauf erfolgt der Rückzug unter steter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln, welche bei der Annäherung stattfinden mußten, bis ans Ende des Pfades, auch, wo nöthig, noch ein Stück dem zuführenden Wege entlang.

Bis zu dem Punkt des Annäherungsweges, von welchem die Springpfade nach dem Balze sich hinziehen, führt dann der mit den Balzpfaden wie mit dem Stande der Balzhähne bekannte Jäger an einem für diese Jagdart günstigen Morgen denjenigen, welcher zum Schusse gebracht werden soll. Zu Anfang der Balzzeit müssen sie um halb vier Uhr, später aber schon um drei Uhr an Ort und Stelle sein.

An dieser Stelle verweilen beide so lange, bis die vom Jäger verhörten Hähne recht eifrig balzen; unter diesen aber vorzüglich der zunächststehende, indem auf selbigen zuerst Jagd gemacht werden muß.[1]) Wird dann von dessen Balzstätte her der ganze Balzlautsatz drei- bis viermal kurz nacheinander wiederholt, so dient der nächstfolgende Hauptschlag als Zeichen, sich zum Anspringen bereit zu machen. Sobald das dem Hauptschlage in der Regel unmittelbar folgende Schleifen zu ertönen beginnt, eilt der Jäger auf dem nächsten Pfade mit raschen Sprüngen, deren im immer nur kurzen Zeitraume des Schleifens selten mehr als drei gethan werden können, voran, ihm genau nach der andere, welcher, gemeiniglich Jagdliebhaber, weniger mit dem Betriebe dieser Jagdart vertraut zu sein pflegt als der Jäger, und daher in allem nach diesem sich pünktlich richten muß, wenn der Erfolg lohnend sein soll. In demselben Moment, wo der Hahn zu schleifen aufhört, müssen beide Anspringende ihre Schritte hemmen und, selbst in der unbequemsten, gezwungensten Stellung, so lange unbeweglich sich verhalten, bis das nächstfolgende Knappen und der Hauptschlag vorüber sind und das Schleifen wieder anfängt. Während desselben wird weiter angesprungen und in allem das vorerwähnte Benehmen

---

1) Aus dem begreiflichen Grunde, weil, wenn man selbst mit der größten Behutsamkeit einen entferntern anspringen wollte, näherstehende entweder noch gar nicht laute, oder doch mit jenem nicht zugleich schleifende sofort abstreichen (wegfliegen) würden. In diesem Fall aber ginge nicht nur die Hoffnung, einen oder mehrere an diesem Morgen noch zu erlegen, verloren, sondern der ganze Balz geriethe durch das mit dem Abstreichen verbundene Geräusch in Unruhe, und auf diese Weise könnte und müßte die Aussicht zu einer glücklichen Jagd auf diesem Balze für diesen Tag, vielleicht für die ganze Balzzeit, verschwinden. W.

fortgesetzt befolgt, bis die Anspringenden zu dem Standpunkt gelangen, von welchem aus der Schütze den Auerhahn frei stehen sehen und mit dem Flintenschusse erreichen kann.

Außerdem, daß auch hier das Gewehr nicht eher an den Backen genommen (angeschlagen) werden darf, bis der Hahn wieder im Schleifen begriffen ist, hängt nun das Weitere, das Treffen oder Fehlen nämlich, von der mehrern oder mindern Fertigkeit des Schützen im Gebrauch des Schießgewehres ab.

Für Ungeübte noch folgende Bemerkungen:

1. In der Dunkelheit, selbst bei hellem Mondlicht und in tiefer Dämmerung muß entweder bei wie am Tage genommenem Korne etwas höher als am Tage gezielt, oder das Korn mehr als voll und, wie man zu sagen pflegt, noch Lauf mitgenommen, im letzten Fall aber so wie am Tage gezielt werden.

2. Während des Schleifens bringt in der Regel selbst der Fehlschuß den Auerhahn nicht zum Abstreichen; vielmehr kann der zweite Lauf des Zwillings, oft auch ein anderes Gewehr benutzt werden, um den zweiten Schuß besser anzubringen. Ich selbst war vor ungefähr 36 Jahren Augenzeuge, daß einer der trefflichsten Schützen damaliger Zeit einen freilich hochstehenden, eifrig balzenden Auerhahn mit vier einfachen Flinten fehlte und erst mit dem fünften Schuß erlegte.

3. Soll nie auf eine Entfernung von mehr als zwanzig, höchstens dreißig Schritt geschossen werden; weit eher soll man den Hahn ungestört abstreichen lassen, als auf eine größere Distanz einen nur unsichern Schuß zu wagen.

4. Wenn nur immer möglich, soll der Hahn von unten aufs Korn genommen und ein Schuß von vorn nicht angebracht werden.

In Revieren, wo Auergeflügel häufiger als gewöhnlich Stand hält, mag die Tagsjagd mit dem Auerhahnhunde, welche der Verfasser aus Erfahrung nicht kennt, dem Jagdliebhaber nicht geringes Vergnügen gewähren. Wenn nämlich der freisuchende Hund Auergeflügel findet und zu verbellen anfängt, steigt dasselbe zu Baume. Der Schütze schleicht sich dann unter dem Winde, von Bäumen oder Gesträuchen gedeckt, bis auf gehörige Schußweite zum nächststehenden Hahne heran, um ihn, während derselbe den Auerhahnbeller, seinen Verräther, im Auge behält, zu erlegen.

§. 11. Gute Schützen erlegen den Auerhahn lieber mit der Büchse als mit der Flinte; vorzüglich am Tage, wo es selten gelingt so nahe zu kommen, daß letztere anwendbar wäre. Auf dem Balze hingegen, wo die Dunkelheit am genauen Abkommen hindert, wie beim Treibejagen, wo nächst andern Wildarten auch Auergeflügel bisweilen zu schießen verstattet

wird, bedient man sich gewöhnlich einer tüchtigen, mit Schrot Nr. 1 geladenen Flinte.

Der Erlegung folgt bei der Heimkunft das Aufbrechen des Auergeflügels, wie des gesammten, zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwildes auf folgende Weise. Nachdem der Jäger das aufzubrechende Auerhuhn gestreckt (gerade vor sich hin auf den Rücken gelegt) hat, wird dasselbe vom Waidloche an nach der Brust zu, beiläufig 4 Zoll lang, aufgeschärft, dann die Hand oberhalb des Magens bis zur Lungengegend eingeschoben, mit gekrümmtem Vordergelenke der Finger das Gescheide von der Leber getrennt herausgezogen und zuletzt der Mastdarm mit dem Messer ausgelöst. Das Geräusch (Herz, Lungen und Leber) bleibt zurück.

Fünftes Kapitel

Der Fasan.[1])

Phasianus Colchicus *L.*[2])

§. 1. Der Fasan, zu der Familie der Hühner, in die Ordnung der hühnerartigen Vögel gehörend, lebt wild um das Kaspische Meer, am Kaukasus und in den Kirgisensteppen. Er soll von den Argonauten bei ihrer Fahrt zur Aufsuchung des Goldenen Vlieses am Flusse Phasis in Kolchis (woher auch sein naturhistorischer Name Phasianus Colchicus), dem jetzigen Mingrelien, in großer Menge gefunden und nach Griechenland gebracht worden sein.[3]) Gegenwärtig ist er im ganzen gemäßigten Europa naturalisirt; aber am vorzüglichsten gedeiht er in Mähren und Böhmen, dessen Fasane eine große Berühmtheit erlangt haben.[4]) Er ist sogar schon nach Nordamerika verpflanzt worden.

---

1) Hier wird nur Rücksicht auf wilde Fasanerie genommen. Wegen der zahmen verweise ich den, welcher über diesen Gegenstand sich belehren will, auf Krünitz' „Encyklopädie" und Döbel's „Jäger-Praktica".

Noch will ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß das von einer Fasanhenne im Freien ausgebrachte Geheck Gesperr, der Schwanz des Hahnes Spiel genannt wird. W.

2) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1797, S. 56. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 7. Dessen Ornithologisches Taschenbuch, S. 235. Meyer, Taschenbuch der deutschen Vögelkunde, I, 291. W.

3) Auf argivischem Kiel ward ich uranfänglich verführet;
Denn in früherer Zeit kannt' ich den Phasis allein.
Martial. XIII, Ep. 72, übers. von Willmann. W.

4) Auf den fürstlich Lichtenstein'schen Gütern Eisgrub, Feldsberg, Lundenburg und Rabensburg wurden vom 29. August bis Ende December 1856 5709 Fasanen erlegt. T.

In Sachsen wurden sie in frühern Zeiten sehr streng gehegt. So erschien den 2. Mai 1695 ein Mandat, welches den 18. September 1697 erneuert wurde, demzufolge die Fasane auf keine Weise, besonders in der Brutzeit, gestört oder beunruhigt werden sollten. [1])

Jeder sächsische, selbst mit der hohen und Mitteljagd beliehene Vasall mußte, wenn die Befugniß, Fasanerie zu unterhalten, nicht ausdrücklich im Lehnbriefe zugestanden war, besondere Concession dazu nachsuchen. [2]) Ferner verordnete ein Mandat vom 7. Mai 1741, daß diejenigen Vasallen, welchen die Erlaubniß, Fasane zu halten, gegeben worden, das Recht, solche zu schießen und zu fangen, sich erst dadurch erwerben könnten, wenn sie, nach Verhältniß der Größe ihrer Besitzungen, 30—50 Stück im Beisein eines Forstbedienten ausgesetzt hätten, sich auch dazu verstünden, nach großen Ueberschwemmungen oder sehr harten Wintern 15—25 Stück von neuem auszusetzen. Dasselbe Mandat untersagte zugleich die Verpachtung der Fasanenjagd und befahl, daß bei Versendung erlegter Fasane eine besiegelte Bescheinigung mitzugeben sei. [3]) Aber alle diese strengen Vorsichtsmaßregeln sind nicht im Stande gewesen, Sachsens Fasanerien auf eine glänzende Stufe zu erheben.

§. 2. Die Aesung des Fasanen besteht in Getreidekörnern aller Art, Heidekorn und Hirse mit eingeschlossen, in jungen grünen Pflanzen und Kräutern; in Schnecken, Würmern und Ameiseneiern. Beeren von allerhand Strauchhölzern nimmt er sehr gern an, vorzüglich aber die Mistel, welche man auf wilden Obstbäumen findet, und Ebereschen. Grober Sand und kleine Steinchen, die er verschluckt, bewirken leichtere Verdauung.

§. 3. Am liebsten halten sich die Fasane in Feldhölzern auf, welche mit tragbaren Feldern und Wiesen umgeben sind, und in deren Nähe kleine fließende Gewässer nicht fehlen; nur müssen letztere zu Ueberschwemmungen nicht Veranlassung geben. In solchen Revieren gedeiht auch die wilde Zuzucht am besten, insofern der Jäger gehörige Mittel und Mühe anwendet, um Raubthiere und Raubvögel, die den Fasanen so nachtheilig sind, möglichst zu vermindern.

Nadelholz eignet sich gar nicht zur Unterhaltung einer Fasanerie.

Selten wird man am Tage den Fasan auf einem Baume stehend antreffen. Nur des Abends baumt er, um vor den Raubthieren sicher zu sein. Seine sorglose Ruhe macht diese Vorsicht um so nöthiger.

§. 4. Nie legt der Fasan seine Wildheit ab. Undankbar gegen alle

---

1) Vgl. Jagd- und Forstrecht nach chursächsischen Gesetzen (Leipzig), 1792, §. 20, S. 158. W.
2) Ebendaselbst, §. 17, S. 147. W.
3) Ebendaselbst, §. 23, S. 179 fg. W.

auf seine Erziehung und Unterhaltung verwendete Sorgfalt, entzieht er sich, soviel er kann, dem Auge dessen, der ihn pflegt. Zwar kommt er, von Jugend daran gewöhnt, wenn das Zeichen durch Pfeifen oder Klingeln gegeben wird, zur Fütterung, entfernt sich aber auch schon in der frühern Jugend sogleich wieder, wenn er das letzte Körnchen verzehrt hat. Bei unbegrenzter Liebe zur Freiheit wird er, wenn man ihn derselben beraubt, gleichsam wüthend. Sieht er sich mit mehrern seinesgleichen in einem auch nicht ganz engen Raume eingeschlossen, so hackt er selbst auf seine Unglücksgefährten los; ja, er scheut in diesem Fall auch den Kampf mit stärkerm Geflügel nicht.

Nicht leicht wird man eine Wildart finden, welche so leicht wie diese aus der Fassung gebracht werden könnte und dadurch unfähig würde, einen Entschluß zu fassen. Ueberrascht die unerwartete Ankunft eines Menschen oder Hundes den Fasan, so scheint er augenblicklich zu vergessen, daß ihm die Natur Flügel verlieh, um vermittels derselben seine Rettung zu versuchen; vielmehr bleibt er gemeiniglich auf der Stelle, wo er ist, unbeweglich sitzen, drückt sich und verbirgt den Kopf, oder er läuft ohne Zweck in die Kreuz und Quere herum.

Nichts ist seinem Leben gefährlicher als das Anwachsen eines in der Nähe seines Standes vorbeifließenden Gewässers. Befindet er sich am Rande desselben, so bleibt er unbeweglich stehen, sieht unverwandten Blicks gerade in dasselbe hinein, bis das Gefieder durchnäßt ist und dadurch seine Schwere so vermehrt wird, daß er sich nicht zu heben vermag. Als Opfer seiner Dummheit geht er dann recht eigentlich zu Grunde.

Der Verfasser war einst selbst Augenzeuge eines ähnlichen Ereignisses. Damals suchte sich aber der Fasan nicht nur nicht zu retten, sondern er watete ganz gravitätisch immer tiefer in den Strom hinein. Als die Füße nicht mehr zureichten und er schon fortgetrieben wurde, erwartete er in stiller Resignation mit ausgebreiteten Flügeln sein Schicksal. Vermittels eines abgeschnittenen Hakens zog man ihn ans Land und entriß ihn für diesmal der Gefahr.

§. 5. Unter allen bei uns im Freien vor- und fortkommenden nutzbaren Vögeln ist der Fasanhahn der schönste.

In der Stärke gibt er dem größten Haushahn nichts nach, von denen einige ihm in vielen Stücken ähneln.

Seine Länge beträgt mit Einschluß des Spieles (Schwanzes) 3′, die Breite von einer Flügelspitze zur andern $2\frac{1}{2}$′.

Der $1-1\frac{1}{4}$″ lange, hellhornfarbene Schnabel ist wie bei den zahmen Hühnern gestaltet und an der Wurzel oben mit einem schwarzroth-, an den Seiten aber mit einem stahlgrün-glänzenden, hier abstehenden Federrande besetzt.

Rund um die Augen, deren Stern gelb erscheint, zieht sich ein rother, warziger, spärlich befiederter Ring. In demselben ist unter dem Auge ein schwarzes Fleckchen.

Durch die von der Natur in verschiedenen Farben und Schattirungen so kunstvoll zusammengestellten Federn, welche, einzeln betrachtet, schwarz, braun, mitunter weißlich, gelblich und ganz weiß erscheinen, entsteht das schöne Farbenspiel aus Schwarz in Blau, Schwarz in Grün, Braun in Roth, Hellgelb in Hochgoldgelb. Ein glänzender Metallschiller verbreitet sich über das Ganze.

Der Kopf und der obere Theil des Halses schillert in Dunkelstahlblau mit Dunkelroth vermischt, oder, mit einem Worte, in Violett. Ein gelbgrüner Federbüschel, welcher sich erhebt, wenn der Fasanhahn balzt, bedeckt die Ohrenöffnung. Von der Kehle zieht sich nach dem Nacken ein ziemlich breiter stahlgrüner Streif. Der übrige vordere Theil des Halses bis über die Brust herab fällt ins Schönrothbraune. Auf den Seiten des Kropfes ist das glänzende Gefieder stahlblau, mitten auf der Brust aber dunkelgrün gekantet. Der Leib und die Seiten, welche schwarz geschuppt sind, spielen ins Braungelbe, nach hinten wird die Farbe noch lichter.

Auch der braune Rücken hat schwarze Muscheln. Die meisten Federposen auf demselben sind rothbraun, am Ende ins Purpurfarbene spielend, die Kiele goldgelb. Gleiche Farben haben auch die kleinen Deckfedern der Flügel; die größern sind grau, die Schwungfedern graubraun. Die Grundfarbe der an den Spitzen purpurfarbig glänzenden faserigen Steißfedern ist braun.

Das oft 20″ lange, hinten keilförmig zugespitzte Spiel besteht aus 18 sichelförmigen Ruderfedern, unter welchen die beiden mittelsten viel länger sind als die übrigen. Er ist bis zum braunrothen Rande schwarzgrau gefärbt. Quer über die zwölf mittelsten Ruderfedern dehnen sich in nicht ganz gleichen Entfernungen schwarze Streifen aus.

Die 4″ hohen Füße sind mit einer graubraunen Haut überzogen und mit kleinen Schuppen bedeckt. Die drei Vorderzehen sind weiter nach vorn, als dies gewöhnlich bei andern in der Erde scharrenden Vögeln der Fall ist, durch eine Haut verbunden, wahrscheinlich um in bruchigen Gegenden, die der Fasan sehr liebt, nicht so leicht durchzutreten. Ueber der Hinterzehe hat der Hahn einen starken Sporn. Sein Laut ist durchdringend und unangenehm. Er hält fast das Mittel zwischen dem Geschrei des Pfaues und des Perlhuhnes. Am häufigsten hört man ihn während der Balzzeit. Zu anderer Zeit steigt er fast nie, ohne ein abgestoßenes Gegacker in verhältnißmäßig tiefen Tönen auszugeben, zu Baume. *

§. 6. Die Balzzeit fängt im März an und dauert 6—8 Wochen. Auch in der Freiheit kann man durch eine gute nahrhafte Fütterung die

Vermehrung der Fasanen befördern, besonders wenn man kurz vor und während der Balzzeit zuweilen Buchweizen, Ameiseneier, Ohrwürmer und ähnliche reizende Aesung gibt; nur nicht im Uebermaß, sonst bewirkt man gerade das Gegentheil.

Ein Fasanhahn kann sechs bis zehn Hennen befruchten. In eigentlichen Fasanerien gibt man ihm gewöhnlich sieben; im wilden Zustand soll er sich aber, wie Büffon sagt, nur mit einer paaren.[1]) Da ich selbst hierüber entscheidende Erfahrungen zu machen keine Gelegenheit hatte, so will ich diese Behauptung nicht bestreiten. Soviel ist gewiß, daß der Hahn das Brütgeschäft nicht mit übernimmt.

Wie bei allem Federwild enthält jedes Gesperr mehr Hähne als Hennen, weshalb man darauf zu sehen hat, daß die Zahl der erstern sich nicht übermäßig vermehre, weil sie sich sonst in der Balzzeit unaufhörlich um den Besitz der Hennen streiten und darüber das Begattungsgeschäft vernachlässigen. Auch entspringt hieraus noch der Nachtheil, daß sich die jüngern Hähne in andere Gegenden ziehen und, wenn sie da Hennen finden, festen Stand nehmen.

§. 7. Die Fasanhenne ist viel kleiner als der Hahn, denn sie mißt mit Einschluß des 7 Zoll wegnehmenden Schwanzes nur 1′ 9″, und ihr Gefieder weit weniger schön. Sie hat einen graubräunlichen Schnabel, um die Augen einen weit schmalern, nur grauröthlichen kahlen Ring. Oben auf dem Kopf ist die Grundfarbe des Gefieders hellbraun, doch mit dunklern und schwarzen Flecken gleichsam besäet. Die gelbbräunlichen Backen sind mit Schwarz beschmitzt, die Kehlfedern weißgelblich. Zimmtbraun ist die Grundfarbe des Halses und Rückens, beides ist theils mit wellen-, theils mit muschenförmigen schwarzen und dunkelbraunen Flecken belegt. In der Mitte der Rückenfedern zeigt sich ein großer schwarzer, braun eingefaßter Fleck, der sich in einer hellern Kante verläuft. Der hellbraune Schwanz ist mit dunklern braunen Flecken besprengt und hat schwarze Querstreifen. Die röthlichbraune Brust ist mit dunkelbraunen Punkten beschmitzt; ebenso der gelbbraune Leib. Ueber die fahlbräunlichen Schwungfedern dehnen sich weißgraue Streifchen aus. Die Ständer sind bleifarbig geschuppt.

Sie macht sich aus trockenen Grashalmen, dünnen Aesten, Baumblättern und ähnlichen Gegenständen an den dunkelsten und am meisten verborgenen Orten ihres Aufenthalts, am liebsten im Farrenkraut oder in langem halb-

---

1) Andere behaupten, im wilden Zustand lege sich der Hahn nicht eher eine zweite Henne zu, bis die erste befruchtet sei; man solle daher auch in diesem Punkte der Natur nachahmen und da, wo eingeschränkt für die Fortpflanzung dieser Federwildart gesorgt wird, dem Hahn nur dann eine zweite Henne beigesellen, wenn die erste anfangen wolle zu brüten, weil dann gewiß nicht so viel unbefruchtete Eier dem Emporkommen der Fasanerie entgegen sein würden. Geschickte Fasanwärter können allerdings hierüber die beste Auskunft geben. Mir ist das Ganze sehr wahrscheinlich. W.

verdorrten Grase ein kunstloses Nest. Hier legt sie alle zwei oder drei Tage ein Ei, welches viel kleiner, mit dünnerer Schale als beim zahmen Huhne bedeckt, hell olivengrün von Farbe und oben sehr abgestumpft ist. Sie kann deren höchstens zwölf bebrüten, und legt deshalb in der Freiheit gewiß nicht mehr, oft weniger. Nimmt man aber die Eier bis auf eins, welches unberührt bleiben muß, aus dem Neste, so fährt sie fort zu legen.

Ist die Henne über drei Jahre alt, so wird sie weniger fruchtbar und taugt also nicht viel zur Fortzucht. Auch macht fettes Futter, in Menge gegeben, die Hennen zu feist, und in diesem Zustand bleiben sie gewöhnlich gelte (unfruchtbar).

§. 8. Man mag das Brütgeschäft der Fasanhenne selbst überlassen, oder bei aufgesuchten Eiern Truthühner dazu anwenden, so kommen nach 24—25 Tagen die Jungen aus und folgen, gleich schnelllaufend, der rechten oder Pflegemutter. Diese, wie jene, führt sie zum Aufsuchen des Geäses an, welches ihnen auch augenblicklich willkommen ist.

Nach den ersten vier Wochen unterscheidet sich schon das männliche Geschlecht vom weiblichen durch abweichende Farben des Gefieders. Auch fangen dann die Jungen schon zu flattern an. Gegen Ende des August oder im Anfang des September sind sie völlig flugbar und im October ganz ausgewachsen.

In der Freiheit, von der rechten Mutter erzogen, bleiben sie bis zur folgenden Balzzeit, wo auch sie sich begatten, unter der Aufsicht derselben.

Unter den mannichfaltigen Spielarten, welche bei dieser bei uns naturalisirten Federwildart öfter als bei wirklich einheimischen vorkommen, bemerkt man folgende am häufigsten:

a) glänzend weiß, auch hier und da mit kleinen schwärzlichen oder violetten Flecken;

b) bei gewöhnlichen Hauptfarben verschiedentlich weiß gescheckt;

c) bei gewöhnlichen Farben, um den Hals ein schönes weißes Halsband. Diese Spielart geht unter der Aufsicht eines sorgsamen Fasanwärters in Halbart über und pflanzt sich als solche fort.

§. 9. Auch bei der wilden Fasanerie muß, da harte Winter, starke Regengüsse oder Schloßen, Ueberschwemmungen, Raubthiere und Raubvögel auf ihr Gedeihen so nachtheilig wirken, die Vermehrung durch künstliche Mittel nach Möglichkeit befördert werden, wenn nicht baldiger, oft schneller Ruin Folge der Vernachlässigung sein soll.

Zuvörderst gehört zu diesen Mitteln das Aufsuchen der Fasannester und Ausnehmen der Eier.

Man findet sie am leichtesten, wenn man solche Gegenden, wo Fasane stehen, in der Legezeit und zu Anfang der Brütezeit mit einem guten, ge-

lassenen Hühnerhunde absucht. Steht nun hier der Hund vor der brütenden Henne oder vor dem Neste, so kreist man ihn, d. h. man geht in sich immer mehr verengernden Kreisen um ihn herum, bis man eins oder das andere erblickt. Dann wird der Hund abgepfiffen. Hat man Ursache zu glauben, daß die Eier schon bebrütet sein könnten, so thut man am besten, man nimmt sie sämmtlich weg und legt sie unverzüglich einer Truthenne unter; außerdem, wenn etwa nur fünf oder sechs in einem Neste lägen, läßt man ein Nestei unberührt, damit die Henne zu legen fortfährt. Auf diese Weise bekommt man von einer gewiß ein Drittheil Eier mehr als außerdem. Auch können dergleichen unbebrütete Eier aufgehoben werden, bis man genug hat, um eine oder mehrere Truthennen darauf zu setzen.

Nächstdem versäume man es nicht, denjenigen Leuten, welche bei ihren Feld-, Wiesen- oder Holzarbeiten etwa zufällig ein Nest gefunden und die Eier sogleich abgeliefert haben, eine reichliche Belohnung zu geben.

Kindern darf es nie gestattet werden, irgendeine Art von Vogelnestern, am wenigsten die der Fasanen auszunehmen, auch selbst dann nicht, wenn sie sich zur Abgabe der Eier anheischig machen. Hat man einige zuverlässige Personen, so mögen diese zwar die Nester aufsuchen und den Ort bezeichnen, um sie wiederfinden zu können; aber von ihnen angeführt, muß der Jäger sie besuchen und das Ausnehmen der Eier selbst verrichten.

Wer zum ersten mal Fasane aussetzen will, muß sich die Eier aus einer benachbarten Fasanerie zu verschaffen suchen und solche dann durch Truthennen ausbringen lassen. Doch muß man wissen, mit wem man zu thun hat, wenn man den Ankauf derselben machen will; denn es ist kein seltener Fall, daß die Eier zufällig oder mit Vorbedacht[1]) unfruchtbar gemacht werden.

§. 10. Die zum Ausbrüten der aufgesuchten oder angekauften Eier bestimmten Truthennen müssen genau untersucht werden, ob sie etwa Ungeziefer (Läuse) haben. In diesem Fall muß man sie mit Quecksilbersalbe davon befreien. Man reibt davon höchstens nur soviel im kurzen Gefieder ein, als die Größe einer halben Haselnuß beträgt, und läßt nachher die Henne im Sonnenschein herumgehen. Sind die Bruthennen völlig rein, so bereitet man an einem mäßig warmen, trockenen Orte, welcher von der Morgen- und Mittagssonne beschienen wird, gute, durch Verschläge[2]) abgesonderte Nester aus weichem Stroh, legt in jedes 20 Stück von den vorräthigen Fasaneiern, setzt, indem man ebenso verfährt, wie bei der Besorgung des Brütgeschäfts in der Haushaltung, auf jedes Nest eine Bruthenne

---

1) Indem man sie in siedendes Wasser wirft. Freilich ist das schändlich, aber es geschieht doch. W.

2) Auf keine Weise bediene man sich eines engen Korbes, oder mache die Verschläge zu enge; denn wenn die Eier nicht luftig, wie im Freien, liegen, ersticken sehr häufig die Jungen in denselben. W.

und merkt den Tag, an welchem dies geschehen ist, an, um genau wissen zu können, wenn die Jungen auskommen müssen.

Während des Brütens bekommen die Hennen stets frisches, gutes Fressen und Saufen, werden auch täglich zweimal auf kurze Zeit vom Nest abgehoben.

An dem Tage, wo die Jungen auskriechen, muß man genau Acht haben, daß die Bruthennen diese nicht erdrücken, jenen aber vollauf und gut zu fressen geben, damit sie fest auf dem Neste bleiben, bis die zarten Kleinen völlig abgetrocknet sind. Den dritten oder vierten Tag werden die Jungen geräuchert.

Hierzu nimmt man Eisenkraut (Verbena officinalis), Fenchel, Erbsenstroh, von einem soviel als vom andern klein geschnitten, gestoßene Schalen von ausgebrüteten Fasaneneiern und Wachskugeln.

Nachdem man die jungen Fasane, aus jedem Neste besonders, vorsichtig in ein Haarsieb gesetzt, hält man dieses etwa 1 Fuß hoch über gelindes Kohlenfeuer, auf welches man nach und nach etwas von den oben angegebenen, gut gemengten Bestandtheilen schüttet und den Rauch davon gemächlich durch das Sieb gehen läßt. Nach ein oder zwei Minuten bringt man sie in einen oben und an den Seiten mit Draht- oder Weidenstäben, welche so weit auseinander stehen, daß in der Folge die jungen Fasane heraus- und hineinlaufen können, überzogenen, an einer Seite mit einem Schieber versehenen Kasten, in dem inwendig eine besondere, auch mit gleichen Stäben versehene Absonderung für die Bruthenne angebracht ist, damit sie die Jungen unter ihren Flügeln hüdern (erwärmen) kann. Gut ist es, wenn auf allen Seiten des Kastens Schieber von dünnen Bretern sich befinden, um sie beim nöthigen Transport, oder wenn die Jungen darin verwahrt werden sollen, niederlassen zu können.

Wird das Räuchern wöchentlich einmal wiederholt, so trägt es viel zur Erhaltung der jungen Fasane bei, welche man mit dem Kasten, in der ersten Zeit die Bruthenne in der für sie bestimmten Abtheilung eingesperrt, bei schöner, warmer Witterung soviel als möglich ins Freie bringt. Fiele bei dieser Gelegenheit ganz unerwartet ein Regenschauer ein, so müssen Decken, aus leichten Bretern verfertigt, bei jedem Kasten bereit liegen, um sie damit so schnell als möglich zu belegen. Nässe ist den ganz jungen Fasanen gefährlich; kann man also Regen erwarten, so ist es besser, sie in eine Stube zu thun, welche, wenn die Luft rauh ist, mäßig erwärmt werden muß.

Die beste Aesung besteht gleich nach den ersten 24 Stunden in kleingeschnittenem Weiß von hartgekochten Hühnereiern, wozu man sehr feingehackte Petersilie, Schafgarbe und Brennessel, von einem so viel als vom andern, auch, wenn es sein kann, etwas Fliederblüten thut. Zur Abwechselung

kann auch von Zeit zu Zeit Zwieback oder recht gut ausgebackenes, hartes Weizenbrot gerieben, in warmer, frischer Milch eingeweicht, in das Eierfutter gemengt werden.

Eier von Holzameisen, selten und in geringer Quantität gegeben, befördern das Gedeihen sehr.

Ganz junge Fasane dürfen gar kein Saufen bekommen; auch beim schönsten Wetter nicht eher an die Luft gebracht werden, bis der Thau völlig abgetrocknet ist. Durch die Unmöglichkeit, im Freien ausgekommene Fasane vor Feuchtigkeit zu schützen, geht ein beträchtlicher Theil derselben, ohne den unvermeidlichen Abgang durch Raubthiere zu rechnen, verloren.

Die angeführten Nahrungsmittel werden nach Verfluß der ersten 14 Tage noch durch süßen Quarkkäse und durch immer frisch und dick in Milch gekochte Hirse vermehrt. Bei irgend guter Witterung müssen die nach und nach heranwachsenden Fasane der freien Luft genießen. Da sie nun schon zu stark werden, um durch die Lücken zwischen den Draht- oder Weidenstäben am Kasten laufen zu können, die Bruthenne auch nicht mehr im Kasten eingesperrt wird, so erhalten sie das Futter unter einem großen Hühnerkorbe, in welchen sie, aber nicht die sie begleitende Pflegemutter, durch die unten angebrachten Seitenöffnungen hineinkönnen; doch müssen die Kasten oben zugedeckt und mit aufgezogenem Schieber in der Nähe stehen, um sie in denselben vor Platzregen und Unwetter zu schützen.

Findet man es nöthig, ihnen dann und wann Saufen zu geben, so werfe man in das Wasser etwas Eisenkraut, Feldkümmel und Gundermann (Hedera terrestris), wodurch dem Durchfall vorgebeugt wird.

Nachdem sie ein Alter von sechs Wochen erreicht haben, bringt man sie den ganzen Tag über, unter guter Aufsicht, in eine kleine, mit einer Breterwand umsetzte Vermachung, wo entweder die Kasten aufgestellt werden, oder eine kleine leichte Hütte erbaut ist, um sie bei einfallendem Unwetter hineintreiben zu können. Zur Erleichterung der Aufsicht trägt sehr viel bei, wenn oben über diesen Zwinger ein Netz gezogen wird, um dadurch Raubvögel, Krähen, Elstern u. dgl. m. abzuhalten. In demselben müssen schon vorher kleine Flecken mit Salat, Kohl und Sommerrübesaat besäet sein, damit das grüne Geäse nicht fehlt.

Zum trockenen Futter wählt man Weizengräupchen, Hirsekörner, gequellten Leinsamen; zuweilen werden auch einige Holzameiseneier gegeben. Täglich erhalten sie dieses alles frisch, immer noch, damit es die Bruthühner nicht wegfressen, unter den obenerwähnten Körben. Frisches Wasser darf nun nicht fehlen, und einige hin und wieder im Zwinger aufgeschüttete Häufchen von trockenem feinen Sande sind nützlich. Die jungen Fasane kratzen und hübern sich gern darin und befreien sich so vom Ungeziefer.

Wenn sie stark genug sind, um Getreidekörner heben und verdauen zu können, füttert man sie mit Weizen, großen Gerstengraupen, Hanfkörnern und Buchweizen. Nur muß es altes Getreide sein. Auch kann man kleinwürfelig geschnittene Möhren, Brombeeren oder Preiselbeeren mituntergeben. Das Räuchern wird von Zeit zu Zeit wiederholt.

Von dieser Zeit an ist es so nöthig nicht mehr, die nun weniger zärtlichen Fasane vor jedem kleinen Regenschauer zu schützen; folgt ihm aber nicht bald Sonnenschein, so bleibt es doch räthlich, sie an den Ort zu bringen, wo sie die Nacht über bleiben, welcher, wenn er sehr kühl ist, unter diesen Umständen mäßig erwärmt werden muß, um das Abtrocknen zu befördern.

§. 11. Mancherlei Krankheiten werden den jungen Fasanen während ihrer Aufziehung lebensgefährlich.

Von den gewöhnlichsten und deren Heilart Folgendes:

1. Bemerkt man, daß sich das Gefieder sträubt und der Kopf dick wird, so ist dies ein Zeichen, daß sie Läuse haben.

In diesem Fall bestreicht man sie am Kopf und unter den Flügeln mit frischem Baumöl. Wirkt dieses nicht, so reibt man Quecksilbersalbe, aber nur auf jedes Stück höchstens eine halbe Zuckererbse groß, ein. Bei dem Gebrauch beider Mittel muß dafür gesorgt werden, daß die Kranken im Sonnenschein oder in einer warmen Stube bald abtrocknen, sonst sind ihnen diese Mittel schädlich.

Hält man die Behältnisse und Aufenthaltsorte der jungen Fasane recht reinlich, verwahrt man die Bruthennen, wie schon oben gesagt, vor diesen Schmarotzern, so hat man wenig zu fürchten.

2. Eine andere, katarrhalische Krankheit, bei welcher meistentheils alle Mittel fehlschlagen, ist der sogenannte Pipps. Man erkennt sie an der gelben Schnabelwurzel, den aufgesträubten Kopffedern, am öftern Aufsperren des Schnabels und an der Vertrocknung der Zungenspitze. Sie wird wie beim zahmen Huhne behandelt, indem man mit einem scharfen Federmesser den vorn an der Zunge befindlichen, mit harter Haut belegten weißen Fleck, doch ohne merkliche Verwundung des noch gesunden Theiles, wegnimmt, den Schnabel aber mit einem Gemeng von Knoblauch und Safran fleißig ausreibt. Auch ein aus Pfeffer, Butter und Knoblauch gemischter Bissen kann eingesteckt, dann, um die Verstopfung der Nasenlöcher zu hindern, ein kleines Federchen durch dieselben gezogen und öfters herumgedreht werden. Gewöhnlich leiden erst dann die Fasane am Pipps, wenn sie hartes Futter bekommen. Gibt man ihnen immer reichlich frisches Wasser, so verwahrt man sie am sichersten dagegen,

3. Die Dürre oder Darre befällt sie gleichfalls nicht selten und

äußert sich, wie bei andern Vögeln, durch ein spitzig erhabenes Blütchen auf dem Hintertheil dicht am Steiß. Sie entsteht durch Verstopfung der Fettdrüse und wird am Sträuben der Steißfedern, am Beißen nach dem leidenden Theil und an der bräunlichen Farbe der Drüse, welche im gesunden Zustand weißgelb und weniger erhaben ist, erkannt.

Gewöhnlich schnitt man sie sonst mit einer scharfen Schere weg und bestrich die Wunde mit ungesalzener Butter. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dies zwar eine schnelle Herstellung, in der folgenden Mauserzeit [1]) aber durch Zerstörung der Fettdrüse fast immer den Tod bewirkt. Um also den Zweck zu erreichen, solche, ohne diesen Nachtheil befürchten zu dürfen, zu öffnen, steche man mit einer feinen Nadel oberflächlich ein kleines Loch hinein, drücke die zähe Feuchtigkeit leise heraus und bestreiche die Wunde täglich einigemal mit der in allen Apotheken zu habenden Bleiweißsalbe.

Döbel will, man solle den Schnabel mit einem scharfen Messer vorsichtig beschaben und mit Quarkkäse einreiben. Diese Behandlung kann auf keinen Fall nützen, wol aber schaden.

4. Im dritten Lebensmonat verliert der Fasan das kurze Gefieder zum ersten mal, während die Schwanzfedern, beim Hähnchen vorzüglich, sich bedeutend verlängern. Auch dieser Zeitpunkt ist kritisch. Ameiseneier, nicht zu oft und nicht in zu großer Menge gegeben, bewirken Vermehrung und Flüssigerhaltung des Fettdrüsenöls und fördern so die Reproduction und respective Verlängerung des Gefieders.

5. Nicht selten leiden junge Fasane auch am Durchfall. Es geht dann eine weiße kalkartige Materie häufig von ihnen ab, welche sich in dem Gefieder am After anhängt und so ätzend scharf ist, daß sich dieser und der Mastdarm entzündet.

Gegen diese Krankheit gibt es kein sicheres Mittel. Am besten ist es, wenn man ihr durch das aus Wasser, in welches Eisenkraut, Feldkümmel und Gundermann zu gleichen Theilen geworfen wird, bestehende Getränk zuvorzukommen sucht. Auch zur Cur ist dieses, oder Wasser, in welchem einige verrostete Nägel wenigstens 24 Stunden gelegen haben, anwendbar. Zugleich rupft man die Federn um den After herum aus, bestreicht die entzündete Stelle mit Leinöl oder ungesalzener Butter, taucht eine glatte Stecknadel mit dem Kopfe einigemal in Leinöl, und schiebt diesen sanft in den Mastdarm. [2]) Dies Klystier kann man täglich dreimal anwenden, und ebenso oft den After mit Leinöl bestreichen.

---

1) Die sogenannte Mauserzeit ist die, zu welcher jeder Vogel das Gefieder alljährlich, meist im Sommer, verliert und wieder ersetzt. W.

2) Auf diese Art wird allen Vögeln ein Klystier gegeben. W.

6. Verstopfung ist ebenso gefährlich. Man bemerkt sie daran, wenn der Fasan den Hinterleib unterwärts krumm zieht, ohne Excremente von sich zu geben.

Auch in diesem Fall ist das Leinölklystier und eine Kreuz- oder Hausspinne, die man ihn hinunterschlucken läßt, sehr nützlich.

7. Es gibt noch verschiedene Unpäßlichkeiten, deren Grund sich nicht immer genau angeben läßt, größtentheils aber darin liegt, daß man grüne und trockene Fütterung nicht in gleichem Verhältniß reicht. Unter diesen Umständen ist es gut, zur Stärkung der Verdauungswerkzeuge Senfkörner klar zu stoßen, solche mit ungesalzener Butter zu vermischen, Kügelchen daraus zu bereiten und den Patienten täglich ein paar einzustecken. [1])

8. Auch lahmgehende Junge sieht man oft. In diesem Fall bestreiche man die Bein-, Fuß- und Zehengelenke des Patienten mit folgendem Mittel, das auch bei erst unlängst ausgekrochenen, noch gesunden Fasanen als Vorbeugungsmittel gebraucht werden kann. Man nehme Mercur. sublimatus 10 Gran, Spiritus vini rectif. 3 Unzen, Aqua flor. samb. 8 Unzen, Syrupus violarum 1 Unze und koche alles in einem reinen Topf mit einem Maß Wasser bis auf die Hälfte ein, fülle es in eine gläserne Flasche und setze es bis zum Gebrauch zum Destilliren in die Sonne.

9. Lassen die stärkern Fasane bei nassem kalten Wetter die Flügel hängen, so bestreiche man die Gelenke mit Lorberöl.

§. 12. Will ein dazu Berechtigter wilde Fasanerie unterhalten, so wird er bei der ersten Anlage schickliche Orte zum Aussetzen wählen müssen; solche nämlich, welche keiner Ueberschwemmung ausgesetzt sind, den Fasanen in dichten, nicht zu großen, mit Trink- und Badewasser versehenen, mit tragbaren Feldern und Wiesen umgebenen Laubhölzern einen ihrer Natur angemessenen Stand gewähren und nicht zu nahe an den Grenzen liegen. Die Anpflanzung von Ebereschenbäumen ist sehr nützlich.

Ferner wird er nur dann seinen Zweck erreichen, wenn er die Kosten der Einrichtung und Unterhaltung der nothwendigen Anposch- (Kirrungs-) Plätze für den Winter nicht scheut. Zu dem Ende gräbt man auf einem im dichtesten Holze befindlichen, kleinen freien Platz sechs eichene Säulen in länglichem Viereck ein. Die vordern kürzern müssen $3\frac{1}{2}'$, die hintern $8\frac{1}{2}'$ über der Erde stehen. Auf denselben wird ein leichtes Dach errichtet, welches auf der vordern Seite wenigstens noch 1′ breit über die Säulen herabgeht, um die Fasane, wenn sie auf der Kirrung stehen, dem Gesicht der Raub-

1) Alle erwähnte Krankheiten haben Stubenvögel und Hausgeflügel mit den eingeschränkt aufgezogenen Fasanen gemein, und die hier angegebenen Mittel sind auch bei jenen anwendbar. Im ganz wilden Zustand hat man sie bei keinem Vogel bemerkt. Ein Beweis, wie wenig der Mensch im Stande ist, auch bei der größten Sorgfalt diesen Thieren den Verlust der Freiheit zu ersetzen. W.

vögel zu entziehen. Den hintern Theil dieses kleinen, 16′ langen und 12′ breiten Gebäudes läßt man ganz mit Bretern verschlagen und eine Thür zum Eingange anbringen. An den Giebelenden kann der Breterverschlag 6′ von oben herabgehen. Der inwendige Boden muß entweder mit gut gefügten Bretern belegt oder mit Lehmschlag planirt werden.

Rund um den Poschplatz herum läßt man etwa 4′ breit den Rasen abstechen, von da aus nach dem Holz zu schmale Stege machen und mit Sand befahren, in einer Entfernung von 30—40 Schritt von der Kirrung aber ein Hüttchen erbauen, in welchem sich der Jäger beim Aussetzen der Fasane sowol als nachher, wenn gefüttert wird, verbergen kann, um durch eine am Vordertheil desselben befindliche Oeffnung zu beobachten, wie viel Fasane jeden Geschlechts den Poschplatz besuchen.

Diesen Wahrnehmungen zufolge muß dann ein richtiges Verhältniß in Rücksicht der Geschlechter durch Wegnahme überflüssiger Hähne hergestellt werden.

§. 13. Zum ersten Aussatz wählt man gewöhnlich Fasane, die in einer gut eingerichteten Fasanerie erzogen worden sind. Hinlänglich ist es, wenn man im Monat März etwa dreißig Hennen und fünf Hähne ankauft. Diese bringt man beim Transport in Kasten, die mit Leinwand an den Seiten und oben überzogen sind.

Den Abend zuvor, ehe sie an den Ort ihrer künftigen Bestimmung kommen, und den Morgen, an dem sie ihre Freiheit erhalten sollen, gibt man ihnen kein Futter. Dann werden sie in den Kasten, bei welchen an der einen schmalen Seite ein leicht beweglicher Schieber angebracht ist, in das Anposchhäuschen gesetzt. Wenn dies geschehen und sowol auf der Kirrung selbst, als auf den Stegen vorgefüttert ist, macht man einen tüchtigen Rauch. [1]) Hat sich dieser gehörig verzogen, so befestigt man ein Leinchen am Schieber, zieht dieses über eine am Vordertheil des Häuschens unterm Dach befindliche Rolle und von da in das Wachhüttchen. Da verborgen, öffnet man mittels der Leine langsam den Schieber. Bald werden sich die Fasane aus dem Kasten machen und sich schnell in das benachbarte Holz zerstreuen, in kurzer Zeit aber, wenn sie von Jugend auf zum Futter und zum Rauch gewöhnt sind, die Kirrung annehmen.

Zum Aussetzen wählt man gern einen heitern, warmen Märzmorgen, macht auch die Fasane wol naß, damit sie sich in der ersten Angst nicht verfliegen.

1) Neuerdings will man die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Rauchs in Zweifel ziehen. Der Verfasser bekennt, daß er nie Gelegenheit hatte, hierüber Erfahrungen zu machen. Alte, tüchtige Fasanwärter, die er darüber befragte, stimmten einmüthig für die Nützlichkeit. W.

Die eintretende Balzzeit fesselt sie schon an den für sie gewählten Stand. Werden sie nun in der ersten Zeit, bis die Natur hinlängliches Geäse zuwachsen läßt, täglich gefüttert, und gibt man ihnen im Anfange wöchentlich einmal Rauch, so entfernen sie sich gewiß nicht leicht davon.

Will man den Fasanstand schnell vermehren, so werden zugleich Fasaneier angekauft, von Truthennen ausgebrütet, die Jungen, bis sie im September flugbar werden, erzogen, und dann auf eben die Weise behandelt, wie die im Frühling ausgesetzten.

Hat man die Jungen schon bei der Erziehung dazu gewöhnt, daß sie, wenn gepfiffen wird, das Futter annehmen, so ziehen sie sich mit den übrigen bald auf die Kirrung, wo sie von nun an täglich etwas finden müssen.

Je zweckmäßiger die Kirrung den folgenden Winter hindurch unterhalten wird, desto besser wird der nächste Balz von statten gehen, wenn man nur gehörig dafür sorgt, daß vor dessen Anfang die überzähligen Hähne weggeschossen oder gefangen werden.

§. 14. Zum Einfangen bedient man sich spiegelig gestrickter Netze, welche so hoch sind als die offenen Stellen am untern Theile des Poschhäuschens. Sie werden ringsherum angehangen, durch kleine Gewichte beschwert, mit in das Hüttchen gehenden Leinen über die oben beschriebenen Rollen aufgezogen und wenn die Fasane auf der Kirrung sind, vom Hüttchen aus heruntergelassen. Sobald man sich nun sehen läßt, werden die Fasane sich entfernen wollen und in das Netz laufen. Die Hennen setzt man dann in Freiheit, die überzähligen Hähne aber nimmt man mit weg.

§. 15. Zum Futter auf der Kirrung dient Weizen, Hanf, Heidekorn, kleinwürfelig geschnittene Möhren, Kohlblätter, Mistel und zuweilen, vorzüglich ehe die Balzzeit angeht, Ameiseneier.

Daß die Futterplätze reinlich gehalten werden müssen, versteht sich von selbst. Auch darf man außerhalb des Anposchhäuschens nur so lange Futter streuen, bis die Fasane hineingehen. Dies wird dadurch befördert, wenn man eine oder ein paar Weizengarben hineinlegt. Die Fasane lesen sehr gern die Körner aus den Aehren heraus.

§. 16. Der Rauch ist den Fasanen sehr gesund und erhält sie am sichersten auf ihrem Stande. Gut ist es daher, zu jeder Jahreszeit wenigstens wöchentlich einen zu geben. Zu diesem Ende wird einige Schritt von der Kirrung, nach allen Himmelsgegenden zu, ein 3′ langes, ebenso breites und $1\frac{1}{2}$′ tiefes Loch gemacht.

In das Loch, von welchem an dem Morgen, wo geräuchert werden soll, der Wind nach der Kirrung, und von dieser nach dem Holze streicht, wird früh, ehe der Thau oder Reif abtrocknet, eine Schicht (Lage) von

Haferstroh, mit etwas faulem Weidenholz vermengt, dann eine andere von Waldameisenhaufen und Hanfspreu gelegt, und mit der Hälfte eines aus

2 Loth Kampher, 3 = Weihrauch und Mastix zu gleichen Theilen, 5 = Zucker, 1 Quentchen Ambra,	alles gestoßen;
Wachswinden (das Gebäu aus dem Bienenstock), Fasaneierschalen, Eisenkraut und Feldkümmel	von jedem eine Hand voll klein geschnitten,

bestehenden Gemenges überstreut.

Nun folgt wieder eine Lage von Haferstroh und faulem Weidenholz, dann die andere Hälfte des vorher angezeigten Gemenges. Oben darauf kommt ein kleiner Haufen von Hanfspreu und Ameisenhaufen.

Unten in dem Loche macht man Feuer. Sobald die Flamme sichtbar wird, bedeckt man das Ganze mit nassem Schilf, um die Glut zu dämpfen.

Ein anderer guter und wohlfeilerer Rauch besteht aus Weihrauch, Fenchel, Schwarzkümmel (Nigella sativa), Ameisenhaufen, Fichtenharz, Feldkümmel und Haferstroh.

Einen dritten bereitet man aus Weihrauch, Myrrhen, wildem Rosmarin (Ledum palustre), Jungfernwachs, weißem Wegebreit, weißer Tollita und Hanfspreu. Diese sämmtlichen Bestandtheile werden gemengt und das Loch damit gefüllt; sonst bleibt das oben beschriebene Verfahren unverändert.

§. 17. Ist man gleich mit Recht davon zurückgekommen, dem Wildbret der Fasane Heilkräfte, vorzüglich bei krampfartigen Zufällen, beizumessen, so ist und bleibt es doch, gehörig zubereitet, eine vortreffliche Speise für Kranke und Gesunde. Deshalb wird auch der Fasan, besonders der junge, überall als ein Leckerbissen betrachtet und theuer bezahlt.

§. 18. Für Liebhaber des Waidwerks, welche weder viel Zeit noch Mühe darauf verwenden können oder wollen, ist die Jagd auf Fasane sehr angenehm, weil sie sehr gut halten oder aushalten (weil sie nicht leicht eher aufstehen, bis man nahe genug heran ist, um einen Schuß anbringen zu können).

Am Tage bedient man sich bei dieser Jagd eines gut dressirten Hühnerhundes mit Vortheil. Mit diesem sucht man ein Gehölz, wo man Fasane vermuthet, unter dem Winde Strich für Strich ab. Immer muß der Hund kurz gehalten werden (wie bei allem Suchen im Gehölz), um ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Steht der Hund, so kreist man so lange, bis man den Fasan sitzen oder herausfliegen sieht, und schießt ihn, wenn es ein

Hahn ist, mit einer im September mit Nr. 4, späterhin mit Nr. 3 geladenen Flinte. [1])

Mit Stecknetzen kann man im Getreide sowol als im Holz Fasane leicht fangen, wenn man gerade so wie bei den Rebhühnern verfährt. Hierüber wird im dritten Abschnitt an seinem Orte ausführlich gesprochen werden.

Wer sich's nicht zur Schande machen will und ein Recht dazu hat, kann auch starke Schleifen von Pferdehaar oder Draht zum Fang der Fasane anwenden. Er darf dann nur im dicken Holze schmale Stege auf der Erde kehren und diese mit Weizen, Hanfkörnern und Ameiseneiern bestreuen, unter den dicksten Sträuchern auf jeder Seite des Steges eine 14 bis 16″ über der Erde stehende Mücke einschlagen und in dieser einen Querstab festbinden, in welchem so viel Schleifen eingezogen werden, daß der ganze Steg damit bedeckt ist. Geht nun der Fasan dem Futter nach, so kann er der Schlinge nicht entgehen. Wer sein Revier und den Fasanstand liebhat, und wer Jäger sein will, wird sich jedoch eines Mittels nicht bedienen, durch welches er zwar viel fängt, aber dabei nicht vorher wissen kann, ob Hahn oder Henne. Weg mit der Aasjägerei hier und überall!

Schicklicher für den Waidmann und zugleich nützlich ist es, an einem schönen Herbstabend (auch im ganz zeitigen Frühling, wenn da noch zu viel Hähne vorhanden sind) in Gehölzen, wo Fasane stehen, herumzuschleichen und zu verhören, wo ein Fasan zu Baume steigt (welchen Zeitpunkt er, wie schon oben gesagt worden, durch einen Laut bezeichnet). Es ist nicht einmal nöthig, viel Vorsicht anzuwenden, um sich seinem Stand zu nähern; will man aber seiner Sache recht gewiß sein, so bleibt man in einer Entfernung von 60—80 Schritt einige Minuten stehen. Gewöhnlich schläft der Fasan gleich ein, denn nach einer kurzen Zeit kann man dicht unter den Baum, auf welchem er steht, gehen, um ihn herunterzuschießen.

Wieder eine Herzenslust für ungeübte Schützen!

---

1) Döbel erwähnt bei der Fasanjagd auch der Spionhunde (einer etwas kleinen Hühnerhundsrasse), welche zwar gehorsam sein, gut hören und apportiren müssen, sonst aber alles heraussjagen, indem sie kurz vor dem Jäger suchen. Steigt vor ihnen ein Fasan, Auer- oder Birkgeflügel zu Baume, so müssen sie ihn verbellen, aber nicht laut jagen, wenn er abstiebt (herunterfliegt). Bei den hohen Getreidepreisen möchte es dem Jäger wol überall unmöglich werden, zu jeder Jagdart besondere Hunde zu halten. Der Spionhund ist überhaupt nicht nur sehr entbehrlich, sondern auch schädlich. Hat man viel Wild, so bedarf man seiner nicht; hat man wenig, so verjagt er auch das oft noch. Seiner soll also weiter nicht gedacht werden. W.

Sechstes Kapitel.

Der Focke.

Ardea Nycticorax *L.* [1])

§. 1. Der Focke, auch Nachtreiher, Nachtrabe, bunter oder Schildreiher genannt, kommt in Deutschland ziemlich selten vor, häufiger aber am Neusiedlersee in Ungarn und längs der Donau schon von Wien an bis zu ihrer Mündung. Er gehört zur Familie der Reiher, der Ordnung der Sumpfvögel. Er ist in Deutschland Zugvogel wie alle seine Gattungsverwandten.

§. 2. Die Länge des Männchens beträgt 21½″, die Breite von einer Flügelspitze zur andern 44½″.

Der Schnabel ist 3¼″, der Hals 8″, der Schenkel 5″, das Schienbein 3¼″ lang. Die Mittelzehe mißt 3″, deren auf der innern Seite etwas gezähnelte Kralle ½″; die Seitenzehen sind beinahe einen ganzen Zoll, und deren Krallen auch verhältnißmäßig kürzer als die Mittelzehe. Die Hinterzehe ist ¾″ lang, deren Kralle gleiches Maß hat.

§. 3. Der schwarze, an der Wurzel etwas gelbliche, ein wenig gekrümmte, in einer scharfen Spitze endende Schnabel ist von beiden Seiten zusammengedrückt; die Schneiden desselben sind scharf, die obern vorn fein gezähnelt.

Die großen Augen haben carminfarbene Sterne, die Zügel, d. i. die kahle Haut zwischen denselben und der Schnabelwurzel, und der Augenkreis sind schwarzgrün.

Der ganze Oberkopf ist bis ins Genick mit ziemlich langen, schwarz-, stahlblau- und grünglänzenden Federn bedeckt. Ueber den Augen dehnen sich blaßgelbe, kurz gefiederte Streifen aus, die sich auf der Stirn vereinigen.

Drei lange, schmale, oben spitzzulaufende schneeweiße, am Ende des Hinterkopfs (am Genick) horizontal liegende Federn machen die schönste

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1799, S. 25. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 143; dessen Ornithologisches Taschenbuch, S. 263. Naumann, Vögel, Bd. 3, S. 123, Tab. 26, f. 35. Der Verfasser bemerkt zugleich, daß er zwar darin dem Hrn. v. Wildungen beipflichtet, wenn selbiger, nach Hartig's „Journal", 1806, H. 2, S. 215, keinen Grund findet, den Focken zur hohen Jagd zu rechnen; indessen wurde der Eintheilung des Wildes bei der Entstehung dieses Werkes das sächsische Edict vom 8. November 1717, welches, soviel dem Verfasser bekannt, noch nicht aufgehoben, in Rücksicht des Focken auch nicht abgeändert ist, zum Grunde gelegt, und deshalb hält der Verfasser sich nicht befugt, diesem Reiher eine andere Stelle anzuweisen. W.

Wir haben auch in dieser Auflage den Focken bei der hohen Jagd gelassen, da er im Handbuch einmal diese Stelle einnimmt, gestehen aber, daß es uns nie klar wurde, warum er je zur hohen Jagd gerechnet wurde, da weder sein Nutzen, noch die Art seiner Jagd oder seine Körperdimensionen seine Stelle hier rechtfertigen. T.

Zierde des Focken aus. Die oberste und längste, sieben Zoll lange, bildet durch ihre unterwärts gekrümmten Posen eine Scheibe, in welcher sich die beiden andern und kürzern verbergen. Wenn der Vogel ruhig ist, haben diese dicht in- und übereinandergelegten Federn das Ansehen eines bartlosen Kiels. Bald hebt er sie, bald läßt er sie sinken. Im Zorn oder im Affect stehen sie sämmtlich ausgebreitet und aufgerichtet; zugleich sträubt sich das obere Kopfgefieder buschig auf.

Das ziemlich lange wulstige Gefieder des ganzen Halses ist oben, vom Nacken herab, aschgrau, in Violett schillernd, das übrige aber blaßgelb gefärbt. Wie beim gemeinen Reiher und bei der Rohrdommel ist der Hals durch zwei Kniegelenke in drei gleiche Theile abgetheilt.

Die vordern Rücken- und die Schulterfedern sind glänzendschwarz, stahlblau und grün. Aschgrau ist die Farbe der Federn am hintern Theil des Rückens, am kurzen abgerundeten Schwanze und an den Flügeln. Letztere sind lang und haben starke, an den Spitzen gleichfalls abgerundete Bogen.

Brust, Schenkel, welche bis $^3/_4''$ über das Kniegelenk befiedert sind, und After zeigen sich schwach strohgelb überlaufen. So auch der Bauch, dessen Seiten nur leicht mit Aschgrau gleichsam überflogen scheinen.

Die kahle, vorn geschilderte, sonst netzförmige Haut der Füße ist, solange der Vogel lebt, grünlichgelb, hinten fleischröthlich überlaufen, an den Gelenken gelblich; nach dem Tode aber wird sie überall gelb.

Die Krallen sind mehr gekrümmt als beim grauen Reiher und der Rohrdommel.

Das Weibchen ist mit weniger lebhaften Gefiederfarben und kürzern Nackenfedern geschmückt, am Oberleib fast ohne Glanz, sonst wie das Männchen gezeichnet und gebaut, nur der Körper im ganzen kleiner. [1])

§. 4. Der Focke fliegt leicht, geräuschlos und niedrig, mit zusammengelegtem Halse, wie der aschgraue (gemeine) Reiher. Seine Reisen macht er im April, September und October zur Nachtzeit. Helltönend erschallt dabei der ihm eigene, fast wie Koak oder Koa klingende Laut.

---

1) Meyer gibt folgende Farbenabweichungen, dem Alter der Nachtreiher nach, an:

1. „Bei einjährigen der Schnabel oben braun, an den Seiten und unten gelblichgrün; der Augenstern braun; die Füße olivenbraun, grünlichgelb überlaufen; Kopf, Oberrücken und Flügeldeckfedern dunkelbraun mit gelblichweißen Flecken; die dunkelbraunen Schwungfedern an der Spitze mit weißlichen Flecken; die langen Federn am Nacken fehlen." In diesem Kleide würde der Focke also der sonstige gescheckte Reiher (Ardea maculata *Gm.*, *L.*; Butor tacheté ou Pouacre *Buffon*) sein.

2. „Bei zweijährigen der Schnabel hornbraunschwarz, an den Seiten grünlich; der Augenstern rothbraun; die Füße dunkelbraun, mit grünem Anstrich; der Kopf schwarzbraun, grünglänzend, ohne Federbusch; Vorderhals und Brust gelblichweiß, mit graubraunen Streifen; die Deckfedern der Flügel und der Rücken mit rostgelben dreieckigen Flecken." Man hielt dies früher für eine besondere Reiherart und beschrieb sie unter dem Namen grauer Reiher (Ardea grisea *Gm.*, *L.*; Femelle de Bihoreau *Buffon*, pl. enl. n. 759). W.

Er ist scheu und furchtsam. Wird er aber überrascht, so kann er sich, wie die Rohrdommel, durch das Zusammenziehen der Federn und durch das Zusammenlegen das Halses beträchtlich verkleinern. In der nicht ungegründeten Voraussetzung, so den Blicken des Spähers zu entgehen, bleibt er mit gerade in die Höhe gerichtetem Schnabel unbeweglich sitzen, jedoch in einer weniger gezwungenen Stellung als die Rohrdommel.

§. 5. Die Begattungszeit der Focken setzt Döbel in den März und April. Sie leben, wie alle Reiher, in Monogamie (paaren sich). Das Weibchen nistet nicht, wie man sonst vorgab, auf Bäumen, sondern im Schilf und unter dickem Gesträuch, oder im Rohr, und brütet ohne Beihülfe des Männchens drei bis vier blaßblaue, gefleckte Eier in großen, schwer zugänglichen Sümpfen aus.

§. 6. Einzeln kommt dieser Vogel zu Anfange des April in unsern Gegenden an, häufiger im August, bleibt aber auch dann nicht lange an einem Orte.

Am liebsten hält er sich in sumpfigem Gebüsch oder in hohem Schilf und Rohr auf. Nie kommt er am Tage zum Vorschein, wenn er nicht aus seinem Schlupfwinkel verjagt wird. Seine aus kleinen Fischen, Fröschen, Muscheln, Schnecken und Wasserinsekten bestehende Aesung sucht er hier, oft bis an den Leib im Wasser watend. Nur bei Nacht geht er ihr auf freiern Plätzen nach.

Gegen Abend und früh morgens steht er zuweilen auf Bäumen, doch nie ganz frei, sondern in der oben angegebenen Stellung, immer unter Zweigen verborgen, dicht am Stamme derselben, auf einem Seitenaste. [1])

§. 7. Mit dem von ältern Schriftstellern angerühmten vortrefflichen Geschmack des Wildbrets mag es, nach Bechstein und v. Wildungen, nicht weit her sein. Letzterer sagt, im Hartig'schen „Journal", a. a. O.: „Der Focke ist, nach meiner Erfahrung, gleich dem Kranich, auch nach sehr künstlichen Zubereitungen kaum genießbar." [2]) Die drei weißen Nackenfedern

---

1) Der Focke ist fast über die ganze Erde verbreitet. Ich habe ihn in Brasilien, Chile und Peru sehr häufig geschossen. In Brasilien wird sein Wildbret höchstens von Negern gegessen; es schmeckt dort, wie in Europa, beinahe ekelhaft. Nach meiner Ansicht sollte dieser dumme, kaum genießbare Vogel, der in keiner Beziehung irgendeinen Nutzen, dessen Jagd nicht das geringste Vergnügen gewährt, gänzlich vom waidmännischen Jagdbetriebe ausgeschlossen werden. T.

2) In der ersten Ausgabe schloß sich der Verfasser dem Vorgeben der Aeltern an, weil er das Wildbret der Rohrdommeln, mit denen der Focke gleichmäßig sich nährt, aus Erfahrung als vortrefflich kannte. Er nimmt das vor 14 Jahren ohne Erfahrung Nachgeschriebene willig zurück. Uebrigens darf in dergleichen Fällen das Sprichwort: De gustibus non est disputandum, doch nicht ganz aus der Acht gelassen werden. Wie sehr ist von andern das Wildbret des aschgrauen Reihers (gemeinen Fischreihers) nicht gerühmt worden! Der Verfasser fand es zwar mehrmals sehr fett, aber höchst thranig, abscheulich sogar von Geschmack, und doch prangt dieser in der Bechstein'schen oder vielmehr Burgsdorf'schen Classification der wilden Vögel auf der Stufe der eßbaren, während Rohrdommel und Focke auf der Stufe der uneßbaren stehen! W.

dienen zu kostbaren Federbüschen und werden zum Putz des Turbans von den Türken sehr theuer bezahlt.

§. 8. Döbel hält die Karrenbüchse und das Schießpferd für die besten Hülfsmittel, die Fockenjagd zu betreiben.

Ihre Anwendbarkeit wird, nach allem zu urtheilen, was früher darüber gesagt wurde, jedem Sachverständigen unwahrscheinlich und zweifelhaft bleiben. Das Schießpferd könnte vielleicht dann nützlich sein, wenn man einen Vogel dieser Art auf dem Baume stehend erblickte; aber auch dieser Fall dürfte nur selten eintreten, da er sich so sorgsam zu verbergen sucht.

Eher möchte der Zweck, ihm Abbruch zu thun, erreicht werden, wenn man sich gegen Abend, vorzüglich beim Mondschein, an oder in Brüchen, wo er sich aufhält, gut verborgen anstellte, oder wenn solche Gegenden am Tage mit Schützen umstellt und mit Hühner- oder andern Wasserhunden abgesucht würden.

Dritte Abtheilung.

Raubthiere.

Erstes Kapitel.

Der Bär.

Ursus Arctos *L.* [1])

§. 1. Waidmännische Ausdrücke, insofern sie von den beim Edelwild angegebenen abweichen:

Der Bär hat Branten oder Tatzen, keine Füße.

Er brummt, er schreit oder brüllt nicht.

Er geht von oder zu Holze, er zieht und trabt nicht.

Er verläßt sein Lager oder Loch (nicht Bett) und sucht es auf.

Er erhebt sich, wenn er dieses verläßt, oder sich auf den Hinter-

---

1) Döbel, Jäger-Praktica, I, 32 b); II, 125. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 22. v. Wildungen's Taschenbuch, 1807, 1. W.

branten aufrichtet, und erniedrigt sich, wenn er sich auf die vordern niederläßt oder zur Ruhe begibt.

Er schlägt seine Feinde mit den Vorderbranten.

Er schlägt sich ein, wenn er sich ins Winterlager begibt.

Bärzeit ist der Ausdruck, dessen man sich statt Begattungszeit bedient, und er bäret, indem er sich begattet.

Die Bärin setzt oder bringt Junge.

Vom ersten bis zum vollendeten dritten Jahre heißen die Jungen junge Bären; dann werden sie (in Böhmen), bis sie sechsjährig sind, Mittelbären, in höherm Alter Hauptbären genannt.

Der Bär wird aufgeschärft, nicht aufgebrochen; die Haut abgeschärft, nicht, wie einige wollen, abgehäutet.

§. 2. Das stärkste unter allen in Europa vorkommenden Raubthieren ist der Bär. [1])

Er gehört zur Ordnung der Raubthiere (Carnivora) und der Familie der Bären (Ursinae). Bis auf die neueste Zeit hat man zwei verschiedene Arten von europäischen Landbären unterschieden, nämlich den großen schwarzen Bären [2]) (Ursus niger *Gm. Cuv.*) und den braunen oder Zeidelbären (Ursus arctos). Durch die neuesten Untersuchungen des berühmten Reisenden, Hrn. v. Middendorf, der im Auftrage der kaiserl. Akademie zu Petersburg die arctischen Regionen Asiens bereiste, ist nun auf Grundlage von ebenso gründlichen als mühevollen und umfassenden Studien auf das genaueste nachgewiesen, daß diese beiden Bären nur eine einzige Art bilden [3]) und sich nur durch mehr oder weniger dunkle Färbung der

---

1) Vom Polar- oder Eisbär (Ursus marinus *Poll.*) nur Folgendes:

Er hält sich blos in den dem nördlichen Polarzirkel zunächstliegenden Gegenden auf, z. B. in Grönland, Spitzbergen, Nova Semlja und auf den Inseln des Eismeeres; ist weiß von Farbe, 10—12 Fuß lang, wiegt oft 1000 Pfund, und soll sehr grimmig und reißend sein. In Rücksicht des Körperbaues ist er wesentlich vom Landbär verschieden. Sein Kopf und Hals ist länger als an diesem, auch hat er einen breitern Rachen, größere Nasenlöcher und einen gewölbtern Schädel. Seine Aesung besteht hauptsächlich in todten Seethieren und Seefischen, und er raubt solche lebend, wenn sie ihm an Stärke nicht überlegen sind.

Bei eintretendem Mangel aber verschont er keine lebende Creatur. Nur wenn er sich erhoben hat, soll er mit der Kugel tödlich zu verletzen sein. Die Grönländer halten sein Wildbret für sehr schmackhaft. Cook, welcher einen von den Eskimos verfolgten erlegte und von diesen mit der Haut und einer Keule beschenkt ward, bestätigt dies. W.

2) Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts wurde sogar ein solcher von außerordentlicher Stärke in dem zu dem Rittergute Moest an der anhaltisch-dessauischen Grenze, welches gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch Verkauf von meiner Familie an den Herzog von Dessau überging, gehörigen Walde eingestellt und von dem damaligen Beherrscher Sachsens eigenhändig erlegt. Ein von demselben bei dieser Gelegenheit meinen Vorfahren verehrter großer silberner Pokal in Gestalt eines erhobenen Bären, nebst dem dazu gehörigen Handschreiben, befindet sich noch im Gewahrsam meines ältern Bruders. Die Eiche, von welcher der Bär herabgeschossen wurde, führte den Namen Bäreneiche. Im Jahre 1783 wurde sie — ganz hohl und abständig — vom Sturmwind umgebrochen. Der Schaft hielt, am Abbruch gemessen, 22 Fuß im Umfang. Stamm und Aeste gaben beiläufig 1728 Kubikschuh Brandholzmasse. W.

3) Vgl. J. T. Brandt, Bemerkungen über die Wirbelthiere des nördlichen europäischen Ruß-

Haare unterscheiden. Die Größe und die etwas mehr eingebogene Stirn geben keine hinlänglichen specifischen Merkmale ab, da sie in diesem Fall nur vom Alter abhängen. Der sogenannte braune Bär kann eine Stärke erreichen, die die für den schwarzen Bären angegebenen Maße weit übersteigt. [1])

Der kleine braune Bär lebt und gedeiht sowol in kalten als warmen Gegenden. Unter den europäischen Ländern sind jedoch Rußland, Kurland, Estland, Livland, Schweden, Norwegen [2]), Polen, Böhmen, Tirol, Steiermark, Kärnten, Krain, Siebenbürgen, Ungarn und vorzüglich die Schweiz diejenigen, wo man ihn am häufigsten im wilden Zustand antrifft. Er erreicht höchstens die Größe von 4 Fuß und ist gemeiniglich rothbraun oder röthlichbraun von Farbe. Junge Bären dieser Art zeichnen sich bis ins dritte Jahr durch einen weißen Halsring aus.

Sowol im hohen Norden, als auch in der Schweiz findet man weiße und graue Abarten.

Der Kopf ist oben breit und platt, übrigens aber der Theil, wo er durch einen einzigen Schlag getödtet werden kann, und also der schwächste. Das Gehör ist kurz und rund. Die kleinen Augen liegen tief.

Gleich unter der eingebogenen Stirn erscheint der verhältnißmäßig kurze Kopf schmal zusammengedrückt. Er geht in einer abgestutzten, mit ziemlich starken Nasenlöchern versehenen Nase und in einem mit starken und scharfen Fängen bewaffneten Rachen aus, an welchem die untere Kinnlade länger als die obere ist, die Unterlippe aber 18 Zacken hat.

Der Hals ist stark und kurz, der Leib dick und lang. Die starken, kurzen Läufe endigen in fünfzehigen Branten, welche dem menschlichen Fuße ähnlich gebaut und mit äußerst scharfen Waffen versehen sind. Der Pürzel (Schwanz) ist sehr kurz.

Die Sinne der Witterung, des Gehörs und Gesichts sind sehr fein organisirt; der letztere wird aber häufig durch Augenkrankheiten geschwächt oder gar vernichtet, deren Heilung der Bär oft dadurch bewirken soll, daß er die Nase in einen Bienenstock steckt, sie willig von den Bewohnern desselben zerstechen läßt, und auf diese Weise viel Schweiß (Blut) verliert. (?)

Vermöge seines plumpen Körpers hat der Bär, wenn er ruhig ist, einen langsamen schwankenden Gang; wird er aber flüchtig gemacht, so bewegt er sich ziemlich schnell. Auf die Hinterbranten erhoben, geht er mit

---

lands, besonders des nördlichen Ural. Ein Beitrag zur nähern zoologisch-geographischen Kenntniß Nordosteuropas. T.

1) Im Museum zu Lausanne wird ein brauner Bär, der zu Nion geschossen wurde, aufbewahrt, welcher 7 Fuß 2 Zoll mißt. T.

2) In den jüngst verflossenen 15 Jahren wurden in Norwegen 3456 Bären erlegt. T.

Leichtigkeit ganze Strecken fort, ohne sich zu erniedrigen. Er erhebt sich zum Kampfe, oder wenn er etwas trägt.

Mit geringer Anstrengung, mit großer Behendigkeit sogar erklettert er hohe Bäume. Um desto schneller herunterzukommen, soll er den Kopf zwischen die Vorderläufe einklemmen und sich, ohne je Schaden zu leiden, herabstürzen.

Er ist höchst phlegmatischen Temperaments, doch scheu wie alles Wild, und grimmig, wenn er gereizt oder verwundet wird.

Erblickt er einen Feind, so erhebt er sich, geht ihm entgegen und drückt ihn, wenn er dazukommen kann, so unsanft zwischen den Vorderbranten an sich, daß diese Umarmung für seinen Gegner von den traurigsten Folgen ist.

Im Kampfe versetzt er mit den Vorderbranten so heftige Schläge, daß ein einziger hinreicht, den stärksten Hund leblos zu Boden zu strecken.

Den brummenden Laut des Bären hört man gewöhnlich nur, wenn er zornig wird; doch soll er zuweilen auch ein gewisses Wohlbehagen anzeigen. Im ersten Fall ist ein vernehmliches Zähneknirschen gemeiniglich damit verbunden.

Sein Alter soll der Bär höchstens auf 24—30 Jahre bringen, sein Wachsthum aber erst im siebenten aufhören.

§. 3. Die Bärzeit wird fast von allen Schriftstellern, welche diesen Gegenstand behandelten, verschieden angegeben. Da ich persönlich nie Gelegenheit hatte, Beobachtungen darüber zu machen, so nehme ich Petri's Bemerkung in seiner Schrift über Estland: „der Bär brunfte im April oder längstens zu Anfang des Monats Mai“, deshalb für wahr an, weil mein würdiger Lehrherr, der nun verstorbene sächsische Wildmeister Hähnel, welcher mehrere Jahre in Polen und Kurland zubrachte und als tüchtiger Jäger gewiß die Gelegenheit, sich über diesen Punkt zu unterrichten, benutzt hat, gleicher Meinung war.

Flemming setzt in seinem „Deutschen Jäger“ die Bärzeit bestimmt im Mai an, Buffon im Herbst; Döbel in seiner „Jäger-Praktica“ ist ungewiß, ob sie im Februar oder April eintrete; Georg in dem „Vollständigen Handbuche der Jagdwissenschaft“, herausgegeben vom Professor Leonhardi, sagt: man sei noch nicht einig, ob sie in die ebenerwähnten Monate oder in den October falle. [1])

---

1) In dem Bärengraben in Bern werden, mit sehr kurzen Unterbrechungen, seit mehr als 400 Jahren Bären gehalten. Sie begatten sich im Mai und Juni; die Bärin bringt im Januar eins, zwei, auch drei Junge. Sie geht also 32—34 Wochen trächtig. Im Jahre 1857 setzte die eine Bärin am 13., die andere am 22. Januar; im Jahre 1859 am 10. Januar. Mit fünf Jahren werden sie fortpflanzungsfähig. T.

Auch bei der Angabe der Zeit, wie lange die Bärin tragend gehe, sind die Meinungen abweichend.

Der Wildmeister Hähnel behauptete, so auch Petri und Flemming, sie setze, wenn neun volle Monate nach der Bärzeit verflossen wären; Döbel ist ungewiß, ob es nach 30 oder 36 Wochen geschehe; Funk und Bechstein sagen nach sechs Monaten. [1])

Vielleicht gibt es kein anderes Geschöpf, welchem die Natur gemäßigtere Begattungstriebe eingepflanzt hat, als dem Bär. Nur mit einer Bärin brunftet er, zieht sich aber auch von dieser nach kurzer Zeit, wahrscheinlich sobald sie hochbeschlagen ist, zurück, ohne eine zweite Gattin zu suchen.

Erst im fünften Jahre werden die Bären brunftfähig. Den Begattungsact vollziehen sie wie alle vierfüßigen Thiere; irrigerweise behaupten einige, es geschehe auf den Hinterbranten stehend, oder während die Bärin auf dem Rücken liege.

Wenn die Setzzeit herannaht, bereitet diese sich an entlegenen unzugänglichen Orten des Waldes, in einer Höhle oder unter dem Stamm eines starken Windbruchs [2]), ein mit Laub und Moos ausgefüttertes Lager, verbaut dessen Seiten und Vordertheil bis auf eine Oeffnung, durch welche sie es nur eben verlassen kann, mit Reisig und trockenem Grase, und bringt da in der frühern Jugend ein bis zwei, in der Folge drei Junge, im hohen Alter wieder nur eins.

Schon längst ist man von der Fabel zurückgekommen, daß der als ein bloßer Fleischklumpen eben geworfene junge Bär seine Gestalt erst durch das Lecken der Mutter erhalte; aber ausgemacht ist es, daß kein Thier, welches eine so ansehnliche Stärke erreicht, so schwach (klein) geboren wird als dieses. Denn die Jungen sind nicht größer als ungefähr eine Ratte, und zwar aus dem Grunde, weil bei der Bärin das Schloß sich nicht öffnet, wenn sie wirft.

Vier Zitzen des Gesänges stehen bei der Bärin an der Brust, zwei am Bauche. An derselben suchen und finden die Jungen, solange sie ihren Unbeholfenheit wegen das Lager nicht verlassen, allein ihre Nahrung, während die Mutter sie liebkosend leckt. Sie führt, sobald die Kräfte der Jungen es erlauben, sie aus dem Loche, sieht ihren possirlichen Spielen zu, lehrt

---

1) Die Stadt Bern unterhielt vom Jahre 1740, bis während der Französischen Revolution auch die Schweiz occupirt wurde, mehrere Bären in einem ausgemauerten Graben. Am Stammpaare bemerkte man, daß es jedesmal im Juni bärte, und daß jedesmal die Bärin zu Anfang des Januar Junge brachte. Zum ersten mal erschien eins, hernach bald zwei, bald drei, niemals mehr; vom 28. bis 31. Lebensjahr wieder nur eins (v. Wildungen's Taschenbuch, 1807). Hiernach bestimmt sich die Tragzeit auf sechs Monate und einige Tage. Eine der dortigen Bärinnen warf einmal zwei schneeweiße Junge (1575). W.

2) d. i. eines vom Winde mit den Wurzeln aus der Erde gerissenen und umgeworfenen Baumes. W.

sie rauben und Nahrung suchen, und gibt ihnen Anweisung auf Bäume zu steigen. Mit zärtlicher Sorgfalt bewacht und schützt sie jeden ihrer Schritte. Weit entfernt sie sich nie, und Wehe dem, der es wagt, ihr einen ihrer Lieblinge entreißen zu wollen! Nur mit dem letzten Athemzuge gibt sie die Vertheidigung derselben auf. In solchen Fällen hat ihre Kühnheit, Wuth, Grausamkeit und ihr Blutdurst keine Grenzen.

Wenn sie Gefahr ahnt, geht sie sogleich mit den Jungen zu Loche und bemüht sich, auch die Ausgangsöffnung dem Auge des Spähenden zu verbergen. Kann sie das Lager nicht erreichen, so läßt sie sie auf einen Baum flüchten, stellt sich dem Feinde entgegen und beginnt den Kampf auf Leben und Tod.

Bis zur folgenden Bärzeit gewährt sie ihnen Schutz und Wachsthum befördernde Nahrung am Gesäuge; dann aber müssen sie dem Gatten Platz machen, das Loch wenigstens so lange verlassen, bis dieser sich wieder entfernt, und für ihren Unterhalt selbst sorgen. Willig nimmt sie sie nachher wieder auf bis zur nächsten Setzzeit; dann trennt sich die ganze Familie, und jedes Einzelwesen derselben fängt seine eigene Oekonomie an.

§. 4. Zu seinem Aufenthalt wählt der Bär große, schwer zugängliche Sümpfe, Felsenklüfte und Dickungen. Wird er nicht gewaltsam aufgeregt, so bringt er dort in seinem Lager, welches er immer wieder aufsucht, nur selten auf einem Baum, in melancholischer Abgeschiedenheit, selbst von seinesgleichen getrennt und in träger Ruhe den Tag zu. Mit Einbruch der Nacht geht er auf Raub und Fraß aus. Wenn er aufgeregt, erschrocken aus dem Loche hervorbricht, feuert er, nach Freund Wildungen's Erzählung [1]), wie der Bombardierkäfer, nur wahrscheinlich viel mächtiger und vernehmlicher, a posteriori und sucht sich, so schnell er es vermag, durch die Flucht zu retten.

Wenn der Winter herannaht, verbaut er sein Loch immer sorgfältiger, um in demselben der Kälte und dem Schnee Trotz bieten zu können; denn in demselben verlebt er den rauhesten Theil dieser Jahreszeit, zwar nicht immer schlafend, aber doch unbeweglich, zehrt von dem im Herbst oft 4 bis 6 Zoll hoch aufgelegten Feist, und thut auf Raub und Fraß Verzicht.

Wäre auch die Behauptung irrig, daß er sich zu dieser Zeit durch beständiges Saugen an den Tatzen erhalte, so gewährt ihm dies doch einen angenehmen Zeitvertreib, und brummend gibt er sein Wohlbehagen zu erkennen.

Er löst sich während der Winterruhe nie, sondern die Losung geht erst, wenn er wieder das Lager verläßt, in starken verhärteten Pflöcken ab.

§. 5. Der Bär nährt sich meistentheils von Vegetabilien, Gras,

1) v. Wildungen's Taschenbuch, 1807, S. 14. W.

süßlichen Wurzeln, Gemüsen, Vogelbeeren, Obst, Staudenfrüchten, Weintrauben, Eicheln, Bucheln, Getreidekörnern. Seine Leckerbissen bestehen in Ameiseneiern, Honig, Forellen und andern Fischen. Menschen greift er ungereizt nie, Thiere nur selten an; wenn er aber verwundet oder von Hunden gejagt wird, oder wenn es der Mutter auf Vertheidigung der Jungen ankommt, erdrückt oder schlägt der Bär seine Feinde zu Boden und reißt sie, vermittels der scharfen Waffen an den Vordertatzen, in Stücken. Aas soll er nur bei grimmigem Hunger verzehren. Allgemein wird der sogenannte schwarze Bär für gutmüthiger und weniger gefährlich als der braune gehalten.

Um den Durst zu löschen, gehen beide Arten häufig zur Quelle, sollen aber das Wasser nicht auflecken, sondern bissenweise verschlingen.

§. 6. Die Feistzeit des Bären fällt in den Spätherbst; zu dieser Zeit ist auch die Haut mit längern Haaren bedeckt; er gibt also im October und November den größten Nutzen. Das Feist soll bei allen äußerlichen Verletzungen äußerst heilsam sein; auch liefert es ein nicht übles Brennmaterial und wird nicht leicht ranzig.

Das Wildbret der jungen Bären hält man in der guten Zeit für sehr schmackhaft, dagegen das der ältern widerlich-süß schmecken soll. In Canada werden sie in Ställen gemästet und geschlachtet.

Die Tatzen hält man für einen Leckerbissen; auch der Kopf, ebenso wie der Kopf der wilden Sau aufgeputzt, hat oft auf den Tafeln der Großen geprangt. (Ueber die Zubereitung gibt Krünitz's Encyklopädie, III, 431 fg. Aufschluß.)

Die Haut thut, als Pelzwerk, den Bewohnern nördlicher Länder vortreffliche Dienste. Sie wird bei uns zu Decken, Wildschuren u. dgl. verarbeitet.

Das gereinigte Gescheide dient zerschnitten, ausgespannt und getrocknet den Kosacken statt der Fensterscheiben.

§. 7. Der Tritt des Bären gleicht ziemlich dem eines barfußgehenden Menschen. Doch sind bei jenem die Abdrücke der Waffen an den Zehen stets deutlich wahrnehmbar.

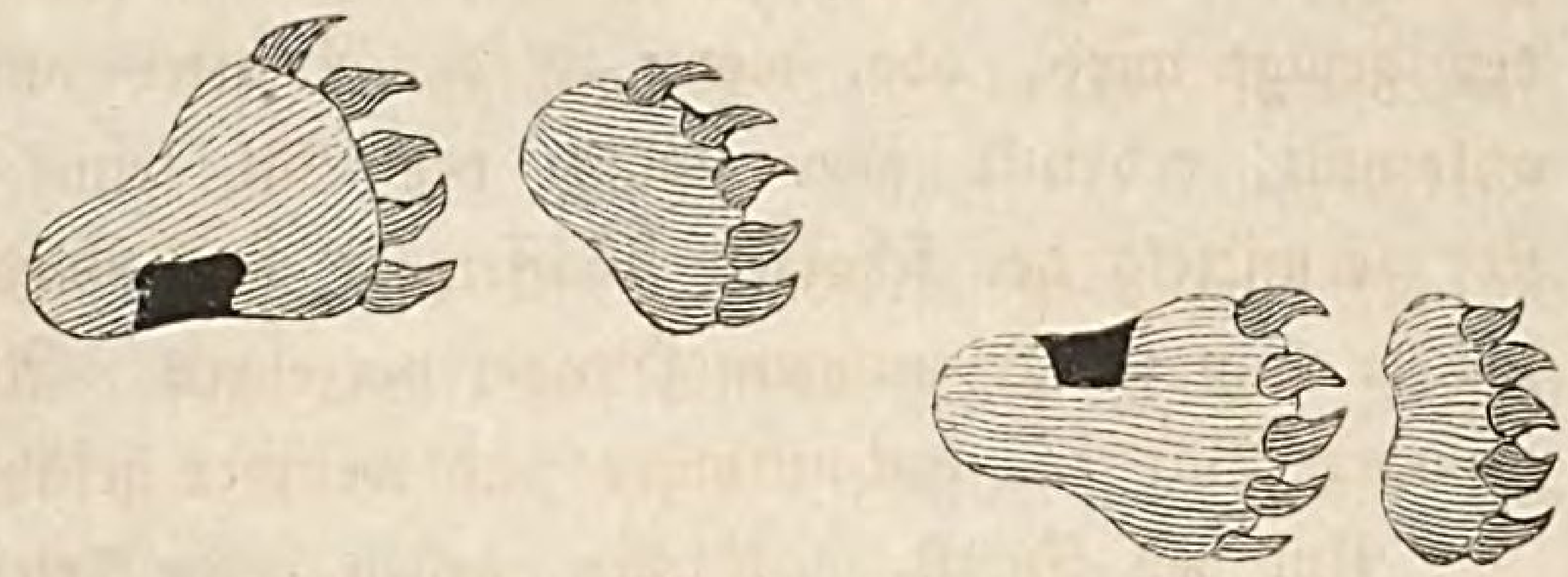
Da die Hintertatzen viel breiter als die vordern sind, so formen jene auch viel breitere Tritte als diese. Die Bärin spürt sich viel schwächer als der Bär, wenn sie auch von gleichem Alter mit ihm ist, vorzüglich in Rücksicht der Breite des Trittes.



Bärentatzen.

Im ruhigen Wechsel (Gange) zwängt der Bär beiderlei Geschlechts die Zehen zusammen; diese drücken sich hingegen auseinanderstehend ab, wenn er flüchtig ist. Im ersten Fall setzt er die Hinterbrante, die Zehen

auswärts, die Fersen einwärts gerichtet, ziemlich nahe an die vordere. Nicht ohne Nutzen wird sich der junge Waidmann, unter Anleitung eines erfahrnern, des Zollstocks zum Messen der Bärentritte bedienen, um, zufolge angestellter Vergleichungen, die Stärke, das Alter und selbst das Geschlecht der Spur nach ansprechen zu lernen.



Fährte des Bären.

Auf hartem Boden kann natürlicherweise der Tritt und so auch die Fährte nicht wahrnehmbar werden; die Spur beschränkt sich demnach in diesem Fall auf die hier und da sich findende hochgehäufte, fast schwarze Aesungsrester aller Art enthaltende Losung, und auf die gewaltsam zerstörten Waldameisenhaufen.

§. 8. Der junge Bär ist anfänglich mit Honig, in Bier aufgelöst, und mit Brot leicht zahm zu erziehen, und nachher bei gut ausgebackenem Brote, wovon zwei Pfund des Tages genügen, und Wasser zu erhalten.

Fleisch darf er nie bekommen; aber auch in diesem Fall wird er bei zunehmendem Alter heimtückisch, vorzüglich wenn man ihn neckt oder sonst reizt. Dann versteckt er sich, wo er kann, und schlägt oder drückt seinen Beleidiger sicher todt, wenn er Gelegenheit dazu findet.

Nie wage man es, von dem zahmsten Bären sich lecken zu lassen. Anfänglich meint er es zwar gut, aber von selbst hört er nicht auf, bis der geleckte Theil blutrünstig wird, und, sobald er Blut schmeckt, wird er immer gieriger und endlich mordsüchtig.

Daß er allerhand Künste lernt, ist bekannt.

§. 9. Zur Bärenjagd werden

1. polnische oder deutsche Jagdhunde und
2. Hetzhunde

gebraucht. Erstere sind in diesem Werke schon bei mehrern Gelegenheiten erwähnt worden; ich verschob es jedoch bis hierher, über ihr Eigenthümliches und über ihre Behandlung das Nöthige zu sagen, weil ich bei keiner andern Jagd viel von deren Anwendung halte, sondern ihrer Benutzung nur bei der Bärenjagd, und überhaupt bei der Jagd in großen unzugänglichen Sümpfen und Bergen das Wort reden kann.

§. 10. Der polnische und deutsche Jagdhund ist von mittlerer Größe, etwas stärker als der französische und englische, gemeiniglich schwarz, schwarzbraun oder rothbraun von Farbe, und hat oft gelbe Extremitäten (Schnauze und Füße), zuweilen auch eine Blässe und weiße Brust. Sein

Kopf ist länglich, vorn zugespitzt, das Behänge lang. Uebrigens zeichnet sich der polnische durch Stärke im Bau, durch dichteres, längeres Haar und durch Dauer aus; der deutsche durch Leichtigkeit.

§. 11. Alles, was die Einrichtung der Ställe und Zwinger, die Fütterung, Zuzucht und Behandlung derselben betrifft, findet man bei den Parforcehunden erwähnt. Doch kann die Fütterung etwas schlechter sein als die dort vorgeschriebene, und täglich einmal blos trocken Brot gegeben werden. Beim Futter bläst ein Jäger auf dem Horn, um die Hunde an das Horn zu gewöhnen.

Das Ausführen ist ihnen ebenso nützlich als den französischen und englischen, um so mehr, da gewöhnlich zwei oder drei zusammengekoppelt werden, wenn man sie zur Jagd führt, und sie also vorher koppelbändig [1]) sein müssen. Um dies zu bewerkstelligen, legt man anfänglich jungen Hunden die Koppel im Zwinger an, wo sie, wenn die Witterung es irgend erlaubt, immer umherlaufen müssen. Ueberhaupt dürfen solche Jagdhunde auf keine Weise verzärtelt werden, weil man sie im Spätherbst und Winter am meisten braucht.

§. 12. Gemeiniglich jagen sie auf jeder frischen Fährte, welche ihnen vorkommt, weshalb man sie auch **Wildbodenhunde** nennt. Sehr schwer hält es, sie auf **eine** Wildart nur einzujagen; soll es aber geschehen, so müssen sie, wie die Parforcehunde, zum Gehorsam gewöhnt und jedesmal, wenn sie falsch jagen, bestraft werden.

Die Koppeln löst man, durch Abschnallen der **Halsung**, gewöhnlich da, wo sie suchen und jagen sollen.

Zu den ersten Jagden und zum Einjagen wählt man gern Vor- oder Feldhölzer. Sobald ein Hund laut wird, ruft der Jäger, welcher zu Pferde oder zu Fuß soviel als möglich folgen oder auf den Hauptwechseln vorgreifen muß, durch Horn und Stimme die übrigen herbei, damit sie alle auf **einer** Fährte jagen. Dies ist um so nöthiger, weil sonst die Hunde sich zersplittern und der Jäger nicht weiß, welchem Laut er folgen soll. [2])

Tragende Hündinnen können die ersten vier Wochen, nachdem sie belegt sind, welches bei dieser Rasse zu jeder Jahreszeit geschehen darf, noch mäßig zur Jagd gebraucht werden, späterhin aber, bis sie gewölft haben und die Jungen abgesteckt sind, gar nicht mehr.

Nach jedesmaliger Beendigung der Jagd gebe man den Jagdhunden

---

1) Die Koppel besteht aus einem Ringe, von welchem auf beiden Seiten Kettengelenke ausgehen, an deren Ende wieder Ringe mit Wirbeln angebracht sind, durch welche die Halsungen gezogen werden. W.

2) Man wird hier manches finden, was auf die Bärenjagd nicht anwendbar ist. Ich faßte aber deshalb alles zusammen, was über polnische und deutsche Jagdhunde zu sagen war, um bei andern Gelegenheiten hierher verweisen zu können. W.

Schweiß und klein geschnittenes Gescheide vom vor ihnen erlegten aufgebrochenen Wilde, um sie immer mehr genossen zu machen.

§. 13. Die auf Bären anzuwendenden Hetzhunde sind:

1. Bullen- oder Bärenbeißer, eine nicht gar zu große, aber starke, beherzte Hunderasse, mit dicken, kurzen Köpfen. Sie packen alles, worauf sie gehetzt werden, sind aber schwer. Man pflegt sie zu mäuseln, d. h. die Ohren zu verstutzen, auch die Ruthe kurz abzuschlagen. Beides geschieht, ehe sie sechs Wochen alt werden.

Ihrer Tücke und Bosheit wegen können sie Menschen und Thieren leicht gefährlich werden; aus diesem Grunde ist es in mehrern Ländern nicht erlaubt, sich derselben zu bedienen.

2. Englische Doggen. Dies ist die stärkste Hunderasse. Sie haben längere Köpfe und ebenso starke Läufe als die Bullenbeißer, packen auch ebenso fest, sind aber auch ebenso wenig leicht. [1])

3. Dänische Blendlinge, über die bei der Saujagd ausführlicher gesprochen wird. Was dort über Erziehung, Fütterung und Einhetzen gesagt werden wird, findet auch bei den hier genannten Hunden Anwendung.

§. 14. Sowol der Jagd- als Hetzhunde bedient man sich auf folgende Weise zur Bärenjagd: So weit es das Terrain erlaubt, sucht man sich durch Einkreisen vom Aufenthalte des Bären zu unterrichten.

Der District, in welchem ein Bär eingekreiset, oder doch wahrscheinlich zu vermuthen ist, wird umlegt, zum Theil mit Hatzen, deren jede aus 10, 12 bis 14 Hunden bestehen muß, zum Theil mit Schützen, deren sich immer zwei und zwei an einem Orte anstellen, damit, wenn einer einen Fehlschuß thut, oder ihm das Gewehr versagt, der andere den Bär auf den Kopf schießen kann.

Nebst der Büchse führt jeder Schütze einen tüchtigen Hirschfänger und ein Fangeisen. Von beiden letztern Werkzeugen wird bei der Sauhatze mehr vorkommen; sie sind zur Rettung im Nothfall bestimmt.

Einige Jäger legen die von der Koppel gelösten Jagdhunde auf der Bärenfährte an, andere lassen sie unter dem Winde suchen.

Sobald sie im letztern Fall eine frische Bärenfährte oder den Bär selbst finden, fangen sie laut zu jagen an. Scheu, wie alles Wild, flieht er, bis er von den Schützen erlegt, oder durch die Hetzhunde gepackt wird. In diesem Fall eilt man hinzu und fängt ihn, zwischen den Augen etwas unterwärts, oder, zur Schonung der Decke (Haut), wie das Edelwild, auf dem Stich, mit dem Fangeisen ab.

---

1) Nie darf der Bullenbeißer, die Dogge nur dann, wenn sie fromm ist, frei umhergehen, und weder der eine noch die andere ungekochtes Fleisch oder Blut genießen, denn das macht sie böse. W.

Oft tritt der Fall ein, daß der Bär sich früher vor den Jagdhunden stellt, als er die Schützen oder Hatzen erreicht. Dann hetzt man entweder auf den Reif, d. h. man löst die Hatze, welche dem Laut der Jagdhunde am nächsten ist, und diese eilt hinzu, um ihn zu packen, oder es müssen sich einige Jäger hinanschleichen, und ihn so schnell als möglich vor den Jagdhunden todtschießen, damit er sie im Grimm nicht zu Grunde richte.

§. 15. Man zieht auch, mit Büchse, Fangeisen und Hirschfänger bewaffnet, auf das Bärenbirschen aus, d. h. man sucht ihn entweder im Walde auf, oder man stellt sich nach ihm an. Dies allein zu unternehmen, würde nicht rathsam sein; deshalb gehen immer zwei Jäger miteinander. Erblicken sie einen Bär in der gehörigen Nähe, so schießt ihn der eine auf den Kopf. Auf den Fall, daß dieser fehlen, oder ihn nur verwunden würde, macht sich auch der andere schußfertig. Mislänge auch dieser Schuß, so nimmt sie sicher der Bär an, indem er, erhoben, auf sie zueilt. Dann muß der eine das Fangeisen ergreifen und sich bemühen, ihm den Fang zu geben. Während der Zeit sucht ihm der andere mit dem Hirschfänger die Tatzen abzuhauen, oder doch zu lähmen, um beide Jäger vor der sehr unsanften, für einen wenigstens in ihren Folgen gewiß unglücklichen Umarmung zu schützen.[1])

§. 16. Von den vielen Arten, den Bär auf andere Weise zu erlegen und zu fangen, welche Naturgeschicht- und Reisebeschreiber der ältern und neuern Zeit erzählt haben, will ich hier nur diejenigen erwähnen, welche am anwendbarsten zu sein scheinen, oder, von ausgezeichneter Entschlossenheit, Tapferkeit und Gewandtheit des Bärenjägers zeugend, für den Leser überhaupt, besonders aber für den jungen Waidmann Interesse haben.

Eine der leichtesten Methoden, den Bär zu fangen, ist die, wenn man eine gute Portion Honig, mit starkem Branntwein vermischt, in einem hohlen Baum oder auf dem Wechsel aussetzt. Der dem Bären leckere Genuß derselben macht ihn trunken; er schläft auf der Stelle ein und bleibt ziemlich lange liegen. Während der Zeit geht der Jäger heran und gibt ihm den Fang, oder er läßt ihn fesseln und in sichern Gewahrsam bringen, um nach dem Erwachen die Hetzhunde zu üben.

Die Kamtschadalen schlagen in starke Pfosten viele eiserne, mit Widerhaken versehene Stifte so ein, daß der Bär, er mag treten wohin er will, eine Spitze berühren muß. Mitten auf diese Pfosten wird ein Gefäß mit Honig oder Milch gesetzt. Wenn nun der lüsterne Gast zur Nachtzeit bei

1) Für Schützen, die sich weder durch Muth noch Geistesgegenwart oder durch kaltblütiges Zielen und sicheres Treffen auszeichnen, ist es rathsam, dem flüchtigen Bären nach-, nicht entgegenzuschießen; denn auf der Flucht wird er sich, selbst verwundet, nur äußerst selten umdrehen und den nachschießenden Schützen annehmen. T.

dem Versuche, sich diesen Lieblingsgenuß zu verschaffen, mit einer Brante hängen bleibt, wird er böse, will sich durch Aufdrücken der andern losmachen, tritt auch mit dieser in die Stifte und macht sich immer fester. So muß er brummend und vor Wuth schäumend warten, bis der herzueilende Mensch ihn auf eine oder die andere Weise tödtet.

In andern nordischen Ländern befestigt man vor dem Loche von Bienen bewohnter Bäume an einem Seile einen starken Klotz, welcher vermittels des Seiles an dem höher oben gerade über der Flugöffnung hervorragenden Aste freihängend so angeschleift wird, daß selbige mit dem Klotz bedeckt ist. Wenn nun der Bär den Stamm ersteigt, um den Honig zu schmausen, sieht er sich durch den Klotz verhindert. Eigensinnig stößt er ihn mit der Vorderbrante weg, erhält aber in dem Augenblick durch den Rückfall desselben einen geringen Stoß an den Kopf. Aergerlich über den ihm fatalen Spaß, wirft er mit vermehrter Heftigkeit den Klotz weg, empfindet aber desto stärker die Gegenwirkung desselben. Zornig ergreift er aufs neue das Werkzeug, welches ihm nun schon schmerzliche Empfindung an seiner schwächsten Partie verursacht, stößt es mit verdoppelter Gewalt weg und bekommt einen doppelt kräftigen Gegenstoß. Wüthend strengt er nun alle seine Bärenkraft an, um der Fopperei ein Ende zu machen, weit fliegt der Klotz, kommt plötzlich zurück und versetzt endlich dem vielleicht vorher schon halb sinnlosen den Hauptschlag so tüchtig, daß er taumelnd in die unter dem Baume eingeschlagenen widerhakigen Pfähle stürzt und hier sein Ende von der wohlthätigen Kugel oder dem Fangeisen des Jägers erwarten muß.

In den sibirischen Gebirgen soll man ihm durch seine eigene tollköpfige Hitze auf folgende Art den Untergang bereiten: Auf den Wechseln, welche er an den Abgründen hin zu nehmen pflegt, werden mehrere starke und feste Schlingen an einem Klotz angebunden und so aufgehängt, daß er mit dem Kopf durchfahren muß. Kaum hat er die Schlinge am Halse und fühlt sich durch das Gewicht des Klotzes am Gehen verhindert, so packt er diesen mit den Branten, wirft ihn den Felsen hinab und wird unfehlbar ein Opfer seiner Wuth, indem er, mit fortgerissen, sich den Kopf zerschmettert.

Auch legt man in vielen Gegenden, wo es nicht untersagt ist und weder Menschen noch Vieh Schaden dadurch zugefügt werden kann, Bärengruben, nach Art der später zu beschreibenden Wolfsgruben an; nur müssen sie tiefer, eher unten als oben weiter und mit glatt gehobelten eichenen Bohlen ausgeschalt sein. Auf die in der Mitte befindliche Scheibe wird ein Bienenstock oder Milch gestellt. Will sich der Bär diese Lieblingsspeise zu Nutze machen, so stürzt er hinein und ist gefangen.

Nach Krascheninikow's Beschreibung von Kamtschatka gibt es dort

Menschen, die blos mit einem an beiden Enden zugespitzten, so langen Eisen, daß es den geöffneten Rachen des Bären voneinanderhält, welches mit einem Riemen am linken Arme befestigt ist, in der rechten Hand mit einem starken, scharfen und spitzigen Messer bewaffnet, auf den grimmigsten, stärksten Bär losgehen. Erhebt sich dieser, um sie anzufallen, so stoßen sie ihm das Eisen in den offenen Rachen und wenden es darin so, daß er ihn nicht nur nicht schließen kann, sondern auch wegen der ungeheuern Schmerzen, die er aussteht, Kraft und Muth sich zu wehren verliert. So führt der Kamtschadale den Bär, wohin er will, oder tödtet ihn mit dem Messer.

Ist diese Erzählung wirklich gegründet, so wollen wir wenigstens gern gestehen, daß wol wenige unter uns dazu sich verstehen möchten, diese Fangart zu versuchen. Auch wäre es sonderbar, im Besitz besserer Waffen sich der schlechtern bedienen zu wollen. [1])

Zweites Kapitel.

Der Luchs.

Felis Lynx *L.* [2])

§. 1. Der Luchs hat einen *Balg*, keine Haut; *Waffen* oder *Krallen* an den Zehen, keine Nägel; *Fänge*, keine Zähne.

Er *trabt*, er geht nicht; er *schnürt*, d. h. er setzt einen Tritt ganz gerade hinter den andern; oder er *schränkt*, d. h. die Tritte stehen abwechselnd und in schräger Richtung, seitwärts etwas voneinander entfernt.

Er hat ein *Lager*, kein Bett, worin er sich verbirgt und ruht.

Er *raubt* und *reißt* das Wild, er fängt es nicht.

Er *baumt*, d. h. er geht auf einen Baum.

Er *thut Sprünge*, nicht Sätze, um seinen Raub zu ereilen.

Er *frißt* von demselben, er äset nicht.

Der Ort, wo er etwas geraubt und gerissen hat, wird der *Fang* oder *Riß* genannt.

Er *ranzt* oder *begehrt*, wenn er sich begattet; *Ranzzeit* ist soviel als Begattungszeit.

---

1) Interessante Bärenjagden in den schweizerischen Hochgebirgen sind im „Thierleben der Alpenwelt" von F. v. Tschudi (6. Aufl.), S. 391. T.

2) v. Wildungen, Taschenbuch, 1808. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 15. v. Wildungen's Waidmanns-Feierabende, III, 211, und IV, 164 fg. W.

Er bringt Junge, er wirft oder setzt nicht.

Er wird gestreift, wenn man die Haut nach Jägerart ablöst.

§. 2. Unter allen in unsern Gegenden im wilden Zustand bekannten reißenden und Raubthieren ist der Luchs, welcher zur Familie der Katzen (Felinae) der Ordnung der Raubthiere gehört, dasjenige, dessen gänzliche Ausrottung schon von langen Zeiten her mit Recht so emsig betrieben ward, daß er jetzt in Deutschland kaum als einheimisch betrachtet werden kann.

Erleichtert ward dies Vertilgungsgeschäft durch das bei zunehmender Bevölkerung zur Ausdehnung des Ackerbaues nöthige Ausrotten des größern Theils der Urwaldungen.

Nachstehende Luchsjagdchronik, die der Verfasser keineswegs für vollständig ausgibt, beweist, daß seit der Mitte des 17. Jahrhunderts der Luchs nur als einzeln vagirender Räuber in unsern deutschen Wildbahnen sein Wesen getrieben hat. [1])

1. Im Jahre 1649, am 17. September, schoß Adam Engel, Förster auf dem Klausthal (im Harzwald), an der Herrnthals-Wiese einen Luchs. Gewicht 87 Pfund (?); Länge von der Spitze des Rachens bis zur Ruthe 3′ 7″; Höhe des Vordertheils, vom Nacken bis zur Spitze des Vorderlaufs, 2′ 4″. (Nach einer dem Hrn. Amtmann Swims zu Seesen gehörigen Abbildung gemessen. (Vgl. v. Wildungen, Waidmanns-Feierabende, IV, 167.)

2. Zu Anfange des 18. Jahrhunderts wurde einer im Anhalt-Dessauischen durch einen dortigen Förster geschossen.

3. Im Jahre 1768 wurde in der Oberlausitz bei Muskau einer getödtet.

4. Auf dem Thüringerwalde sachsen-gothaischen Antheils erlegte man in den Jahren 1773, 1788, 1789 und 1796 deren fünf.

5. Im Jahre 1817, am 24. März, schoß der Forstcontroleur Kallmeyer aus Wernigerode, unfern der Plessenburg, im gräflich wernigeroder Harzantheil, einen. Gewicht 53 Pfund; Länge 3′ 5″; Höhe vorn 2′ 2½″; Länge der Ruthe 8″. (Alles wie bei Nr. 1 gemessen.)

6. Im Jahre 1818, am 17. März, schoß der königlich hannoverische reitende Revierförster Spellerberg auf dem ihm untergebenen Harzwaldrevier, in welchem jedoch dem Herzogthum Braunschweig die Jagdgerechtigkeit zusteht, bisjetzt den letzten auf einem braunschweigerseits dar-

1) Ganz richtig bemerkt Winckell, daß diese Liste der in Deutschland seit Mitte des 17. Jahrhunderts erlegten Luchse unvollständig sei. Im Thüringerwald wurde den 24. März 1843 der letzte Luchs erlegt. Daß dieses Raubthier in Niederösterreich nicht so ausnahmsweise selten vorkommt, beweist die Thatsache, daß in dem einzigen Revier Lilienfeld von 1824—48 nicht weniger als sieben Luchse erlegt wurden; mehrere, deren frische Fährten aufgefunden wurden, konnten in andere Reviere entweichen. Den 23. Januar 1832 wurden in dem genannten Revier vier Luchse vergeblich verfolgt; am nächstfolgenden Tage wurde einer davon im angrenzenden kirchberger Revier erlegt. T.

nach angestellten großen Jagen. Gewicht 41 Pfund; Länge 3′ 1″ 3‴; Höhe vorn $2\frac{1}{2}$′; Länge der Ruthe 6″ 3‴. (Alles wie bei Nr. 1 gemessen.)[1]

Auffallenderweise waren alle in Deutschland vereinzelt vorkommenden Luchse, die in Hinsicht auf das Geschlecht untersucht wurden, *Männchen*. Dadurch erhält die Muthmaßung von Bechstein und Wildungen hohe Wahrscheinlichkeit, daß dieses Raubthier, *in der Ranzzeit* vielleicht oft weit und breit vergeblich eine Gattin suchend, aus seinem eigentlichen Vaterland in die großen dichten Waldungen Böhmens, von dort aber bis in den Harz- und in den Thüringerwald vordringe. Erreicht er nun auch den Zweck der Befriedigung des Begattungstriebes, soviel man weiß, auf dieser weiten Wanderung nie, so richtet er doch da, wo er hinkommt und verweilt, in der Wildbahn, wie am zahmen Vieh, die Hülle und Fülle von Verwüstungen an.[2])

Das Vaterland des Luchses ist Nordostpreußen, Polen, die Skandinavische Halbinsel, Livland, ein großer Theil von Rußland, der Kaukasus, die Tatarei, ferner Ungarn, Galizien, die gebirgige Gegend der Ostschweiz[3]), Steiermark und Niederösterreich, wo ihnen indessen in den gutgehegten Wildbahnen bedeutender Abbruch gethan worden ist.

Es ist das einzige, der *kalten* Zone angehörige *getigerte* wilde Säugethier.

Ein ausgewachsener europäischer männlicher Luchs kommt in der Größe ungefähr einem Hühnerhund von mittlerer Stärke bei. Das Längen- und Höhenmaß bestimmt sich aus dem, was darüber im Vorhergehenden unter Nr. 1, 5 und 6 beigebracht wurde. Das Weibchen hat einen schmälern Kopf, ist überhaupt kleiner, und der Balg desselben hat weniger lebhafte Farben, mehr verwaschene Flecken und Streifen. Sein Kopf hat fast die Gestaltung des Katzenkopfes, nur die Schnauze ist etwas länger. Sie erscheint schwarz, und ist an der Oberlippe zu beiden Seiten auf drei Warzenreihen mit weißen Barthaaren besetzt. Das durchaus starke Gebiß zeichnet sich durch sehr lange und scharfe *Fänge* (Eckzähne) aus. Die Zunge ist wie bei allen Gattungsverwandten feilenartig-rauh.

---

1) Vgl. die vorn angezogenen Schriften in Beziehung auf Nr. 1, 3—6. Bei Nr. 5 und 6 wurde das *hintere* Höhenmaß weggelassen, weil aus der Vergleichung sich ergab, daß in den desfallsigen Ansätzen Irrung stattfinden müsse. W.

2) In dem außerordentlich schlechten Winden des Luchses dürfte wahrscheinlich mit ein Grund zu suchen sein, warum einzelne Männchen in der Ranzzeit sich so weit von ihren Standorten entfernen; ein anderer Grund liegt vielleicht in einem Misverhältniß der Geschlechter. T.

3) Auch in der Schweiz sind sie viel seltener geworden; noch vor 30 Jahren war es keine Seltenheit, daß in Bündten in einem Jahre sieben bis acht Exemplare erlegt wurden, während gegenwärtig zwei bis drei des Jahres als Maximum anzusehen sind. Im Sommer 1814 zerrissen drei oder vier Luchse in den Gebirgen des Simmenthals mehr als 160 Schafe und Ziegen. (F. v. Tschudi, Thierleben der Alpenwelt, S. 401 und 403.) T.

Die Augen sind groß, erhaben gewölbt, rund, mit grüngelbem Stern, bei Nacht funkelnd.

An den zugespitzten, mittelmäßig langen, weiten, gleichsam dreieckigen, scharf aufgereckten Lauschern steht oben ein Büschel schwarzer Haare empor; inwendig sind sie weißgrau stark gefüttert, auswendig schwarz breit geländert.

Das Haar am Rücken und an dem größern Theil der nicht starken Ruthe stellt sich dunkelrothbraun, mit rostrothen und weißgelben Spitzen, und so gleichsam milchchocoladenfarbig dar. Auf dieser Hauptfarbe deuten sich hier und da einzelne schwarzbräunliche Flecken nur leise an. Die letzten 2 Zoll der Ruthe sind schwarz behaart.

Die dunklere Farbe des Rückens wird an den Seiten, besonders nach unten zu, immer heller, und geht bis zum Unterleibe und bis zur Kehle durch alle Schattirungen von Rothbraun, Hellbraun und Gelb in Weißlichgelb; an den Seiten bemerkt man auf hellerm Grunde undeutliche und ungleiche dunkle Streifen und Flecken. Erstere schlängeln sich nach dem Unterleibe zu. Dieser, die Brust und die Kehle selbst erscheinen weiß. Der weibliche Luchs soll durchaus heller von Farbe sein als der männliche. [1]) Der Leib ist fast überall gleich stark. Die Läufe, an deren auswendiger Seite die braunen Flecken unterwärts immer kleiner werden, sind weniger lang, aber beinahe so dick wie die des Wolfes. Sie gehen unten in 3″ breiten, stark abgerundeten Ballen aus, an welche sich die mit äußerst scharfen Waffen besetzten Zehen anschließen.

Die Waffen oder Krallen sind wie bei allen Arten der Gattung Katze einziehbar und ausdehnbar, im Gange in Scheiden verborgen.

Die Brunftruthe ist wie beim Kater äußerlich nicht sichtbar.

§. 3. Man sieht und spürt den Luchs, wenn er auf Raub ausgeht, immer schleichend und dann schränkend; wenn er sich aber von einem Orte zum andern begibt, meist trabend, und dann schnürt er. [2])

Er äuget, selbst bei Nacht, und vernimmt äußerst scharf, und ersetzt hierdurch das, was ihm an seiner Witterung abgeht. [3]) Jene fein

---

1) An dem oben unter Nr. 6 am Harz erlegten Luchse nahm der Forstmeister Gr. v. Veltheim noch folgende Auszeichnung wahr: „Das vordere Kehlhaar war bedeutend länger als alles übrige, und sträubte sich fast wie beim Brunfthirsch vorwärts in die Höhe. Auch das Haar am hintern Theil des Unterleibes war länger als nach vorn hin, wodurch der Anschein eines Hängebauchs entstand.“ (Vgl. v. Wildungen, Waidmanns-Feierabende, IV, 184.) Ob diese Wahrnehmung wol damit in Beziehung steht, daß nach Bechstein (Handbuch der Jagdwissenschaft, a. a. O., S. 182) von den Kinnbacken bis hinter die Lauscher ein großer, das Gesicht umfassender, oben rothbrauner, unten weißgelber Backenbart sich darstellen soll? W.

2) Wiederholt hat man beobachtet, daß, wenn mehrere Luchse schnüren, der folgende immer sehr genau in die Fährte der vorhergehenden tritt. Ob dies nur während der Ranzzeit der Fall ist, müssen noch fernere Beobachtungen festsetzen. T.

3) Bekanntlich windet der Luchs außerordentlich schlecht, und sonderbarerweise scheint er auch eine sehr schlechte Fährte abzugeben, da die Hunde dieselbe, wenn sie auch frisch und sogar schweißig ist, sogleich wieder verlieren, vielleicht aber auch nicht annehmen wollen. T.

organisirten Sinne sind es, welche ihm das Rauben erleichtern, dem Jäger aber die Bemühung, ihm beizukommen, höchlich erschweren. Gleichmäßig wirkt zu beiden die Verschlagenheit und List mit, welche aus seinem Auge spricht. Der Laut, welchen er ausgibt, soll viel Aehnlichkeit mit dem Heulen des Wolfes haben. [1])

Seine Losung, immer stark mit Haar und Gefieder vom Raube durchmengt, und in Ballen von der Größe eines starken Flintenpfropfs sich findend, verscharrt er nach Art der Hauskatze.

§. 4. Die Luchse ranzen im Februar. Neun Wochen (?) geht das Weibchen tragend [2]) oder dicke, und bringt dann im dichtesten Walde oder in Felsenklüften, auch wol in einem Dachsbaue, drei, höchstens vier Junge. Diese werden blind geboren und öffnen die Augen erst nach neun Tagen. Flemming sagt, sie wären anfangs fast ganz weiß von Farbe und würden nach und nach erst dunkler.

Sobald sie stark genug zum Rauben werden, bringen die Alten schwächeres Geflügel und Haarwild lebendig, um sie daran die Kunstgriffe zu lehren.

§. 5. Am Tage verbirgt sich der Luchs in öden, gebirgigen, mit dichtem Walde bedeckten Gegenden. Dort hat er sein Lager in Klüften, Höhlen oder hohlen Baumstämmen. Fehlt ihm dieses alles, so macht er sich auch einen Dachsbau zu Nutze; und das mag wol zu der irrigen Muthmaßung Anlaß gegeben haben, daß er selbst Baue ausführe. An seinem Ruheort hinterläßt er einen höchst widrigen, überaus starken Katzengeruch. Oft liegt er aber auch den Tag über fast unbeweglich, blinzelnd, anscheinend schlafend auf einem dicken Baumaste und erwartet da irgendeine zufällig vorüberwechselnde Beute; auch scheint er zuweilen am Tage zu schleichen, denn es ist mehrmals vorgekommen, daß bei der Jagd mit Wildbodenhunden ganz unvermuthet ein Luchs im Treiben war.

§. 6. Mit einbrechender Nacht verläßt er seinen Schlupfwinkel und trabt oder schleicht nach Raube umher. Alles Wild und alles zahme Vieh ist seinen Nachstellungen ausgesetzt.

Wo er irgendsolches gewahrt, schleicht er sich entweder im Dickicht hinan, oder er drückt sich, wenn er bemerkt, daß es ihm sich nähert, auf der Erde, oder er baumt und verbirgt sich auf einem hervorstehenden Aste, bis es ihm nahe genug ist. Dann thut er, wenn es sein muß, einen Sprung von 15—20 Fuß, welchen er so genau abzumessen weiß,

---

1) Vgl. Petri, Esthen und Esthland, im ersten Abschnitt des ersten Theils. W.

2) Nach Flemming's „Vollkommenem deutschen Jäger" 15 Wochen. Da alle neuere Schriftsteller anderer Meinung sind, so glaubte ich, ihnen folgen zu müssen, bin jedoch der Meinung, daß über das Wahre genaue Bestimmung noch fehlt. W.

Die Frage, ob die Luchsin 9 oder 15 Wochen tragend geht, ist bis auf die neueste Zeit noch nicht gelöst. T.

daß er seinen Raub jedesmal vom Boden aus an der Luftröhre, von der Höhe herab, was jedoch selten der Fall ist, im Genick packt. Seine scharfen Fänge schlägt er da so fest ein, daß er das gefangene Thier im Augenblick tödlich verwundet und nicht eher losläßt, bis es leblos niederstürzt.

Er scheut sich nicht, den Angriff auf die stärksten Wildarten zu machen, und selten geschieht es vergeblich.

Der von ihm gefangene Elennhirsch soll so wüthend werden, daß er selbst den Kopf an Baumstämmen sich einrennt und so ihm zur Beute wird. Nur dem Elenn-, Renn- und Roththiere, vorzüglich aber dem wilden Schwein glückt es zuweilen, wenn Dickicht ganz in der Nähe ist, den Luchs abzustreifen.

Ist es nöthig, so folgt er seinem Raube bis in die höchsten Gipfel der Bäume. [1])

In Preußen und Polen soll er sich zur Nachtzeit an die auf der Weide gelassenen Kühe schleichen und ihnen das Euter, einer seiner Leckerbissen, abreißen. (?!)

§. 7. Kein anderes Raubthier ist im Stande, selbst den besten Wildstand so schnell herunterzubringen, als der Luchs, welcher vom Raube nicht alles, sondern nur die edlern und bessern Theile frißt, das übrige aber verscharrt, so gut er es vermag. Vom Hunger getrieben, kommt er indessen doch an diesen Ort zurück und nimmt, solange der Vorrath frisch ist, etwas davon an. Vom fumet und haut goût ist er hingegen so wenig ein Freund, daß, sobald er irgendeine Spur davon hat, er lieber alles andern Raubthieren überläßt, obgleich er diese, sogar wilde Katzen, ebenso wenig als andere Thiere schont, wenn es ihm an Fraß gebricht.

Bei seiner gar nicht ökonomisch berechneten Lebensart kommt es oft dahin, daß er sich nach einem kurzen Aufenthalt, wenn er nicht Hungers sterben will, genöthigt sieht, eine Gegend zu verlassen, in welcher er alles, was er nur verlangen konnte, anfänglich im Ueberfluß fand.

---

1) In der Jagdzeitung, 1860, S. 316, gibt Forstmeister Krammer (Revier Lilienfeld in Niederösterreich) als Eigenthümlichkeit des Luchses an, daß er nach dem ersten misglückten Versuche beim Raube plötzlich beschämt von der Verfolgung ablasse. In directem Gegensatze zu dieser Angabe sagt ein anderer Waidmann (Eschig) bei der Beschreibung einer Luchsjagd (Jagdzeitung, 1860, S. 370): Beim Abspüren fand man mehrere zerrissene Rehe und merkte, daß das Raubthier die Rehe schleichend aufsuchen müsse, indem es sich auf eine Entfernung von 15—20 Schritt den Rehen unbemerkt nähert, die wahrscheinlich nach dessen Gewahrung die Flucht ergreifen, während der Räuber in demselben Moment ihnen in Sprüngen von zwei oder drei Klaftern nachsetzt und nach fünf bis zehn Sprüngen auch seine Beute erreicht. Diese Fangmethode wurde mehrmals wahrgenommen; auch fand man beim Abspüren, daß es ein männliches Thier sei, indem es an einen Baum gefeuchtet hatte, aber niemals ward bemerkt, daß es gebaumt hatte. Unsers Wissens ist der Löwe die einzige Katzenart, die nach einem Fehlsprunge auf eine intendirte Beute sich zurückzieht und den Sprung nicht wiederholt. T.

§. 8. Der Winterbalg ist auch beim Luchse am dichtesten und festesten; derselbe ist am Unterleibe bis $2\frac{1}{2}$ Zoll lang behaart und steht dann in hohem Werthe.

Die besten Luchsbälge kommen aus der Gegend des Balkhasees in Sibirien. Man bezahlt dort an der Stelle das Stück mit 5 Rubel; bei uns mit 10 bis 15 Thalern. Mit dem hohen Preise dieses schönen und sehr warmen Pelzwerks steht jedoch die Dauer desselben nicht im Verhältniß, weil das Haar an demselben spröde ist.

Das Wildbret des Luchses schätzt der Kalmück als Leckerbissen. Wir wollen ihn darum nicht beneiden, gern auch andern Nordländern, welche es nur aus Noth essen, einen so ekelhaften Genuß überlassen.

§. 9. Das beste Mittel, dieses so schlauen und so überaus scharf äugenden und vernehmenden Raubthieres habhaft zu werden, ist die Benutzung der Neue zum Einkreisen, indem man einen Waldbezirk ganz umgeht und genau verspürt. Ist er aus demselben heraus, so wird weiter gekreist und so fortgefahren, bis man bestimmt weiß, wo er sein Lager hat. Der Luchs wird nicht so leicht rege wie der Wolf, und deshalb kann man ihn auch enger mit Mitteltüchern oder, besser noch, mit Wolfs- und Rehnetzen einstellen. In der Stallung löst man Jagdhunde, welche ihn entweder in die busenreich gestellten Netze oder auf einen Baum treiben, oder auf der Erde stellen.

Im ersten Fall wird er sogleich von den am Zeuge befindlichen Jagdleuten erschlagen, im zweiten heruntergeschossen, im dritten aber, auf welche Art es sein kann, so schnell als möglich erlegt. Denn sobald die Hunde Miene machen, ihn zu packen, wirft er sich auf den Rücken und weiß seine Waffen mit so vieler Geschicklichkeit anzuwenden, daß er mit denselben seine Feinde oft gräßlich zurichtet. Wo es daher die Umstände gestatten, ist es besser, am Zeuge Schützen anzustellen und Treibeleute zum Regemachen anzuwenden. In Ermangelung des Jagdzeuges kann auch frei getrieben werden; nur darf es weder an Jagdleuten noch an Schützen fehlen, und immer ist es gut, wenigstens einen oder ein paar nicht allzu scharfe und rasche Hunde auf die Fährte zu setzen.

Döbel schlägt vor: „man solle bei einem frischen Risse oder Fange ein paar an starken Ketten befestigte Tellereisen legen und mit Laub einfüttern. Wenn dann in der folgenden Nacht der Luchs wiederkäme, um sich noch etwas von dem Raube zu Nutze zu machen, so würde er sich, indem er erst da herumschliche, leicht fangen.

Ich bezweifle den glücklichen Erfolg des Versuchs. Denn der Fall ist an sich selten, daß der Luchs den Riß wiederbesucht; ereignet er sich aber doch, so wird ihm der Ort, wo die Eisen liegen, verdächtig

werden, da, soviel ich weiß, noch kein erprobtes Mittel zum Verwittern bekannt ist. [1])

Noch eher, glaube ich, möchte der Luchs, wenn man sich an einem Orte, wo er gewöhnlich herumschleicht, recht gut auf einem Baum verbergen könnte, durch das Reizen oder Rätzen herangezogen werden. Nur müßte man schon im voraus schußfertig sein, weil er gewiß, ebenso wie der Fuchs, sich schnell nähern, bei dem geringsten Verdacht aber entfliehen würde.

Auch möchten vielleicht Gruben (wie beim Elenn, Bär und Wolf) anwendbar sein, insofern man bei ihrer Anlage auf die ungeheuern Sprünge des Luchses beim Rauben gehörige Rücksicht nähme und deshalb die Scheibe, auf welcher ein lebendiges Thier befestigt würde, so einrichtete, daß sie auf jeder Seite, wo er sie beträte, umschlagen müßte. Sehr tief müßte die Grube, die Ausschalung äußerst glatt und dennoch oben auf dem Rande wenigstens 2 Fuß breit mit alten Bretern bedeckt sein.

§. 10. Ein guter Schütze wird sich zur Luchsjagd immer der Büchse bedienen; doch reicht auch eine mit Posten geladene Flinte hin, ihn zu erlegen.

Rathsam soll es nicht sein, unbedachtsam an den verwundeten Luchs heranzugehen, weil er sich auch dem Menschen mit Wuth widersetzt und ihm durch seine Sprünge gefährlicher als ein anderes reißendes Thier wird.

§. 11. Ueber das Verfahren beim Streifen, das bei allen Raubthieren auf die nämliche Weise geschieht, werde ich beim Fuchse ausführlicher sprechen, weil ich es für zweckmäßiger halte, dasselbe bei einer Wildart genauer anzugeben, an der der junge Jäger häufig Gelegenheit hat es zu üben.

---

1) Bemerkte ich zu einer Jahreszeit, wo es wegen Mangels an Schnee unmöglich wäre zu kreisen, einen Luchsriß, so würde ich allerdings den Fang mit dem Tellereisen auf obenbeschriebene Weise versuchen und selbiges mit Teucrium Marum (Marum verum), Katzengamander, Katzenkraut, verwittern. W.

Zweiter Abschnitt.

Mitteljagd.

Erste Abtheilung.

Haarwild.

Erstes Kapitel.

Das Reh.

Cervus Capreolus *L.*[1])

§. 1. Unter der allgemeinen Benennung Reh begreift man die ganze Wildart, von welcher hier gehandelt werden soll.

Das männliche Geschlecht derselben wird mit dem Namen Rehbock belegt; das weibliche heißt Ricke (Rieke), an andern Orten Hille oder Gaiß.

Die Jungen nennt man junge Rehe oder Rehkälber, auch Rehkitze. Wenn der junge Bock ein Jahr alt wird und dann das erste Gehörn[2]) trägt, heißt er Spießbock. Im folgenden Jahre setzt er gewöhnlich auf jeder Stange eine Gabel mit zwei Enden auf, dann wird er Gabelbock; in der Folge aber, ohne, wie beim Edelhirsch, die Zahl der Enden anzusprechen, Bock; bei vorzüglicher Stärke am Leibe sowol als am Gehörn guter, braver Bock genannt.

Der lange Haarbüschel, welcher am vordern Ende der Brunftruthe herabhängt, heißt der Pinsel (in einigen Gegenden die Quaste).

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1797, I; 1799, III. Taschenbuch, 1803—1804, III; 1808, VII. Waidmanns-Feierabende, II, 68 fg. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. I, Bd. 1, Kap. 4. W.

2) Beim Rehbock findet blos die Benennung Gehörn statt, nicht, wie beim Hirsch, Geweih und Gewicht. W.

Das Rehkalb weiblichen Geschlechts erhält, wenn es ein Jahr alt ist, den Namen Schmalreh und behält ihn, bis es zum ersten mal gebrunftet hat; dann tritt für die übrige Lebenszeit die Benennung Ricke, alte Ricke (Rehgeiß, Altreh) ein; wenn diese aber nicht hochbeschlagen ist, wird sie gelte Ricke (Geltreh) genannt.

Bei der Ricke steht ein langer Haarbüschel aus dem Feigenblatte (Geburtsgliede) hervor, welcher Wasserzeichen oder Schürze heißt.

Der Spiegel ist die weiße, etwas länger als die übrige Haut behaarte runde Scheibe, welche sich um das Waideloch herum, bis auf den hintern Theil der Keulen erstreckt.

Das Reh schreckt, schmält oder meldet sich, wenn es einen kurzen, protzigen, wenn ich mich so ausdrücken darf, blökenden Laut von sich gibt.

Es klagt, wenn es, von Hunden, Raubthieren oder Menschen gefangen, schmerzhafte Empfindung oder Angst durch Schreien äußert.

Der Ausdruck Sprung wird von den Rehen gebraucht, wenn man sie in Gesellschaft oder familienweise vereinigt antrifft.

Alle übrigen, im ersten Abschnitt beim Edelwild angegebenen waidmännischen Kunstausdrücke, insofern sie hier nicht anders bestimmt sind, können auch von den Rehen gebraucht werden.

§. 2. Das Reh, zur Familie der Hirsche (Cervina), der Ordnung der Wiederkauer (Ruminantia) gehörend, ist in allen europäischen Ländern bis zum 58. Grad nördlicher Breite einheimisch. In Asien erstreckt es sich vom Ural bis zur Lena. [1]) Ganz kalte und heiße Zonen verträgt es nicht.

Sonderbar, aber durch vielfältige Erfahrungen bestätigt, ist es, daß selbst bei der sorgfältigsten Pflege die Rehe weder gedeihen, noch sich vermehren, sondern gemeiniglich gleich im ersten Jahre fallen, sobald sie sich, ohne von Jugend auf zahm erzogen worden zu sein, enge eingeschränkt fühlen. Nur in weitläufigen, mit guter und hinlänglicher Aesung versehenen, umzäunten Vermachungen kommen sie fort; doch werden sie da nie so stark als in vollkommener Freiheit.

Die Stärke des Rehes ist gleich vom ersten Jahre an je nach der guten oder schlechten Aesung, welche es da findet, wo es seinen Stand gewählt hat, so verschieden, daß sie sich nicht ganz genau angeben läßt. Doch könnte man die Höhe eines alten Rehes im ersten Fall ungefähr zu $2\frac{1}{2}$ Fuß und etwas darüber, im letztern zu 2 Fuß und 2 bis 3 Zoll, die Länge vom Maul bis zum Waideloch aber zu 4 Fuß angeben.

Es färbt sich zu eben der Zeit und auf eben die Art, wie das Edelwild.

---

1) In diesen Gegenden ist sein Spiegel etwas größer, weshalb es von Pallas (It., p. 97, app. p. 453) als eine eigene Art unter dem Namen Cervus pygargus beschrieben wurde. W.

Die Haut des Kalbes ist in der ersten Zeit seines Lebens kurzhaarig, braunröthlich und mit kleinen weißen Flecken strichweise besäet. Letztere verlieren sich von Woche zu Woche mehr und mehr, sodaß es ungefähr nach zwei Monaten ebenso gefärbt erscheint, wie das alte Reh; nämlich am Halse, auf dem Rücken und an den Seiten schön braunroth, an den Läufen braungelblich, am Unterleibe noch heller.

Im Herbst verlängert sich bei Alt und Jung das Haar am Halse, auf dem Rücken, am Leibe und an den Keulen. Vom Gehör an, über den Hals und auf dem Rücken wird es dann schwarzbraun in Grau spielend, an den Seiten fast graugrünlich. Am Kopf und an den Läufen ist die Winterhaarverlängerung nicht nur unmerklich, sondern die Sommerfarbe verändert sich auch da weniger wesentlich, sie verliert jedoch etwas an Lebhaftigkeit.

Die Größe des Kopfes steht in richtigem Verhältnisse zu der Stärke des übrigen Körpers. Er ist mit schwarzbräunlich kurz behaarter Haut bedeckt und endigt in einem spitzigen Maule, in welchem die Gebißwerkzeuge ebenso stehen, ebenso geformt sind und sich dem Alter nach ebenso verlieren und wieder ersetzen wie beim Schafe. Die Nase ist schwarz und glatt, immer naß und kalt, an der Wurzel mit einem sehr kurzhaarigen schwarzen Rande umgeben, welcher da, wo er sich anfängt, in der Jugend weniger, im Alter mehr mit weißgrauem Haar untermischt ist. Das Untermaul erscheint hell weißgrau, die Kehle schmuziggelb.

Die Augen sind groß, haben einen bläulichen Augapfel und verrathen Munterkeit.

Das gegen 6 Zoll lange, eiförmig zugespitzte Gehör steht an der Wurzel gegen 2 Zoll, oberwärts aber weiter auseinander. Es ist stets aufwärts gerichtet; doch kann das Reh jedes Ohr einzeln, auch beide zugleich, nach allen Richtungen sehr schnell bewegen. Auswendig hat das Haar an demselben eben die Farbe und Länge, wie am obern Theil des Kopfes, der Rand eine schwarze Einfassung. Inwendig ist es, um das Eindringen der Nässe und des Ungeziefers zu verhindern, mit wolligem weißgelben Haar dicht besetzt.

Der Hals ist lang genug, um das Geäse ohne Beschwerlichkeit dicht an der Erde erlangen zu können. Auf- und abwärts biegt er sich nur in geraden Richtungen, nach den Seiten aber nimmt er auch jede beliebige krumme an. Das Haar an demselben ist ebenso lang, wie an allen jenen Theilen des Körpers, an denen es sich im Herbst verlängert; die Farbe ist oben der des Rückens gleich, wird an den Seiten heller und fällt unterwärts ins Gelbliche. Bei zunehmendem Alter dehnt sich das am Untermaul bemerkte weißgraue Haar immer mehr über die ganze Kehle aus.

Die mit kurzem Haar bedeckten Läufe sind dünn, doch, bei ungemeiner

Spannkraft der Sehnen, stark genug im Verhältniß zum Körper. Sie gehen in zwei gespaltenen, hornigen, schwarzgefärbten Schalen aus. Hinten über dem Fesselgelenk steht das Geäfter. Unter dem ersten Gelenk der Hinterläufe steht ein dunkelbrauner, struppig und kurz behaarter Wulst. Von dem weißen Spiegel, dem gelblichen Pinsel und der ebenso gefärbten Schürze ist schon oben die Rede gewesen.

Das Reh hat keine Blume (Schwanz). Nur eine kleine, ganz dünne Erhabenheit wird beim Zerwirken an der Stelle sichtbar, wo bei den andern Gattungsverwandten die Blume steht. Die Thränenhöhlen fehlen.

§. 3. So tief auch das Reh in Rücksicht der Stärke unter dem Edelwild steht, so ist doch dessen Aeußeres in seiner Art nicht minder gefällig. Vermöge der sehr richtigen Verhältnisse, in welchen die Elasticität der Sehnen zur Stärke der Gliedmaßen steht, bewegt sich das Reh mit großer Behendigkeit und thut, nicht nur wenn es flüchtig gemacht wird, sondern auch von freien Stücken erstaunlich weite bogenförmige Sätze, sodaß es über breite Graben, hohe Hecken und Sträuche ohne bemerkbare Anstrengung überfällt.

Freundlichkeit und Sanftheit sprechen aus jedem seiner Blicke; und doch läßt es nur, von der zartesten Jugend an vom Menschen künstlich erzogen, sich zähmen; sonst behält es selbst bei der besten Pflege die ihm im wilden Zustand eigene Schüchternheit und Furcht vor Menschen und Thieren bei. Diese geht soweit, daß es, wenn es überrascht wird, nicht nur oft einen kurzen Laut des Schreckens von sich gibt, sondern auch den Versuch, sich durch die Flucht zu retten, nicht selten aufgeben muß, indem es leicht völlig aus dem Sprunge kommt, und dann auf einem engen Raume, sich ängstlich herumtummelnd, nicht selten ein Opfer gemeiner, gar nicht rascher Bauerhunde, vorzüglich aber der Raubthiere wird.

Nur in Revieren, wo die Rehe sehr wenig beschossen werden und immer Ruhe haben, legen sie ihre Scheu vor dem Menschen insoweit ab, daß sie, wenn er in einer Entfernung von 25—30 Schritt bei ihnen vorübergeht, sich im Aesen nicht stören lassen. Im Bette wird keine andere Wildart häufiger überrascht, als diese. Wahrscheinlich muß das Reh schlafen, oder, wenn es sich wachend niedergethan hat, um das Geschäft des Wiederkäuens zu verrichten, unter einem dicken Strauche oder im hohen Grase vor dem spähenden Blicke seiner Verfolger sich hinlänglich gesichert glauben.

Der Laut, welchen die Rehe ausgeben, ist als Locklaut nur dem Muttergeschlechte und den jungen, als Schrecklaut den alten beiderlei Geschlechts, als Klaglaut den alten und jungen beiderlei Geschlechts eigen, in allen erwähnten Fällen aber an sich verschieden, im ersten und letzten dem Alter des Rehes nach, im zweiten dem Geschlecht nach tiefer oder höher gestimmt.

Das Junge läßt, wenn es seine Mutter sucht, einen fippenden Locklaut, welcher aus zwei ungefähr eine Quarte auseinanderliegenden Tönen besteht, deren erster und höchster lang, der andere tiefer kurz abgebrochen ist, von sich hören. Diesem ähnlich, nur etwas tiefer, ist der einer alten Ricke, wenn sie dem Jungen antwortet oder wenn sie es zu sich rufen will.

Eben diese Töne vernimmt man auch vom Schmalreh oder von der alten gelten Ricke in der Blattzeit, wenn eins oder das andere von dem Bock gejagt wird, als Angstlaut.

Der Bock wird nur dann, wenn er durch irgendeine Veranlassung sich unsicher glaubt, mit mehrern kurz nacheinander wiederholten, kurz abgestoßenen, mit in ihrer Art tiefen Tönen, welche ungefähr wie bö, bö, bö, kurz abgebrochen erklingen, laut. Auf gleiche Art die Ricke unter ähnlichen Umständen, nur in etwas höhern, mehr schreienden, länger gezogenen Tönen.

Der Klaglaut aller Rehe besteht in einem rauhen, kreischenden, langgezogenen Blöken, welches bei längerer Dauer in ein ängstlich kreischendes Geschrei übergeht.

Das höchste Alter der in vollkommener Freiheit lebenden Rehe kann man zu 15—16 Jahre ansetzen.

Die schlimmsten Feinde des Rehwildes sind lange harte Winter mit tiefem Schnee, und Wilddiebe und Aasjäger, die durch messingene Schlingen und durch Abschießen von Mutterwild einen reichen Rehstand bald gänzlich herunterbringen können. Luchse, Wölfe und Steinadler, wo diese mit Rehwild zugleich vorkommen, machen demselben bedeutenden Schaden; auch gelingt es nur zu oft den Füchsen, ganz junge Rehkitze zu würgen. [1])

§. 4. Im zweiten Paragraph habe ich die gewöhnliche Sommer- und Winterfarbe des Haares der Rehe anzugeben versucht. Hier mag noch Einiges über abweichende seltenere Farbenabänderungen Platz finden.

Es gibt nämlich in einigen Gegenden Rehe, welche im Winter röthlichgrau, im Sommer gelbroth, an den am angeführten Orte angegebenen Theilen des Körpers aber, wo im Winter die Farbe sich wenig oder gar nicht verändert, ebenso gefärbt sind wie die gemeinen.

Buffon und Heppe in seinem „Wohlredenden Jäger" (I, 186) erwähnen einer dunkelbraunen Halbart mit gelbem Spiegel.

---

1) In einem meiner Nachbarreviere hörte vor einiger Zeit der Revierjäger bei einem Birschgange ein starkklagendes Reh, und bald erschien in voller Flucht ein starker Bock, den er erlegte. Wie groß war seine Ueberraschung, als er in den Hals des Bockes ein Wiesel so fest eingebissen fand, daß er es mit einem Stocke todtschlagen mußte. Wahrscheinlich hatte dieses kecke Thierchen den Bock schlafend überrascht und wäre seiner auch ohne Zweifel Herr geworden, denn es hatte ihn gerade in die Drosselvene gebissen. T.

In dem zur Grafschaft Dannenberg gehörigen Forste, die Luzie genannt, soll es tuschfarbenschwarze[1]), in der Grafschaft Schaumburg, vorzüglich im ottenser Forste, rabenschwarze[2]) gegeben haben. Selbst der Spiegel soll schwarz, das Gehörn der Böcke aber gelb sein. Sie sollen sich weder in der Stärke, noch sonst im Bau von den gemeinen unterscheiden, auch mit diesen brunften. Der Beschreibung nach scheinen sie sich als Halbart fortzupflanzen.

Gleichfalls sind zu Anfang dieses Jahrhunderts in den gräflich Erbachischen Forsten zwei bleifarbige Böcke erlegt worden. Die Kenntniß dieser bisjetzt ganz unbekannten Varietät verdanken wir v. Wildungen's interessantem „Taschenbuch für Jäger“ vom Jahre 1804.

Höchst selten findet man, dem Damwild ähnlich, weißgefleckte. Einer meiner Brüder schoß, wenn ich nicht irre, im Jahre 1790 ein solches, in dem zum Rittergut Moest gehörigen Revier, an der anhalt-dessauischen Grenze belegen.

Weniger selten, aber doch nicht häufig, sind die ganz weißen. Auch sind sie nicht für Halbart, sondern nur für eine Spielart zu halten, vielleicht sogar für Kakerlaken, da die Lichter röthlich erscheinen, sie auch kein hohes Alter erreichen. Es gibt mehrere Gegenden Sachsens, wo von Zeit zu Zeit weiße Kälber von rothen Rehen gesetzt werden. Auf dem hubertsburger Walde standen im Jahre 1782 fünf Stück weiße Rehe; es waren, soviel ich mich erinnere, zwei Böcke und drei Ricken in einem Sprunge beisammen. Wahrscheinlich hatten sie auch miteinander gebrunftet, und doch zogen die Ricken gewöhnliche rothe Kälber. Der Winter von 1784 auf 1785 raffte Aeltern und Kinder hinweg; nachher sah man kein einziges wieder.

In den Jahren 1796 und 1797 wurden in dem zum Rittergut Machern (zwischen Leipzig und Wurzen gelegen) gehörigen zeititzer Revier drei Stück weiße Rehkälber, ein weibliches und zwei männliche, eingefangen und von dem damaligen Besitzer jenes Gutes, dem königlich preußischen Oberstallmeister, Grafen v. Lindenau, in seinen 1795 errichteten, bis zum Jahre 1802 vortrefflich unterhaltenen Thiergarten verpflanzt.[3]) Nur schade, daß auch diese lieblichen Thierchen sehr bald das Schicksal aller im wilden

---

1) Vgl. v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1797, S. 14. W.

2) A. a. O., S. 26 fg. W.

3) Der Verkauf dieser schönen Besitzung hatte auch die Auflösung des Thiergartens zur Folge. Im October des Jahres 1802 ward auf Befehl des damaligen Besitzers alles darin verwahrte Wild zum Theil eingefangen und zu äußerst niedrigen Preisen an die Meistbietenden verkauft, zum Theil einem Wildbrethändler überlassen und von diesem massacrirt. Trauriges Geschick einer so trefflichen Anlage! — Späterhin ging Machern an einen Mann über, den ich meinen Freund nennen darf; dieser würde als braver Oekonom den Thiergarten, wenn er ihn noch gefunden hätte, zwar nicht nach übergroßem Maßstab unterhalten, gewiß aber auch nicht so kläglich zu Grunde gerichtet haben! W.

Zustande erzogenen, nachher eingeschränkten Rehe traf! Sie fielen binnen Jahresfrist.

Im Frühling 1802 hat eine alte rothe Ricke auf dem mit dem machernschen grenzenden polenzer Revier ein weißes weibliches Kalb gesetzt. Der Besitzer des Rittergutes Polenz, der chursächsische Oberforstmeister v. Lindenau, kam mit seinen gefälligen Nachbarn überein, dasselbe nebst der alten Ricke zu schonen. Ich selbst habe das Vergnügen gehabt, mich an dem Anblicke desselben zu verschiedenen malen zu weiden.

Fast vermuthe ich, daß die Mutter dieses Kalbes dieselbe ist, welche im Jahre 1796 und 1797 die gleichfarbigen in Machern setzte. [1]) Aehnliche Beispiele kommen in vielen Gegenden vor.

§. 5. Nur den Rehbock ziert ein Gehörn. Zwar verecken sich, selbst im höchsten Alter, selten mehr als drei Enden auf jeder Stange desselben, doch stellt es sich bei guter Aesung oft sehr stattlich dar.

Bei keiner andern Wildart zeigen sich so mannichfache Abweichungen von der Regel in Rücksicht der Gehörne (widersinnige Gehörne) und der difformen Auswüchse an denselben, als bei dieser. [2])

Ich will es versuchen, nicht nur die Entstehung, Vollendung, das Abwerfen und Wiederaufsetzen der regelmäßigen Gehörne, sondern auch die bemerkenswerthe Gestalt einiger unregelmäßigen zu beschreiben.

Schon zu Ende des vierten Monats, nachdem das männliche Rehkalb gesetzt ward, bekommt dessen Stirnbein eine etwas höhere Wölbung. In den folgenden vier Wochen bilden sich auf derselben kleine, immer höher werdende Kolben (Erhabenheiten), aus welchen die Rosen, und nach und nach, während der nächsten Wintermonate, dünne, spitzzulaufende, mit Bast überzogene, 3—4 Zoll lange Spieße hervorgehen.

Im März, oder zu Anfang April des folgenden Jahres, wenn dies erste Gehör völlig vereckt ist, schlägt oder fegt der Bock an jungen Baumstämmchen, vorzüglich von weichen Holzarten, am liebsten an Lärchen (Pinus Larix) und an andern Nadelhölzern, mit Wollust und wahrem Uebermuth.

Wenn das Gehörn ganz von Bast entblößt ist, hat es an den jetzt fast ½ Zoll hoch vom Stirnbein abstehenden, einzeln mit kleinen Perlen besetzten Rosen, und bis gegen die Ecken hinauf, welche immer weiß und glänzend bleiben, hellbraune Farbe; die Spieße selbst aber sind nirgends

1) Dieselbe Ricke setzte zwei Jahr später im polenzer Revier ein weißes Bockkalb, im darauffolgenden Jahre zwei weißgelbliche Kälber. Ersteres erlebte das dritte Jahr, dann fiel es; letztere gingen gleich als Kälber zu Grunde. Wahrscheinlich folgte ihnen die Mutter nach, denn lange sah man kein weißes Reh wieder. In dem Jahre 1820 setzte jedoch auf dem polenzer Revier eine rothe Ricke wieder ein weißes Kalb. W.

2) Die Ursache von widersinnigen Gehörnen liegt sehr oft in Krankheiten der Rehböcke, z. B. der Klauenseuche, Leberleiden, Verdauungskrankheiten infolge unzweckmäßiger Nahrung u. s. w. T.

geperlt [1]), sondern gleich über den Rosen ziemlich tief, weiter hinaufwärts weniger gefurcht, die weißen, oft sehr scharfen Ecken glatt.

Der Spießbock wirft dies erste Gehörn im nächsten December ab und setzt binnen drei Monaten ein zweites auf, dessen etwas stärkere Rosen dichter am Kopf stehen. Auch die Stangen nehmen an Stärke und Länge zu, bekommen am untern Theil Perlen und gehen oben gewöhnlich in Gabeln aus. Nach dem Fegen wird die Farbe des ganzen Gehörns, die weißen Spitzen ausgenommen, dunkler braun.

Etwas früher als im vorigen Herbst wird auch dies Gehörn abgeworfen und durch ein neues ersetzt, an dessen Stangen, da, wo sich im vergangenen Jahre die Gabeln theilten, drei fast immer gerade hintereinanderstehende, aber doch verschieden gerichtete Enden erscheinen, und es entsteht auf diese Weise ein sogenanntes Handgehörn.

Gemeiniglich nimmt von nun an die Zahl der Enden nicht mehr zu; doch findet man bisweilen Gehörne mit acht, höchst selten aber mit zehn und mehr Enden.

Bei alten Böcken erfolgt das Abwerfen oft schon im November. Von Jahr zu Jahr wird die Wölbung des Stirnbeins flacher; die Rosen stehen immer näher an demselben, bekommen eine dichtere Perlbesetzung und nehmen an Stärke fortwährend zu. So auch die Stangen, welche sich aber nicht immer verlängern.

Der Verfasser dieses Werks hatte oft Gelegenheit zu bemerken, daß bei Böcken von gleichem Alter, die in gleich guter Aesung standen, ein Gehörn die Länge von 10, 12 bis 13″ erreichte, während das andere kaum 7″ maß. Doch waren die kürzern Stangen allemal verhältnißmäßig stärker.

Der größern Anzahl meiner Leser wird es hoffentlich nicht unangenehm sein, wenn sie hier einige sonderbare Erscheinungen an nicht regelmäßig gestalteten Gehörnen, welche ich selbst genau zu beobachten Gelegenheit hatte, angezeigt finden.

1. Mein älterer Bruder verwahrt die Abbildung eines Rehbockes [2]), welcher auf dem sonst der Winckell'schen Familie zuständigen, oben schon erwähnten Gute Moest vor ungefähr 60 — 70 Jahren zahm erzogen, ohne am Kurzwildbret verletzt worden zu sein, folgendes höchst merkwürdige Gehörn trug:

Ueber den ganzen Vorderkopf bis an die Augen, dann an den Seiten, bis $2^1/_2$″ über die Kinnbacken herab fallen lockenförmige, aneinanderhangende,

---

1) Perlen an den ersten Spießen kamen auch zuweilen, wiewol selten vor. T.

2) Er fiel im Winter, ehe er fegen konnte, und aller Nachforschungen ungeachtet habe ich nicht erfahren können, ob er in frühern Jahren geschlagen hat. W.

überall mit Bast bedeckte Auswüchse, in Gestalt einer Perrüke herab, durch welche das Gehör dicht an den Hinterkopf angedrückt ward.

Oben auf diesem Gewächse erheben sich vier gerade aufgerichtet stehende, $3\frac{1}{2}$ bis 4″ lange Stangen in einem ziemlich regulären Viereck. Sie stehen vorn und hinten $1\frac{3}{4}$″, an den Seiten aber $1\frac{1}{2}$″ voneinander und sind um und um mit erbsengroßen Perlen besetzt. Die Schwere des Gehörns nebst dem Gewächse ist auf dem Bilde zu 10 Pfund angegeben. Nachstehende Knittelverse stehen daneben:

Klein kam ich her und ward Kupido stets genannt,
War wegen meiner Zier und Schönheit wohlbekannt;
Daß auch ein großer Herr [1]) zu sehen mich begehrt,
Er ward durch meinen Tod des Wunsches nicht gewährt.

2. Ich selbst schoß im Monat August 1788 einen Bock, dessen völlig gefegtes Gehörn folgendermaßen sich darstellt:

Die Farbe desselben ist bis an die weißen Spitzen der Enden dunkel schwarzbraun; die Perlenbesetzung dicht und stark.

Die Rosen stehen sehr dicht aneinander, und jede hält $4\frac{1}{2}$″ im Umfang. Auf der rechten 9″ langen, unten $3\frac{1}{2}$″ im Umfang starken Stange stehen vier Enden. Das unterste, vorwärts sich erhebende, geht $3\frac{1}{2}$″ über der Rose aus derselben hervor und ist 3″ lang. 2″ höher hinauf breitet sich die Stange schaufelförmig und geht in drei Enden aus, wovon das vorderste $2\frac{1}{2}$″ lange, schräg oberwärts, aber fast geradlinig, das hinterste $2\frac{1}{4}$″ haltende, ebenfalls schräg nach oben gerichtet ist; mitten zwischen diesen erscheint das kürzeste, nur $\frac{3}{4}$″ messende, gerade aufwärtsstehende.

An der linken Stange zeigt sich auf der innern Seite, 2″ über der Rose eine $\frac{1}{4}$″ haltende Erhabenheit, welche ich für ein gültiges Ende anspreche; dicht daneben eine andere, die zwar auf ein Ende zeichnet, aber doch nicht dafür gerechnet werden kann.

$1\frac{1}{2}$″ höher hinauf bildet sich zwischen drei im Dreieck aufrechtstehenden Enden, wovon das längste 1″ hält, die beiden andern aber nur $\frac{1}{2}$″ Länge haben, eine kelchähnliche Vertiefung. Auf der äußern Seite dieser Stange schlägt sich dicht über der Rose, zwischen dem Licht und Gehör, ein, dem Umfang nach 3″ starker und ebenso langer, völlig gefegter und beperlter, stangenförmiger Auswuchs über den Kinnbacken herab, welcher in zwei, nicht ganz vereckten, mit Bast belegten Enden ausgeht. An demselben sieht man noch auswärts zwei kleine, nicht für Enden zu rechnende, aber doch augenscheinlich darauf hindeutende Erhabenheiten.

Man würde dies Gehörn als ungerade zwölf Enden haltend ansprechen

---

1) Der Herzog von Weimar. W.

können. Form und Stärke desselben sind so einzig in ihrer Art, daß ich wegen der fast etwas mehr als genauen Beschreibung auf Nachsicht rechne. 1)

3. Mein oben erwähnter Bruder besitzt noch ein nicht minder merkwürdiges Gehörn, dessen Farbe, sowie die nicht gar starken, nur mit kleinen Perlen, nicht dicht besetzten Rosen, ob sie gleich ziemlich nahe am Stirnbein stehen, vorzüglich bei der noch starken Wölbung desselben, auf kein hohes Alter des Bockes, welcher es trug, schließen lassen.

1″ hoch über der Rose der rechten Stange legt sich ein 3″ langer, nicht völlig gefegter, kolbiger Auswuchs, auf dessen oberm Theile ein 1/4″ langes, hinterwärts stehendes Ende sichtbar ist, vor dem Gehör nach dem Kinnbacken herunter. Oben von der Biegung des Auswuchses an geht die Stange in einem auswärtsgebogenen 3 1/2″ langen Spieße aus.

An der linken Stange befindet sich 3/4″ über der Rose ein dem an der andern beschriebenen völlig ähnlicher, 1/2″ kürzerer Auswuchs. Da, wo auf jenem das kurze Ende steht, erhebt sich auf diesem ein 1 1/4″ hoher, hinterwärts gebogener Spieß. Oben auf der Stange stehen zwei Enden gerade hintereinander, deren vorderes 2, das andere 1 1/2″ lang. Am letztern erblickt man noch eine kleine, auf ein Ende deutende Erhabenheit.

Auch habe ich verschiedene brave, alte Böcke mit sehr langen und dünnen, oder mit kurzen, aber starken, dicht mit Perlen bis zur Spitze besetzten Spießen, und ein Gehörn gesehen, an welchem der eine Spieß schneckenförmig gewunden erschien. Endlich ereignet sich auch wol jezuweilen der Fall, daß ein Bock drei und vier Stangen aufsetzt; ob aber solche außerordentliche Gehörne in den folgenden Jahren sich in gleicher Gestalt wieder erneuern, dies ist ein Problem, welches ich aus Mangel an Erfahrung nicht zu lösen vermag.

§. 6. Professor Blasius bespricht in seinem schon oben angeführten ausgezeichneten Werke 2) die Gehörnbildung des Rehbockes folgendermaßen:

„Die jagdmäßige Zählung der Rehbocksenden beabsichtigt nicht einen Ausdruck für das Naturgesetz der Gehörnbildung zu geben. Will man das zoologische Bildungsgesetz aussprechen, so kommt es weniger auf die Zahl der Enden, als auf die Gesammtform des Gehörns an, mit der in Verbindung die Endenzahl allein eine Bedeutung gewinnt.

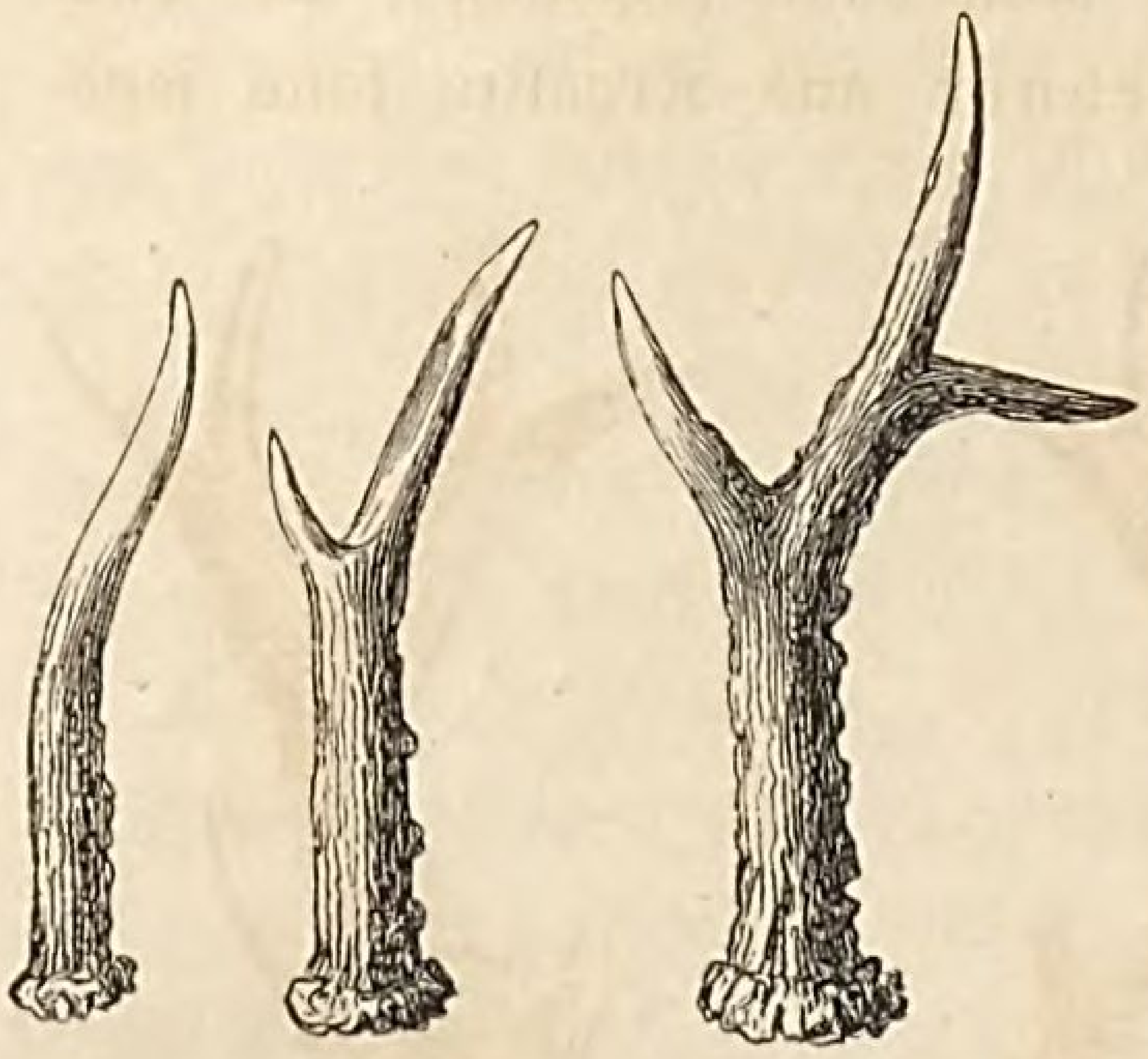
„Im ersten Winter erhält der Schmalbock ungetheilte schlanke Spießer mit schwacher Rose an der Wurzel der Stange. Er ist Spießbock.

---

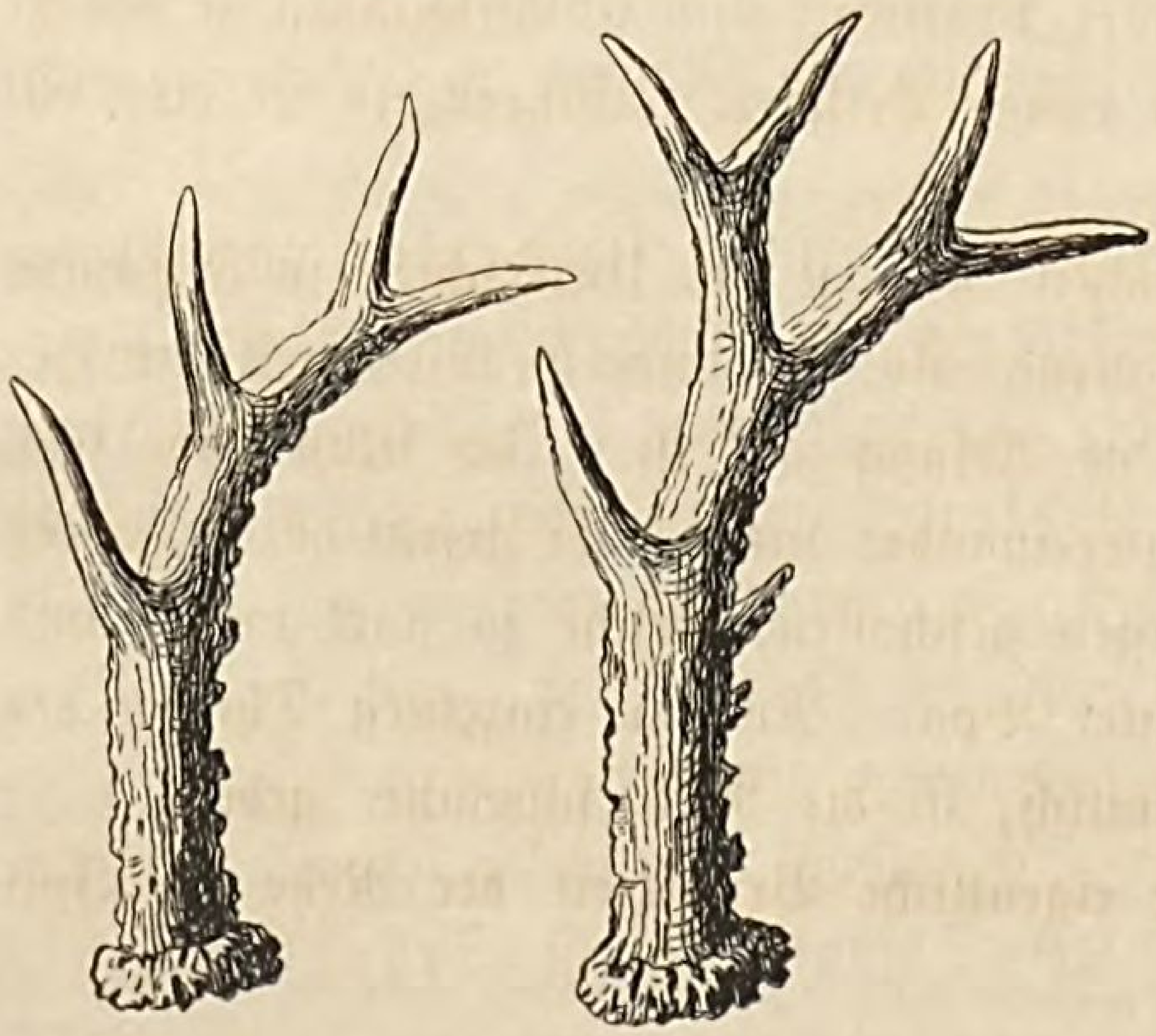
1) Im Jahre 1815 erlegte ich in dem meiner Aufsicht untergebenen, dem Freiherrn v. Thüngen zuständigen roßbacher Revier einen Bock, dessen Gehörn ein herrliches Pendant zu obenbeschriebenem gab, indem die Difformität an der rechten Stange sich befindet. Beide gab ich dem königlich bairischen Kämmerer, Freiherrn v. Thüngen zu Thüngen, und von diesem gingen sie in die Sammlung des königlich bairischen Forstmeisters, Freiherrn v. Gebsattel, über. W.

2) Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands, S. 463. T.

„Beim Gabelbock ist die Stange ungefähr in der Mitte getheilt. Die Hauptstange richtet sich von der Theilung an in einem Winkel nach hinten, die Nebensprosse nach vorn; der Winkel der Gabel wird durch die Verlängerung der Hauptstange ungefähr halbirt. Ganz bezeichnend für den Gabelbock ist die knieförmige Biegung der Hauptstange nach hinten. Sie ist weit wichtiger als die vordere Nebensprosse, und man kann den Bock dem Alter nach für einen Gabelbock ansprechen, wenn die Biegung vorhanden ist und die Nebensprosse auch fehlt.



„Beim Sechser theilt sich die nach hinten gebogene Hauptstange zum zweiten mal und biegt sich an der Theilung wieder nach vorn vor, während sich die zweite, höhere Nebensprosse nach hinten wendet. Auch diese zweite Gabel wird von der Verlängerung der tiefergelegenen Hauptstange ungefähr halbirt. Diese zweite knieförmige Biegung der Hauptstange ist charakteristisch für den Sechser, und man kann den Bock dem Alter und Gehörn nach als Sechser ansprechen, wenn die Nebensprossen beliebig fehlen, wenn er beide knieförmige Biegungen an der Hauptstange zeigt, auch wenn die Nebensprossen beliebig fehlen. Mit dem Sechser schließt gewöhnlich die Gesammtentwickelung ab, indem der Rehbock in der Regel dieselbe Zahl von Enden wiederholt; die normale Entwickelung kann indessen weiter fortschreiten.



„Beim Achter theilt sich die über die zweite Gabel oder Kniebeugung nach oben oder nach hinten gerichtete Spitze aufs neue und setzt eine Nebensprosse ab.

„Der Zehner ist die höchste normale Entwickelung des Rehgehörnes, die ich kenne. Er entsteht, wenn die beiden obern Spitzen des Sechsers sich gabelig zertheilen. Das Gehörn entsteht dann aus einer vordern Mittelsprosse, einer obern Endgabel und einer hintern Endgabel. Gehörne dieser Form kenne ich nur aus Syrmien und Kroatien.

„Die Rehgehörne zeigen sehr häufig eine Neigung, inwendig an der

Hauptstange, unterhalb der nach vorn gerichteten Mittelsprosse, symmetrisch an jeder Stange, eine auffallend lange Perle zu entwickeln. Diese Perle wird zuweilen bis zu einem Zoll lang und kann dann jagdmäßig als Ende gezählt werden. Der hier abgebildete Zehner aus Kroatien kann jagdmäßig als ein gerader oder regelmäßiger Zwölfer angesprochen werden. Dieser Rehkopf hat bei einer normalen Gehörnbildung die stärkste Zertheilung, die ich kenne. Abnormitäten der Rehgehörne durch Fehlen oder Verdoppeln einzelner Nebensprossen lassen sich nach dem Vorhergehenden leicht deuten. Ich habe ein vollkommen symmetrisches Rehgehörn besessen, von dem die vordere und hintere Nebensprosse durch zwei flache, nebeneinander eingefügte Enden vertreten waren, welches also jagdmäßig als gerade Zehner angesprochen werden mußte.



„Zuweilen kommen Rehböcke mit drei Stangen und drei Rosenstöcken, selten solche mit einer einzigen Rose und einfacher Stange vor.“

§. 7. Die Ricke bekommt in der Regel kein Gehörn. Geschieht es bisweilen, wie Döbel in seiner „Jäger-Praktica“ und v. Wildungen in seinem „Neujahrsgeschenk“ (1797, S. 13) einige Beispiele anführen, so ist dies ein Naturspiel.[1])

Beim männlichen und weiblichen Reh ist der Unterschied in Rücksicht der Stärke am Leibe weniger auffallend als bei andern Wildarten mit gespaltenen Klauen, besonders wo die Aesung gut ist. Ich selbst habe sehr alte Ricken, welche zwei Jahre hintereinander nicht mehr gesetzt hatten, ihrer wahrscheinlichen Unfruchtbarkeit wegen geschossen, welche so stark waren und so schwer wogen als ein sehr guter Bock. Nur an einzelnen Theilen des Körpers, am Kopfe und Halse nämlich, ist die Ricke schwächer gebaut.

§. 8.[2]) Den Streit, ob die eigentliche Brunftzeit der Rehe im Juli

1) Fast alljährlich kommt es vor, daß gehörnte Ricken beobachtet oder abgeschossen wurden; es wäre daher eine müßige Aufgabe, alle diese Beispiele aufzuzählen. Sehr selten sind aber die Beispiele von zeugungsfähigen gehörnten Ricken. Die Jagdzeitung, 1864, Nr. 16, bringt zwei glaubwürdige Beispiele. Die eine erlegte Graf Joseph Hoyos im Graf Breuner'schen Revier Aspern a. d. Z. Die andere beobachtete der erzherzogliche Jäger Rudler in dem dem Erzherzog Franz Karl gehörigen Revier Weidling bei Klosterneuburg. T.

2) Der Paragraph über die Rehbrunft der zweiten Auflage dieses Werks ist in dieser neuen

und August (Frühbrunst), oder im November und December (Spätbrunst) falle, und der durch viele Decennien von Jägern und Naturforschern, oft mit großer Animosität, geführt wurde, gehört der Geschichte an, da die Frage durch wissenschaftliche Untersuchungen der neuern Zeit endgültig gelöst und die **Frühbrunst** entschieden festgestellt ist. Das Verdienst dieser glücklichen Lösung gebührt Dr. Louis Ziegler aus Hannover. Seine Untersuchungen sind in einer Broschüre: „Beobachtungen über die Brunst und den Embryo der Rehe; ein Beitrag zur Lehre von der Zeugung; für Physiologen und naturforschende Jäger“ niedergelegt, die er den im Jahre 1843 zu Bremen versammelten deutschen Naturforschern und Aerzten als willkommene und werthvolle Gabe darbot.

Ungefähr zehn Jahre früher hatte auf den Wunsch des Geheimraths Graf v. Veltheim in Braunschweig der Oberstabsarzt Pockels wissenschaftliche Untersuchungen über diesen Gegenstand vorgenommen, wobei ihm ein ungeheures Material zu Gebote stand (54 Ricken aus den herzoglichen Revieren). Das Resultat seiner anatomischen Forschungen war aber ein negatives, da er nicht hinreichend geübt in diesen schwierigen Untersuchungen war; aus einigen Veränderungen in der Gebärmutter im Laufe des Monats August, die ihm nicht entgehen konnten, schloß er jedoch, daß die Frühbrunst die wahre sei. Diese Vermuthung erhob Dr. Ziegler zur Gewißheit. Der berühmte Physiolog Professor Bischoff in Heidelberg, dem die Entwickelungsgeschichte der Menschen und der Säugethiere die wichtigsten Aufschlüsse verdankt, bestätigte mit einigen Modificationen die Resultate von Dr. Ziegler's Untersuchungen. [1])

Es ist schwierig, dem Laien und besonders dem weniger gebildeten Jäger das wahre Verhältniß ganz klar zu machen [2]); er muß also gewissermaßen das Endresultat auf Treu und Glauben annehmen, was er aber mit gutem Gewissen und voller Beruhigung thun darf. Für den gebildeten Jäger aber werde ich hier ein Résumé der Arbeiten von Ziegler und Bischoff mittheilen, indem ich jene, denen an der genauern Kenntniß der wissen-

---

Auflage nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniß über diesen wichtigen Punkt gänzlich umgearbeitet. D. a. d. Winckell, der eifrigste Vertheidiger der Spätbrunst, hat die wissenschaftliche Lösung dieser Frage, die sowol Jäger als Naturforscher fast ein Jahrhundert lang auf das lebhafteste beschäftigte, nicht mehr erlebt. Ich bin aber überzeugt, daß a. d. Winckell, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, selbst eine dritte Auflage seines trefflichen Handbuchs zu bearbeiten, mit seiner bekannten Offenheit und Freimuth seinen Irrthum eingestanden und den betreffenden Paragraph in ähnlichem Sinne umgearbeitet haben würde, wie es hier geschehen ist.

Wer sich speciell für die Controverse der Rehbrunftzeit interessirt, findet in ältern Jagdwerken sehr reichliches Material. Jägern empfehlen wir den trefflichen Artikel „Reh“ in der soeben erschienenen zweiten Auflage von Diezel's Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Abth. 2, S. 328. T.

1) Bischoff, Entwickelungsgeschichte des Rehes (Gießen 1864). T.

2) Wer nicht Bischoff's Werk selbst nachlesen will, kann über seine Untersuchungen in dieser Frage genügenden Aufschluß in der Jagdzeitung, 1859, Nr. 5, 7 und 8, finden. T.

schaftlichen Begründung der anzuführenden Thatsachen gelegen ist, auf die Schriften der genannten Forscher verweise.

1. Die Brunft, Begattung und Befruchtung der Rehe findet nur Ende Juli und im August statt.

2. Nur zu dieser Zeit hat die Ricke reife Eier und der Bock fruchtbaren Samen, d. h. solchen, in dem sich in nöthiger Menge Samenfäden (Spermatozoen) vorfinden. Beides findet im November nicht statt.

3. Zur Zeit der Brunft, meistens gleich nach dem Beschlage, löst sich das Ei vom Eierstock ab, tritt in die Eileiter und wird da vom Samen befruchtet.

4. Sobald das Ei, das nur etwa $^1/_{12}$ Linie Durchmesser enthält, seine Hülle im Eierstock, das sogenannte Graaf'sche Bläschen, verlassen hat, bildet sich an dessen Stelle in gewöhnlicher Weise ein gelber Körper (Corpus luteum).

5. Das Ei geht im Verlauf von einigen Tagen durch den Eileiter hindurch und gelangt, ohne an Größe zugenommen zu haben, in die Gebärmutter (Tragwerkzeuge).

6. In der Gebärmutter verweilt das Ei, ohne sich irgendwie zu verändern, $4^1/_2$ Monate, also bis Mitte December. Es ist wegen seiner außerordentlichen Kleinheit selbst für geübte Anatomen während dieser Zeit außerordentlich schwer, es hier zu finden. Auch die Gebärmutter erleidet in diesen $4^1/_2$ Monaten keine Veränderungen.

7. Nach der zweiten Hälfte des December beginnt plötzlich das Ei mit der nämlichen Schnelligkeit des Entwickelungsfortgangs wie bei den übrigen Säugethieren zu wachsen und sich zu entwickeln, sodaß nach drei Wochen bis 25 Tagen die ganze Frucht mit ihren Häuten soweit gebildet ist, daß sie fortan bis zur Geburt nur noch eine Vergrößerung erfahren.

8. Die Geburt erfolgt 40 Wochen nach der Begattung und Befruchtung.

Es bleibt vor der Hand nur noch die Frage ungelöst, welchen Zweck das lange Verweilen des Eies in der Gebärmutter bis zum Beginn seiner Entwickelung habe. Vielleicht wird uns die wissenschaftliche Beantwortung derselben auch noch gegeben werden. [1])

Zu Anfang der Brunftzeit erschwert die Ricke dem Bocke das Begattungsgeschäft, und selbst späterhin überläßt sie sich ihm nie ohne Weigerung. Immer scheint sie entfliehen zu wollen, und gibt dabei den Laut von sich,

---

1) In den seit dem Erscheinen der dritten Auflage verflossenen vier Jahren sind keine neuen wissenschaftlichen Untersuchungen über die Rehbrunst gemacht worden. Folgende Notiz aus der wiener Jagdzeitung, Nr. 17, 1863, dürfte hier von einigem Interesse sein. Die Hausbesitzerin Frau Strotzmann, wohnhaft in der Vorstadt Landstraße in Wien, erhielt sieben Rehgeiße und einen Bock zum Geschenk und hielt dieselben in einer 14 Klaftern weiten Umzäunung im Garten neben dem Hause. Mitte Juli 1862 übte der Bock den Beschlag an den sieben Geißen aus. Anfang Mai 1863 setzte jede der Geißen zwei gesunde Kize. T.

welcher bereits §. 3 bemerkt worden ist. Er verfolgt sie unablässig, bis er sie ereilt. Nur einen Moment dauert der oft wiederholt werdende Act des Beschlags, nach dessen Vollendung die Ricke gewöhnlich nässet, der Bock sich aber zur Erholung niederthut. Doch bewacht er jeden ihrer Schritte eifersüchtig und duldet keinen Nebenbuhler. Bemerkt er einen, so erhebt sich zwar zuweilen ein ziemlich hartnäckiger Kampf, mir aber ist kein Beispiel merklicher Verletzung als Folge desselben vorgekommen. [1])

§. 9. Zur Blattzeit hört man nie einen helltönenden Laut des Bockes, wie beim Hirsch, sondern nur wenn er die Ricke jagt, oder einen Nebenbuhler vertreibt, ein durch das angestrengte Laufen erzeugtes Röcheln.

Die Rehe sind im zweiten Jahre ihres Lebens zeugungsfähig.

§. 10. Wie wir gesehen haben, geht die Ricke 40 Wochen hochbeschlagen und setzt dann ein, zwei, selten drei Kälber [2]), von denen sie sich nur im Nothfall und auf kurze Zeit entfernt, an einem einsamen Orte.

Vor jedem sich nähernden Feinde verbirgt sie selbige mit Sorgfalt, gibt ihnen auch, wenn sie ihr auf die Aesung folgen, bei der leisesten Ahnung einer Gefahr warnende Zeichen durch Stampfen mit dem Laufe, oder durch einen kurzen fippenden Laut. Die Kälber drücken sich demzufolge in der zartern Jugend auf der Stelle, späterhin entfliehen sie mit der Mutter zugleich.

Reichen in der frühesten Lebensperiode der noch sehr hülflosen Kälber die Kräfte der Mutter nicht hin, ihre Kinder zu vertheidigen, so nimmt sie, wie das Edel- und Damwild, ihre Zuflucht zur List und sucht oft durch das sinnreiche Mittel, sich den Verfolgungen des Feindes preiszugeben, ihre Lieblinge zu retten.

---

1) Es sind eine Anzahl Beispiele bekannt, die das Gegentheil beweisen. Ein interessanter dahin gehöriger Fall ist in der Jagdzeitung, 1863, S. 26, verzeichnet. In dem städtischen Gebirgsgehege von Güns (Ungarn) wurden zwei verfangene Rehgehörne gefunden. Coloman v. Chernel berichtet darüber: Aus der Lage derselben läßt sich vermuthen, daß der mit dem stärkern Gehörn versehene Bock der Angreifer gewesen, der mit seinen starken, aber ziemlich dicht beieinanderstehenden Stangen in schräger Richtung zwischen dem weitauseinanderstehenden Gehörn seines Gegners gedrungen war, dessen oberes stark gekrümmtes Ende die Befreiung hinderte. Durch die verzweifelte Anstrengung der in verschiedener Richtung wirkenden Kämpfer hatten sich die dichtern Stangen des stärkern Bockes zwischen den Stangen des Gegners über dem Rosenstock so steif und fest eingekeilt, daß selbe zu bewegen oder auseinanderzutrennen ohne Werkzeug keiner menschlichen Gewalt gelingen würde. Die gut erhaltenen Schädel sowie die auf der Hirnschale theilweise befindliche fleischige Haut erlauben die Folgerung, daß dieser dramatische Vorfall bei der Augustbrunst sich ereignete (die Gehörne wurden den 4. December 1862 gefunden). Ob der Tod der beiden Liebeshelden durch Hunger oder durch Bruch des Rückenwirbels erfolgte, dürfte wegen Mangel an Anhaltspunkten schwer sein zu entscheiden. T.

2) Sonderbar ist es, daß diese seltene Fruchtbarkeit sich nicht auf ein Jahr beschränkt. Auf meinem eigenen Revier setzte eine und dieselbe Ricke drei Jahre nacheinander drei Kälber. Eben diese Erfahrung machte der Jäger meines Bruders. W.

Eines der seltensten Beispiele der Fruchtbarkeit der Rehe ist folgendes: Im J. 1813 zu Anfang April schoß der reitende Förster X. auf einem Treibjagen eine Rehgeiß, welche mit vier ganz ausgebildeten, schon völlig behaarten und volles Leben zeigenden Kitzchen tragend war. Diezel, Niederjagd, Abth. 2, S. 346. T.

Kann sie dennoch den Raub derselben auf keine Weise hindern, so folgt sie selbst dem Menschen sehr weit und gibt, bei dem Gefühl, daß ihr dieser zu überlegen ist, um einen Angriff auf ihn zu wagen, ihre Aengstlichkeit durch beständiges Hin- und Herlaufen und durch den Ruf (den fippenden Laut) zu erkennen. Mich hat diese mütterliche Zärtlichkeit mehr als einmal dahin vermocht, das Kalb, welches ich schon mit hinweggenommen hatte, wieder in Freiheit zu setzen, und reichlich belohnte mich dafür die Sorgsamkeit, welche die Mutter bei der Untersuchung, ob ihrem Kinde ein Unfall zugestoßen sei, blicken ließ. Freudig sprang sie um das unbeschädigt gefundene Kleine herum und schien es mit Liebkosungen zu überhäufen, indem sie ihm zugleich das Gesäuge zur Nahrung darbot.

Die Kälber besaugen die Ricke bis zum August, auch wol bis zum September, nehmen aber schon im zweiten Monat ihres Lebens feineres grünes Geäse, über dessen Auswahl sie die Mutter belehrt, mit an.

Hier noch die Bemerkung, daß die Mutterricke von der Setzzeit an bis gegen Ende des Monats August eifriger noch und unbehutsamer auf das Blatt springt, wenn der Fipplaut der Jungen nachgeahmt wird, als der Bock in der Blattzeit, wenn der etwas tiefer fippende Angstlaut des vom Bock getriebenen Schmalrehes nachgeahmt wird. Leider wissen dies Wilderer und Aasjäger nur zu gut.

§. 11. In Rücksicht der Aesung des Rehwildes gilt, mit Ausschluß der Leinknoten und der Kartoffeln, alles, was hierüber beim Edelwild gesagt worden ist; nur ist es sorgfältiger und leckerer in der Auswahl der Kräuter und Gräser. Junger Stockausschlag und resp. Aufschlag und Anflug von Eichen, Hainbuchen, Ulmen, Ahorn, Aspen, Sommerbirken sind zu allen Jahreszeiten dem Verbeißen am meisten ausgesetzt, weniger der von Buchen. Im Winter zieht das Reh die Knospen von Eichen und Pappeln, auch Brombeerblätter und Misteln allem andern vor; doch verschmäht es auch die Nadelholzknospen nicht, und zwar gibt es jenen der jungen Fichte den Vorzug. Dem grünen Getreide, und vorzüglich der Oelsaat geht es zwar so lange eifrig nach, bis die Pflanzen Halme treiben (in das Schossen kommen), beißt aber selten oder nie so tief, daß die sogenannten Herzblätter wesentlicher Beschädigung ausgesetzt sein könnten. Körner nimmt es nur vom Hafer an. Aufgestellte Hafergarben und gefällte Eichen, Pappeln (Aspen) und Misteln geben die beste Winterfütterung ab.

§. 12. In ähnlichem Maße wie das Edelwild verändert auch das Reh seinen Stand, nach Verschiedenheit der Aesung, zu jeder Jahreszeit.

Ueberall hält es sich im Frühling, Sommer, Herbst und im Winter bei Plattfrost lieber in Feld- oder doch von Wiesen durchschnittenen Vorhölzern, als in der Tiefe zusammenhängender Waldungen auf. Nur wenn

tiefer Schnee fällt, zieht es sich in den tiefern dichtern und wärmern Theil des Holzes, vorzüglich aber in die Nachbarschaft der jungen und neu angelegten Holzschläge zurück.

Diesen wird es auch dadurch zu jeder Zeit schädlich, daß es, wenn es sich auch, um andere Aesungsmittel oder Ruhe zu suchen, auf einige Stunden davon entfernt, doch täglich wenigstens dreimal zurückkehrt und dann selbst durch Hunde nur auf kurze Zeit davon vertrieben wird. Sobald diese nicht mehr zu fürchten sind, kommt es wieder, fängt seine Verwüstungen aufs neue an und thut sich auf den Schlägen selbst, oder doch in deren Nachbarschaft nieder, um das Geschäft des Wiederkäuens zu verrichten.

Im Sommer, wenn das Ungeziefer Menschen und Thiere fast unerträglich plagt, sucht sich das Reh dadurch zu schützen, daß es das Holz verläßt und sich im hohen Getreide niederthut. Es ist nicht zu leugnen, daß, wo der Rehstand stark ist, hierdurch den Feldern einiger Schaden zugefügt werden kann, beträchtlich ist er aber selten.

Wo den Rehen sehr nachgestellt wird, ziehen sie sich am Tage in das dickste Gehölz zurück; wo sie aber Ruhe haben, bleiben sie gern im lichten Stangenholz und pflegen da der Ruhe in Betten, welche sie durch Wegschlagen der Laubdecke und eines Theils des verraseten Bodens mit den Läufen, ebenso wie das Edel- und Damwild, bereiten.

Zuweilen wechseln sie weit nach der Aesung, scheuen dabei auch einen Strom nicht, sondern schwimmen sehr behend hindurch; auch verlassen sie den einmal gewählten Wechsel nicht leicht.

§. 13. Obgleich die Rehe sich gern in solche Gegenden des Reviers zusammenziehen, wo sie volle Aesung finden, sich da auch gegenseitig dulden, so vereinigen sie sich doch nie truppweise [1]), sondern nur zu drei, vier bis fünf Stück in einen Sprung.

Ein solcher Sprung besteht aus der alten Ricke und ihren Kälbern, wozu sich in der wahren Brunftzeit ein Bock gesellt, welcher den ganzen Winter hindurch dabei bleibt.

Zu Anfang der Frühlingsfärbezeit entfernt sich der Bock vom Sprunge und bleibt von nun an isolirt bis zum Anfang der Blattzeit. Dann trollt er unruhig herum, um Schmalrehe aufzusuchen. Nach der Brunftzeit bleibt er gewöhnlich mit der zuletzt beschlagenen Ricke bis zum nächsten Frühling.

Die Kälber bleiben bei der Ricke, bis diese in der Setzzeit von ihnen sich zurückzieht und sie, nun erwachsen, ihrem eigenen Schicksal überläßt.

---

1) Daß man, wenn die Rehe bei Treibjagen rege gemacht werden, zuweilen bis 20 Stück beisammen sieht, kann hier nicht in Anschlag kommen, da sie sich sehr bald wieder sprungweise vertheilen. W.



Zu I, 180.

Der Trappe.



Zu I, 194.

Der Auerhahn.

§. 14. Rehkälber bei Kuh- oder Ziegenmilch, oder noch besser von einer Ziege gesäugt aufgezogen, werden äußerst zahm, die weiblichen Geschlechts vorzüglich und auf immer.

Einer meiner Brüder besaß eine gezähmte Ricke, welche sich in der menschlichen Gesellschaft fast am besten zu gefallen schien. Oft lag sie zu unsern Füßen, und gern machte sie sich die Erlaubniß, welche sie nur zuweilen erhielt, zu Nutze, auf dem Sofa an der Seite meiner Schwägerin zu ruhen. Hund und Katze waren ihre Gespielen. Fand sie sich von ihnen beleidigt, so wurden sie durch tüchtige Schläge mit den Vorderläufen hart gestraft. Das liebe Thierchen ging mit uns, oder auch für sich allein ins Freie spazieren. Hier gesellte sich bisweilen ein Bock zu ihm, welchen es dann oft bis an den Eingang des Dorfes mitbrachte.

Mit Gewißheit kann ich nicht sagen, ob es, als Schmalreh, im August vorgebrunftet hat; im November oder in der ersten Woche des December blieb es gewöhnlich, kurze Besuche abgerechnet, welche es seinen Wohlthätern abzustatten nicht vergaß, einige Tage und Nächte hindurch im Walde, kam dann, wenn es sich hochbeschlagen fühlte [1]), nach Hause und setzte zur gehörigen Zeit. Die Kälber aber, mit der Muttermilch dieses zahmen Rehes genährt, blieben wild und wurden deshalb im folgenden October ausgesetzt.

Sogar während der Brunft verließ es, wenn es von seinem Herrn beim Namen gerufen ward, den Bock (der es aber doch immer in der Ferne begleitete) und folgte dem Herrn bis an das Ende des Waldes, hier aber trennte es sich von ihm und gab dem Gatten durch den gewöhnlichen Ruf ein Zeichen zur Annäherung.

Wird es der Leser wol glauben, wenn ich ihm sage, daß diese herrliche, durch ein helltönendes Schellenhalsband ausgezeichnete Creatur von einem uns leider unbekannt gebliebenen boshaften Menschen todtgeschossen worden ist? Wir fanden sie, von Schroten durchbohrt, im Getreide, zu einer Zeit, wo auf unsern Revieren, wenigstens von denen, die dazu berechtigt waren, gewiß kein Schuß auf Ricken geschah.

Das gezähmte männliche Kalb wird gewöhnlich als Spießbock, oder doch in dem folgenden Jahre böse. Starke Verletzungen sind, wenn das Gehörn nicht abgesägt wird, oft die Folge des Angriffes, welchen er auf jeden Menschen, besonders auf Frauenzimmer macht. Bringt man aber auch die eben angegebene Vorsichtsmaßregel in Anwendung, so rennt er nichtsdestoweniger wüthend auf jeden los, der sich ihm nähert. Man sollte deshalb gar keinen Versuch machen, einen nicht castrirten Bock zahm aufzuziehen.

---

1) Nach des Verfassers Ansicht von der fruchtbaren Decemberbrunft. T.

§. 15. Mit Recht gibt man dem Rehwildbret in Rücksicht der Schmackhaftigkeit und Zartheit vor allem andern den Vorzug.

Das Unschlitt wird ebenso wie das Hirschunschlitt benutzt.

Die Haut wird behaart oder unbehaart gar gemacht. Im ersten Fall liefert sie ein weiches Futter für Pferdegeschirre, im andern feines, ziemlich dauerhaftes Leder zu Handschuhen und Beinkleidern.

Im Winter ist sie am wenigsten, oft fast gar nicht brauchbar, weil sie dann sehr dünn, auch wie beim Edel- und Damwild, von Engerlingen durchlöchert ist.

Im Juni und Juli bemerkt man keine Spur von Engerlingsflecken mehr; zu dieser Zeit sind auch die Böcke sehr gut am Leibe, im November jedoch, bei voller Aesung grüner Saat, besonders aber in Mastjahren, am feistesten. Aeußerlich legen sie zwar wenig Feist auf, aber desto mehr Wildbret, und Netz und Nieren sind stark mit Feist überzogen. Während der Brunftzeit kommen sie natürlicherweise etwas herunter.

Der Spätherbst ist die Zeit, wo die alte Ricke, vornehmlich wenn sie nicht gesetzt hat, nicht nur das beste und meiste Wildbret auflegt, sondern auch, vorzüglich im Innern, oft sehr feist wird.

Das hier Gesagte gibt die Zeit genau genug an, zu welcher Bock und Ricke am besten zu benutzen sind.

Soll der Rehstand in einem Revier stark bleiben, so versteht es sich von selbst, daß das Muttergeschlecht geschont werden muß. Schmalrehe sollten, meiner Meinung nach, nie, alte Ricken nur dann geschossen werden, wenn sie zwei Jahre nacheinander gelte geblieben sind. Freilich aber müßten unsere Jäger, um in diesem Punkte richtig zu urtheilen, die Mühe sich nicht verdrießen lassen, den Wechsel, Aufenthalt, sogar die Gestaltung aller auf ihrem Revier standhaltenden alten Ricken fortwährend zu beobachten.

Die Schädlichkeit der Rehe im Naturhaushalt erstreckt sich nicht sowol auf das Feld — denn da ist sie einzig im Sommer dann in Anschlag zu bringen, wenn die Rehe, um sich vor Ungeziefer zu schützen, im hohen Getreide, und zwar da am liebsten, wo es am dichtesten steht, noch dazu an jedem Tage auf einer andern Stelle, sich niederthun — als auf den Wald, indem sie, übermäßig gehegt, nicht allein durch das Verbeißen des jungen Holzes, sondern auch durch das Fegen der Böcke an demselben, ganz vorzüglich in Lärchen- und andern Nadelholz-Culturen, allerdings sehr lästig werden. Wenn aber diese Wildart von sehr achtungswerthen Forstmännern in den Verdacht gebracht wurde, als sei sie ausschließlich schuld an dem fast überall bemerkbaren Mangel an mittelwüchsigen und jungen Eichen, so geschah ihr gewiß unrecht. Diesen hat offenbar, nächst der zu frühen Behütung der jungen Schläge, besonders mit Schafen, das Eintreiben der Schweine

in Mastjahren, ohne alle Hege und bis zum Frühling hin, auch hier und da zu starke Hege der wilden Sauen bewirkt. Denn, wer weiß es nicht, daß zahme und wilde Sauen jede andere Obermast, besonders aber Bucheln verschmähen, wo und solange sie Eicheln finden.

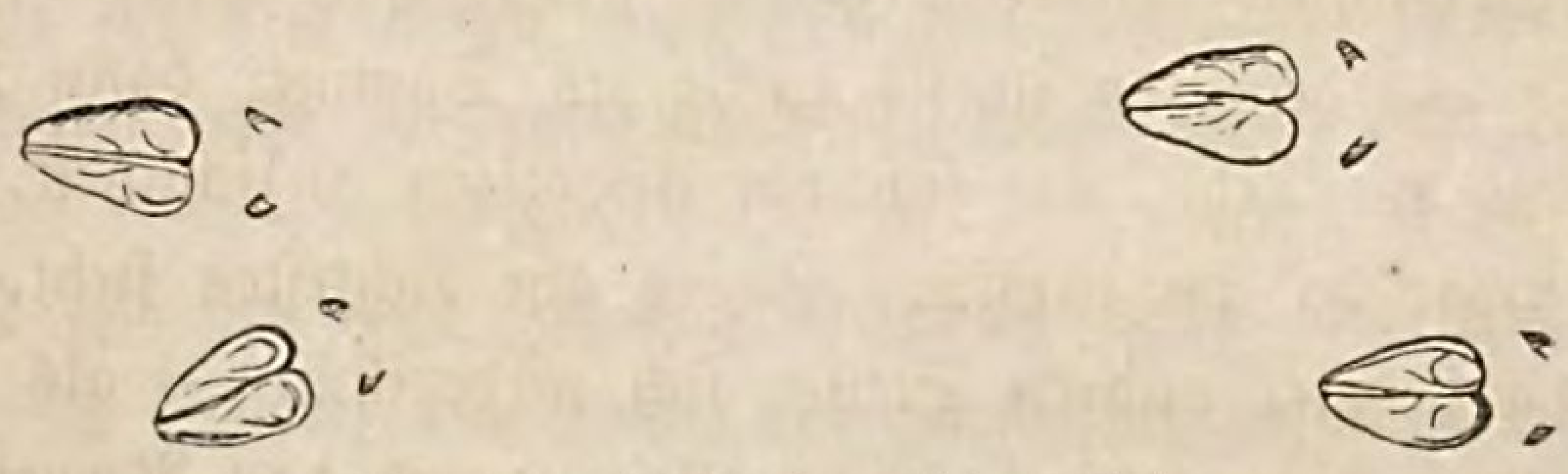
§. 16. Nachdem im Vorhergehenden alles mit Sorgfalt vorgetragen worden, was auf die Naturgeschichte des Rehes im allgemeinen Bezug hat, will ich nun von dem sprechen, was den Waidmann in Rücksicht dieser Wildart besonders angeht; von Gegenständen nämlich, welche er wissen muß, um die Jagd auf Rehe zweckmäßig betreiben zu können.

Zuvörderst muß er aufmerksam auf alles das sein, wodurch der Bock von der Ricke zu jeder Jahreszeit sich auszeichnet.

Sobald und solange der Bock ein Gehörn trägt, erkennt man ihn daran schon auf den ersten Blick von weitem; hat er aber abgeworfen, so ist an ihm der Pinsel, wie an der Ricke die Schürze, das einzige sichere Unterscheidungszeichen. Dem geübten Jäger sind der dickere Kopf, der kürzere dickere Hals, die gedrungenere Gestalt, überhaupt die stolzere Haltung ebenso sichere, ebenfalls untrügliche Zeichen, den Bock von der Ricke zu unterscheiden, besonders wenn zur Färbezeit im Frühjahr die langen Haare an Pinsel und Schürze gewechselt werden.

Zieht ferner ein Sprung Rehe ruhig nach der Aesung oder zu Holze, so eröffnet gewöhnlich die Ricke den Zug und der Bock kommt zuletzt. [1]) Zwar wird diese Ordnung oft zufällig unterbrochen, bei eintretender Ruhe aber bald wiederhergestellt. In der Dämmerung, wenn keine andere Auszeichnung bemerkbar ist und ein Reh geschossen werden muß, wird man sich hiernach mit ziemlicher Gewißheit richten können, insofern das letzte Stück des Sprunges nur stark am Leibe ist.

Die Zeichen an der Fährte des Rehbocks so ängstlich wie beim Edelhirsch aufsuchen und aufzählen zu wollen, würde Kleinigkeitskrämerei ver-



Fährte des Rehes in weichem Boden.

rathen, da jede Art von Bestätigung bei der Rehjagd wegfällt; auch in einer so schwachen Fährte, wie die des Bockes ist, die beim Hirsch zum

1) Vieljährige und vielfältige Erfahrung berechtigt den Verfasser zu dieser, den meisten andern Jagdschriftstellern widersprechenden Aeußerung. W.

Theil schon mühsam genug zu erforschenden Zeichen, wenn sie auch bei dieser Wildart existiren, sich doch nur höchst selten sichtbar abdrucken können. Wer indessen Vergnügen daran findet, Untersuchungen dieser Art anzustellen, wird im guten Boden bemerken, daß im Tritt des guten Bockes die Schalen stumpfer, die Ballen breiter, länger und überhaupt stärker, die Oberrücken weiter auseinanderstehend erscheinen, als in dem der Ricke.

Auf einem fremden Revier, oder auf einem solchen, wo kein immerwährender Rehstand stattfindet, wird der Waidmann oft Gelegenheit haben, den Stand und Wechsel eines Bockes entweder an der durch das Fegen von den Sträuchen hier und da abgeriebenen Schale, oder an den kleinen runden Stellen, von welchen er vom Monat März an bis zum December den Boden mit den Vorderläufen aufkratzt, zu erkunden. Diese Kratzflecke heißen in der Jägersprache Plätze und das Kratzen selbst wird durch Plätzen bezeichnet.

§. 17. Auch bei der Rehjagd ist der Schweißhund unentbehrlich. Mit vielem Nutzen habe ich mich bei angeschossenen Rehen eines auf den Schweiß gearbeiteten Dachshundes bedient, vor dem sich, weil er klein ist, auch das Reh oft stellt.

Entwöhnt man diese Rasse von Hunden des Jagens, was aber gewöhnlich schwer hält, so kann man fast keine bessere zum Schweißhunde wählen.

Außerdem gebraucht man in sehr sumpfigen und bergigen Gegenden die deutschen Jagdhunde dazu, die Rehe zum Schusse zu bringen. Indessen ist es rathsam, sich derselben so wenig als möglich zu bedienen, weil durch sie das Revier zu sehr beunruhigt wird.

§. 18. Nur gelegentlich werden Rehe bei eingerichteten Jagen auf Roth- und Schwarzwild in Tüchern mit eingestellt. Es gibt ja andere und weniger kostspielige Mittel zur Genüge, ihnen Abbruch zu thun.

Sogar der Gebrauch der Rehnetze wird nur dann nöthig sein, wenn es darauf ankommt, entweder den Rehstand schnell und auf einmal merklich zu vermindern, oder einige Stück lebend einzufangen, oder hergebrachte Rechte in Ausübung zu bringen.

Sie werden wie alles Zeug so gestellt, daß an den Wechseln keine Lücken oder Vertiefungen entstehen; im ersten und zweiten oben angegebenen Falle aber busenreich, d. h. die Ober- und Unterleinen werden weniger stramm (straff) als bei der Prellnetzstellung angezogen, die Maschen etwas zusammengeschoben, und der dadurch entstehende Busen an der Unterleine einwärts gelegt, auf den oben mit flachen Kerben versehenen Forkeln aber, welche man nur so fest in den Boden stößt, daß sie die Netze aufrechtstehend erhalten, die Oberleinen eingehängt.

Hat man auf diese Weise einen beliebigen District nahe am dichten

Holz umstellt, so treibt man in der Stallung auf die Netze zu. Die in dieselben einfallenden Rehe verwickeln sich dann darin, man bekommt sie lebend, meistentheils unbeschädigt, in seine Gewalt, und so kann man Ricken, oder was sonst geschont werden soll, wieder in Freiheit setzen.

Jagt man blos deshalb mit Netzen, um die Befugniß dazu, oder Jagdfronen durch Verjährung nicht zu verlieren, so müssen, insofern die Jagdleute auf ein gewisses Fangegeld gesetzt sind, die Netze busenreich gestellt werden; außerdem, wenn die Garne blos zu Wehrflügeln dienen, das Wild aber geschossen wird, zieht man die Leinen stramm an, hängt die obere an Haken, welche oben an den Forkeln eingeschlagen sind, ein und stößt die Forkeln fest in die Erde. Die auf diese Art gestellten Netze reichen viel weiter, müssen aber so fest stehen, daß sie nicht abfallen, wenn die Rehe anprallen. Darum heißen sie, so gestellt, Prellnetze.

Uebrigens respectirt diese Wildart auch Federlappen so sehr, daß diese allein zum Einstellen hinreichen, wenn man sich mit Schießen ein Vergnügen machen will. Wünschte eine Herrschaft eine bestimmte Anzahl Rehe lebend einzufangen, so würde ich rathen, erst verlorene Treiben nach einer beträchtlichen Dickung zu zu machen, diese dann ringsum zu verlappen, die Fallnetze auf einem Wege quer durch die Stallung zu stellen und dann von beiden Seiten abwechselnd so lange auf sie zuzutreiben, bis man seinen Zweck erreicht hätte.

Käme es aber darauf an, eines ausgezeichneten Stückes habhaft zu werden, so müßte man sich zuvörderst davon unterrichten, in welchem Waldistrict es stünde. Dieser würde doppelt verlappt, oder besser noch mit festgestellten Netzen umzogen werden müssen. Dann könnte man die Fallnetze, wie vorher gesagt, in der Stallung anwenden. Denn wollte man sie auf den Flügeln anbringen, so möchte sich vielleicht der Fall ereignen, daß kurz vor dem Stück, welches gefangen werden soll, ein anderes oder mehrere einfielen, wodurch eine Lücke entstehen würde, welche das zum Fang bestimmte leicht finden und so entkommen könnte.

§. 19. Nur beiläufig erwähne ich die sogenannten Rehagen als eine höchst schädliche, in den meisten Ländern sogar unerlaubte, ich möchte sagen, das Waidwerk schändende Erfindung, deren Anwendung von nicht zu entschuldigender Habsucht des Jagdberechtigten zeugt.

Ein Rehagen besteht aus einer langen lebendigen, auf dem bekannten Rehwechsel gezogenen Hecke oder Flechtverzäunung. Hin und wieder läßt man Lücken. An jedem Ende derselben werden Mücken eingeschlagen und auf diesen Querstangen befestigt, woran man herabhängende Schleifen von hanfenen Leinen dicht nebeneinander so aufstellt, daß eine etwas über die andere steht. Auf die Hecken oder Zäune treibt man dann die Rehe aus

den umliegenden Districten zu. Indem sie sich durch die Lücken retten wollen, werden sie in den Schleifen gefangen.

Zuweilen macht man auch eine ähnliche Umzäunung um einen ganzen Gehau herum, treibt erst aus der benachbarten Gegend die Rehe durch die offengelassenen Lücken hinein und forcirt sie hernach, wenn die Schleifen in den Lücken vorgehängt worden sind, mit Hunden oder Treibern so lange, bis man genug gefangen hat. Weg mit der Aasjägerei!

§. 20. Dem rechtlichen Waidmann kann und wird das Birschen im Freien Gelegenheit genug gewähren, sich Nutzen und Vergnügen zu verschaffen.

Auf ebenso mannichfache Weise und mit gleichglücklichem Erfolg wird das Birschen beim Rehwild betrieben, wie beim Edel- und Damwild, demnächst aber auch nach folgender waidmännischer, nur bei dem Rehbock anzuwendender Methode:

Während der Brunft im Juli und August springt der Bock besonders eifrig aufs Blatt [1]), d. h. er eilt mit der größten Schnelligkeit auf den Ort zu, wo der Jäger, gut verborgen, den Laut, welchen das Schmalreh ausgibt, wenn es vom Bock gejagt wird, ganz genau nachahmt.

Zum Hervorbringen dieser Töne bedient man sich eines Birnbaumblattes, eines Stückchens von der äußern weißen Schale der Birke, oder auch eines nicht zu alten, glatten, etwas breiten Grasblattes, drückt es der Breite nach mit den Lippen leise auf die Zunge, sodaß zwischen der Oberlippe und dem Blatt eine ganz kleine Oeffnung, wie beim Pfeifen, entsteht, und stößt, ohne sonderliche Anstrengung, einigen Wind durch dieselbe. Um den höhern Anfangston des Rufes hervorzubringen, wird der Windstoß etwas verstärkt. Durch Verminderung des Windstoßes und gleich darauffolgenden Nachlaß desselben entsteht der kürzere tiefere Schlußton.

Deutlicher vermag ich dies übrigens gar leichte Verfahren nicht zu beschreiben; man wird es aber bald kennen lernen, wenn man zu bemerken Gelegenheit hat, wie der gemeine Mann beim Blasen ganzer Melodien auf dem Blatte sich benimmt.

Sonst bedient man sich zum Blatten auch eines doppelt und dicht zusammengezogenen Messing- oder Bleiblättchens, durch welches in der Mitte ein kleines Loch gebohrt wird. Wird dieses so vor den Zähnen mit den Lippen festgehalten, daß der zum Entstehen der verlangten Töne nöthige Wind durch das Loch gehen kann, so erreicht man leicht den Zweck, den Fipplaut nachzuahmen. Andere blatten blos mit dem Munde, indem sie die Lippen fest zusammenpressen und zwischen diesen und den Zähnen etwas Wind sammeln, welchen sie dann durch eine ganz kleine Oeffnung schnell

1) Die Periode, während welcher dies geschieht, wird daher durch Blattzeit bezeichnet. W.

herauslassen. Hauptregel ist es, daß die Töne immer die nämlichen bleiben, auch nicht umschlagen.

Wer indessen Lust oder Gelegenheit nicht hätte, den Fipplaut auf vorgedachte Weise nachahmen zu lernen, der kann sich eines besondern Rehrufs bedienen, wie er bei den Horndrehern und Instrumentmachern, auch bei den nürnberger Drechslerwaarenhändlern verkauft wird. Dieser gewährt den Vortheil, daß der Fipplaut sich immer gleichbleibt, und daß man vermittels einer daran befindlichen Vorrichtung ihn nach Gefallen höher oder tiefer stimmen kann. Nur muß man gemäßigt blasen, weil sonst der Laut zu rauh und zu stark wird.

Morgens von 10 bis 11 Uhr springt der Bock im August am eifrigsten aufs Blatt, weil er sich da gewöhnlich niedergethan, ruht und das Schmalreh nicht jagt. Auch früh und gegen Abend kann man ihn täuschen, insofern er noch ruhig ist; verpönt man ihn aber einmal, so ist für dieses Jahr alle Mühe vergebens, ihn wieder heranzuziehen. Bei der Ricke ist dies nicht der Fall, wenn der Fipplaut des Kalbes (im erhöhten Ton) nachgeahmt wird. Dies wissen und benutzen Wilderer und Aasjäger leider nur zu sehr zu ihrem schändlichen Gewerbe und zum Ruin des Rehstandes.

Zum Blatten muß man in Gegenden, wo Böcke stehen, einen Ort wählen, an welchem man nach allen Richtungen sehen, schießen und sich gut verbergen kann. Hier thut man nur drei bis vier Stöße auf das Blatt, hält ein wenig inne und fängt dann wieder an.

Ist der vorher nicht verpönte Bock allein, nicht im Jagen des Schmalrehes begriffen, und wird dessen Fipplaut natürlich nachgeahmt, so kommt er pfeilschnell, öfters auch schleichend heran. Deshalb muß der Jäger schon im voraus schußfertig sein; denn die geringste Bewegung desselben verräth ihn dem Bocke, und er entflieht dann ebenso schnell als er kam.

Stutzt er in zu weiter Entfernung, so darf das Blatten nicht wiederholt werden. Er nähert sich dann entweder mehr, oder er eilt nach einer andern Seite hin. Im letzten Fall reichen ein paar vorsichtige Blattstöße hin, ihn wieder zu locken.

Oft begegnen sich bei dieser Gelegenheit zwei Böcke. Der stärkere strebt dann den schwächern zu verjagen. Der letztere weicht nicht gern gleich, sondern flieht in verschiedenen Wendungen herum. Hält sich der Jäger recht ruhig, ohne zu blatten, so kommen sie ihm oft nahe genug, daß er den stärksten erlegen kann; trennen sie sich aber früher und horchen, so darf er nur noch ein paarmal auf das Blatt stoßen, und einer oder der andere eilt gewiß heran.

§. 21. Auch bei der Treibjagd, von welcher im dritten Abschnitt öfter die Rede sein wird, erlegt man manches Reh gelegentlich, und zwar

kann dies durch eine mit Schrot von Nr. 2 geladene Flinte geschehen. Sonst bedient der gute Waidmann bei der Rehjagd sich immer lieber der Büchse, weil dadurch Wildbret und Haut weniger beschädigt werden.

§. 22. Das Reh wird ebenso wie das Edelwild verbrochen, aufgebrochen und zerwirkt. Beim Zerlegen kann man sich jedoch in manchen Stücken nach dem Wunsch und Willen dessen richten, welchem das Wildbret zu Nutze kommt. Wird auf Ersparniß Rücksicht genommen, so löst man die Keulen, wie beim Edelwild, aus, oder der Zimmer wird am Kreuz durchgeschlagen, das hintere Theil dann gespalten und an den Keulen gelassen. Ich will es allenfalls zugeben, daß auf diese Weise für diejenigen, welche in der Pfanne braten lassen, etwas gewonnen wird, weil dann überall Knochen die Unterlage machen und dadurch das Wildbret, welches sonst da, wo es aufliegt, schwarz und hart zu werden pflegt, mürbe und saftig bleibt; aber gewiß ist es, daß der Zimmer sehr am Ansehen verliert. Andere, welchen daran liegt, recht starke Zimmer auf die Tafel zu bringen, lassen hinten an den Keulen, gerade unter dem Schlosse, einen Einschnitt bis an die Keulenröhre machen, diese durchschlagen und dann das übrige Keulenwildbret so durchschärfen, daß der Zimmer auf der Tafel überall gerade aufliegt. Ein so abgelöster Zimmerbraten ziert die Tafel sehr; auch geht, insofern er am Spieß gebraten wird, nichts an Wildbret verloren. Doch werden die Keulen verkleinert und unscheinbar, behalten aber immer noch so viel Wildbret, daß ein kleiner Familiencirkel von sechs bis acht Personen an einem solchen Keulenbraten zur Genüge hat. Wer aber in der Pfanne braten läßt, kann bei der ebenerwähnten Art des Zerlegens das am Zimmer bleibende Keulenwildbret fast gar nicht benutzen, weil es bei geringer Vorsicht trocken wird und oft sogar verbrennt.

Zweites Kapitel.

Die wilde Sau (Schwarzwild).

Sus scrofa *L.* [1])

§. 1. Der Waidmann belegt diese Wildart mit der Benennung Sau, wenn von ihr im allgemeinen, ohne auf das männliche oder weibliche Geschlecht besondere Rücksicht zu nehmen, gesprochen wird.

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1795, II, 14. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. I, Bd. 1, Kap. 7. Oken, Zoologie, Thl. 3, Abth. 2, S. 761, 765. W.

Bache ist der Name, welchen das Muttergeschlecht erhält. Sie frischt oder setzt (doch ist der letztere Ausdruck nicht sehr gewöhnlich), sie wirft keine Jungen, wie die zahme Sau.

Die Jungen männlichen und weiblichen Geschlechts heißen Frischlinge, und zwar von dem Tage, an welchem sie gefrischt werden, bis zum Anfang des nächstfolgenden Jahres, heurige; dann aber bis zur nächstfolgenden Brunftzeit jährige, übergangene, überlaufene. Von dieser Zeit an wird der weibliche übergangene Frischling Bache, und zwar ein ganzes Jahr hindurch zweijährige, im folgenden dreijährige Bache genannt. Sobald sie vier volle Jahre alt ist, hört die Bestimmung des Alters auf, und man spricht sie dann als starke, an einigen Orten als grobe Bache an.

Der männliche jährige Frischling heißt, wenn er zwei volle Jahre alt ist, zweijähriger Keiler[1]), an einigen Orten Bacher, ohne Bezeichnung des Alters; zwölf Monate später aber dreijähriger Keiler, oder, wo der zweijährige Bacher benennt wird, Keiler ohne weitern Beisatz.

Wenn der Keiler vier Jahre alt wird, so spricht ihn der Jäger als angehendes Schwein, zwölf Monate später als hauendes oder gutes, vom siebenten Jahre an als Haupt- oder grobes Schwein an.

Der Rüssel wird Gebreche genannt. Mit diesem brechen die Sauen, sie wühlen nicht in der Erde.

Man bedient sich auch des Ausdrucks Gebreche, um damit die ganze Schnauze zu bezeichnen. Der durchwühlte Erdboden hingegen heißt Gebräche. Wenn die Sau bricht, so sagt der Jäger: sie steht im Gebräche. Aus dem Vorhergehenden ergibt sich der Unterschied zwischen Gebräche und Gebreche von selbst.

Die Hauzähne des Schweines heißen Gewehr, die bei den Bachen an derselben Stelle hervorstehenden, aber kürzern, stumpfern und nur wenig gekrümmten vier Eckzähne Haken.

Das lange, über die Grundwolle hervortretende Hauptthaar nennt man Borsten, das noch längere und strammere, längs des Rückgrats stets struppig emporstehende Federn, die Dünnungen Wammen, den Schwanz Pürzel, auch Federlein.

Das Schwein bekommt auf den Blättern eine oft fingersdicke Haut, Schild genannt.

Wenn die Sauen sich den Hunden widersetzen und stehen bleiben, so sagt man: sie stellen sich; reißen sie aber aus, so bedient man sich des Ausdrucks: sie gehen durch. Von Hetzhunden werden sie eingeholt und

---

1) Ich schreibe Keiler, nicht Keuler, indem ich keilen, ein Ausdruck, welcher im gemeinen Leben oft statt heftig schlagen gebraucht wird, für das Stammwort halte. W.

gepackt, auch wie man an einigen Orten sich auszudrücken pflegt, festgemacht oder gedeckt, nicht gehalten.

Sucht der Keiler und das Schwein mit Hülfe des Gewehrs sich von den Hunden loszumachen, so sagt der Waidmann, er oder es streitet mit ihnen; wird der Zweck der Befreiung vom Schwein oder Keiler erreicht, so haben sie sich losgeschlagen. Wird dabei ein Hund verwundet, so sagt man: er ist geschlagen.

Auch schlägt sich das Schwein durchs Jagdzeug, es fährt oder flieht nicht hindurch.

Den von den Hetzhunden gepackten Sauen wird der Fang gegeben, oder sie werden abgefangen, nicht todtgestochen.

Wenn mehrere Keiler, Bachen und Frischlinge beisammen sind, so erhält diese vereinigte Gesellschaft die Benennung Rudel, in einigen Gegenden auch Rotte. Besteht das Rudel nur aus Keilern und Bachen, so heißt es ein Rudel starker Sauen.

Die einzelne Sau hat ein Lager, kein Bett; das Rudel einen Kessel.

Die Sauen schieben sich ein, sie thun sich nicht nieder.

Sie liegen oder stecken in einem Revier, sie stehen nicht in demselben.

Die Aesung wird Fraß oder Gefräß genannt.

§. 2. Von allem andern Haarwild unterscheidet sich die Sau durch ihren innern und äußern Bau sowol als durch andere Eigenheiten so sehr, daß sie in allen Eintheilungssystemen als besondere Gattung dasteht.

Schon in den frühesten Zeiten ward die mannichfaltige Nutzbarkeit der Sauen für den Haushalt anerkannt und deshalb der glückliche Versuch gemacht, sie zu zähmen.

Kein Klima ist ihr gefährlich, und daher fand und findet man in allen Theilen der Alten und Neuen Welt, wo es Waldung gibt, Sauen in wildem oder verwildertem Zustande. Nach Amerika wurden sie im Anfang des 16. Jahrhunderts gebracht, nach den Polynesischen Inseln noch später; in beiden Gegenden haben sie sich ungemein stark vermehrt.

Schon der nicht ungewöhnliche Sammelname Schwarzwild zeigt an, daß die gewöhnliche Farbe unserer wilden Sauen schwarz und schwarzbraun ist. Weniger häufig sind graue, am seltensten rostfarbene, weiße, gefleckte; alle als Abänderung (Spielart, Varietät).

Haben die zahmen Schweine, als Abkömmlinge von den wilden Sauen, der Erfahrung zufolge, nach und nach die Farbe ihrer Stammältern verloren und die weiße und bunte angenommen (denn rostfarbene und schwarze sind nicht ganz häufig), so kann man im Gegentheil mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß da, wo es jetzt mehrere weiße, bunte und weißgraue wilde

Sauen gibt, in Zeiten, als man mehr auf Jagd als gute Wirthschaft hielt, zahme Schweine ausgesetzt worden sind, von welchen sie abstammen.

Das Gebreche der Sauen besteht aus einer knorpelartigen Masse, welche vorn auf der Nase und am Obermaul einen erhabenen Rand bildet. Vermittels einiger starken Muskeln ist dieser beweglich. Mit dem Gebreche machen die Sauen, ohne sichtbare Merkmale von Verletzung, selbst bei mäßigem Frost, sechs und mehrere Zoll tiefe, oft ziemlich breite Furchen im wurzeligen Rasen, ja selbst im unberasten harten Erdboden, um Fraß zu suchen.

Der Kopf im ganzen ist dem der zahmen Schweine ziemlich gleich, doch etwas länger und spitzer; das Gehör steht mehr aufgerichtet; nur wenn die wilden Sauen ruhig brechen, erscheint es wankend und gesenkt, wie bei jenen.

Die Gebißwerkzeuge, auch die Waffen der wilden Sauen sind denen der zahmen Schweine an Zahl, Stellung u. s. w. gleich.

Wie sich bei diesen der Hauer durch die Hauzähne von der Sau unterscheidet, so zeichnet sich der Keiler und vorzüglich das Schwein durch das Gewehr von der Bache aus.

Schon im zweiten Jahr erhebt es sich gegen das Ende des Gebreches aus dem Ober- und Unterkiefer merklich. Beim dreijährigen Keiler verlängert sich das untere Gewehr um vieles mehr als das obere. Es wächst schräg aufwärts, krümmt sich oben, ist ganz weiß und glänzend, auch äußerst scharf und spitz. Das obere biegt sich gleich von dem Kiefer ab- und aufwärts, ist aber kaum halb so lang als jenes. Diese Menschen und Hunden gefährlichen Waffen des Keilers in diesem Alter sind so gestellt, daß sie durch beständiges Gegeneinanderreiben immer schärfer und spitziger werden.

Beim angehenden Schwein nimmt das Gewehr an Länge, Stärke, das untere besonders an Krümmung zu. Noch stehen aber die Spitzen so, daß die Schläge damit äußerst gefährlich sind.

Je älter das Schwein wird, desto stärker krümmt sich bei immer noch zunehmender Länge und Stärke sowol das untere als das obere Gewehr. Bei Hauptschweinen scheint in einiger Entfernung ersteres oft fast über dem Gebreche zusammenzureichen, und dann bleibt selbigen nur das letztere weiter ab- und aufwärtsstehende zum Streit übrig.

Bei der Bache nehmen kurze, kolbige Haken die Stelle des Gewehres ein. Bei der starken stehen sie etwas mehr hervor; gefährliche Schläge indessen kann sie damit nicht versetzen.

Der Körper im ganzen ist weniger lang; die Läufe sind zwar nicht höher, aber stärker als bei der bessern Rasse zahmer Schweine.

Den von der Wurzel bis gegen das Ende mit kurzen, hier sich verlängernden Borsten besetzten Pürzel tragen die wilden Sauen, wenn sie flüchtig

und nicht verwundet sind, geringelt wie jene, wenn sie aber brechen, etwas abstehend und hinten herunterhängend. Scheint ihnen dann etwas verdächtig, so stutzen sie, werfen den Kopf in die Höhe, indem der Pürzel sich ringelt.

Die Haut ist im Sommer nicht sehr dicht mit kurzen Borsten besetzt, welche sich gegen den Winter verlängern. Zu dieser Jahreszeit wird sie auch auf dem Grunde mit wolligem Haar, welches zum Schutz gegen die Kälte dient, stärker belegt.

Die Stärke und Gewichtigkeit des Schwarzwildes hängt so sehr vom Alter, von dem Gefräß, von der Mastung und der Jahreszeit ab, daß alle Angaben über die Länge und Höhe des Körpers und über das Gewicht nicht anders als unsicher sein können. Doch wird angenommen, daß ein angehendes Schwein im Monat October und November 250 Pfund, incl. des Schweißes und Gescheides, wiegen soll. Hauptschweine erlangen oft die Schwere von 500 und mehrern Pfunden. Auch habe ich eine erlegte Bache gesehen, welche so lang war, daß, obgleich das Gebreche auf der Vorderachse eines zweispännigen Wagens lag, der Pürzel doch noch bis an das hintere Ende des Wagenbrets reichte. Am Gewicht gab sie dem stärksten Schwein nichts nach.

Ungeachtet diese Wildart nichts weniger als leicht gebaut ist, so bewegt sie sich doch noch schnell genug, aber ohne Gewandtheit.

Sie vernimmt und wittert sehr gut, desto weniger scharf äuget sie; denn es gibt keine andere Wildart, welche, wenn der Wind gut ist, dem Jäger, insofern er recht still steht, so nahe auf den Hals käme, ohne ihn zu bemerken.

Den Geschmack der Sauen möchte ich gerade schlecht nicht nennen; denn wenngleich sie in der Wahl der Aesung nichts weniger als ekel sind, so geben sie doch der besten und nahrhaftesten immer den Vorzug. Auch darf ja der Mensch, wenn er billig sein will, hierin am wenigsten streng urtheilen. Manches, was er als Leckerei schätzt, würden diese und andere wilden Thiere vielleicht nur im höchsten Nothfall als Fraß annehmen.

Selbst Empfindung, äußere nämlich, fehlt den Sauen gewiß nicht; denn schwächere legen das Gefühl des Schmerzes laut klagend zu Tage.

Das Schwein hingegen gibt selbst bei den schmerzlichsten und tödlichsten Verwundungen nie einen Klagelaut aus.

Ueberhaupt sind die Sauen, vorzüglich Schweine, unter allen bei uns einheimischen wilden Thieren die tapfersten und muthigsten. Tücke würde man ihnen mit Ungrund zur Last legen.

Ungereizt wird selbst das stärkste Schwein keinem Menschen etwas zu Leide thun; nur dem Hunde, seinem bittersten Feinde, widersetzt es sich und sucht ihm gefährlich zu werden. Geht der Mensch seinen Gang ruhig fort,

so wird es sich entweder gar nicht um ihn bekümmern, oder da es, wie alles Wild, ihn fürchtet, sich flüchtig entfernen. Nur hüte man sich vor Neckerei! Ich selbst that das einst als unerfahrener Jüngling bei einem Schweine, welches im Winter, wenn der Mann, der die Fütterung zu besorgen hatte, auf derselben ankam, hinter ihm drein ging, ohne ihn zu beschädigen, ein Loch in den Sack schlug, um die herausfallenden Eicheln sich anzueignen. Zu Pferde sitzend, hieb ich nämlich danach mit der Peitsche, als es in einem Haferstücke stand, mußte aber reiten was ich konnte, um ihm zu entkommen.

Vor pressirten oder verwundeten Sauen hat selbst der Jäger Ursache auf seiner Hut zu sein. Unglaublich schnell kommt das Schwein gefahren, wenn es einen Menschen oder ein Thier annimmt (angreift). Mit seinem Gewehr versetzt es ihm einen kräftigen, oft gefährlichen Schlag, insofern das Ausweichen unmöglich ist; aber selten hält es sich auf[1]), noch weniger kehrt es wieder um.

Verliert man in solchen Fällen die Besinnung nicht, läßt man das Schwein ganz nahe heran und springt dann hinter einen Baum, oder, wenn das nicht möglich ist, nur auf die Seite, so fährt es, da es nicht sehr gewandt ist, vorbei. Wäre aber zu diesen Rettungsmitteln weder Zeit noch Gelegenheit, so bleibt immer noch das schnelle Niederwerfen auf die Erde übrig. Das Schwein kann, wie der Keiler, nur von der Seite und oberwärts, nie unterwärts schlagen.

---

1) Vor ungefähr 22 Jahren ereignete sich in Dessau auf der Streifhatze doch einer von den seltenen Fällen, daß ein sehr pressirtes Schwein den letztverstorbenen Herzog annahm, und so lange sich unter dem Pferde aufhielt, daß es diesem mehrere Schläge in den Unterleib versetzen konnte. Der Herzog legte seine Füße, um sie zu schützen, an den Hals des Pferdes herauf. Machte dieses nur eine geringe Bewegung, so mußte der Herzog fallen und war dann in augenscheinlicher Lebensgefahr. Aber war es Obhut der Vorsehung, welche die Tage eines zärtlichen Vaters seiner Unterthanen schützen wollte, oder Schreck, welcher das Pferd unbeweglich machte; kurz, das gute Thier, das nach seiner Herstellung nur zu Spazierritten gebraucht ward und bis zum Tode das Gnadenbrot erhielt, bewegte so lange keinen Fuß, bis der Herzog durch Hülfe seiner braven Jäger befreit wurde.

Noch muß ich erwähnen, daß dieser Vorfall sich nicht in der Nähe der Hatzen ereignete, welche also zur Rettung nicht angewendet werden konnten.

Der Fürst begab sich nach Hause und überließ es dem vortrefflichen, vor seinem Herrn Vater mit Tode abgegangenen Erbprinzen, einem der besten Jäger neuerer Zeit, die Jagd fortzusetzen.

Kaum eine Stunde nachher ertönten die Hörner der Jäger, dem bestehenden Befehl zufolge, als sie ein anderes Schwein, das sich vor den Findern stellte, ansichtig wurden. Durch die Hunde und das Blasen gereizt, nahm es schon einen Jäger nach dem andern an, alle aber entkamen glücklich mit Hülfe ihrer gewandten Pferde.

Der Prinz, leidenschaftlicher und außerordentlicher Büchsenschütz, eilte heran, stieg dann in einiger Entfernung ab, um sich heranschleichen und so einen desto sicherern Schuß machen zu können. Die Jäger, welche immer ihrer eigenen Sicherheit wegen die Augen aufs Schwein gerichtet haben mußten, erblickten ihn kaum, als sie ihm zuriefen, sich der Gefahr nicht auszusetzen. Es war zu spät! Das Schwein nahm auch ihn an. Kein starker Baum, kein dichter Strauch konnte ihn decken, bloßes Stangenholz war in der Nähe. Nur der Erbprinz, von der Natur mit seltenen körperlichen Kräften ausgerüstet, nur er, der sich durch unerschütterliche Geistesgegenwart auszeichnete, durfte hoffen, dem Anprall des Schweines auf die vorgehaltene Büchse nicht zu unterliegen. Der schnell gefaßte Entschluß, es so anlaufen zu lassen, gelang. Indem das Schwein die Mündung der Büchse erreichte, drückte der beherzte Mann ab und endend stürzte das Schwein zu seinen Füßen. W.

Die Bache wird nicht so leicht zornig als das Schwein, gibt jedoch diesem an Muth wenig nach. Zwar kann sie vermittels der Haken durch das Schlagen keine Verwundungen beibringen, sie wird aber, wenn sie einen Menschen annimmt, deshalb gefährlicher noch als das Schwein, weil sie bei dem ereilten Gegenstand ihrer Wuth stehen bleibt, mit den Läufen auf ihm herumtritt und beißend ganze Stücken Fleisch losreißt.

Das Niederwerfen wäre daher bei ihr ein sehr falsch berechnetes Rettungsmittel.

Dem Jäger bleibt, wenn er auch kein Schießgewehr hat, noch sein Hirschfänger übrig, insofern er Kraft, Muth und Geschicklichkeit genug besitzt, die Bache daran auflaufen [1]) zu lassen. Wer das nicht unternehmen kann oder will, der suche in möglichster Eile auf den ersten besten Baum zu kommen; nur verlange er nicht, wenn er Jäger ist, daß seine Kameraden diese Art, sich zu befreien, ehrenvoll finden sollen.

Auch schwächere Sauen, selbst jährige Frischlinge nehmen, wenn sie sehr forcirt werden, zuweilen den Menschen an, ohne ihm jedoch Schaden zufügen zu können. Ich selbst war einst Augenzeuge, daß ein jähriger Frischling einen starken Mann, welcher ihn, ohne darauf geübt zu sein, auflaufen lassen wollte, umrennte.

Der Laut wird bei den wilden Sauen wie bei den zahmen vernommen, und zwar entweder als wohlbehagliches oder leidenschaftliches Grunzen, oder als Aufmerksamkeit auf unerwartet wahrgenommene Gegenstände und Scheu bezeichnendes Schnaufen, oder als Angst und Schmerz bezeichnendes Gekreisch, letzteres, wie schon gesagt, nur von Bachen und schwachen Sauen, nie vom Schwein.

---

1) In vorigen Zeiten gehörte es zu den ritterlichen Uebungen, bei eingestellten Jagen die Sauen auflaufen zu lassen. Bei starken Sauen und Schweinen bediente man sich dazu des Fangeisens — auch Schweinsfeder genannt —, einer Art von Spieß, dessen 12—14 Zoll lange eiserne zweischneidige Spitze an einem hölzernen, mit Leder und Zwecken beschlagenen Stiele befestigt war. Am Ende des Eisens sind auf beiden Seiten desselben fingerstarke, drei Zoll lange Hervorragungen angebracht, damit das Eisen nur bis dahin in die Sau eindringen kann. So bewaffnet stellte man sich dem heraneilenden Schweine entgegen, indem man mit der rechten Hand das Ende des hölzernen Stiels fest an den Körper andrückte, mit der linken aber vorgriff, um dem Eisen die Richtung zu geben, daß es zwischen Hals und Blatt der Sau hineinfahren mußte. Dabei stützte man den Körper auf den rechten Fuß besonders, welcher hinterwärts ausgestreckt eingesetzt ward; den linken aber stellte man vorwärts und etwas gebogen. Schwächere Sauen ließ man nur auf dem Hirschfänger anlaufen, welchen man, mit dem Heft in der rechten Hand, über dem rechten etwas gebogenen Knie ansetzte, indem der Körper auf den linken geradeaus hinterwärts eingesetzten Fuß sich stützte, und die Spitze des Hirschfängers ebenso richtete, wie beim Schwein das Fangeisen. Um die Sauen zu reizen, rief man ihnen das Wort „Huß-Sau" zu, und augenblicklich rannten sie blind auf den mörderischen Stahl zu.

Vielleicht wird man sich wundern, diesen Gegenstand hier und nicht beim Jagdwesen angeführt zu finden. Ich weiß deshalb keine andere Entschuldigung anzugeben als die, daß ich es in jetzigen Zeiten für unnöthig hielt, ihn anders als historisch zu berühren, und dazu schien mir dieser Ort der schicklichste. Vielleicht könnte denn doch auch diese Note einmal dem jungen Jagdhelden unvorhergesehenerweise aus der Noth helfen, wenn er etwa durch andere im Text angezeigte Mittel sich zu retten nicht Zeit hätte. W.

Das höchste Alter der wilden Sauen wird zwischen 20 und 30 Jahren angesetzt. Nie erreicht dieses ein zahmes Schwein. Immerwährender Genuß der Freiheit und beliebige Wahl der Aesung mögen wol die Ursache sein, warum erstere einen so merklichen Vorzug in Rücksicht der Lebenslänge haben und den gefährlichen Krankheiten der letztern, z. B. der Bräune u. a. m., nicht ausgesetzt sind. Nur außerordentlich strenge Kälte, vorzüglich wenn tiefer, mit einer Eisrinde belegter Schnee ihnen das Brechen und zugleich das Auffinden des Fraßes unmöglich macht, auch wol die Haut an den Läufen verletzt, trägt, wenn man nicht mit hinlänglicher Fütterung bei zeiten zu Hülfe kommt [1]), dazu bei, daß oft viele fallen (zu Grunde gehen).

§. 3. Die Brunftzeit der Sauen fängt gegen Ende des Monats November an und dauert vier bis fünf Wochen. Während derselben kann man die Sauen in der Ferne schon wittern.

Es gibt zuweilen Bachen, welche zu unbestimmbaren Zeiten zweimal in einem Jahre brunften und frischen. Diese Ausnahme von der Regel läßt vermuthen, daß dergleichen mehr als gewöhnlich fruchtbare Sauen von zahmer Rasse abstammen, welche vor kürzerer oder längerer Zeit ausgesetzt worden ist.

Der jährige weibliche Frischling brunftet in einem Alter von 18 bis 19 Monat zum ersten mal, und zu eben der Zeit würde auch der männliche geneigt und im Stande sein, die Bache fruchtbar zu beschlagen, wenn die Keiler und Schweine ihn daran nicht hinderten.

Zu Anfang der Brunftzeit müssen dem Schweine die Keiler sogar weichen, obgleich vorher diese, nicht jene, beim Rudel sich aufhalten. Nur wenn von erstern keine oder wenige vorhanden sind, dürfen die letztern, von ihnen aber wieder nur die stärkern, auf Befriedigung des Begattungstriebes rechnen.

Unter den Schweinen oder Keilern, welche während der Brunft zu den Bachen treten und dabeibleiben, kommt es häufig zu heftigen und anhaltenden Kämpfen. Schläge sind die gewöhnlichen Folgen derselben, doch selten tödlich, weil sie fast alle auf die für das Gewehr undurchdringlichen Schilder fallen. Der schwächere Theil muß weichen. Sind die Kämpfer von gleicher Stärke und bleibt deshalb der Erfolg des Streits unentschieden, so vertragen sie sich zwar nicht fortdauernd gütlich um den Besitz

1) Im Jahre 1784 habe ich im sizeroder Revier (sonst zur Oberforstmeisterei Torgau gehörig), ungeachtet aller angewendeten Vorsichtsmaßregeln durch Fütterungen und aufgefahrene Streuhaufen in der Nähe derselben Schaden zu verhüten, doch mehrere abfangen müssen, welche den Kopf erfroren hatten. Beständiges Herumdrehen in einem Kreise war das Symptom dieser Krankheit, welche erst beim Eintritt gelinder Witterung ausbrach. Man fand bei der Oeffnung des Kopfes das Gehirn mit Wasser umgeben; alle edeln Theile, d. i. Lunge, Herz und Leber, waren gesund. W.

ihrer Buhlschaft, aber sie dulden sich doch nebeneinander und leben in ungetheilten Gütern.

Ihre Liebkosungen bestehen in unaufhörlichen Stößen, welche sie der Bache an allen Theilen des Leibes mit dem Gebrech versetzen. Sie läßt sich oft stundenlang diese Neckereien gefallen, ehe es zum Beschlag kommt. Dieser wird mit eben der phlegmatischen Schwerfälligkeit angefangen und ebenso langsam vollendet, wie bei den zahmen Schweinen. Während desselben erhält die Geliebte noch sonderbarere Beweise der Zärtlichkeit; denn im Ausbruch des Entzückens beißt sie der Liebhaber so kräftig in den Hals, daß entweder eine gute Portion Gefühllosigkeit oder ein Uebermaß von wonnevollen Gefühlen auf ihrer Seite dazu gehört, um so etwas ohne irgendein Zeichen des Unbehagens zu ertragen.

§. 4. Achtzehn [1]) bis zwanzig Wochen nach der Brunft frischt (setzt) die schwächere Bache 4 bis 6, die stärkere aber oft 11 bis 12 Frischlinge, wenn sie sich vorher im einsamen Dickicht ein mit Moos, Nadeln oder Laub ausgefüttertes Lager bereitet hat. Die Grundfarbe der meisten Frischlinge ist grauröthlich. Gelbliche Streifen ziehen sich in ziemlich geraden und ununterbrochenen Linien von vorn nach hinten, über den ganzen Leib hin; diese verlieren sich aber gleich in den ersten Monaten, sodaß man schon gegen Ende des Sommers nichts mehr davon bemerkt.

Nur die Frischlinge, welche in der Folge weiß oder grau gefärbt erscheinen, sind in der frühesten Jugend weiß oder gelblich wie die Spanferkel.

Während der ersten 14 Tage bleiben sie in dem Lager, wo sie gefrischt wurden. Während dieser Periode verläßt sie die Bache nur selten und auf kurze Zeit, um sich Fraß zu suchen. Sie bedarf dessen um so mehr, da sich die Frischlinge anfänglich nur von der Muttermilch nähren. Nach Verfluß der eben angegebenen Zeit folgen sie überall der Bache, welche sie nach und nach zur Wahl schicklichen Gefräßes anführt, und sie erst, wenn im folgenden Jahr die Frischzeit herannaht, ihrem eigenen Schicksal überläßt. Oft finden sich mehrere Bachen mit ihren Frischlingen zusammen, sodaß man Rudel von dreißig und mehr Stück antrifft. Verliert eine dieser gesellig vereinigten Mütter das Leben, so nehmen die zurückgebliebenen die verwaisten Kinder in vormundschaftliche Obhut.

Nichts übersteigt den Muth und die Unerschrockenheit, womit solche rechte oder Pflegemütter ihre Familie im Nothfall vertheidigen. Beim ersten Ausbruch des klagenden Lautes eines Frischlings eilt blitzschnell die Bache

---

1) Die eigentlich 20 Wochen dauernde Tragzeit verkürzt sich wahrscheinlich nur bei solchen Bachen, die zum ersten mal frischen, auf 18 Wochen. W.

heran. Keine Gefahr scheuend, geht sie blind auf jeden Feind los, wäre es auch ein Mensch, der ihr Kind rauben wollte.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir Folgendes:

Als er einst beim Spazierreiten ganz junge Frischlinge fand, wollte er einen davon mit nach Hause nehmen. Kaum fing dieser, indem er ihn aufhob und damit aufs Pferd eilte, zu klagen an, als die Bache heranstürzte, ihn, so sehr er auch sich zu entfernen eilte, unaufhörlich verfolgte, wüthend am Pferde in die Höhe sprang und mit offenem Gebreche ihm nach den Füßen fuhr. Endlich warf er den Frischling herunter. Behutsam nahm die zärtliche Mutter ihr gerettetes Kind ins Gebreche und trug es zur übrigen Familie zurück.

§. 5. Die Sauen lieben die Geselligkeit ganz vorzüglich. Nur das murrköpfige Schwein bleibt für sich allein bis zu der Zeit, wo es, durch den erwachenden Begattungstrieb gereizt, die Bachen aufsucht; dann vertreibt es die schwächern Keiler, die sich zu geringen Rudeln vereinen, und erst ihren Begattungstrieb befriedigen können, wenn die Schweine vom häufigen Beschlagen ermattet sind.

Ausgenommen in der Brunftzeit und der Frischzeit, während welcher sich die Bachen so lange isoliren, bis ihnen die Frischlinge folgen können, bleiben Keiler, Bachen und Frischlinge das ganze Jahr hindurch in stärkern oder schwächern Rudeln, die sich nur im Nothfalle trennen, beisammen.

In den größten Dickungen des Waldes, oder auf trocknern Stellen in Brüchern (sumpfigen Waldbistricten), zuweilen auch an Berghängen, oder im kiefernen Stangenholze bricht das Schwein eine Vertiefung auf, welche gerade groß genug ist, um den ganzen Körper desselben aufzunehmen. So entsteht sein Lager, das es womöglich mit Moos, trockenem Grase oder Laub ausfüttert und sich da einschiebt, indem es die Vorder- und Hinterläufe an sich zieht und, auf einer oder der andern Seite ruhend, den Kopf gerade vorwärts auflegt.

An ähnlichen Orten und auf die nämliche Art bereitet das Rudel gemeinschaftlich den Kessel, in welchem sämmtliche dazu gehörige Einzelwesen neben- und gegeneinander so sich einzuschieben pflegen, daß alle Köpfe nach der Mitte hin gerichtet sind.

Im Winter benutzen die wilden Sauen gern der Wärme wegen zusammengerechte Streu- und Schilfhaufen, statt der Lager und Kessel, um darunter sich einzuschieben. Der Anblick ist sonderbar genug, wenn ein solcher Haufen, dem man sich, ohne Sauen zu ahnen, nähert, mit einem mal beweglich zu werden anfängt.

Das Schwein und jede starke einzelne Sau sucht fast täglich dasselbe Lager wieder auf; nicht so gewöhnlich das Rudel den Kessel, ausgenommen

im Winter, wo die Sauen überhaupt ihr Gebrech so viel als möglich schonen; denn weislich hat die Natur sie davon belehrt, daß die geringste, durch anhaltendes Brechen im hartgefrorenen Boden an demselben bewirkte Verwundung ihnen leicht tödlich werden, oder sie doch unfähig machen könnte, im Nothfall Aesung aus der Erde hervorzuholen. In diesen ihren Lagern und Kesseln bringen die Sauen, wenn sie nicht gestört werden, den ganzen Tag zu.

Gegen Sonnenuntergang gehen sie im Holze und auf den Wiesen ins Gebräche, d. h. sie stoßen brechend den Erdboden auf. Wo sie eine Suhle finden, werfen sie sich hinein. Bei dem Genusse des vielen hitzigen Fraßes ist ihnen diese Abkühlung selbst in der kältern Jahreszeit so nützlich und angenehm, daß sie nicht nur keine Gelegenheit sich zu suhlen vorbeigehen lassen, sondern solche auch emsig und weit suchen. Oft wälzen sie sich längere Zeit in der Suhle herum, und befinden sich so wohl, daß sie, ehe sie solche verlassen, auf die Vorderläufe gestützt, das Hintertheil minutenlang im Moraste ruhen lassen.

Wenn mit einbrechender Nacht alles ruhig wird, nehmen sie die Felder an. Zu der Zeit, wo das Getreide einkörnt, hält es schwer, sie daraus zu vertreiben, selbst wenn man scharfe Hunde dazu anwendet. Auch schadet dieser Versuch oft mehr als er nützt, weil sich die Sauen stellen und dadurch noch weit mehr Getreide niedertreten. Besonders scheint, ohne alle weitere Veranlassung, das Schwein ein Vergnügen im Ruin der schönsten Felder zu finden; denn gerade da, wo es in denselben das vollste Gefräß findet, dreht es aus Uebermuth sich so lange im Kreise herum, bis nicht unbeträchtliche, mit Halmen dicht besetzte Flächen der Erde gleichgemacht sind. Daher ist es dem Landmann nicht zu verdenken, wenn er einen Feind, der ihm in einer Nacht die Früchte seines Fleißes und die Aussicht zu einem sichern Lebensunterhalte raubt, von ganzer Seele haßt, um so mehr, da das beständige Wachen, um einem so ungebetenen und zudringlichen Gaste den Eintritt zu verwehren, ihm die gerade in dieser Jahreszeit am meisten nöthige Ruhe kostet.

Morgens mit Tagesanbruch gehen [1]) die Sauen auf dem gewohnten Wechsel eilig zu Holze und setzen ihren Weg vom Rande desselben an langsam brechend fort, bis dahin, wo einzelne ihr Lager wiederfinden, Rudel aber öfters neue Kessel sich bereiten.

Je nachdem die Jahreszeit es fordert, verändern sie nicht nur ihre

1) Vielleicht bediene ich mich hier eines Ausdrucks, welcher nicht ganz gewöhnlich ist; aber welchen andern sollte ich wählen? Zu Holze ziehen kann man nicht sagen, denn die Sau eilt zu sehr nach dem Holze zu, sie trabt nämlich jedesmal; traben aber sagt man nur von Raubthieren. W.

Wechsel, sondern stecken sich auch in den Theilen des Reviers, welche den Orten, wo sie reichliche Aesung finden, am nächsten sind.

Gibt es keine starke Erdmast und im Herbste keine Eichel- oder Buchmast an dem Orte, wo sie sich aufhalten, so ziehen sie sich weit danach hin. Mit Zeuge eingerichtete Jagen, auch häufige Jagden mit Hunden vertreiben sie oft mehrere Meilen weit.

§. 6. Keine andere Wildart nimmt so viel und so vielerlei Fraß an, als das Schwarzwild, daher auch der Schaden, den es anrichtet, seinen Nutzen weit übertrifft.

Im Walde und auf den Wiesen bricht es große Strecken nach Erdmast, d. i. Trüffeln, Insektenlarven, Schmetterlingspuppen, Gewürm und Maden um, oder, um in den Herbst- und Wintermonaten die abgefallenen Eicheln, Bucheln oder Haselnüsse und, wo es deren im Freien gibt, Kastanien, welsche Nüsse und mehrere Arten wilden Wurzelwerks zu suchen. Ebenso verfährt es auf den Feldern, um sich Kartoffeln und Rüben zu eigen zu machen. Alle Arten von Getreide, Gerste am Halm ausgenommen, alle Hülsenfrüchte nimmt es dann vorzüglich gern an, wenn sie zu reifen anfangen. Auch verachtet es im Winter, wenn anderes Gefräß zu fehlen anfängt, zu Grunde gegangenes Vieh, gefallenes Wild (auch von seinesgleichen), ja selbst im Nothfalle Leichen nicht.

Nie aber fällt es lebende Thiere an.

§. 7. Vom October an bis gegen Weihnachten sind die Sauen in guten Jahren ungemein feist, und dies ist daher auch in Rücksicht ihrer die schicklichste Zeit zum Jagdbetriebe. Mit Recht schätzt man auf der Tafel dann das Wildbret aller, besonders der schwächern. Als Leckerbissen ist besonders der Kopf anerkannt; auch finden einige den Genuß des Kurzwildbrets von Schweinen und Keilern angenehm.

Eben erlegte Sauen können, den zahmen Schweinen gleich, gebrüht und benutzt werden. Schinken [1]) und Würste von erstern sind in der That vorzüglich schmackhaft.

§. 8. Die Jäger der ältern Zeit haben behaupten wollen, daß einige von den Zeichen des Edelhirsches, welche im Abschn. I, Abth. I, Kap. 1, §. 11, angeführt worden sind, z. B. das Schränken, die längern Ballen, das weiter auseinander und dichter an den Ballen stehende, tiefer und stärker sich abdrückende Geäfter, auch im Tritte des-

1) Will man die Keulen einer jägermäßig abgeschwarteten Sau räuchern, so darf man sie nur vorher in grobe Leinwand einnähen lassen. Auch sind die von jährigen und heurigen Frischlingen, ebenso wie der Kopf gesengt und gekocht, sehr gut von Geschmack. In manchen Gegenden will man vom Abschwarten gar nichts wissen, sondern sengt die ganze Sau, nachdem sie aufgebrochen worden. W.

selben, wo nicht des Keilers, doch des Schweines bemerkbar wären, woran also auch die Fährten desselben von der der Bachen sich deutlich unterscheiden ließen.



Fährte des Keilers in hartem Boden.

Wenn ich dies nun auch nicht ganz ableugnen will, so getraue ich mir doch zu behaupten, daß alle die angeführten Zeichen bei den Sauen höchst



Fährte des Keilers in weichem Boden.

trüglich sind. Das einzige, welches selten oder nie einen Irrthum zuläßt, gründet sich auf folgende Bemerkung:

Bei allen schwachen, besonders zweijährigen Sauen ist die eine Spitze der Schalen an den Vorderläufen kürzer als die andere, und so drückt sie sich natürlich auch im Tritte ab. Bei den Bachen, sie mögen so stark sein als sie wollen, fällt diese Erscheinung nie ganz weg. Am Tritte des dreijährigen Keilers wird die Verschiedenheit der Schalenlänge schon weniger sichtbar, an der des angehenden Schweines fast unmerklich; beim hauenden Schweine verliert sie sich so ganz, daß beide Schalenspitzen sich stets in gleicher Länge im Erdboden austreten.

Hat der junge Waidmann Gelegenheit, einige reine Fährten einer Sau, vorzüglich einer starken, hintereinander nach dem eben angegebenen Zeichen zu beobachten, so wird er mit der höchsten Wahrscheinlichkeit und fast mit Gewißheit darauf ansprechen können. Sehr leicht aber könnte er bei dieser Gelegenheit in einen andern Fehler verfallen, in den nämlich, daß er auf hartem Boden die Fährte des Schweines mit des eines Hirsches verwechselte, weil beide an den Stümpfen viel Aehnlichkeit miteinander haben. Da aber kein Jäger auf einen einzigen Tritt ansprechen darf und kann, so wird ihm bei der Betrachtung einiger deshalb kein Zweifel übrigbleiben, weil der Schritt des stärksten Schweines merklich kürzer ist als der eines Hirsches von mäßiger Stärke.

Faßt der Waidmann eine oder mehrere Sauen aus nicht zu großer Entfernung ins Auge, so wird er auf den ersten Blick am Gewehr, an der Brunftruthe und am Kurzwildbret, welches unter dem Waideloch zwischen den Keulen hervorsteht, das männliche Geschlecht vom weiblichen unterscheiden.

§. 9. In frühern Zeiten, als mit Recht mehr darauf gehalten wurde wie jetzt, daß der Waidmann aus jeder ihm aufstoßenden Fährte richtig und bestimmt anzusprechen wisse; als ferner der Wildstand im ganzen viel stärker war, sodaß Haupt- und bestätigte Jagen auf Sauen wie auf Hirsche eingerichtet werden konnten und mußten, war der Leithund theils beim Unterricht junger Jäger, theils bei der Einrichtung der Jagen unentbehrlich.

Jetzt, wo zum großen Gewinn für das Forstwesen und die Oekonomie, bei der fast überall stattfindenden Verminderung des Wildes jeder Art, weder Kosten noch Mühe, welche große Jagen verursachen, belohnt werden können; jetzt, wo man kaum noch unter zehn Jägern einen hirsch- und fährtengerechten findet, ist dies der Fall nicht mehr.

Auch gestehe ich es willig, daß ich der Leithundsarbeit auf Sauen nie beigewohnt habe. Alles, was ich also darüber sagen werde, ist aus Döbel's „Jägerpraktica" entlehnt; sowie ich dieses Werk auch beim Niederschreiben dessen, was über den auf Hirsche zu arbeitenden und anzuwendenden Leithund im ersten Abschnitt vorgekommen ist, zu Rathe gezogen habe, weil mir seit vielen Jahren Gelegenheit fehlte, mich praktisch mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Uebrigens werde ich mich hier so kurz als möglich fassen, da ich nach meiner Ueberzeugung zum Nutzen des Ganzen die Hegung des Schwarzwildes nicht wünschen kann, und deshalb auch nicht hoffe, daß der Leithund in dieser Rücksicht je wieder nothwendig werden wird.

Die Arbeit mit dem Leithunde auf Sauen weicht in keinem Punkte von der Beschreibung derselben beim Edelhirsche ab. Da sie aber in die spätere Jahreszeit, in den October und November, fällt, wo die Morgen weniger gut dazu zu sein pflegen, so unterliegt sie schon deshalb großen Schwierigkeiten, noch mehr aber die des jungen Leithundes, oder die Abrichtung desselben, vorzüglich wenn er auf Edel- und Schwarzwild zugleich angewendet werden soll.

Sicherer und besser muß es jedenfalls sein, auf jede der genannten Wildarten einen eigenen Leithund zu arbeiten. Da aber nur wenige Jäger je im Stande waren, viele Hunde auszufüttern, so sah man sich genöthigt, einen und denselben auf beide zu gebrauchen.

Im ersten Fall verfährt man dabei auf eben die Art, wie beim Edelwild gelehrt worden, so nämlich, daß dem Hunde nur auf Sauen Recht gegeben wird, und daß er nur auf ihrer Fährte zeichnen darf. Da die Sauen weniger gerade fortgehen als das Edelwild und immer hin- und her-

brechen, so mag wol ein guter alter Leithund der beste Lehrmeister des jungen sein, indem mit jenem diesem vorgearbeitet wird. Hat dann der alte Hund in dem Gebräche gezeichnet und den Widersprung gemacht, ist hierzu auch der junge angehalten worden, so wird mit ersterm um den ganzen Bruch (das ganze Gebräch) herum vorgegriffen. Hat er da, wo die Fährte aus diesem herausgeht, auf welcher er erst zeichnete, das Nämliche gethan, so hängt der andere Jäger mit dem jungen, kurzgefaßten Hunde rasch, ohne anzuhalten, durch das Gebräch nach, läßt ihn auf derselben Fährte erst hinter dem alten zeichnen, dann greift er jenem vor, und hat der junge Hund auch da seine Schuldigkeit gethan, so arbeitet man, nachdem beide hier gehörig geliebelt worden, immer auf dieselbe Weise fort bis zum nächsten Dickicht; dann trägt man beide ab.

Daß diese Uebung, im Anfange vorzüglich, nur auf einzelne Sauen und an Orten, wo deren nur wenige wechseln, vorgenommen werden kann, ist einleuchtend.

Soll ein Leithund auf Edel- und Schwarzwild gebraucht werden, so muß die Arbeit auf ersteres zu der oben angegebenen Jahreszeit geschehen, ihm auch nur dann Recht gegeben werden, wenn er auf Edelwild zeichnet. Die Arbeit auf Sauen muß hingegen bis nach der Hirschbrunft ausgesetzt bleiben, und dann nur in dem Fall dem Hunde Recht gegeben und mit ihm nachgehangen werden, wenn er auf Sauen anfällt und zeichnet. Fällt er aber bei der Arbeit auf Edelwild auch Saufährten an, und umgekehrt, so darf selbst die gelindeste Strafe deshalb nicht stattfinden, sondern man zieht gleich stillschweigend über die falsche Fährte hin. Um in diesem Fall keinen Fehler zu begehen, wird der Jäger solchen Boden zur Arbeit wählen müssen, wo er die Fährte gleich auf den ersten Blick richtig beurtheilen kann.

Das Schwierige und fast Unmögliche, einen Leithund auf diese Weise in Gegenden gut zu machen, wo viel Edel- und Schwarzwild durcheinanderwechselt, fällt in die Augen. Ist daher eine solche Collision platterdings nicht zu vermeiden, so bleibt nichts übrig als einen Hund nur auf ersteres, den andern auf letzteres anzuwenden.

§. 10. Um an Orten, wo es viele Sauen gibt, ihnen am sichersten und schnellsten Abbruch zu thun, bedient man sich vorzüglich der Hetzhunde. Mehrere Rassen derselben erwähnte ich schon bei der Bärenhatze, und von diesen sind besonders die Blendlinge auf Schwarzwild anwendbar; denn Doggen und Bären- oder Bullenbeißer sind ihrer Schwere, Ungezogenheit und Bosheit wegen nicht füglich zu gebrauchen. Aus eben dem Grunde taugen unsere starken Fleischerhunde und überhaupt dick- und kurzköpfige Hunde nichts zur Sauhatze.

Farbe und Bau der gewöhnlichen Hetzhunde, selbst der Name Blendlinge scheint zu beweisen, daß sie von vermischten Rassen entsprossen sind. Wahrscheinlich waren ihre Stammältern englische Doggen und Windhunde. [1])

Ein guter Hetzhund, sei er übrigens gezeichnet und gefärbt, wie er wolle, muß einen starken, nicht zu kurzen Kopf, welcher in einer etwas langen zugespitzten, mit vier guten Fängen (Eckzähnen) bewaffneten Schnauze ausgeht, und eine breite Brust haben, auch kurz und stark gekeult sein. Den Läufen darf es an der gehörigen Stärke nicht fehlen. Ein Hauptfehler ist es aber, wenn sie gänselatschig sind, d. h. wenn sie im Fesselgelenk durchtreten. Die besten, welche ich gesehen habe, zog man sonst in Dessau. [2]) Sie stammten aus Irland her und waren fast alle $2^1/_2$ Fuß hoch, oft noch stärker; die meisten schwarz und weiß, braun und weiß, oder blau und weiß gefleckt, selten fand man ganz blaue, nie rothe oder grausträhmige. Trotz ihrer außerordentlichen Stärke waren sie so leicht, daß oft im Freien Füchse mit ihnen gehetzt worden sind. Ihr ganzer Bau war vortrefflich. Mit Sorgfalt wurden sie im Jägerhause bei einer aus Haferschrot und grobem Roggenmehl verfertigten, zu zeiten mit Schöpsenbrühe fett gemachten, gehörig gesalzenen Suppe, in welche man Brot, halb aus Gersten-, halb aus Roggenmehl gebacken, einschnitt, erzogen, bis sie ein halbes Jahr alt waren. Dann gab man sie den Amtleuten — so werden die Pächter der herzoglichen Domänen genannt —, Müllern und Bäckern in die Kost. Nie durften sie mit rohem Fleische gefüttert werden; immer mußten sie frei umhergehen, und hierdurch erreichte man den Zweck, jederzeit fromme und rasche Hunde zu haben. In dem Jahre, in welchem der Herzog den wohlthätigen Befehl gab, daß in den dessauischen Städten, bei zwölf Groschen zur Armenkasse zu zahlender Strafe für jeden Zuwiderhandlungsfall, kein Hund, von welcher Art er sein mochte, auf der Straße allein umherlaufen sollte, ging er mit seinem Beispiele voran, indem das Anlegen der Hetzhunde verordnet ward. Zwar verloren sie an Güte und Geschwindigkeit, aber man hörte seit jener Zeit von keinem durch tolle Hunde entstandenen Unglücksfall. Auch ward beiläufig durch diese Maßregel die Zahl unnützer Hunde merklich vermindert.

---

1) Alles, was in verschiedenen Kapiteln des ersten Abschnitts über die Wahl der Hunde und Hündinnen zur Fortzucht gesagt worden, bleibt nicht nur auf diese Rasse, sondern auch auf alle, von denen in der Folge noch die Rede sein wird, anwendbar. Bei den Hetzhunden ist aber noch darauf zu achten, daß zu einer etwas schweren Hündin ein leichter Hund, und zu einer schwachen Hündin ein starker, aber leichter Hund gebracht wird. W.

2) Der für das Wohl seiner Unterthanen besorgte letztverstorbene Herzog opferte diesen willig sein Vergnügen auf. Er ließ nämlich das Schwarzwild so sehr vermindern, daß es schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Mühe nicht mehr lohnte, auch nur eine Streifhatze zu halten. Deshalb sind auch nun alle Hetzhunde und Finder abgeschafft worden. Sonst, noch vor ungefähr dreißig Jahren, hetzte man im Dessauischen jährlich 800 bis 1000 Sauen; jetzt sind im ganzen Lande, die Vermachung auf der mosigkauer Heide ausgenommen, nicht 100 zu finden. W.

Gegen den Herbst zog man die Hetzhunde im Jägerhause zusammen und fütterte sie wieder auf die obenbeschriebene Weise. Bis zum Anfang der Streifhatzen wurden sie wenigstens einen Tag um den andern ausgeführt und durch immer längere und schnellere Bewegung in Athem gebracht. Die Hatzleute oder Hundeführer blieben immer dieselben, und behielten die nämlichen zwei Hunde — denn jeder führte deren zwei — solange keiner davon Schaden litt. Durch diese Einrichtung erlangte man den Vortheil, daß die Hunde ihren Führer und dieser sie kannte, daß die Hatzleute Kenntniß vom Hetzen bekamen, daß sie sich an das Laufen gewöhnten und hierin sich Fertigkeit in dem Grade erwarben, um den Hunden halbe Stunden weit in vollem Trabe folgen zu können.

Bei dieser Erziehung, Fütterung und Behandlung wurden und blieben die Hetzhunde nicht nur gegeneinander, sondern auch gegen andere Thiere so fromm, daß ich in acht Jahren kein Beispiel erlebt habe, daß sie zusammengefallen wären (sich gebissen hätten), oder daß einer derselben irgendein zahmes Thier gepackt hätte.

Unbedingt glaube ich die ebenbeschriebene Behandlung als vorzüglich zweckmäßig empfehlen zu können.

Sonst verlegte man sie am Ende der Hetzzeit auf die Scharfrichtereien, und dort erhielten sie, bis sie im folgenden September wieder zusammengezogen wurden, gewiß kein anderes Futter, als rohes Fleisch von verendeten Thieren; auch blieben sie beständig eingesperrt. Diese Behandlung wirkte so nachtheilig auf ihr Wesen, daß sie sich nicht nur untereinander nicht vertrugen, weshalb auch jeder einzeln geführt werden mußte, sondern daß auch kein anderes lebendes Geschöpf, welches ihnen in den Wurf kam, zuweilen selbst die Pferde der Reiter bei den Hatzen nicht, vor Anfällen sicher waren. Auch fehlte es ihnen, anfänglich wenigstens, der übermäßigen Corpulenz wegen an Schnelligkeit und Ausdauer. Dieser Unannehmlichkeit suchte man indessen, ehe die herrschaftlichen Jagden anfingen, durch das Einhetzen erst auf zahme, dann auf wilde Sauen auszuweichen. Um die jungen Hunde nicht zaghaft zu machen, vermied man es sorgfältig, sie an dreijährige Keiler oder Schweine zu bringen, und auf diesem Wege gelangte man auch dahin, einige vortreffliche Hatzen zusammenzubringen.

Hier mögen einige auf Erfahrung gegründete Regeln Platz finden.

Wenn die Hetzhunde in den Zwingern zusammengezogen werden, lege man sie in abgesonderten Verschlägen an Ketten, und zwar so, daß, soweit es möglich ist, neben den Hund eine Hündin kommt. Auch bringe man sie gleich hatzenweise zusammen. Reinlichkeit des Zwingers und Reinigung der Hunde, gute Streu und beständige Aufsicht dürfen nicht fehlen. Jeder Hund muß sein Futter und Saufen allein bekommen.

Kranke müssen sogleich von den gesunden abgesondert und in besondere, nöthigenfalls zu heizende Behältnisse gebracht werden, vorzüglich wenn es darauf ankommt, Ansteckung zu verhindern.

Auf Gehorsam und Verträglichkeit der Hunde muß mit Strenge gehalten werden. Ereignet sich aber doch der oft unvermeidliche Fall der Widersetzlichkeit oder des Zusammenfallens, so müssen solche Laster hart bestraft werden. Auch muß man gleich von Jugend auf dahin sehen, daß Hetzhunde nicht beim Anblick eines Thieres schreien und lärmen; besonders aber suche man ihnen beim Ausführen zahme, womöglich schwarze Sauen unter die Augen zu bringen, und dulde da keinen Laut, damit sie bei der Sauhatze selbst nicht gleich lärmen, wenn ihnen eine Sau zu Gesicht kommt.

§. 11. Eine Anzahl Hunde, welche gemeinschaftlich dazu angewendet werden, eine oder mehrere Sauen in gewisser Entfernung einzuholen, zu packen und festzumachen, wird eine Hatze genannt.

Nach der Schnelligkeit, Stärke und Kühnheit der Hunde läßt sich bestimmen, aus wie viel Stück eine Hatze bestehen kann; doch muß vorzüglich bei nicht ganz eingestellten Jagen auch darauf Rücksicht genommen werden, ob zu erwarten ist, daß ein starkes Rudel auf einmal, oder mehrere Sauen gleich nacheinander hervorbrechen könnten.

Bei den königlich sächsischen Sauhetzjagden bestand sonst eine Hatze aus 12 bis 14 Hunden. Der Fall kann nur selten vorkommen, daß eine so große Anzahl derselben nöthig wäre.

Acht bis neun gute Hunde müssen auch das stärkste Schwein festmachen, und auch dann, wenn ein Rudel Sauen herausbricht, drei bis vier Stück davon packen, insofern gehörig angehetzt wird.

Kann man sich nicht ganz auf die Schnelligkeit der Hetzhunde verlassen, so ist es räthlich, jeder Hatze etwa zwei bis drei starke Windhunde beizugesellen; doch ist es deshalb nicht nöthig, daß die ganze Hatze aus mehr Hunden bestehe, als vorher gesagt worden.

In Dessau rechnete man nie mehr als sechs Hunde auf eine Hatze; nie war ein Windhund dabei, und doch konnte vor 18 bis 20 Jahren wenigstens der Befehlshaber bei derselben sich nur höchst selten triftig entschuldigen, wenn eine Sau verhetzt (nicht gefangen) wurde.

§. 12. Schon im Zwinger muß jeder Hund eine breite und starke lederne, oben mit einem tüchtigen eisernen Ringe, unten mit drei guten Schnallen versehene Halsung haben.

Sollen nun die Hunde blos ausgeführt, oder zum Hetzen gebraucht werden, so erhält jeder Hatzmann (Hundeführer) eine Nummer, durch welche er auf eine gewisse Hatze angewiesen wird, und ein aus Hanf und Haaren verfertigtes, fingerstarkes, langes Hetzseil, welches am obern Ende so zusammen=

gebunden ist, daß er seinen Kopf und rechten Arm durch die Oese stecken kann. Führt er zwei Hunde, so muß er noch ein Hetzseil haben, dessen Oese von der rechten Schulter unter dem linken Arme weggeht. Beim Ausziehen mit den Hunden wird dann das untere Ende des Seils durch den Ring an der Halsung gezogen und mit einer sogenannten Jagdschleife festgemacht.

Sobald die Hatzen am Jagen vertheilt und angestellt sind, muß sich der Hatzmann hatzfertig halten, das heißt, er zieht die Schleife auf, schlägt das Seil einmal um die Hand und hält das Ende desselben mit dem Daumen fest. So erwartet er den Wink oder Befehl zum Hetzen und muß seinem Hunde, wenn er gelöst wird, mit möglichster Eile bis zum Fange folgen, um ihn wieder annehmen zu können. Auch muß er den Namen desselben wissen, und vortheilhaft ist es, vorzüglich im Falle einer Fehlhetze, wenn die Hatzleute immer dieselben bleiben und den nämlichen Hund führen. Da beide sich dann genauer kennen, so wird das Auffangen des Hundes bei dem Zurufe „Hei, hei!" oder „Ho, ho!" und des Namens weit weniger schwerhalten, als wenn Hund und Führer sich fremd sind.

§. 13. Vielleicht dürfte man es sonderbar finden, daß ich in den nächfolgenden Paragraphen, ehe ich von der Einrichtung der gewöhnlichsten Arten von Jagen auf Sauen spreche, eine Uebersicht dessen, was derjenige, welchem eine Hatze anvertraut wird, zu beobachten hat, zu geben versuche. Der Gedanke, daß die meisten meiner Leser öfter und früher Gelegenheit haben werden, eine Hatze zu befehligen, als ein Jagen einzurichten, veranlaßte mich dazu.

Bei jeder Hatze wird nämlich ein Befehlshaber und womöglich noch ein Gehülfe zu Pferde angestellt, denen die Hatzleute untergeordnet sind.

Beide müssen sich billigerweise nach der jeden Ortes üblichen Einrichtung kleiden, mit einem gut geschliffenen feststehenden Hirschfänger [1]) versehen sein. An dem Hefte desselben wird der 12 bis 14" lange, $1\frac{1}{2}$" breite, am untern Ende abgerundete, oben $\frac{1}{2}$' starke, unterwärts etwas schwächere, aus festem Holze bereitete Knebel mit einem Riemen angehängt. An dem Hirschfängerkoppel wird auf der linken Seite eine tüchtige Fangleine angeschleift. Hiernächst sucht man mit Recht bei jedem Hatzbefehlshaber und dessen Gehülfen ein gefülltes Pulverhorn, ein nicht leicht zerbrechliches Fläschchen mit sogenanntem Blauen Wasser [2]), eine Heftnadel nebst Seide und eine gute Lanzette.

Mit dem Hirschfänger werden die gehetzten Sauen abgefangen, d. h.

---

1) d. i. ein solcher, dessen Klinge sich nicht biegt und dessen Spitze sich nicht umlegt. W.

2) Es ist unter diesem Namen in jeder Apotheke zu haben. W.

man geht, wenn die Hunde eine Saue gedeckt haben, auf der linken Seite von hinten heran, setzt die Spitze des Hirschfängers, dicht hinter dem Blatte, mitten auf der Saue (bei der starken etwas weiter herab) an, richtet sie ein wenig unter- und vorwärts, stößt die Klinge bis in die Herzkammer und wendet sie dann ein wenig, bis die Sau durch Schweißverlust verendet hat. Nur wenn man auf dieser Seite nicht ankommen kann, wird der Fang auf der rechten, und dann etwas tiefer gegeben. Sind Hatzleute oder andere Gehülfen zugegen, so läßt man vorher die Sau ausheben, d. i. man läßt sie bei den Hinterläufen aufheben. Hierdurch wird es ihr unmöglich, Menschen oder Hunden Schaden zuzufügen.

Wenn sie nun verendet hat, so faßt man einen der daranhängenden Hunde nach dem andern mit der linken Hand in die Halsung (nicht in den Ring), hebt ihn vorn in die Höhe, schiebt mit der rechten die vordere breite Seite des Knebels hinter den Fängen in die Schnauze des Hundes und drückt mit der Spitze auf die Zunge. Will er noch nicht loslassen, so wird der Knebel aufwärts gerichtet und mit der Spitze desselben gelinde am Gaumen gerieben. Dadurch entsteht ein kitzelnder Reiz, dem der Hund nur selten widerstehen kann. [1]) Dies Verfahren wird das Abbrechen genannt.

Wäre man mit einem oder zwei Hunden ganz allein beim Fange, so muß man sie, wenn sie von der verendeten Sau abgebrochen sind, an die Fangleine nehmen und mit ihnen fortziehen, bis man einem nachkommenden Hatzmann begegnet. Scheint ein losgebrochener Hund sehr erhitzt und entkräftet, so schüttet man ihm gleich aus dem Horne einen guten Schuß Pulver ein.

Sobald die Hunde von einem Schweine, Keiler oder von einer starken Bache losgebrochen sind, darf man die genaueste Untersuchung, ob einer oder der andere von den erstern geschlagen oder von der letztern gebissen worden, keinen Augenblick verschieben. Ist nur irgendeine bedeutende Verwundung an einem Hunde oder an mehrern sichtbar, so schickt der Befehlshaber einen Hatzmann damit an den Hundearzt, der bei keinem Saujagen fehlen darf und dessen Aufenthaltsort gewöhnlich in der Mitte der Hatzen bestimmt wird, ab; könnte der geschlagene Hund aber nicht füglich transportirt werden, so läßt man den Arzt holen.

Im Nothfall, wenn dieser nicht zugegen, oder nicht bald genug zu haben wäre, muß jeder Jäger sich wenigstens insoweit zu helfen wissen, daß

---

1) Zuweilen, obwol selten, kann der Fall eintreten, daß, wenn der Hund sich verfangen (verbissen) hat, er lange den Bemühungen widersteht, ihn loszubrechen. Dann darf man ihn nur recht herzhaft in die Ruthe (den Schwanz) kneifen, sollte es auch im Nothfall mit den Zähnen geschehen, und augenblicklich wird er nachgeben. Nur versteht es sich, daß ein anderer Gehülfe ihn sehr festhalten muß. W.

er den ersten Verband besorgen kann. Ehe er dazu schreitet, wird dem verwundeten Hunde ein Beißkorb angelegt, oder, in dessen Ermangelung, die Fangleine doppelt genommen, um die Schnauze festgeschleift. Lange, offene Schläge (Wunden) heftet man vermittels der Heftnadel und eines seidenen Fadens, Stiche hingegen, welche von außen nur als kleine Beschädigungen erscheinen, sich aber unter der Haut oft tief ins Innere erstrecken, erweitert man erst mit der Lanzette und heftet sie hernach gehörig. Jede Verletzung wird mit dem Blauen Wasser ausgewaschen. Scheint sie so zu sein, daß fernere Bewegung dem Hunde nachtheilig werden könnte, so schickt man ihn zu dem für geschlagene Hunde bestimmten Wagen zurück. [1])

§. 14. Allen bei einer Sauhatze befindlichen Reitern dürfen rasche, gewandte, thätige Pferde und diesen folgende besondere Eigenschaften nicht fehlen. Sie müssen:

1. selbst freistehend, weder nach Menschen noch nach Hunden schlagen;
2. nicht wiehern, wenn sie allein sind oder wenn andere Pferde sich entfernen;
3. stundenlang unbeweglich stillstehen;
4. womöglich so abgerichtet sein, daß sie, auch ohne gehalten zu werden, sich nicht von ihrem Herrn entfernen, wenn dieser abgestiegen ist.

Sollte indessen dem Pferde die zuletzt erwähnte, seltene Tugend mangeln, so wird an dem linken Seitenblatte der Kanthare ein Beizügel [2]) eingeschnallt, den der Reiter beim Absteigen, wenn sich ganz in der Nähe kein Bäumchen fände, um welches er ihn herumschlagen und leicht verschleifen könnte, in der linken Hand behalten muß.

§. 15. Sobald jeder einzelnen Hatze, nebst den dazu bestimmten Reitern ein Schirm [3]) oder sonstiger Standort angewiesen ist, muß der Befehlshaber derselben die gehörigen Anordnungen treffen. Nämlich:

Er bespricht sich mit den Hatzcommandeurs, welche neben ihm angestellt sind, über den Scheidepunkt, bis zu welchem jeder von ihnen auf einzelne Sauen allein hetzen soll. Nur in dem Falle darf von dieser genommenen Abrede abgewichen werden, wenn der Nachbar gewiß voraussetzen kann, die angehetzte Sau möchte entkommen. Bricht aber ein Rudel heraus, so hetzen beide Hatzen.

---

1) Ein Mehreres über die Behandlung kranker und verwundeter Hunde soll in einem besondern Anhange zum letzten Theil dieses Werks beigebracht werden. W.

2) In Ermangelung desselben kann man eine Fangleine anschleifen. W.

3) Im Dessauischen hielt man sich bei der Erbauung der Hatzschirme nicht auf, sondern die Hatzen nebst den Reitern standen nur hinter einem Strauche, einer Eiche oder in einer Vertiefung. Dort war man aber auch sicher, daß kein einziger Hund, wenn er Wild oder gar Sauen erblickte, laut ward. Fast vermuthe ich, daß man diese häßliche Untugend deshalb kaum kannte, weil man die Rasse nie durch Fleischerhunde, mochten sie auch noch so gut packen und noch so schön sein, verdarb. W.

Jeder Befehlshaber weist ferner seine Hatzleute dahin an, daß auf das leise ausgesprochene Wort „Vor!“ bei einem Schweine, oder einer sehr starken Bache, oder einem Rudel, die ganze Hatze so vorgezogen wird, daß alle Hunde den Gegenstand, welchen sie ereilen sollen, erst ins Auge fassen. Auf das Wort „Hetz!“ müssen dann die schweren Hunde zuerst, die leichtern gleich nach jenen gelöst werden, damit sie zugleich an die starke Sau kommen.

Auf ähnliche Weise verfährt man auch beim Rudel. Doch habe ich es da immer sehr nützlich gefunden, die Hunde in kleinen Zwischenräumen, zwei und zwei auf einmal lösen zu lassen, weil sie sich so besser unter die Sauen vertheilen, auf einmal gelöst aber gar leicht auf eine fallen.

Bei einem dreijährigen Keiler muß man seine Hunde kennen, um zu bestimmen, ob vier hinreichen, oder ob sechs laufen müssen. Lieber zu viel als zu wenig!

Auf einzelne zweijährige Sauen hetzt man mit drei, höchstens mit vier Hunden, auf den Frischling nur mit zwei leichten Hunden.

Daß dann, wenn nur ein Theil der Hatze laufen soll, dieser nur vorgezogen, dem übrigen aber der Anblick der Sau möglichst, durch Verdecken der Augen, Vortreten u. s. w. entzogen wird; daß man das folgende mal im gleichen Fall die geruhten Hunde nimmt; daß man ebendeshalb zu jeder Hälfte der Hatze gleichviel schwere und leichte zu bringen suchen muß; daß endlich überhaupt nie eher Hunde gelöst werden, bis sie die Sau gesehen haben, darf ich nur Anfängern sagen.

Alle Hunde und Hatzleute müssen mit den Köpfen so lange vom Jagen abwärts gekehrt stehen, bis der Befehlshaber den letztern sagt, welche und wie viel Hunde und auf welcher Seite sie vorgezogen werden sollen. Diese Anordnungen werden ohne alles Geräusch getroffen, und kein Hatzmann darf sich unterstehen, einen Hund früher zu lösen, ehe er durch das Wort „Hetz!“ dazu angewiesen wird.

§. 16. Nach dem Terrain und nach der Leichtigkeit der Hunde muß beurtheilt werden, bis auf welche Entfernung und in welcher Richtung man hetzen darf. Hat man wenig Freiheit um sich herum, so lasse man die Sauen so nahe als möglich heran, oder hetze, sobald sie hinter die Hatze hinaus sind. Auf großen Wiesen hingegen oder Lehden lasse man die Hunde, vorzüglich wenn ein Rudel herausbricht, so lösen, daß die Sauen, welche der ersten Hatze entgehen, wahrscheinlich den benachtbarten näher kommen.

Nie darf man früher hetzen, bis mit höchster Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen ist, die Sau könne, auch wenn sie umkehrt, das Treiben nicht wieder erreichen, ohne vorher von den Hunden eingeholt und gepackt zu werden. Es ist einleuchtend, daß durch einen Fehler gegen diese Regel das ganze Jagen verdorben werden kann.

Bei eingestellten Jagen stehen die Schirme gewöhnlich nicht weit vom Holze ab. Nie darf in diesem Fall auf den Kopf, d. h. von vorn auf die Sauen zu, gehetzt, sondern sie müssen rückwärts gelassen werden. Bei Streifhatzen hingegen werden die Hunde lieber weit vom Holze abgestellt und dann hetzt man, wenn mehrere Sauen etwa auf 50—60 Schritt heran sind, auf den Kopf, um das Rudel zu zersplittern.

An einigen Orten will man es schlechterdings nicht gestatten, dem Schweine entgegen zu hetzen; an andern verlangt man es auf freien Plätzen wenigstens. Ich stimme für die letzte Methode, weil eigene Erfahrung mich zu der Behauptung berechtigt, daß bei der Befolgung derselben weniger Hunde geschlagen werden. Denn auch das stärkste Schwein kehrt um, wenn es auf einem freien Platze sechs bis acht Feinde auf sich zueilen sieht, deren Ueberlegenheit es kennt, und so wird der Zweck, die Hunde von hinten an das Schwein kommen zu lassen, gerade dadurch erreicht. Hetzt man aber nach, so hört das Schwein nur das Poltern, ohne zu wissen, wodurch es veranlaßt wird. Vermöge der ihm eigenen Tapferkeit stutzt es, kehrt sich auch wol zu seiner Vertheidigung um. Die ersten herankommenden Hunde, und also die besten, sind dann gewöhnlich das Opfer. Vorzüglich aber vermeide man es, auf ein Schwein zu hetzen, wenn es nahe an einer Dickung ist. Ich selbst bin gegenwärtig gewesen, als bei einer solchen Gelegenheit an einem Dornenstrauche sechs Hunde todtgeschlagen wurden.

§. 17. Wenn eine einzelne Sau mit einigen Hunden angehetzt wird, so begleitet sie nur ein Reiter mit den dazu gehörigen Hatzleuten; sobald aber die ganze Hatze los ist, folgen ihr alle bei derselben angestellten Reiter und Hatzleute.

Jeder Hatzbefehlshaber lasse nachstehende Regeln sich empfohlen sein:

1. Haben die Hunde, wenn sie gelöst werden, die angehetzte Sau im Gesicht, und befindet man sich auf einem freien Platze oder im lichten Holze, so reite man nie vor die Hunde, animire sie auch nicht durch Schreien und Juchen; denn hierdurch wird die Sau furchtsamer und also flüchtiger, da sie, wenn man mit den Hunden so geräuschlos als möglich ihr folgt, nur in ihrem Zuge bleibt, wodurch den Hunden das Heranrücken erleichtert wird.

2. Wird auf ein Rudel gehetzt, so steige bei der zuerst gefangenen Sau nur ein Reiter ab, um ihr den Fang zu geben, die Hunde loszubrechen und sie so schnell als möglich wieder in den Schirm zu bringen. Der andere folge dem Theile der Hatze, welcher mit der stärksten Sau oder am weitesten fortgeht, bis zum Fange.

3. Auch den einzelnen Hund, welcher hinter einem Schweine ist, lasse

man nicht im Stiche; denn kann er dasselbe auch nicht festmachen, so bleibt doch die Hoffnung noch übrig, ihn zu retten, wenn er geschlagen wird.

4. Hat es den Anschein, daß die Sau vor dem Fange eine Dickung erreichen könnte, dann eile man nach Möglichkeit, ihr vor den Kopf zu reiten, sie durch Peitschenhiebe vom Holze abzuwenden oder vor demselben doch aufzuhalten. Mislingt der Versuch, so wende man alles an, bei ihr zu bleiben, oder sie doch nicht aus dem Gesicht zu verlieren; man feuere dabei die Hunde durch den wiederholten Zuruf: „Hu, Sau!" und Suchen an, und gebe nicht eher die Hoffnung zu fangen auf, bis die Hunde völlig von der Sau abgekommen sind. Kein Holz muß in diesen Fällen dem Jäger zu dicht, kein Graben zu breit, kein Wasser zu tief, kein Berg zu steil sein. Wo nur irgend fortzukommen ist, muß Mann und Pferd leisten, was möglich ist. Wird gefangen, so sei man zwar nie vorwitzig, aber entschlossen, selbst kühn. Haben nur ein paar gute Hunde ein Schwein oder einen dreijährigen Keiler gepackt, so steige man in einiger Entfernung ab, schleiche sich zu Fuße, mit gezogenem Hirschfänger, von hinten behende heran und gebe ihm so schnell als möglich den Fang. Sind zwei Personen zugegen, so hebt die stärkere von ihnen die Sau vorher aus.

So fing der nun verstorbene Kammerherr v. Lattorff, zu seiner Zeit ein rüstiger Jäger, bei einer dessauischen Streifhatze ein hauendes Schwein, welches sein beherzter Reitknecht ausgehoben hatte, vor einem einzigen Hunde ab; ich selbst aber, mit Beihülfe eines Hatzmannes, ein anderes, welches drei Hunde im stärksten Dickicht gepackt hatten. Einer davon hatte schon verendet, als wir ihn abbrachen; der andere war tödlich geschlagen, und doch mußte das Schwein stehen wie angenagelt, bis es den Fang erhielt. Ich hoffe nicht, daß man mir zutrauen wird, ich wolle mich durch diese Erzählung einer Heldenthat rühmen; sie steht nur hier, um die Vortrefflichkeit der dessauischen Hetzhunde zu bewähren.

§. 18. Vom Verhetzen oder Fehlhetzen darf bei einem völlig zugestellten Jagen eigentlich nie die Rede sein, wenn die Hunde irgendetwas taugen, und wenn der Befehlshaber einer Hatze weiß, was er zu thun hat; bei Streifhatzen selbst kann deshalb nur selten eine geltende Entschuldigung stattfinden, wenn die Hunde gut sind. Ereignet sich aber doch ein solcher Fall, so dürfen die Reiter und Hatzleute nicht eher abgehen und auf den Standort der Hatze zurückkehren, bis sie alle ihre Hunde, todt oder lebendig, gefunden und unter dem Zurufe „Ho, ho, ho!", woran sie gewöhnt werden müssen, an das Hetzseil oder an die Fangleine genommen haben.

Schon mit der halben Hatze eilt ein Reiter nach dem Standorte zurück, um wieder bei der Hand zu sein; der andere muß die übrigen Hunde nachbringen.

§. 19. Eine andere fast bei keiner Saujagd entbehrliche Art von Hunden ist der Finder. [1])

Schon der Name bezeichnet seinen Behuf. Er muß nämlich die Sauen in den Dickungen aufsuchen, wenn er sie gefunden, ununterbrochen laut vor ihnen werden, und sie durch allerhand Neckereien, selbst durch Zwicken und stetes um sie Herumfahren aufzuhalten suchen, wenn sie durchgehen wollen.

Man gebraucht, wenn der Finder vor Sauen laut ist und sie nicht von der Stelle läßt, den Ausdruck: „Er stellt", oder „er gibt Standlaut".

Die Finder machen keine eigene Hunderasse aus, sondern jeder Hund, welcher Sauen liebt, man sollt eher sagen haßt, ist zum Finder brauchbar.

Natürlicherweise werden die besten und zuverlässigsten von solchen Aeltern gezogen, welche selbst gut finden.

Haupteigenschaften des Finders sind:

Er muß weder zu stark, noch zu schwach sein.

Nicht zu stark, weil vor einem solchen schwächere Sauen, ohne sich zu stellen, durchgehen; nicht zu schwach, weil ein solcher im tiefen Schnee und Morast nicht rasch genug fort kann, um die Sauen, wenn sie einmal durchgehen, wieder einzuholen.

Zwar reißen vor gar schwachen Hunden anfänglich Frischlinge kaum aus; aber fällt der erste Schuß, so geschieht das doch, und dann richten sie aus Mangel an Flüchtigkeit nichts mehr aus.

Der Finder muß stark von Knochen und dauerhaft, auch, weil er dadurch vor manchem gefährlichen Schlage gesichert wird, dicht- und langhaarig sein.

Ausharrender Muth darf ihm nicht fehlen, da er, ohne Furcht, selbst dem stärksten Schweine sich entgegenstellen muß; ebenso wenig Gewandtheit, indem blos diese ihn retten kann, wenn er von der Sau angenommen wird. Aber auch dadurch darf er sich nicht zum Fliehen, sondern zum schnellen Ausweichen bringen lassen.

Er muß leicht, d. h. flüchtig sein, um durchbrechende Sauen ein- und herumholen zu können; anhalten (nicht davon abgehen), wenn sie ausreißen; nicht fährtenlaut sein, d. h. nicht eher und nicht anders laut werden, bis er sie wirklich im Gesichte hat.

Der wirklich gute Finder muß rein sein, d. h. er muß keine Wildart jagen und auf keine als auf Sauen, den Dachs ausgenommen, laut werden, weil sonst, während er laut mit etwas anderm fortgeht, jene rege werden und sich fortmachen.

Er muß endlich auch einen guten, hellen und starken Laut haben.

---

1) An einigen Orten heißt er Saubeller. Da aber der Jäger nie sagen soll: „der Hund bellt", so kann diese Benennung auch für eine gutwaidmännische nicht gelten. W.

§. 20. Obgleich beim Finder keine so förmliche Dressur wie beim Hühnerhund stattfindet, so ist doch eine gewisse Abrichtung nothwendig. Besitzt man nämlich einen von alten Findern gefallenen, oder sonst einen jungen Hund, welcher von den vorher angegebenen Eigenschaften diejenigen zeigt, welche er von Natur haben muß: Liebe zu den Sauen (die er an zahmen Sauen bald zeigen wird), Beherztheit und einen guten Körperbau, so macht man ihn, wenn er ein oder ein und ein halbes Jahr alt ist, leinenführig, d. h. man schleift die Fangleine durch den Ring an der Halsung, führt ihn täglich an derselben aus, und gewöhnt ihn durch häufiges Sprechen zur Aufmerksamkeit. Bei dieser Vorübung wird zugleich der Hund gewöhnt, neben, und auf das Wort „Zurück!" hinter seinem Führer zu gehen; denn ein Finder darf nicht an der Leine ziehen. So oft er dies versucht, muß ein Ruck mit derselben und zugleich der ebenerwähnte Zuruf ihn belehren, daß er gefehlt hat.

Hat man auf diese Weise dem jungen Hunde Gehorsam beigebracht, so wird er, anfänglich im Freien, gelöst und durch Reden und aufmunterndes Pfeifen zum Suchen aufgemuntert, aber nicht zu weit fortgelassen, sondern wenn er zu rasch sucht oder schwärmt, durch einen kurzen, gebietenden, immer gleichtönenden Pfiff, oder durch Rufen beim Namen kürzer gehalten. So bekommt er Gehör. Jagt er bei Gelegenheit einen Hasen oder irgendetwas anderes, so pfeife man ihm zu; hört er und kehrt um, so schelte man auf ihn, strafe ihn aber blos dadurch, daß er an der Leine gehen muß; hört er nicht, so muß die Strafe schon härter sein, indem man ihm eine Leine mit Knoten um den bloßen Hals legt und einigemal tüchtig daran ruckt. Will dies für die Folge keinen Eindruck machen, so muß freilich, nebst dem verstärkten Ruck, auch die Peitsche gebraucht werden.

Nach der Strafe behalte man den Hund wenigstens zehn Minuten lang an der Leine und löse ihn nie eher, als bis er freundliches Reden mit freundlichen Blicken erwidert.

Jagt er auf dem Felde nicht mehr, so bringe man ihn in lichte Vorhölzer, wo Reh-, auch wol Rothwild steht; begeht er hier den alten Fehler wieder, so wird die obenerwähnte Strafe so lange wiederholt und vermehrt, bis er ihn ablegt. Das Lautjagen auf der Fährte muß noch strenger geahndet werden als eine Uebereilung aus Hitze, wenn etwas vor ihm so herausfährt, daß er es äuget oder gewahrt.

§. 21. Hat man den jungen Finder so weit gebracht, daß er weder Rothwild und Rehe noch Hasen jagt, so ist der Zweck, einen reinen Finder aus ihm zu bilden, erreicht. Nun kommt es nur noch darauf an, ihn auf Sauen g u t z u m a c h e n. Die schicklichste Zeit hierzu ist der Spätherbst, weil in der Feistzeit jede Sau am besten sich stellt.

Fällt zeitig Schnee, so benutze man die Neue, um schwache Sauen einzukreisen, lasse dann den jungen Finder nebst einem ältern gutgeübten in gutem Winde suchen, eile, wenn sie stellen, hinan und suche so bald als möglich zu Schuß zu kommen.

Wollte man aber den noch ungeübten Hund nicht so lange, bis Schnee fällt, ohne Arbeit lassen, so lasse man einen alten Finder allein suchen und behalte den jungen so lange an der Leine, bis jener stellt, eile möglichst hinan und suche die Sau ins Gesicht zu bekommen, um ihre Stärke beurtheilen zu können. Ist es kein Schwein oder starker Keiler, so wird der junge Hund gelöst und, sobald auch dieser laut ist, geschossen.

Das erste mal bestrebe man sich, einen guten Schuß (auf oder dicht hinter das Blatt) anzubringen, damit die Sau nicht mehr weit fortgehe und womöglich im Gesicht der Hunde stürze; dadurch lernen sie todt verbellen und überhaupt ihren Beruf, die Sau aufzuhalten, bis der Jäger im Stande ist zu schießen, kennen. Beim Aufbrechen werfe man dem Finder immer Schweiß und Gescheide vor, um ihn genossen zu machen.

In der Folge schieße man, wenn der junge Hund mit dem alten zugleich sucht und eine Bache findet, diese waidewund (d. h. durchs Gescheide, ohne Lunge und Leber zu berühren). Sie wird dann fortgehen, das anhaltende Verfolgen aber die Hunde immer begieriger machen. Gut ist es sogar, wenn die Bache, sobald sie sich stellt, den jungen Hund annimmt und ein paarmal überrennt; dadurch wird er vorsichtig und doch nicht furchtsam, weil der alte ihn unterstützt.

Nach einiger Uebung dieser Art kann man den jungen Finder auch allein führen. In der Feistzeit und auf starke Sauen ist es indessen jederzeit gut, zwei Hunde zu lösen, weil sie sich unterstützen und einer den andern oft von gefährlichen Schlägen rettet.

Mehr als zwei Finder beim Birschen suchen zu lassen, ist immer schädlich; denn theils stellen sich die Sauen nicht leicht beim Anblick vieler Hunde, theils verhindern diese, indem sie beständig von allen Seiten angreifen, den Jäger am Schießen.

§. 22. Auch der Schweißhund ist oft, wenn eine Sau auf dem Anstand oder sonst nicht vor dem Finder angeschossen wird, unentbehrlich. Auf jeden Fall ist es aber gut, alle Finder nach der beim Rothwild angegebenen Methode, auch auf den Sauschweiß, aber nur auf diesen, zu arbeiten. Denn ein eigentlicher und guter Schweißhund hat für den Jäger zu viel Werth, um ihn bei der Arbeit auf Schwarzwild der Gefahr todtgeschlagen zu werden, auszusetzen.

§. 23. Die Einrichtung sowol des bestätigten als des nichtbestätigten eingestellten Jagens hat in der Hauptsache so wenig Abweichendes von

der, zu welcher dem Leser beim Edelwild Anleitung gegeben worden ist, daß ich mich hier, der Kürze wegen, in allem, was in der Folge nicht anders vorgeschrieben wird, auf das dort Vorgetragene beziehen zu können glaube.

Um durch Nachtfröste nicht am gehörigen Besuchen des zum bestätigten Saujagen gewählten Reviers und also am Bestätigen mit dem Leithund selbst nicht verhindert zu werden, könnte man dazu wol nur die letzten Tage des Monats October und die ersten des Monats November als schickliche annehmen. Alle andern eingestellten Jagen hingegen können selbst bei hartem Frost und bei Schnee erforderlichenfalls eingerichtet werden. Nur würde man sich dann des zu jedem Fuder Zeug gehörigen Frostbohrers und der Spitzhaue bedienen müssen, um vermittels beider die zum Eintreiben der Stellstangen nöthigen Löcher in den Erdboden zu machen.

Schon einige Wochen vor dem zum Jagen bestimmten Zeitpunkt muß man die Sauen in solchen Gegenden des Forstes, wo dieselben zu der Jahreszeit stecken und welche sich zugleich zur Stallung eignen, durch gutunterhaltene Fütterungen noch mehr zu concentriren suchen, weil diese Wildart sich nicht gern weit treiben läßt. Große, an freie Plätze grenzende Dickungen und Brücher werden dazu am passendsten sein; letztere aber nur dann, wenn entweder gar kein oder starker Frost vorher eingefallen ist; denn von der Zeit an, wo es zu frieren anfängt, bis zu der, wo der Boden so hart gefroren ist, daß die Sauen, ohne einzubrechen, darüber weggehen können, stecken sie sich in nassen, senkigen Theilen des Reviers nicht, und noch weniger lassen sie sich mit Gewalt dahin treiben.

Vor der Einrichtung eines eingestellten Jagens wird der zum Zwangtreiben, zur Kammer und zum Lauf gewählte District abgeschritten, nachdem die Stellflügel geräumt und bezeichnet, auch die Wege zum Transport des Zeuges gebessert sind. Dann sorgt man, wenn die Disposition zu den verlorenen Treiben, die Instructionen für die Jagdbedienten entworfen, und das Regemachen der entlegenern Dickungen und Heger durch Treibeleute angeordnet worden, für die Herbeischaffung des benöthigten Zeuges, mit Einschluß des Rolltuches und zweier Zwangtücher. Auch werden die Treibeleute, nebst den zu ihrer Führung bestimmten Jagdbedienten, aus den umliegenden Gegenden auf einen gewissen Tag verschrieben.

Diesen getroffenen Vorkehrungen zufolge wird jedem der entferntern, nicht ganz genau auf den Revieren bekannten Jagdbedienten, insofern sie verlorene Treiben, der schriftlichen Instruction gemäß, führen sollen, ein wohlunterrichteter, genau mit der Gegend bekannter Scheitschläger zugeordnet. Dann läßt man in der letzten Nacht zuvor, ehe das Jagen eingestellt werden soll, die verlorenen Treiben auf eben die Weise, wie beim Edelwild

gelehrt worden, aus allen umliegenden Forsten, selbst über die Felder nach dem Jagen herannehmen, sobald die Treiben aber am Jagen angelangt sind, die nöthigen Wehrfeuer anzünden und so lange unterhalten, bis es im Ganzen steht, d. h. völlig mit Zeug umstellt ist.

§. 24. Mitteltücher, auch dänisches Zeug genannt, und halbe Tücher werden, da das Schwarzwild nie überzufallen versucht, zum Umstellen des Zwangtreibens und der Kammer angewendet; zum Laufe und zum Rolltuch aber wählt man, des bessern Ansehens wegen, hohe Tücher.

Da die Schweine häufig Versuche machen, sich durch das Zeug zu schlagen, so muß das sämmtliche Zeug in vollkommen gutem Zustande sein. Wenn aber auch dies der Fall ist, so bleibt es noch immer räthlich, die Kammer mit Prellnetzen inwendig zu dupliren. Soll aber das Jagen ausgeschossen werden, so muß dies auch am ganzen Laufe, oder doch in den Ecken geschehen.

Lappen respectirt das Schwarzwild so wenig, daß sie nur im höchsten Nothfall, selbst bei den weitläufigsten Stallungen und allenfalls nur bei den verlorenen Treiben zu Wehrflügeln angewendet werden können; gut unterhaltene Wehrfeuer sind aber immer noch besser.

§. 25. Wenn das Jagen schon im Ganzen steht, so bleibt dem, welchem die Anordnung desselben obliegt, immer noch das Geschäft übrig, das Edel- und Damwild, nebst den Rehen, von den Sauen zu scheiden und aus der Stallung herauszuschaffen. Am sichersten erreicht er diesen Zweck, wenn er vor dem Rolltuch in der Kammer ein Treiben anlegt, dieses still bis an den Weg oder Flügel fortgehen läßt, welcher die Scheidelinie des Zwangtreibens von der Kammer ausmachen soll. Hier wird, wenn alles Wild über die Scheidelinie weg ist, das Zwangtuch unverzüglich vorgezogen. Wollen während des Treibens Sauen nach der Kammer zurück, so ziehen sich die Treiber auseinander und lassen sie durch; alles andere Wild muß vorwärts.

Nach erfolgtem Durchstellen des Zwangtuchs von einem Flügel des Jagens zum andern wird, wenn es aus hohem Zeuge besteht, die Unterleine durchaus auf Gabeln oder Mücken, welche so hoch über der Erde stehen, daß die Sauen füglich darunter weggehen können, gestellt. Bei einem Zwangtuch von dänischem Zeug oder von halben Tüchern nimmt man hohe Forkeln, an welchen, um sonst zu einer doppelten Lappstadt gebraucht zu werden, oben und in der Mitte ein Haken eingeschlagen ist, und läßt die Oberleine auf die obersten Haken heben.

Dann werden die Jagdleute am hintern Theil des Zwangtreibens angelegt und dazu angehalten, daß sie, möglichst geschlossen, langsam und still auf das erhöht stehende Zwangtuch zugehen. Die Sauen kriechen nun

unter demselben weg, stärkere Wildarten aber kehren um, und diese müssen ohne Hinderung zurückgelassen werden. Sobald man sich durch gleichmäßig wiederholte Treiben überzeugt hat, daß alle Sauen in der Kammer stecken, wird das Zwangtuch von den Gabeln oder Haken abgehoben und wie gewöhnlich dicht auf der Erde festgestellt. Zu gleicher Zeit werden im Zwangtreiben einige Tücher niedergelegt und durch die entstandene Oeffnung Hirsche, Thiere u. s. w. ins Freie hinausgejagt; dann aber läßt man, um Schweine, welche sich durchs Zwangtuch schlagen könnten, nicht aus dem Jagen zu verlieren, das niedergelegte Zeug wieder heben und feststellen.

§. 26. Der Lauf eines Saujagens, bei welchem die Sauen mit Schießgewehr erlegt werden sollen, wird hinten eckig gestellt, weil die Sauen die Winkel suchen und da stehenbleiben. Deshalb müssen auch die Schießschirme so gestellt sein, daß man aus denselben die Ecken mit der Büchse bestreichen kann.

§. 27. Beim Abjagen wird das Rolltuch nur so lange zurückgezogen, bis durch einige Treiber oder Jäger zu Pferde ein Rudel Sauen aus der Kammer auf den Lauf herausgebracht worden; dann läßt es der Befehlshaber sogleich wieder vorziehen.

Sind die auf dem Lauf befindlichen Sauen erlegt, die angeschossenen aber von den hinter den Schießschirmen angestellten Hatzen gepackt, so werden wieder andere herausgetrieben, bis man keine mehr im Jagen findet.

§. 28. Sollen die eingestellten Sauen auf dem Laufe gehetzt werden, so muß die ganze Stallung nach Maßgabe der vorhandenen Hatzenzahl, von einem Flügel zum andern, mehr Breite haben, als wenn auf dem Laufe geschossen werden soll. Auch findet man überall zur Einrichtung eines solchen breiten Jagens schickliche Plätze, ohne, wie es beim schmalen fast unvermeidlich ist, Stellflügel durchhauen lassen zu müssen.

Jede Dickung, denn nur in einer solchen dürfen Sauen eingestellt werden, ist gewöhnlich auf beiden Seiten und hinten von Fahrwegen begrenzt; diese sind denn zum Stellen der Zeugflügel zu benutzen.

Wäre das Jagen vorn am Laufe noch etwas zu schmal, so zieht man beide Zeugflügel da, wo der Lauf anfängt, stumpfwinkelig bis dahin auseinander, wo die Hetzschirme angebracht werden. Dies geschieht in einer Entfernung von 60—80 Schritt von der Kammer in gerader Linie, und so, daß die Schirme gleichweit auseinanderstehen. Hinter den Schirmen muß der Lauf sehr geräumig sein.

Bis das Abjagen seinen Anfang nehmen soll, wird der Lauf von der Kammer durch vorgestellte Quertücher getrennt; diese werden aber, sobald die Hatzen in die Schirme gezogen sind, aufgehoben und über die Seite geschafft. Dann werden die Sauen nach und nach aus der Kammer heraus=

getrieben, und diese Treiben, so lange als es der Herrschaft gefällig ist und Sauen sich zeigen, wiederholt.

§. 29. Unterhaltender für Theilnehmer, welche gern rasch reiten, wie für die Zuschauer, scheinen mir die Jagen, bei welchen vor den Quertüchern die Flügel der Kammer nur bis an die Schirme hinausgestellt sind, weil dann die Sauen im Freien gehetzt werden. Doppeltes Vergnügen aber gewährt es, wenn von einem Rudel mehrere Sauen den Hatzen entkommen und im Reiten mit einem Pistolenschusse erlegt werden dürfen.

§. 30. Wird mehrere Jahre nacheinander in einem Revier mit Zeug gejagt, oder hören die Sauen in der Kammer die außerhalb derselben gehetzten klagen, so hält es, selbst beim besten Winde, schwer, starke Sauen, vorzüglich Schweine, herauszubringen. Man lasse daher die ersten male nur mit der Hälfte der Mannschaft und still treiben, in der Folge verdoppele man die Zahl der Treiber und lasse sie laut gehen; will auch dies nicht helfen, so werfe man Schwärmer unter die umkehrenden Sauen, schieße, blos mit Pulver geladen, auf sie und vermehre den Lärm auf alle ersinnliche Art. Auch kann man sich, wenn die Sauen zwar vorwärts gehen, aber doch nicht aufs Freie herauswollen, oft dadurch helfen, daß man, wenn noch ein Querweg durch die Kammer geht, auf demselben ein Zwangtuch durchstellt und auf diese Weise das Treiben mehr ins Enge bringt.

Zum Beschluß, und um das letzte Mittel nicht unversucht zu lassen, werden die Zwangtücher niedergelegt, alle Jagdleute bis ans Ende des ganzen Jagens zurückgezogen, dort angelegt, Finder und Jagdhunde gelöst, und so geht das Treiben fort bis an die Schirme.

§. 31. Die wenigste Mühe und unbeträchtliche Kosten verursacht das Kesseljagen. Die ganze Einrichtung desselben besteht darin, daß man, wenn ein Rudel oder mehrere starke Sauen und Schweine in einem Bezirk des Reviers eingekreist oder mit dem Leithund bestätigt worden sind, diesen mit Zeug umstellt. Den Hatzen oder Schützen wird dann ein schicklicher Platz auf einer Wiese oder sonst auf einem freien Platz angewiesen und die Sauen ihnen zugetrieben. Daß da, wo geschossen wird, jeder Schütze gehörige Rücksicht auf die Sicherheit der Treiber und seiner Nachbarn nehmen muß und also nicht eher schießen darf, bis das Wild rückwärts ist, versteht sich von selbst. Ein solches Jagen kann, wenn Zeug in der Nähe ist, an jedem beliebigen Tage gemacht werden.

§. 32. In Revieren, wo mehrere Sauen stecken, wird dem raschern, rüstigern Jäger die Streifhatze, wie jede Jagd im Freien (als Gegensatz des eingestellten Jagens), das meiste Vergnügen gewähren.

Auch kann sie ohne weitere Vorbereitung stattfinden, wenn abends

zuvor den Jägern, Theilnehmern, und nach Befinden den Treibern die Stunde der Zusammenkunft auf einem gewissen Sammelplatz bestimmt wird.

Zu gleicher Zeit erhält der Aufseher im Jägerhof Ordre, sich etwa eine Stunde früher mit den Hatzen auf dem Sammelplatz einzufinden. Beim Auszug der Hatzen muß dahin gesehen werden, daß die Hatzleute nicht neben, sondern in gerader Linie hintereinander herziehen, damit die Hunde nicht zusammenfallen.

Diesen folgen in eben der Ordnung die Finderbursche, deren jeder drei bis vier zusammengekoppelte Finder führt. Auch sie müssen ihre Hunde der Farbe und dem Namen nach kennen, um sie, wenn von einem Ort zum andern oder nach Hause gezogen wird, annehmen zu können.

Nach den Hunden kommen die zum Heimschaffen der gehetzten Sauen und der geschlagenen Hunde bestimmten Wagen, und endlich beschließen die Leute, welche unter der Aufsicht eines Forstbedienten mit ihren angeschirrten Pferden die Sauen zusammenziehen sollen [1]), den Zug. Sobald er auf dem Sammelplatz angekommen ist, werden die nach den Nummern abgetheilten Hatzen und Finder in gerader Linie nebeneinander gezogen, sodaß sie nach der Gegend hin gekehrt stehen, wo die Herrschaft vorbeikommt. Weiter rückwärts halten die Wagen und Pferde. [2]) Werden Treibeleute dazu gebraucht, die Sauen auf die Hatzen zu bringen, so kommen auch diese hier zusammen; besser ist es aber auf jeden Fall, wenn die Jägerei zu Pferde dieses Geschäft übernimmt. Auch sie sowie diejenigen, welche auf Befehl oder mit Bewilligung dem Jagen beiwohnen, erwarten die Herrschaft auf dem Sammelplatz.

Wenn diese ankommt, werden die Hatzen entweder nach Gefallen oder durchs Los an diejenigen, welche selbige befehligen sollen, vertheilt und ihnen die Schirme oder Stände angewiesen, von denen sie sich, außer beim Hetzen, bis sie abgerufen werden, nicht entfernen dürfen.

Die Suche (der Theil des Reviers, aus welchem die Sauen herausgetrieben werden sollen) umlegt man, womöglich, rundum so mit Hatzen, daß eine die andere im Gesicht hat, und daß sie sich zu Hülfe hetzen können. Verstattet das Terrain diese Anordnung nicht, so wählt man für die Hatzen freie Plätze oder doch ganz lichtes, hohes Holz in gutem Winde. Im ersten Fall ist es gleichgültig, von welcher Seite her die Suche durchstreift wird; im andern aber muß es mit dem Winde geschehen. In derselben reiten die Jäger, gleichweit voneinander entfernt, langsam durch, feuern

---

1) Die Stränge werden bei diesem Geschäft hinter dem Gewehr oder den Haken durch und um das Gebreche der Sauen geschleift. W.

2) Ebenso geordnet wird auch beim eingestellten Jagen alles, bis die Herrschaft ankommt. W.

die Finder an und bemühen sich, sobald diese laut werden, die Sauen auf die Hatzen zu bringen.

Stellt sich ein Schwein vor den Hunden, so hält die Suche an, und die Jägerei bläst, wenn sie Hörner führt, oder juchet, damit der Herr entweder mit seiner Hatze heranziehen und auf den Keif hetzen [1]) oder selbiges mit der Büchse erlegen kann.

Oft vergehen Stunden, ehe alle Sauen herauskommen; sind aber keine mehr in der Suche, so werden die Finder angenommen, mit den Treibern oder Reitern herausgezogen, die Hatzen abgerufen und dasselbe Verfahren in einem andern Bezirk wiederholt.

Im Dessauischen ist mir der Fall mehrmals vorgekommen, daß bei einer oder bei zwei Suchen der ganze Tag recht angenehm verfloß. So wurden dort in einem District von mäßiger Größe, der graue Steinhau genannt, vor ungefähr 32 Jahren binnen sechs Stunden 86 Sauen, von der Hatze des Kammerherrn v. Lattorff aber, bei welcher ich hielt, allein 26 Stück und darunter drei Schweine gefangen.

§. 33. Das Birschen wird bei den wilden Sauen fast durchgängig so betrieben, wie bei den andern Hochwildarten.

Doch würden zwei Jäger wol meistentheils es vergeblich versuchen, Sauen, wenn sie nicht im Gebräche stehen, sich zuzutreiben. Trifft man sie aber abends oder morgens an einem Ort im Gebräche an, wo die Umstände es nicht erlauben ihnen anzuschleichen, so stellt ein Schütze sich auf dem muthmaßlichen oder bekannten Wechsel in gutem Winde vor; der andere aber nähert sich ihnen auf einem Umwege und sucht sie durch Abbrechen einiger trockenen Aeste rege zu machen und auf den Vorstehenden zuzubringen.

Der Birschgang ist bei dieser Wildart, welche zwar sehr leise vernimmt und ebenso scharf wittert, dagegen aber schlecht gewahrt, insofern der Jäger jedes Geräusch vermeidet und bei der Annäherung stets in gutem Winde bleibt, mit geringern Schwierigkeiten verbunden als bei anderm Hochwild.

§. 34. Eine eigene und zugleich die nützlichste und angenehmste Art, die Jagd auf Sauen zu betreiben, ist die Suche mit dem Finder; theils weil sie, wenn der Hund gut ist, selten fehlschlägt, theils weil man aller weitern Beihülfe entbehren kann.

Mit seinem Hund an der Leine zieht der Jäger unter dem Winde in eine Gegend des Reviers, wo er Sauen vermuthet, löst ihn vor dem Dickicht und zieht sich, während der Hund sucht, da vor, wo er, wenn sie

---

1) d. i. dem Laut der Finder sich nähern und entweder, wenn die Hatzhunde das Schwein erblicken oder durch ihre Begierde zeigen, daß sie den Keif (Laut) hören und verstehen, sie lösen. W.

sich nicht stellen wollten, deren Durchbruch muthmaßen kann; oder er geht auf einem Weg oder Wildsteg mit durch, muntert den Hund von Zeit zu Zeit durch beliebiges, aber immer gleiches Pfeifen auf und erwartet das Lautwerden desselben.

Stellt sich die Sau, so springt er vorsichtig, in gutem Winde, jedoch nie von vorn, heran und schießt sobald als möglich, um den Hund dem Schlag eines Keilers oder Schweines nicht länger auszusetzen, als es unumgänglich ist. Geht sie verwundet mit dem Finder fort, so ladet er möglichst schnell sein Gewehr und folgt dem Keif (dem Laut); stellt sie sich wieder, so ist nächst verdoppelter Eile Behutsamkeit nöthig; denn selbst die schwächere angeschossene Sau versteht keinen Spaß.

Auch mehrere Schützen können an dieser Jagd theilnehmen; nur muß es ihnen zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht werden, ihren Stand selbst dann nicht zu verlassen, wenn der Hund nur 50 Schuh vor ihnen im dicken Holze stellt. Dies ist deshalb nothwendig, weil ein geübter, vorsichtiger und auf dem Revier bekannter Jäger mit dem Finder durchs Dickicht gehen muß, um sobald als es sich thun läßt, vor dem Hund schießen zu können. Bei aller Behutsamkeit könnte dieser den vom Stand Gewichenen durch seinen Schuß unglücklich machen, oder durch den des andern es werden.

Nur dann kann eine Ausnahme stattfinden, wenn die Sauen durch die Schützen brechen und vom Finder verfolgt werden, ohne daß der mit demselben durchgehende Jäger zu folgen vermöchte. In diesem Fall kann einer der zunächst Vorstehenden seine Stelle ersetzen.

Fast unnöthig ist die Bemerkung, daß jede andere Rücksicht wegfällt, wenn der Jäger, welcher den Finder unterstützen muß, von einer starken Sau angenommen, um Hülfe ruft. Aber auch in diesem Fall müssen nur die zwei Nächststehenden ihm Beistand zu leisten oder Rettung zu verschaffen suchen, ohne voneinander zu weichen und Gefahr zu scheuen. So will es Pflicht und Menschenliebe!

Im allgemeinen hat jedoch die Finderjagd, wenigstens für den bloßen Jagdliebhaber, auch ihre Schattenseite. Ich meine die nicht zu leugnende Gefahr, wenn ein angeschossenes Schwein den Jäger annimmt, und die mit dieser Jagd fast immer verbundene körperliche Anstrengung. Beides darf der Waidmann weder fürchten noch achten, sondern er muß seinem Hunde rasch und überallhin folgen, solange seine Kräfte es irgend verstatten. Deshalb ist es gut, wenn er sich täglich im Laufen übt; übereilt er sich dann bei vorkommenden Fällen im Anfang nicht, so wird er einen mäßigen Trab unglaublich lange fortzusetzen vermögen.

§. 35. Auch die erlegte Sau wird, wenigstens beim Birschen, verbrochen, und zwar so, daß das Ende des Bruchs beim S c h w e i n und

Keiler nach dem Gewehr hin und die Spitze hinterwärts, bei der Bache aber gerade umgekehrt gelegt erscheint.

§. 36. Beim Aufbrechen des Schwarzwildes schärft man an vielen Orten den Hals gar nicht auf, sondern Luft- und Speiseröhre werden, wenn das Schloß und der Leib bis zur Brust aufgeschärft sind, inwendig abgelöst. Ich bin der Reinlichkeit wegen so verfahren:

Ich machte unter dem Drosselknopf nach der Brust zu einen Einschnitt bis auf die Speiseröhre, trennte diese mit dem Daumen vorsichtig von der Luftröhre und löste jene von dem Drosselknopf ab. Dann faßte ich mit der linken Hand den Schlund, löste auch ihn an eben der Stelle ab und verknotete ihn wie beim Edelwild.

Das Kurzwildbret wird gleich ausgelöst, ist aber in der Brunftzeit nicht genießbar.

§. 37. Das Zerwirken und Zerlegen fängt man mit dem Ablösen des Kopfs, an welchem die Haut bleibt, an. Oben, drei Finger breit hinter dem Gehör nämlich, macht man einen Einschnitt und schärft ringsum den ganzen Hals, in gerader Richtung durch, bis auf den Halsknochen. Dann dreht man den Kopf, am Gehör gefaßt, ab. [1])

Noch ist zu bemerken, daß bei der Sau die Schwarte nirgends mit dem Daumen abgestoßen werden kann; man muß sie daher Strich vor Strich abschärfen.

An manchen Orten gehören die Wammen zum Jägerrecht. Diese werden von den Keulen bis zur Brust abgelöst und hier mit dem Blatt durchgeschlagen.

Uebrigens verfährt man in allem wie beim Edelwildbret.

§. 38. Auch Sauen werden zuweilen mit einer Meute, die aus englischen oder französischen Jagdhunden besteht, parforce gejagt. Da das meiste, was über diese Jagdart auf Hirsche gesagt worden, auch hier anwendbar ist, so beziehe ich mich auf das dort Angegebene.

Die Parforcejagd auf Sauen ist in manchem Betracht mit mehrern Schwierigkeiten verbunden als die auf Hirsche, weil die angelegte Sau während der Jagd nicht so leicht zu erkennen ist, wenn sie sich nicht durch die Farbe besonders auszeichnet, auch Brücher und Dickungen sucht, wo man zu Pferde nicht folgen und sie daher nicht immer und oft genug beobachten kann.

Schweine, dreijährige Keiler und starke Sauen überhaupt legt man nicht gern an, weil sie sich zu früh stellen und der Meute sehr gefährlich werden.

---

1) Da, wo die Sauen nicht abgeschwartet, sondern nach dem Aufbrechen ganz gesengt werden, folgt dem Sengen das Zerlegen. W.

Das Stoppen kann in weniger Fällen stattfinden, da die Sau nie oder selten Retouren macht.

Eine schwache, nicht feiste, läuft oft vier bis fünf Stunden vor den Hunden. Sobald die Sau sich stellt, wird die starke gemeiniglich todtgeschossen, die schwache abgefangen, keiner aber die Hesse abgeschlagen.

Zum Schluß füge ich noch den Rath hinzu, daß jeder, der Sauparforcejagden beiwohnen muß oder will, sich mit der jeden Orts üblichen Einrichtung und Jägersprache vorher bekannt mache, da diese hin und wieder von der bei der Hirschparforcejagd gewöhnlichen abweichen kann, mir aber, ich gestehe es, nicht genau bekannt ist.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Erstes Kapitel.

Das Birkhuhn.

Tetrao Tetrix *L.* [1])

§. 1. Die im ersten Kapitel der zweiten Abtheilung der hohen Jagd bemerkten waidmännischen Ausdrücke bleiben auch auf alle zur Mitteljagd gehörigen Federwildarten anwendbar.

§. 2. Die Benennung Birkhuhn bezeichnet die ganze Federwildart, ohne Rücksicht auf Geschlecht.

Der Birkhahn (das Männchen) ist unter verschiedenen Namen bekannt. Die gewöhnlichsten derselben sind: kleiner Auerhahn, Heidehahn, Laubhahn, Spiel- oder Spillhahn, Mohshahn, Brennhahn und Schildhahn. Die Birkhenne heißt an einigen Orten auch Kurre. Die Engländer nennen den Birkhahn Schwarzwild, die Henne Grauwild.

§. 3. Wie das Auergeflügel gehört das Birkhuhn zur Gruppe der

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1785. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 2. Meyer und Wolf, Taschenbuch der deutschen Vögelkunde, I, 295. W.

Waldhühner (Tetraonidae), der Ordnung der hühnerartigen Vögel (Gallinaceae).

Man findet es in den Waldungen der nördlichen Länder und in den Gebirgsgegenden der gemäßigten Zone der Alten Welt; in Europa südlich bis in die Apenninen.

In solcher Menge, wie in einigen Gegenden Englands, in Schottland, Norwegen, Schweden, in Podolien, Litauen, Kur- und Estland, besonders in Volhynien und in der Ukraine, wird es in Deutschland nicht angetroffen; aber ganz unbekannt ist es fast in keinem deutschen Lande. [1] In Thüringen gibt es weniger Birk- als Auergeflügel; so auch in Franken.

Bei den verhältnißmäßig nicht langen Flügeln des Birkgeflügels (sie reichen zusammengelegt nur bis auf ein Drittheil des Schwanzes herab) ist doch der Flug schnell, und, wenn nicht sehr starkes Regenwetter einfällt, das ihm das Fliegen fast unmöglich macht, hebt es sich augenblicklich ziemlich hoch, fällt auch nicht sobald wieder ein. Der Lauf desselben ist so schnell, daß ein rascher Hund zu thun hat, wenn er es im Holz einholen will.

Wild, schüchtern, scharf gewahrend, auch fein vernehmend und witternd, flieht es den Menschen und vorzüglich den Jäger meist schon in großer Ferne. [2]

§. 4. Der Birkhahn ist 22 bis 26″ lang und von einer Flügelspitze bis zur andern 33 bis 36″ breit.

Der kurze, 1″ lange, kolbige, gekrümmte, schwarze Schnabel ist an der Wurzel und an den rundlichen Nasenöffnungen mit einem schwarzen Federrand besetzt. Wie beim Auerhahn sind die Augen, welche einen bläulichen Stern haben, mit einem hochrothen warzigen Hautstreif umgeben, dessen Größe sich aber nicht zu allen Jahreszeiten gleich ist.

Kopf und Hals erscheinen glänzend-stahlblau, der vordere Theil des Rückens schwarz, der hintere schwarzblau gefiedert, so auch der Steiß, nur ohne Glanz. Die Federspitzen sind hier weiß punktirt. Die schwarzblaue Farbe an den letzterwähnten Theilen breitet sich bei zunehmenden Jahren immer mehr über den Rücken aus.

Der Schwanz besteht aus 16, nach andern Beobachtungen aus 18 Ruder-

---

1) Die in neuerer Zeit auffallende Abnahme des Birkwildes in Gegenden, in denen es früher in weit größerer Menge vorkam, ist in den meisten Fällen eine Folge des unwaidmännischen, ja unsinnigen Verfahrens, blos um einen thörichten Jagdkitzel zu befriedigen, im Frühjahr jeden balzenden Hahn abzuschießen. In manchem Revier, in dem mit dem Abschusse der balzenden Hähne rationell vorgegangen wird, vermindert das kleine Raubzeug das Birkwild sehr beträchtlich, und ich bezeichne als einen der größten Feinde dieser edeln Wildgattung das Wiesel, das in tausenden von Fällen vom Jäger unbemerkte und ungeahnte Verwüstungen unter den Birkhühnern anrichtet. T.

2) Das Birkhuhn läßt sich äußerst schwer zähmen, auch wenn es glückt, dasselbe noch sehr jung einzufangen. Einen wol einzig dastehenden Fall eines gezähmten Birkhuhns theilt Oberförster Schönbach in der Jagdzeitung, 1861, S. 398, mit. T.

federn, wovon die mittelsten am kürzesten, die letzten und längsten aber stark nach außen bogenförmig gekrümmt sind. Die Farbe der ersten ist schwarz, weiß gerändert, die der folgenden ganz schwarz, und die der letzten schwarzblau.

Die obern kleinen Deckfedern der Flügel sind schwarz. Auf jeder Schulter bemerkt man einen dreieckigen weißen Fleck. Die Grundfarbe der übrigen Schulter- und Flügeldeckfedern ist rostbraun. Einige der letztern haben weiße Spitzen, durch welche auf jedem Flügel zwei weiße Querbänder gebildet werden.

Jeder Flügel besteht aus 26 gelbbräunlichen, mit Dunkelbraun durchmaserten, einwärts gekrümmten Schwungfedern.

Die Brust und der Unterleib sind schwarz, die Deckfedern der Unterflügel weiß.

Unter dem Schwanz bemerkt man in den ersten Jahren einen ganz weißen Fleck, welcher aber im höhern Alter mit schwarzen Federn untermischt erscheint.

Schenkel und Füße sind bis an die schwarzen, kammartig ausgezackten Zehen mit kurzen, weißgrauen, dunkelbraun gefleckten Federn bedeckt. Bei den einjährigen Hähnen ist der Kopf, das Rücken- und das Deckgefieder des Schwanzes rostfarben gesprengt. [1])

§. 5. Die Birkhenne ist merklich kleiner als der Hahn, und die Farben des Gefieders sind bei ihr weniger schön als bei ihm. Der Schnabel ist schwarzgrau, der Hautring um die Augen kleiner, nur grauröthlich.

Das auf dem Grund meist braune Gefieder ist mit schwarzen, roströthlich geränderten Flecken besäet, welche auf dem Rücken am größten, am Kopfe und Halse kleiner, und an den gleichfalls bis an die schwarzgrauen Zehen befiederten Schenkeln und Füßen am kleinsten sind. Auf den Schultern bemerkt man auch einen weißen Fleck, er ist aber kleiner als beim Hahn.

Ueber jeden Flügel verbreitet sich nur ein weißes Querband. Die Schwungfedern sind schwarzgrau, hin und wieder ins Röthliche schillernd.

Der Schwanz ist weniger lang und nicht so gabelförmig nach außen gebogen, als bei jenem. Auf den braunen Ruderfedern zeigen sich schwarze, ins Rostfarbene verlaufende Querstriche. Die Bauchfedern sind, wie die unter dem Schwanz, weiß und haben schwarze Querlinien.

§. 6. Die Balzzeit fängt zu Ende des Monats März oder in den ersten Tagen des April an und dauert sieben bis acht Wochen.

Wo das Birkgeflügel häufig ist, versammelt sich gleich mit Eintritt

---

1) Ganz weiße oder stark weißgefleckte Birkhühner hat man an der bairisch-böhmischen Grenze gefangen. T.

derselben auf erhabenen, ruhigen, mit Heidekraut bewachsenen, mit Sümpfen umgebenen, hin und wieder mit einzelnen Birken bewachsenen Lehden eine beträchtliche Anzahl Hähne, deren rother Augenrand jetzt breiter als gewöhnlich und angeschwollen erscheint.

Mit gesträubtem Gefieder und radförmig ausgebreitetem Schwanz treten sie gravitätisch auf den gewählten Balzplätzen in der Morgendämmerung untereinander herum und scheinen zum Kampf sich herauszufordern. Possierliche Sprünge sind das Vorspiel zu demselben. Bald wird er allgemein und fortdauernd, bis die meisten und weniger rüstigen, für welche an dieser Stelle nichts zu hoffen ist, sich entfernt haben. Gleich nach erfochtenem Siege steigen die tapfersten Kämpfer auf einen birkenen Stamm, oder auf die erhabensten Stellen des Balzes. Da geben sie ihre zärtlichen Triebe durch helltönende, kurze, tertienweise steigende und fallende Töne, welche fast wie Frau erschallen, zu erkennen. An diese schließt sich das Final des Balzlautes gurgelnd und kollernd.

Die in der Nähe schon versammelten Hennen antworten mit einem nur ihnen eigenen, kurz abgebrochenen, leise gackernden Ton, ziehen sich, der wiederholten Einladung der Hähne zufolge, immer näher heran und erwarten mit Resignation die ihren Reizen gebührende Huldigung.

Unter diesen Schönen wählt der Hahn, indem er ihnen entgegenfliegt und bei denselben vorbeistreicht, zwei bis drei Favoritinnen, welche er jeden folgenden Morgen auf die nämliche Art ruft, sich ihnen durch zuvorkommende Galanterie gefällig zu machen sucht und dann in vollstem Maße genießt, was ihm, als dem Gatten, gebührt. [1])

§. 7. Die befruchteten Hennen ziehen sich einzeln von den Balzen in dichtes Gebüsch oder hohes Heidekraut zurück, bauen auf der Erde aus dürrem Reisig ein kunstloses Nest, legen acht, zwölf bis sechzehn schmuzig weißgelbe, rostfarbig punktirte Eier, welche nicht ganz so groß, aber etwas länglicher sind als die der Haushenne, und brüten sie, ohne Mitwirkung des Hahns, in vier Wochen aus. Entfernt sich die Henne vom Nest, so verdeckt sie die Eier sorgfältig mit dem ums Nest herumliegenden trockenen Geniste.

§. 8. Das junge Birkgeflügel fängt schon an mit den Flügeln zu

---

1) Birkwild und Auerwild begatten sich zuweilen fruchtbar. Die Bastarde wurden eine Zeit lang als eine eigene Species unter dem Namen Mittelhuhn oder mittleres Waldhuhn (Tetrao medius) in den Systemen aufgeführt. Der männliche Bastard ist etwas kleiner als eine Auerhenne, hat einen ziemlich dicken Kopf, keine nach auswärts gebogene Schwanzfedern. Die Körperfarbe ist schwarz mit blauem Schiller, die Flügel sind schwarzbraun. Diese Bastarde sind unter dem Namen Rackelhähne bekannt. Sie fallen auf die Balzplätze der Birkhühner ein, vertreiben die weit schwächern Birkhähne und balzen stark; ob sie aber mit Birkhennen sich fruchtbar begatten, ist bisjetzt noch eine ungelöste Frage. Im hohen Norden werden Rackelhähne zuweilen geschossen, sehr selten aber in der Schweiz und in Oesterreich. In der Balzzeit 1861 erlegte Prinz Emil zu Fürstenberg auf der Herrschaft Pürglitz in Böhmen einen Rackelhahn. T.

schlägen, auch Versuche im Hüpfen und Springen zu machen, nachdem es 14 Tage dem Ei entschlüpft ist. Erst in der siebenten Woche gelingt es ihm, sich von der Erde zu erheben und mit den Müttern, in deren Gesellschaft es bis zur folgenden Balzzeit bleibt, auf Baumäste zu steigen. Junge Birkhähne werden schon mit Ende Juli an dem schwarzen Gefieder bemerkbar. Vom Herbst an wird auch der Augenring immer intensiver gefärbt.

§. 9. Schon die Benennung Birkhuhn bezeichnet denjenigen Waldbestand, in welchem, vorzüglich wenn er von Lehden begrenzt oder durchschnitten ist, diese Federwildart den größten Theil des Jahres hindurch Stand zu halten pflegt. Selten trifft man jedoch das Birkgeflügel außer der Balzzeit genau auf einem und demselben Stande wieder, aber weit entfernt es sich freiwillig nicht davon. Nur im Winter zieht es sich in Nadelholzdickungen, wo es deren gibt, zurück; sonst liebt es mehr die Vorhölzer, weil es von da aus auch die nahegelegenen Felder besuchen kann.

In der Mauserzeit, welche im Juni eintritt, verbirgt es sich im dichtesten Laubholz; gewöhnlich in nassen Gegenden.

Selten findet man es vereinzelt, sondern es fällt fast immer flugweise ein.

Seine Aesung besteht, je nach der Jahreszeit, in Knospen und Zäpfchen der Birken, Haseln, Weiden und Erlen, in Him- und Brombeeren, Heidel-, Kron-, Eberesch- und Wachholderbeeren, welche letzten an Orten, wo es deren gibt, ihre Winterkost ausmachen. Auch liebt es die Knospen des Heidekrauts und die Früchte des Pfaffenpfötchenholzes. Nicht minder angenehm sind ihm Weizen- und Haferkörner, Eicheln, Bucheln und der Same von Nadelhölzern. Meisterhaft beraubt es die Spitzen junger birkener Aeste der Schale. Auch sind ihm Ameiseneier, Käfer und Insekten willkommen, und dies ist die Aesung, welche die alte Henne den Jungen zuerst anbietet und suchen lehrt. Der Genuß von Kirschen und Erbsen soll ihm den Tod schnell zuziehen.

In sehr kalten Gegenden soll das Birkgeflügel sich zuweilen verschneien lassen und unter dieser Decke die härteste Winterzeit hindurch, ohne Nahrung, unbeweglich liegen bleiben. [1])

Das Birkhuhn gewahrt scharf und ist in der Regel sehr scheu.

---

1) Infolge gefälliger Mittheilung des königlich schwedischen Oberjägermeister J. A. v. Ström zu Djursborg bei Stockholm vom 3. Februar und 16. Juni 1820 soll sich das Birkgeflügel in dortiger Gegend verschneien lassen, und zwar so, daß es unter dem Schnee acht bis zehn Tage anhaltend liegen bleibt, worauf man aus der Menge von Losung, welche sich in den Schneelöchern, in denen die Birkhühner ruhten, schließen kann. Eine Verwechselung mit dem Schneehuhn kann nicht stattfinden, weil in der Umgegend Stockholms gar keine Schneehühner vorkommen, sondern aus Norrland dahin geliefert werden.

Sonst wurden von den verschiedenen Arten der Gattung Waldhuhn (Tetrao) 2–300000 Stück alljährlich nach Stockholm gebracht. In den letzten Jahren hat die Lieferung nur beiläufig 100000 Stück betragen, und also eine sehr bedeutende Verminderung in Rücksicht sämmtlicher Waldhühnerarten stattgefunden. W.

§. 10. Das junge Birkgeflügel hält man für eine vortreffliche Speise, und selbst das alte ist sehr schmackhaft, wenn es wie das Auergeflügel zubereitet wird. Am Baikalsee soll es oft so feist werden, daß es sich gar nicht zu heben vermag. In Finland dient es als Wetterprophet. Denn wenn es sich im Winter in die Nähe der Dörfer zieht, hält man dies für eine Anzeige von stürmischer Witterung. Auch soll das gutes Wetter bedeuten, wenn es in den Gipfeln der Bäume steht; schlechtes aber, wenn man es auf den untern Zweigen findet.

§. 11. Die Jagd auf Birkgeflügel wird in der Balzzeit sowol als im Herbst und Winter auf mancherlei Art betrieben.

Um ihm während der erstern Abbruch zu thun, errichtet man an den Balzen zu Anfang des Monat März gut verkleidete kleine Hütten, um sich in diesen, ehe der Tag anbricht, verbergen und während die Hähne in der Morgendämmerung balzen, sie schießen zu können. Vorzüglich muß man sich dieses Mittels in Stangenvorhölzern und auf freien Plätzen bedienen, dagegen in jungen Schlägen der Jäger oft Gelegenheit findet, die auf der Erde stehenden Hähne, indem sie laut sind, zu beschleichen. Doch hält der Birkhahn nicht jeden Morgen gleichen Stand wie der Auerhahn; auch gewahrt er selbst während des Balzens sehr scharf, sodaß er vor dem Ausbruch des gurgelnden und kollernden Schlußlauts, selbst wenn er auf der Erde steht, selten und nur bei großer Behutsamkeit des Jägers, auf Bäumen stehend, niemals sich beschleichen läßt. Wem das Talent zutheil ward, sehr verschiedenartige Töne mit der Stimme nachzuahmen, der wird diese Kunst mit Erfolg dazu benutzen können, Birkhähne in der Balzzeit auf das Gelocke zu schießen. Es kommt hierbei alles darauf an, daß der Schütze nach vorgängiger höchst vorsichtiger Annäherung an den Balz (in tiefer Morgendämmerung und währenddessen, daß die zunächststehenden Hähne eifrig kollern), in möglich heimlichem Versteck den Balzlaut des Birkhahns nach allen Modulationen, besonders nach denen, in welchen er vom nächststehenden Hahn her ertönt, mitunter auch das leise Gackern der Henne täuschend nachzuahmen verstehe. Diesem Gelocke nähert sich der Hahn, wenn er auf dem Baum balzte, meist im Fluge, wenn er aber auf dem Boden balzte, laufend, ziemlich sorglos, und er kann dann in gehöriger Schußweite erlegt werden.

In Gegenden, wo es viel Birkgeflügel gibt, muß die vorzüglich in Kurland, Liv- und Estland gebräuchliche Pulwanen- [1]) oder Hüttenjagd den meisten Vortheil und das größte Vergnügen gewähren. Zuvörderst errichtet

---

1) Gewöhnlich hat man sonst Balbahnen- oder Balphahnenjagd geschrieben. Da Petri in seinem öfter angezogenen Werke über Estland den Ausdruck Pulwan gebraucht und ihn aus dem Russischen herleitet, so glaube ich ihm folgen zu müssen. W.

man zu diesem Behuf, im Frühling an den Balzen, im Herbst aber an solchen Orten, wo das Birkgeflügel am häufigsten steht, kleine pyramidenförmige, mit Zweigen belegte Hüttchen über in die Erde gegrabenen Schießlöchern. Auf den in der gehörigen Schußweite stehenden Birken werden mehrere an Stangen befestigte Pulwanen, d. h. ausgestopfte Birkhähne, oder aus schwarzem Filz oder Tuch verfertigte Nachgestaltungen, an welchen scharlachfarbene Tuchläppchen die Stellen der rothen Augenringe einnehmen, vor Tagesanbruch aufgestellt; der Schütze aber verbirgt sich im Hüttchen.

Sobald im Frühling, besonders zu Anfang der Balzzeit, die Hähne Pulwanen erblicken, stoßen sie darauf und fallen auf den nächsten Zweigen ein, und so werden an einem Morgen oft mehrere geschossen.

Um Birkhähne lebend einzufangen, welche noch besser als Pulwanen zur Hüttenjagd angewendet werden können, würde man wohlthun, wenn man starke Leimruthen um die ausgestopften herum anlegte. Der eifersüchtige Birkhahn würde seinen vermeinten Nebenbuhler bekämpfen wollen und so an den Leimruthen hängen bleiben.

Im Herbst machen einige Reiter das in der Gegend, wo die Pulwanen errichtet sind, stehende Birkgeflügel vorsichtig rege und treiben es auf die Schießhütte zu. Auf den umstehenden Birken fällt es dann häufig ein, und oft kann man mehrere Stücke auf einen Schuß erlegen.

Um das junge Birkgeflügel zum Schuß oder in Stecknetze zu bekommen, bedient man sich, wenn es fangbar ist, einer Lockpfeife, welche aus dem stärksten Flügelknochen eines Habichts, wie eine Meisenpfeife, verfertigt wird. Gut verborgen, ahmt man mit dieser den Laut nach, welcher den Jungen abgemerkt werden muß; sobald selbige ihn hören, nahen sie sich eilig laufend, verirren sich in die Netze oder werden geschossen.

Auch manche alte Henne wird das Opfer dieser Täuschung, indem sie den erkünstelten Laut für den verirrten Jungen hält und sich lockend heranzieht.

Auch hält das Birkgeflügel in der Jugend und bei frischgefallenem Schnee fast immer, bei nasser, stürmischer Witterung nur zuweilen den Hühnerhund aus. Aber so wahrscheinlich ich es auch finde, daß dieser solches bei sehr starkem Regen im Laufen auf freien Plätzen zu fangen vermag, so habe ich davon doch die Erfahrung im dichten Holz nie gemacht.

Zum Fang bedient man sich auch auf mit Heidekraut bewachsenen Lehden häufig der Schlingen, welche durch ein zollstarkes Querholz gezogen, mit demselben aber auf hölzernen, in die Erde eingeschlagenen Gabeln festgebunden werden. Sie müssen jedoch im Frühling etwas höher hängen als im Herbst. Unter den Schleifen streuet man Weizen, Beeren und vorzüglich Ameiseneier umher. Waidmännisch ist indessen diese Fangart nicht und daher überall, wo eine Jagdordnung existirt, mit Recht verpönt.

Ferner schlägt man 6 bis 8′ lange Stäbe so in die Erde ein, daß dadurch ein oben 6′, unten aber 2 bis 2½′ im Durchmesser haltendes Rundtheil gebildet wird. Mitten in demselben richtet man eine etwas höhere, senkrechtstehende Stange auf, an welcher man eine in der Mitte durchbohrte, zwei Ellen lange Wippe (eine sich leicht auf- und niederbewegende Querstange) an einem runden glatten Stift horizontal anhängt. Etwa 6″ weit von der Wippe entfernt und in gleicher Höhe mit derselben legt man einen Stab über den äußern Rand des Rundtheils hinaus und macht ihn unbeweglich fest. Wenn nun ein Birkhuhn auf diesen steigt und die auf der beweglichen Stange befestigte Körnung erblickt, wird es, um sie zu erhaschen, auf die Wippe treten und, indem diese sogleich herunterkippt, auf den Grund des Rundtheils fallen, von dem es sich, wegen Mangels an Raum, nicht wieder erheben kann.

An Hafer- und Buchweizenfeldern soll diese Vorrichtung gute Dienste leisten, wenn man von jenen Früchten und von denen des Pfaffenpfötchenholzes etwas zur Körnung anwendet.

Die Meschtscharäken fangen das Birkgeflügel im Winter, nach Bechstein, ungefähr auf folgende Art:

An den Standorten desselben legt man Stangen, an welche Getreide- und Ebereschbeerbüschel zur Lockung angebunden werden, horizontal auf gabelförmige Pfähle. Zwischen diese stellt man am Boden spitz zulaufende, wie die sogenannten Fischreusen geformte Körbe, auf deren Oeffnung ein geflochtener Teller an einer leicht beweglichen Spille so gelegt wird, daß, wenn der Teller auch niedergedrückt wird, er in die horizontale Lage von selbst zurücktritt. Sobald ein Birkhuhn, um der Kirrung habhaft zu werden, den Teller berührt, fällt es in den Korb.

Endlich soll man sich auch des Nachts bei Schneewetter der Decknetze zum Fang bedienen können, indem zwei Personen mit Feuerbränden oder Fackeln an Orte gehen, wo Birkgeflügel steht. Blind soll es auf den Schein des Lichts zufliegen, dicht bei dem Jäger einfallen und mit dem Netz bedeckt werden können.

Zweites Kapitel.

Das Haselhuhn.

Tetrao Bonasia *L.* [1])

§. 1. Wenn mehrere Haselhühner hinter- und nebeneinanderziehen oder beisammenliegen (man sagt nicht stehen oder sitzen), so nennt man diese Gesellschaft eine Kette, solange aber die Henne ihre Jungen allein bei sich hat, ein Volk.

Sie spissen, d. h. sie rufen sich während der Balzzeit zusammen. Sie werden gespissen, wenn man sie durch Nachahmung dieses Rufes lockt.

Sie bisten, indem sie sich außer der Balzzeit rufen, und werden dann auch gebistet..

§. 2. Das Haselhuhn ist auch unter dem Namen Rothhuhn oder Jerpe bekannt.

Alle gebirgige Waldungen von Europa haben es aufzuweisen. Selten findet man es im Harz, häufiger tief im Thüringerwalde; in Baiern, Oesterreich, Polen, Litauen, Norwegen, Lappland und an dem mit Wald bedeckten Fuße der Alpen, Apenninen und des Riesengebirges in Menge. Da, wo der untere Mainkreis des Königreichs Baiern an das Hessische grenzt, ist es häufiger als das Birkhuhn. In Sibirien findet es sich bis jenseit der Lena.

Es gehört zu den hühnerartigen Vögeln und zu der nämlichen Familie wie das vorhergehende.

Der Flug desselben ist ziemlich schnell und mit einem weit hörbaren Getöse verbunden; hoch in die Luft kann es sich aber wegen des Baues seiner Flügel nicht heben. Es bewegt sich verhältnißmäßig schneller im Laufen als im Fluge.

Es ist weniger scheu als das Auer- und Birkgeflügel, doch immer auf seiner Hut, um sich bei zeiten vor seinen Feinden zu sichern; wird es aber überrascht, so vergißt es alle andere ihm zu Gebote stehenden Rettungsmittel und drückt sich auf der Stelle, sei es am Boden oder auf dem Baum.

Es gibt einen hellpfeifenden Laut aus, welcher dem des Menschen, wenn er kurz abgebrochen durch die Zähne pfeift, sehr gleichkommt.

§. 3. Der Hahn mißt in der Länge $13\frac{1}{2}''$; die Flugweite beträgt $22\frac{1}{2}''$. Der Schnabel ist nur $\frac{1}{2}''$, der Schwanz $4\frac{1}{2}''$ und die Füße vom

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1796. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 3. Meyer und Wolf, Taschenbuch der deutschen Vögelkunde, I, 297. W.

Knie bis zur Spitze der mittelsten Kralle $3^1/_4''$ lang. Schwarz gefärbt ist der Schnabel bis zur gelblichen Wurzel. Der starkgekrümmte, scharfe Oberschnabel bedeckt einen großen Theil des kürzern und schmälern Unterkiefers. Die Wurzel desselben, die rundlichen Nasenlöcher und das Kinn sind mit kurzen schwarzen gekrümmten Federn bedeckt. Die dunkelbraun geränderten Augen umgibt ein kahler, zinnoberrother, warziger Hautring.

Der Kopf ist etwas länglicher als am Rebhuhn, und dessen obern Theil zeichnet rostfarbenes, dunkelbraun geflecktes Gefieder aus, welches sich im Affect kuppenartig sträubt.

Von dem kahlen Augenrand zieht sich eine weiße mit Schwarzbraun gemischte Linie nach dem Nacken. Die Backen sind rostbraun mit Aschgrau überlaufen. Oben an denselben und am vordern Theil des Rückens sind auf dem rostfarbenen Gefieder dunkelbraune, röthlichgrau eingefaßte Flecken sichtbar. Der hintere Theil des Rückens, der Steiß und die Deckfedern des Schwanzes sind hell-aschgrau, mit bräunlichen Querstrichen gezeichnet und mit kleinen dunkelbraunen Punkten besetzt.

Der Schwanz besteht aus 16 Ruderfedern. Von diesen sind die äußern 14 aschgrau-schwarz gesprengt, haben unterwärts eine schwarze Querbinde und weiße Spitzen. Nur an den zwei mittlern ist die Binde unterbrochen, die Posen sind heller grau gefärbt, dunkelbraun gefleckt und haben vier lichtbraune Querstreifen. Die Kiele zeichnen sich durch dunkelbraune Farbe aus.

Auf den rostfarbenen Deckfedern der Flügel bilden größere und kleinere schwarze Flecken, womit sie besäet sind, verschiedene unregelmäßige Querlinien.

Jeder Flügel besteht aus 24 einwärts gekrümmten Schwungfedern, welche, zusammengelegt, nur bis auf den vierten Theil des Schwanzes reichen und deren äußere Fahnen ockergelb, schwarz gefleckt, die innern braungrau, die untern Deckfedern aber dunkelbraun, röthlichweiß gefleckt sind.

Die Kehle ist bis an den Kropf mit schwarzem Gefieder bedeckt, und hat eine weiße, bandförmige Einfassung, welche sich nach den Augen und dem Oberkopf erhebt. Je höher sie hinauf kommt, desto graugelblicher (schmuzfarbener) wird sie. Der übrige Theil des Halses, an dessen beiden Seiten eine weiße Linie nach dem Rücken zu läuft, und die Seiten der Brust sind mit schön rothbraunem (fuchsrothem) Gefieder geschmückt, auf welchem dunkelbraune und schwarze weißgeränderte Fleckchen sichtbar werden. Die Mitte der Brust und des Bauches ist weiß gegrundet, auch sind es einige der untern Deckfedern des Schwanzes. Alle diese Theile haben dunkelbraune, ins Rostfarbene verlaufende, halbmondförmige Flecken, wodurch sie gleichsam geschuppt erscheinen. Die Federn an den Seiten des Leibes sind rostbraun, weiß und dunkelbraun gefleckt; das lange zottige Gefieder, welches die Schenkel und Füße bis zur Hälfte der Schienbeine bedeckt, ist hell-braungrau.

Die Ständer sind vorn geschuppt, an den Seiten und hinten wie mit einem Netz belegt; die Zehen an den Seiten ausgezackt, scharf bewaffnet und geschuppt. Die Farbe aller dieser genannten Stücke fällt ins Schmuzig-Hellbraune und Gelbliche.

§. 4. Die Henne ist etwas kleiner als der Hahn; der kahle Augenrand bei derselben blässer; der kurze Federbart, welcher die Schnabelwurzel bedeckt, weniger krause; die Wange kastanienbraun, schwarz gestreift; die Kehle, statt schwarz, hellrostgelb, dunkelbraun gefleckt und ohne weiße Einfassung; das Rückengefieder mehr mit Hellbraun überlaufen und stärker schwarzbraun gefleckt; der beim Hahn fuchsrothe Theil der Brust, nebst dem ganzen Unterhalse, hell-rostfarben und wie das Rückengefieder dunkel gefleckt; die weiße Bauchfarbe schmuziger; die Schulterfedern und obern Deckfedern der Flügel sind mehr rothbraun, die weißen Flecken gelblich; die vordern Schwungfedern an der äußern Fahne röthlichweiß gekantet. Die rostfarbenen untern Deckfedern des Schwanzes haben schmale dunkelbraune Querlinien und weiße Spitzen.

§. 5. Das Haselgeflügel fängt in der Mitte des März zu balzen an und hört im April wieder auf. Buffon hat irrigerweise diese Periode für den October und November angesetzt.

Durch das Spissen der Hähne ziehen sich die Hennen auf den Balzen, die das Haselgeflügel aber mehr von einem Ort zum andern verlegt als das Auer- und Birkgeflügel, zusammen.

Noch bisjetzt ist es nicht ganz ausgemacht, ob es sich paart oder ob ein Hahn mehrere Hennen bestreitet. Da aber bei allen übrigen Waldhühnern der letzte Fall eintritt, so könnte man ihn auch wol hier als den wahrscheinlichern annehmen.

Gleich nach der Befruchtung zieht sich die Henne in möglichst dichtes Gehölz zurück, trägt ein Nest unter Haselsträuchen, Farren- oder Heidekraut, aus dürrem Grase zusammen und verschanzt es mit vielem andern Geniste. Hier legt es 10 bis 16 hell-rostfarbene, dunkler gefleckte Eier, welche es jedesmal sorgfältig verdeckt, wenn es davon weggeht, und drei Wochen und drei Tage ohne Beihülfe des Hahns bebrütet. Doch bringt es kaum die Hälfte aus.

Kaum dem Ei entschlüpft, laufen die Jungen der Mutter nach, die sie, wie alle Hühner, oft unter den ausgebreiteten Flügeln hübert. Sobald sie sich heben können, werden sie abends von ihr, zum Schutz gegen Raubthiere, zu Baume geführt.

Bis zum October bleibt jedes Volk allein beisammen.

§. 6. Am liebsten liegt das Haselgeflügel in solchen Gegenden, wo dicht mit jungen Tannen oder Fichten bewachsene Berge durch Gründe,

welche mit Haselgesträuch, mit Birken oder auch mit Buchen bestanden sind, unterbrochen werden. Gegen Abend läuft es gern auf alten Wegen und an den Wiesenrändern umher; mit Einbruch der Nacht steigt es zu Baume und steht dann auf den untersten Zweigen, dicht am Hauptstamm. Selten trifft man es in Vorhölzern, nie im Feld oder in Feldhölzern.

Ganz verläßt es sein Standrevier nicht, aber nach Maßgabe der Jahreszeit und der reifenden oder hervorsprossenden Aesungsmittel streicht es aus einem Theil desselben in den andern.

Nach der Balzzeit trifft man den Sommer hindurch die Hähne einzeln, die Hennen aber mit ihren Jungen beisammen an. Im October verbinden sich verschiedene Völker und Hähne in starke Ketten, deren Glieder (Einzelwesen) jedoch weder am Tage gedrängt beisammenliegen, noch abends und morgens von einem Berge zum andern dicht neben, sondern hintereinander ziehen. Vor dem Aufbruch rufen sie sich bistend (pfeifend) zusammen.

§. 7. Das Haselgeflügel nimmt gleiche Aesung mit dem Auer- und Birkgeflügel an (s. §. 9 des vorigen Kapitels), doch liebt es alle Arten von Beeren mehr als jenes. Im Winter und zeitigen Frühling lebt es größtentheils von Knospen und Zäpfchen (Kätzchen) der Laubhölzer. Am angenehmsten sind ihm die Preiselbeeren.

§. 8. Es wird auf jeder großen Tafel für eins der feinsten Gerichte gehalten. Sein Wildbret ist zarter, weißer und schmackhafter als das irgendeiner andern Federwildart, und sein Genuß soll Personen, welche an gichtischen und krampfartigen Zufällen leiden, sehr dienlich sein. (?)

§. 9. An schönen September- und Octobertagen, späterhin bei nassem Wetter und im Winter bei einer Neue hält das Haselhuhn den Hühnerhund aus und kann vor ihm geschossen werden.

Während der Balzzeit spisset und im zeitigen Herbst bistet man es vermittels einer aus schwächern Knochen, z. B. aus Gänseflügelknochen, verfertigten Lockpfeife, welche auf gleiche Art, wie die im vorigen Kapitel §. 11 beschriebene bereitet wird, heran, indem man die untere Oeffnung mehr oder weniger zuhält, um den natürlichen Laut nachzuahmen. In Ermangelung der Pfeife vertritt die Kapsel einer Eichel füglich die Stelle derselben, wenn man sie, die hohle Oeffnung oberwärts gekehrt, da zwischen dem Zeige- und Mittelfinger einklemmt, wo beide an der Hand verbunden sind, die Finger einschlägt, die Knöchel etwas unterwärts gebogen, an den Lippen ansetzt und gelinde auf die Kapsel zu bläst. Junges Haselgeflügel folgt dem Gelock am besten, wenn zum Bisten eine ausgehöhlte Knopper vom Buchenblatt [1])

---

1) Der kegelförmige Auswuchs auf Blättern der Buche, welcher durch den Stich der Gallwespe, das Legen eines Eies in die Blattwunde, die Bildung eines Zellgewebes um das Ei, die successive

genommen und damit wie mit der Eichelkapsel verfahren wird. Weil das Gelock in einem etwas höhern Ton erklingt, ist es dem Laut des jungen Haselhuhns am ähnlichsten und daher für dieses am meisten reizend.

Verbirgt man sich nun in Gegenden, wo Haselgeflügel liegt, gibt man den pfeifenden Laut täuschend an, so fällt es auf den umstehenden Bäumen ein, und dann kann der Jäger wählen wie er will. Im Frühherbst müssen jedoch erst die Völker und späterhin die Ketten aufgejagt und gesprengt werden, damit das einzelnliegende Huhn das nachgeahmte Bisten für den Ruf der übrigen hält.

Auch Stecknetze sind mit Nutzen im October anzuwenden, wenn man sie, nachdem das Haselgeflügel gesprengt ist, unter dichtem Gesträuch winkelig herumstellt. Bald wird es sich zusammenbisten und dann in den Netzen verirren und fangen. Gut ist es, wenn man hierbei zuerst lockt, aber nur so lange, bis das Haselgeflügel antwortet.

Zu eben der Jahreszeit kann man auch Schneusen [1]) anlegen, indem man auf gekehrten und ausgeästeten Stegen etwas größere Bügeldohnen als die auf Krammetsvögel gewöhnlichen, an dünnen Baumstämmen einbohrt, an den Stegen aber Laufdohnen stellt und stark mit Ebereschbeeren einbeert. Das Haselgeflügel fällt leicht und häufig darauf ein, wenn zur Schneuse dickes Laub- oder Nadelholz, wo es gewöhnlich liegt, gewählt wird.

Drittes Kapitel.

Der lerchengraue Regenpfeifer.

Oedicnemus crepitans *Temm.* [2])

§. 1. Der lerchengraue Regenpfeifer heißt bei den Jägern gemeiniglich großer Brachvogel, sonst auch Steinwälzer, Eulenkopf, Triel, Griel, Steinpardel, Gluth, Dickfuß, Polurer, dickknieiger Trappe; an einigen Orten Fastenschlyer und Keilhaken.

§. 2. Er gehört zur Familie der Regenpfeifer (Charadridae), der Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores). Im südlichen Europa hält er

---

Anschwellung des Auswuchses bei der Verwandlung des Eies in Larve und Puppe, bis zum Ausfliegen des Insects, entsteht. W.

1) Zur Verfertigung und Abwartung der Schneusen wird im dritten Abschnitt beim Krammetsvogelfang nähere Anleitung gegeben werden. W.

2) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 9 (Otis Oedicnemus, dickknieiger Trappe). Meyer, Ornithologisches Taschenbuch, II, 317. W.

das ganze Jahr hindurch Stand. Am Rhein, an der Donau und an andern größern Flüssen Deutschlands wird er zu seiner Zeit als Zugvogel bald in stärkerer, bald in kleinerer Zahl angetroffen. Im Königreich Sachsen, in der Gegend von Wurzen, an der Mulde, ist er den Sommer über sehr häufig.

Nach Norden zu geht er nicht weiter als bis nach den Niederlanden und England.

Die zusammengelegten Flügel desselben reichen beinahe über zwei Drittheile des Schwanzes herab. Dessenungeachtet muß er allemal erst einige Schritt weit laufen, ehe er sich heben kann, fliegt aber dann ziemlich rasch. Auf seinen starken Füßen läuft er außerordentlich schnell.

Er gewahrt und wittert ungemein scharf und ist sehr schüchtern. Von seinesgleichen trennt er sich ungern; eine Eigenheit, die er mit allen Strandläufern und mit vielen Sumpfvögeln gemein hat.

Sein kreischend pfeifender Laut klingt fast wie Grlüit. Der erste Ton ist nämlich immer unrein, zwischen zweien schwankend, laut gezogen; der andere kurz abgebrochen um eine Tertie steigend.

So läßt er sich gewöhnlich morgens und abends, wenn aber Regen bevorsteht, zu allen Tageszeiten hören.

§. 3. Das Männchen ist 15 bis 18″ lang; über die ausgebreiteten Flügel gemessen 30 bis 32″ breit; das Schienbein 3¼″, die Mittelzehe nebst Kralle 1½″, der Schwanz 6″ lang.

Der 1½″ lange, kolbig zugespitzte Schnabel ist gerade; von der Wurzel bis zu den länglichen Nasenlöchern grünlichgelb, an der Spitze schwarz. Die großen Augen haben blaßgelbe Sterne und Unteraugenlider von gleicher Farbe. Ein gelbbrauner Kreis umgibt die Augen, über welchem sich oben ein schmuzigweißer Streif ausdehnt. Von der Schnabelwurzel zieht sich unter den Augen weg, nach dem Hinterkopf, ein breiterer, ganz weißer Streif, welcher von dem Unterkiefer an wieder von einem ebenso breiten dunkelbraunen begrenzt wird.

Das Gefieder auf dem Scheitel des ziemlich großen Kopfs ist rostfarben, dunkelbraun gestreift; am ganzen Oberleib bis zu den langen Deckfedern des Schwanzes und an den Schultern blaß-rostgelb, dunkelbraun gefleckt.

Von den zwölf Ruderfedern des Schwanzes sind die sechs mittlern grau, mit dunkelbraunen Querbändern belegt, die drei äußern auf jeder Seite weiß. Von diesen hat die erste eine schwärzliche Spitze, nächst dieser die zweite und dritte drei bis vier hier und da unterbrochene schwärzliche Querstreifen.

Die vordern, oben tief dunkelbraunen, von der Mitte an schwärzlichen Schwungfedern sind am innern Bart nach der Wurzel zu weiß, die hintern

dunkelbraun, weiß gerändert. Die obern, größern Deckfedern der Flügel haben weißliche Spitzen, welche zugleich mit der weißen Wurzel der vordern Schwungfedern weißliche Streifen bilden, die vorzüglich bei ausgebreiteten Schwingen sehr deutlich hervortreten.

Die Kehle ist mit weißen struppigen Federn besetzt; der Unterhals, die Brust und der Bauch, bis zu den an den Spitzen blaß-rostrothen untern Deckfedern des Schwanzes, mit gelbgrau-weißlichen, dunkelbraun länglich gefleckten. Ebenso gefärbtes, nur mit kleinern Flecken übersäetes Gefieder bedeckt die Schenkel, bis $1\frac{1}{4}''$ oberhalb des Knies. Von hier an erscheint die kahle, geschuppte Haut der unter dem Knie sehr dicken Stände (Füße) gelbgrünlich.[1]) Die mittlere und äußere Zehe sind bis zum ersten Gelenk mit einer Spannhaut verbunden. Alle drei Zehen sind ziemlich stark, die Nägel kurz und hornbraun, die Fersen glatt und ohne Hinterzehe.

§. 4. Das Weibchen hat braune Backen, am ganzen rostgrauen Oberleib viele längliche, am ganzen schmuzigweißen Unterleib einzelne eirunde dunkelbraune Flecken. Die Kehle ist am meisten dicht und gleichmäßig mit kleinen, die Seiten nur einzeln mit größern braunen Flecken besetzt. Im ganzen sind die Farben an ihm heller als am Männchen.

§. 5. Wahrscheinlich paart sich der männliche Steinwälzer nur mit einem Weibchen. Die Balzzeit tritt, je nachdem diese Brachvögel sich in nördlichern oder südlichern Gegenden aufhalten, früher oder später ein, bei uns im Monat Mai.

Häufig kommt der Fall nicht vor, daß sie in unsern Gegenden Geheck machen; aber er ereignet sich doch zuweilen.[2])

Das Weibchen kratzt, wenn es befruchtet ist, eine kleine Vertiefung in den Erdboden, legt in diese zwei bis drei grüngraue, schwarzbraun und dunkelgrau gefleckte Eier und bringt sie in der dritten Woche aus. Es sitzt äußerst fest auf dem Nest, verläßt es selten und nur so lange als es nöthig ist, um Nahrung zu suchen.

Schon am zweiten oder dritten Tage, nachdem die Jungen dem Ei entschlüpft sind, folgen sie laufend der Mutter, welche, wie es scheint, nun immer vom Männchen begleitet wird. Bei anscheinender Gefahr geben die Alten durch ängstliches Schreien ein Zeichen; dann drücken sich die Jungen augenblicklich und so fest, daß man sie ertreten kann.

---

1) So fand ich mehr als zehn Exemplare von alten Vögeln dieser Art, die ich in den Jahren von 1802—6 zu erlegen und zu untersuchen Gelegenheit hatte, überall gezeichnet, so auch besonders die Haut an den Ständen gleich nach dem Tode gefärbt. W.

2) In der §. 2 benannten Gegend des Königreichs Sachsen haben diese Regenpfeifer in zwei aufeinanderfolgenden Jahren (1803 und 1804) auf einem großen, mit grobem Kies belegten Sandheger auf Muldenstrom gebrütet und Junge gezogen; in den zwei folgenden fanden sie sich, wie in den vorherigen, im Monat April ein, machten aber kein Geheck und traten den Herbstzug zu Ende des September an. W.

Die Jungen haben noch im Herbst einen an der Spitze schmuzig-aschgrauen, übrigens wie an den Alten gefärbten Schnabel. Am Oberleib sind sie mit röthlichgrauem, der Länge nach schwarzbräunlich gefärbtem Gefieder bedeckt; am Unterleib mit weißgrauem, schwärzlich geflecktem; die Stände sind, wie bei den Alten, grünlichgelb.[1] Nach dem ersten Mausern wird die schwärzliche Farbe dunkelbraun. Erst im zweiten Jahr ist die Gefiederfarbenzeichnung standhaft.

§. 6. Im Monat April kommen die lerchengrauen Regenpfeifer auf ihrem Zuge an und fallen in mäßig starken Flügen auf großen Lehden, Sandhegern und Brachfeldern ein. Diesen Aufenthaltsorten zufolge dürften sie daher zu den Sumpfvögeln eigentlich nicht gerechnet werden. Von dem einmal gewählten Aufenthalt entfernen sie sich den ganzen Sommer hindurch nicht weit und ziehen im September, bei guter, warmer Witterung auch wol erst im October wieder ab.

An heißen Sommertagen liegen selbst Alte in der Mittagsstunde äußerst fest, sodaß einer meiner Freunde, ein glaubwürdiger Mann, mir versicherte, er habe im Sommer 1803 einen für todt gehaltenen mit dem Stock umgewendet, der dann erst sich zu bewegen anfing, eilig eine Strecke fortlief und schreiend davonflog.

§. 7. Die Nahrung der großen Brachvögel besteht in Mäusen, kleinen Fröschen, Käfer- und Insektenlarven, Käfern, Schnecken und Erdmaden und Gewürm, vorzüglich aber in Regenwürmern, welche sie morgens und abends emsig aufsuchen.

Um des unter ziemlich großen Steinen verborgenen Gewürmes habhaft zu werden, wälzen sie solche mit besonderer Geschicklichkeit um, daher ihr Name Steinwälzer.

Die Alten tragen den Jungen nur in den ersten Tagen Nahrung zu, nachher müssen diese sie selbst suchen.

§. 8. Ihr Wildbret ist sehr wohlschmeckend und zart, deshalb wird es vorzüglich geschätzt, was auch der Grund sein mag, daß dieser Vogel zur Mitteljagd gerechnet wurde.

§. 9. Die Regenpfeifer sind scheu und daher schwer zu beschleichen. Doch gelingt es, an schönen Frühlingstagen, noch eher aber in den heißesten Mittagsstunden des Sommers und bei nebeligem Morgen zuweilen, ihnen mit dem Schießpferd, oder auch zu Fuß, in sich immer verengernden Kreisen, auf gehörige Schußweite anzukommen. Stehen sie das erste mal in großer

1) Noch vor dem Abdruck des gegenwärtigen Kapitels (den 19. Juni 1804) gelang es dem Verfasser, eines alten Männchens und dreier Jungen habhaft zu werden. Von letztern waren zwei flugbar, eins noch nicht völlig. Auf dem Oberkopf sah man bei letzterm noch Spuren von weißgrauem Flaum. Die Richtigkeit der Gefiederfarben-Angaben kann daher verbürgt werden. W.

Ferne auf und der Jäger sieht sie wieder einfallen, so darf er sie nicht aus den Augen lassen, muß gleich von weitem zu traben anfangen und außer dem Winde vorbeireiten oder laufen zu wollen scheinen. Dann werden sie sich vielleicht drücken, bis er nahe genug kommt.

Führt er eine Doppelflinte und gelingt der erste Schuß, so schwärmen die übrigen in der Nähe befindlichen Anverwandten ängstlich schreiend um den Verwundeten herum, und dann ist der zweite Schuß oft noch vortheilhaft anzubringen.

Abends und morgens, wenn sie, wie gewöhnlich, laut zu werden anfangen, bedient man sich mit Nutzen der Lockpfeifen [1]), um sie heranzuziehen. Hat man sich vorher hinlänglich darauf geübt, den natürlichen Laut täuschend nachzuahmen, so darf man sich nur, von den Brachvögeln unbemerkt, gut verbergen, und sobald sie zu locken anfangen, ihnen antworten. Im ersten Augenblick werden sie horchen und still sein, dann schweige man auch; sobald sie aber wieder schreien, brauche man die Pfeife wieder. Eilig nahen sie sich dann im Fluge oder Laufe, und im letztern Fall, oder wenn sie in der Nähe einfallen, kann oft mehr als einer mit einem Schusse erlegt werden.

Auch auf dem Brachvogelherd wird man zuweilen Steinwälzer fangen, besonders wenn man sich vermittels der Pfeife erst einen Lockvogel [2]) verschafft hat.

Doch würde es kaum der Mühe lohnen, blos darum einen Herd anzulegen. Ich verspare daher die Beschreibung desselben bis zu dem Kapitel des dritten Abschnitts, wo von mehrern Arten der Brachvögel die Rede sein wird.

---

1) Man hat gewöhnlich messingene Lockpfeifen. Die Hauptkapsel ist daumenstark, 1½″ lang. In derselben wird ein unten zugespitztes Röhrchen, oben von der Dicke eines Pfeifenstiels, mit einer gewöhnlichen Pfeifenöffnung eingelöthet und an der Seite der Kapsel ein rundes Loch angebracht, durch dessen Zuhalten der tiefere, durch das Aufmachen aber der höhere Ton entsteht. Außerdem kann man aber auch ganz gewöhnliche hölzerne Kinderpfeifen dazu gebrauchen. Wer recht gut mit dem Munde, oder noch besser auf dem Finger zu pfeifen geübt ist, kann jedes andere Hülfsmittel entbehren. **W.**

2) Zum Futter der Lockvögel kann man harte, in Milch gequellte Semmel und zuweilen kleingeschnittenes Fleisch und Würmer nehmen. **W.**

Viertes Kapitel.

Der große Brachvogel.

Numenius Arquata *Lath.*[1])

§. 1. Er wird auch Bracher, deutscher Bracher, Giloch, Windvogel, Gewittervogel, Jütvogel, Gütvogel, Geisvogel, Goiser, krummschnäbliche Schnepfe, Regenwulp und, wie der im vorigen Kapitel beschriebene eigentlichere Brachvogel, gleichfalls Fastenschlyer und Keilhaken genannt.

§. 2. Diese noch der Mitteljagd zugetheilte Federwildart gehört zur Familie der Schnepfen (Scolopacidae), der Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores). Sie ist den Sommer hindurch im Norden von Europa, Asien und Amerika vorzüglich einheimisch. Zu Ende des Monat September und im October zieht sie weg und kehrt gegen Ende des März und zu Anfang des April zurück. Doch hält sie sich hin und wieder in Deutschlands südlichern Gegenden, wo in den Brüchern und Sümpfen so warme Quellen sind, daß sie nie ganz zufrieren, auch den Winter hindurch auf. Obgleich also Zugvogel, behält sie doch zuweilen, wie die Sumpfschnepfen, ihren Stand.

Der Brachvogel ist dem zahmen Huhn an Größe ziemlich gleich, doch sind alle Theile etwas gestreckter. Seine Länge beträgt 2′ 2″, wovon der Schwanz etwas über 3″ wegnimmt. Die Breite von einer Flügelspitze zur andern ist $3^1/_2$′ reichlich. Zusammengelegt reichen die Flügel bis ans Ende des Schwanzes. Bei verschiedenen Vögeln dieser Art findet jedoch oft eine bedeutende Abweichung in der Größe statt, deren Grund noch nicht ausgemittelt ist. Der etwas über 4″ lange, dünne, runde, an den Seiten geriefte, von der Mitte nach der Spitze zu abwärts gebogene Oberschnabel ist olivenbraun, an der Spitze schwärzlich; ebenso der Unterschnabel, außer an der fleischfarbenen Wurzel; der Augenstern nußbraun; die Ständer sind im Leben und gleich nach dem Tode graublau; späterhin, besonders in der freien Luft liegend, werden sie schwärzlich, endlich ganz schwarz; vorn bis über die Zehen herab geschildert, an den Seiten und hinten netzförmig; unter den mit einer Haut geränderten Zehen chagrinartig. Die Nägel sind tief schwarzbraun und unter jeder steht eine kleine wulstige Erhabenheit.

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 12. v. Wildungen, Taschenbuch, 1809—12. Meyer, Taschenbuch, II, 354. Um Irrungen zu vermeiden, hat der Verfasser die ohnehin nicht genau bezeichnende Benennung Krummschnabel, welche dieser Vogel in der ersten Auflage führte, verworfen und obige gewöhnlichere, obwol auch nicht ganz richtige, an deren Stelle gesetzt. W.

Die Länge des Schienbeins beträgt $3\frac{1}{4}''$, die der Mittelzehe $2''$, der Seitenzehe $1\frac{1}{2}''$, der Hinterzehe $5'''$ (alles mit Ausschluß der Nägel).

Die Hauptfarbe des Vogels ist weißlich, dunkelbraun gefleckt, fast wie an den Lerchen. Um die Augen herum zieht sich ein weißer Kreis. Der Kopf ist klein und erscheint weißgelblich, dunkelbraun gefleckt; auf gleiche Weise der Obertheil des langen Halses, nur mit weniger zahlreichen braunen Flecken. Der Oberrücken, die langen Schulterfedern und die Deckfedern der Flügel sind dunkelbraun, einige an den Seiten rostgelb gerändert, andere haben weiße Flecken. Die Mittelrücken- und die nächsten Steißfedern zeichnen sich durch schneeweißes Gefieder aus, welches nur an dem letztbenannten Ort einige dunkle Längenstreifen hat. Die obern ziemlich langen Schwanzdeckfedern sind gleich dem Schwanze selbst dunkelbraun und röthlichweiß gebändert, nur daß an erstern mehr weißliche Streifen als braune sichtbar werden. Die erste Ordnung der Schwungfedern hat weiße Schäfte und dunkelbraune Fahnen; an denen der zweiten haben die innern Fahnen weiße Binden; an denen der dritten, welche sehr lang geschäftet sind, rostgelbe, in der Mitte unterbrochene Querstreifen. Die Kehle ist rein weiß; der Vorderhals, die Brust und der Unterleib weiß gegrundet. Letztgenannte Theile haben schmale, $\frac{1}{2}''$ lange, nach unten zugespitzte Streifen, die an den Seiten des Leibes um vieles häufiger und stärker werden. Rein weiß sind die Schenkel- und Afterfedern gefärbt; die Deckfedern der Unterflügel weiß und dunkelbraun gefleckt.

Das Weibchen wird sowol an der blaßgrauen, zuweilen grünglänzend schillernden Farbe des Kopfs, des Halses und der Brust, welche Theile häufig dunkelbraun gestrichelt, auch einzelne Federn röthlichweiß eingefaßt sind, als auch an dem völlig dunkelbraunen, mit grauen und grauröthlichen Flecken besprengten Rücken erkannt. Ueberhaupt zeichnet es sich durch viel dunklere Farben vor dem Männchen aus. Dies ist auch der Fall bei den einjährigen Jungen beider Geschlechter.

Als Spielarten in Rücksicht der Farbe sind 1. der weiße und 2. der rosenroth gebänderte Gütvogel anzusehen.

Der Lauf dieses Vogels ist jedenfalls schneller als sein Flug; doch rettet beides ihn nicht so leicht vor seinen Feinden, als die ihm eigene Schüchternheit und Aufmerksamkeit auf alles, was sich irgend zu nähern scheint, verbunden mit äußerst scharfen Gesichtswerkzeugen. Seinen Laut sucht Bechstein durch Hoi-Hoi-i zu versinnlichen; andere meinen, er klinge wie Carley oder Klarit. Sollten alle diese Beobachtungen des Tones nicht genau zutreffen, so ist es kein großer Schade; denn wer diesen Vogel nur einmal zu Gesicht bekommt, dem gibt er gewiß durch sein Geschrei Gelegenheit, ihn das zweite mal wiederzuerkennen.

§. 3. Wie die Schnepfen paart sich auch diese Sumpfvogelart gleich zu Anfang des Frühlings. Gewöhnlich alsbald nach der Ankunft auf ihrem Sommerstand macht sich das Weibchen ein kunstloses Nest auf trockenen Rasenhügeln (Kaupen), welche man in großen Sümpfen häufig findet, legt vier bis fünf olivengrüne, etwas ins Blaßbräunliche fallende, schwarz, auch braun gefleckte Eier und brütet sie in drei Wochen aus. Die Jungen verlassen, gleich wenn sie den Eiern entschlüpft sind, das Nest und folgen der Mutter, um die erforderlichen Aesungsmittel kennen zu lernen. Bis sie ein Jahr alt sind und zum ersten mal mausern, ist der Oberleib schwärzlich und röthlichgrau, der Unterleib grau und schwärzlich gefleckt. Die Brust aber schillert aus Grau in Olivengrün. Nach dem ersten Mausern geht die schwärzliche Farbe in Dunkelbraun über, und in den nächstfolgenden Sommermonaten tritt bei jedem Geschlecht die bestimmtere Gefiederfarbenzeichnung hervor.

§. 4. Während des Herbst- und Frühjahrszuges fallen die großen Brachvögel in unsern Gegenden flugweise zu drei bis acht Stück, in andern weit starkzähliger vereinigt, auf Brach- und grünen Saatfeldern, oder auf nassen sumpfigen Wiesen und Moorlehden ein. Da, wo sie ihren Sommerstand nehmen, halten sie sich am Tage fast immer in kaupigen Sümpfen, im Norden, wie man sagt, sogar in Gebirgen auf, immer aber nur in Gegenden, wo sie die erforderlichen Aesungsmittel in der Nähe haben. Während der Lege- und Brütezeit lebt jedes Paar isolirt für sich, dann aber zieht sich Jung und Alt wieder flugweise zusammen und kettet sich so aneinander, daß alle Individuen eines solchen geselligen Vereins, trotz ihrer natürlichen Schüchternheit, einen erlegten ihresgleichen und aus ihrer Mitte so lange umschwärmen und laut bejammern, bis erneuerte Verfolgungen sie zur Flucht zwingen, oder bis nach längerer Zeit die Fruchtlosigkeit fernerer Versuche, den erblaßten Freund zu wecken, ihnen einleuchtet.

Im Winter dauert dieses gesellige Leben in südlichern Ländern fort, und zwar wachsen die Flüge dort oft zu Scharen an, welche sich dann in warmen Sümpfen, auf der Saat und vornehmlich an den Seeküsten aufhalten.

§. 5. Regenwürmer und anderes Gewürm, Muscheln und Schnecken sind die Aesung, welche dieser Vogel allen andern vorzieht; doch nimmt er auch Insekten, Insektenlarven, Spitzen von junger grüner Saat, verschiedene Kräuter und Grasarten an. Nächst dem allen findet man auch in seinem Magen fast immer der Verdauung wegen verschluckte Kieselkörner.

§. 6. Das Wildbret der alten großen Brachvogel muß besonders zubereitet oder doch wenigstens die Fetthaut abgelöst werden, wenn es schmackhaft sein soll. Vorzüglich schätzt man das der Jungen. In Holland werden die Eier als Leckerbissen gut bezahlt.

Außer diesem unmittelbaren Nutzen stiften diese Vögel, wie die Regenpfeifer, mittelbar noch größern, da ihre Hauptnahrung aus schädlichen Insekten und Würmern besteht.

Ob auch der abgesagteste Wildfeind im Stande sein würde, ihnen etwas aufzubürden, wodurch sie schädlich werden könnten, bezweifle ich fast; seine Gehörnerven müßten denn so reizbar sein, daß sie den kreischenden Laut nicht zu ertragen im Stande wären.

§. 7. Alle im vorigen Kapitel, §. 9, erwähnten Hülfsmittel, die Jagd mit Erfolg zu betreiben, sind auch hier anwendbar. In Rücksicht des Fanges ist noch zu merken, daß dieser auf dem eigentlichen Brachvogelherde weniger glücklich von statten gehen möchte als auf dem Wasserherde, von welchem gleichfalls im dritten Abschnitt, bei Gelegenheit der Anweisung zum Fang anderer Sumpf- und Wasservögel, die Rede sein wird.

Dritte Abtheilung.

Raubthiere.

Der Wolf.

Canis Lupus *L.* [1])

§. 1. Der Wolf wird oft zur hohen, oft aber zur Mitteljagd gerechnet. In Sachsen zu letzterer. In einem Edict vom 8. November 1717 wurde verordnet:

„daß Wölfe nicht nur von einem jeden, der die Jagden hat, wenn er auch nur mit der Niederjagd allein beliehen, gefället, sondern auch dem, so einen Wolfsbalg in die Wildmeisterei, worunter das Revier einbezirkt, einliefert, jederzeit allda 2 Rthlr. 12 Gr. zur Ergötzlichkeit gereicht werden sollen."

Waidmännische Ausdrücke:

Der Wolf hat Lauscher, keine Ohren.

Einen Balg, keine Haut.

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1795. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 11. W.

Eine Ruthe oder Standarte, keinen Schwanz; die Spitze an derselben heißt die Blume.

Die Zehen werden Klauen, die Eckzähne Fänge genannt.

Er ranzt, wenn er sich begattet. Ranzzeit sagt man daher, nicht Brunftzeit. Die Wölfin wölft, setzt nicht.

Er hat ein Lager, kein Bett oder Loch.

Er trabt, geht nicht, und ist flüchtig, läuft nicht.

Er raubt, indem er ein lebendes Thier reißt, d. i. packt, und wirft, d. h. niederzieht.

Er frißt den Raub.

Er wird todtgeschlagen, wenn man seiner lebend habhaft wird, und nachdem er erlegt ist, gestreift, d. h. der Balg abgelöst.

Er hat sich durchgeschnitten, wenn er sich durch das Zeug gebissen hat.

Wenn mehrere Wölfe beisammen sind, so werden sie sämmtlich unter der Benennung Rotte begriffen.

§. 2. Der Wolf gehört zur Familie der Hunde (Caninae), der Ordnung der Raubthiere (Carnivora).

Wohl uns, unsern Heerden und Wildbahnen, daß dies schädlichste und gefährlichste Raubthier in den meisten Ländern des mittlern Europas entweder ganz ausgerottet worden ist, oder, wo dies noch nicht möglich war, doch von Jahr zu Jahr fortwährend vermindert wird.

In England kennt man es schon seit mehr als einem Jahrhundert als einheimisch nicht mehr.

Wie Unkraut in jedem Boden fortkommt und schwer zu vertilgen ist, so lebt und gedeiht auch der Wolf unter allen Himmelsstrichen zum Verderben anderer Thiere, und unnachläßliches eifriges Streben allein vermag seiner Vermehrung Grenzen zu setzen.

In Deutschland findet man ihn noch in den waldigen Gebirgen von Niederösterreich, Böhmen, Schlesien; in Franken jetzt als ungebetener Gast öfter als vor zehn Jahren, nicht selten auch in der Schweiz. Aus diesen Gegenden trabt je zuweilen einer in die benachbarten Länder. [1])

In Spanien und Frankreich [2]), besonders in den Pyrenäen und Ardennen, treibt dieser Wütherich sein Wesen immer noch ungescheut, obwol nicht unverfolgt.

Im nördlichen Europa, z. B. in Polen, Kurland, Estland, tiefer in

---

1) Aus dem mittlern Deutschland ist er gegenwärtig fast gänzlich verschwunden. W.

2) Hier wurden während der Revolution in einem Jahre 7351 Wölfe erlegt, ohne die zu rechnen, für welche man die durch das Gesetz festgesetzte Belohnung nicht forderte. W.

Rußland und auf der skandinavischen Halbinsel [1]), trifft man ihn am häufigsten, ebenso in Ungarn [2]), den Karpaten und Siebenbürgen. [3])

Der in unsern Gegenden bekannte hat $3\frac{1}{2}'$ Länge und oft über 2′ Höhe. Doch ist die Stärke, wie die Farbe der Wölfe nicht nur nach den Himmelsstrichen, unter denen sie wohnen, sondern beides, vorzüglich aber die letztere, in einer und derselben Gegend zuweilen verschieden.

In nordischen Ländern gibt es schwarze oder vielmehr schwarzbraune und silbergraue, welche letztere für weiß ausgegeben werden.

Die Farbe des gewöhnlichen Wolfes ist an der Nase schwarz, an der Schnauze braunschwärzlich, an der Stirn grau und schwarz gemischt, auf dem Kopf und im Nacken gelbbräunlich. Der Rücken, die Blätter und die Keulen auf der auswendigen Seite sind in verschiedenen Schattirungen mit schwärzlichbraunem, gelblichfahlem und weißgrauem, die Flanken mit grauweißlichem Haar bedeckt. Die Standarte ist ebenso wie der Rücken, nur die Blume weiß gefärbt. An den Vorderläufen wird unterwärts das Haar kürzer, behält auf der äußern Seite die Farbe wie an den Blättern; an der einwärtsgekehrten fällt sie ins Weißgelbliche, vorn vom Knie an bis über die Klauen aus Schwarzbraun in Schwarz. Auch das kürzere Haar auswendig an den Hinterläufen hat gleiche Farbe mit dem der Keulen; inwendig hingegen ist es bis an den Leib herauf weißgraulich.

Die Kehle ist weißlich, der Hals und die Brust grau mit etwas Braun gemischt, der Bauch vorn hellgelb-bräunlich, hinten weißgrau.

Das Haar überhaupt ist, vermuthlich nach Maßgabe des Alters und der Jahreszeit, bald dunkler, bald fällt es überall mehr ins Gelbliche.

Der Kopf ist fast wie am Fuchse gestaltet; wie bei diesem, auch die kurzen, zugespitzten Lauscher stets aufwärts gerichtet. Die Lichter glänzen, vorzüglich zur Nachtzeit feurig und stehen etwas nach außen gekehrt. Die Wimpern sind lang, abwärts gesenkt.

Die fast bis zu den Lauschern gespaltene Schnauze ist inwendig oben und unten mit scharfen Waffen besetzt, von denen sich die vier eigentlichen Fänge (Eckzähne) durch vorzügliche Länge auszeichnen und wie beim Hund gestaltet und gestellt, nur schärfer und länger sind.

Der Geschlechtstheil des männlichen Wolfes ist fast ebenso wie beim Hunde gestaltet, die Klauen hingegen sind nach vorn etwas länglicher zugespitzt als bei diesem.

---

1) Von 1847—1862 wurden in Norwegen allein 3321 Wölfe erlegt. T.

2) Im Hansag am Neusiedlersee in Ungarn kommen die sogenannten Rohrwölfe sehr häufig vor und leben dort in Erlenwäldern und Röhricht. Eine genaue wissenschaftliche Untersuchung dürfte vielleicht den Rohrwolf als eine eigene Art in die naturhistorischen Systeme einreihen, denn seine relativen Körperverhältnisse weichen von denen des gewöhnlichen Wolfes beträchtlich ab. T.

3) Im Jahre 1856 wurden in Siebenbürgen 101 Bären und 990 Wölfe erlegt. T.

Die Standarte trägt er ausgestreckt, doch etwas unterwärts hängend.

Er ist vorn höher als hinten und kann daher nicht lange (wie man im gemeinen Leben sich auszudrücken pflegt) auslaufen, in der Jägersprache zu reden: nicht lange flüchtig sein. Fast immer spürt und sieht man ihn nur im Trabe; aber diese Bewegung setzt er, ohne zu ermüden, sehr lange und mit unglaublicher Schnelligkeit fort, ob er gleich bei der langsamern lendenlahm zu sein scheint. Besondere Stärke hat er in den Halsmuskeln, sodaß er einen Hammel von mäßiger Stärke oder einen Rehbock ganze Strecken in der Schnauze forttragen kann.

Die Wölfin hat einen spitzigern Kopf, eine dünnere Standarte, ist auch niedriger und im ganzen schwächer als der Wolf.

Theils um sich vor Nachstellungen zu sichern, theils um seinem Raub leichter auf die Spur zu kommen, ist er von der Natur mit äußerst feiner Witterung (Geruch) und nicht viel weniger scharfem Gesicht und Gehör begabt.

Bewundernswürdig ist seine List, unbezähmbar seine Tücke. Zum Glück besitzt er eine gute Portion Feigheit und fürchtet sich besonders vor dem Menschen.

Er verräth sich vorzüglich in strengen Wintern zur Nachtzeit durch ein widriges helltönendes Heulen, wodurch er einestheils die ihm zur Beute dienenden Thiere warnt, andererseits aber auch Kameraden anlockt, um mit ihnen, in Rotten vereinigt, nach Raub herumzutraben.

Er soll sein Alter auf 15 bis 18 Jahre bringen und keiner Krankheit so sehr ausgesetzt sein als der schrecklichsten und furchtbarsten unter allen, der Tollwuth.

§. 3. Die Ranzzeit fängt nach einigen Naturforschern schon gegen Ende des December, nach andern erst mit Eintritt des Februar an. Döbel nimmt den letztern Zeitpunkt als den einzig wahren an. Mein verstorbener Lehrherr, der viele Jahre in Polen und Kurland gelebt hatte, versicherte mir oft, der Wolf fange schon im Januar zu ranzen an. Diese verschiedenen Meinungen ließen sich allenfalls durch die Annahme vereinigen, daß die ältern früher, die jüngern später ranzten, oder daß gelindere Witterung das Ranzen beschleunigte. Ohne bestimmt entscheiden zu wollen, pflichte ich deshalb Döbel bei, weil die Natur des Wolfes in so vielen Stücken mit der des Fuchses übereinstimmt; dies kann also in diesem auch der Fall sein. [1])

Die Wölfin soll nicht länger als zwölf Tage ranzen, nach neun, andern Angaben zufolge nach elf Wochen vier bis neun Junge, größtentheils

---

1) Nach vielfältigen Erfahrungen des Oberjägermeister v. Ström ranzt in Schweden der Wolf zu Ende des Monats Februar und im Anfang des Monats März. W.

männlichen Geschlechts, in stillen, abgelegenen Dickungen, meistentheils in weiter ausgeführten Dachs- und Fuchsbauen, zuweilen aber auch in Lagern, welche sie auf der Erde mit Grashalmen ausfüttert, wölfen. Die Jungen sind wie die Hunde neun bis vierzehn Tage blind, werden fünf bis sechs Wochen von der Mutter gesäugt, von ihr sorgfältig vor den Nachstellungen des freßgierigen Vaters verwahrt, zum Rauben angeführt und bleiben bis zur folgenden Ranzzeit unter der Aufsicht derselben. In einem Alter von 18 Monaten sind sie ausgewachsen und fähig sich fortzupflanzen.

Während der Ranzzeit ziehen sich oft mehrere Wölfe bei einer Wölfin zusammen. Unter diesen kommt es dann zu heftigen Kämpfen. Ob der stärkste den Lohn seiner Tapferkeit erhält, oder ob sich die Wölfin nach Gefallen einen Günstling wählt, ist unentschieden; gewiß ist es aber, daß sie sich unvermerkt mit einem nur entfernt und in der Einsamkeit genießt und Genüsse gewährt.

Die Begattung geschieht auf die nämliche Art wie bei den Hunden.

§. 4. Ueberall für vogelfrei erklärt, hält sich der Wolf am Tage isolirt in den unzugänglichsten Gegenden des Waldes, und selten während des Sommers im Getreide oder in dem hohen Grase, welches man auf den polnischen und tatarischen Steppen findet, verborgen. Solange die Sonne über dem Horizont steht, verläßt er, nur vom unbezwinglichsten Hunger geplagt, sein Lager, um auf Raub, von dem er einzig und allein lebt, auszutraben. Gewöhnlich geschieht dies mit Einbruch der Nacht.

Zuweilen drückt er sich dicht an oder gar auf stark befahrenen Wegen in tiefen Gleisen platt nieder und lauert, ob ihm der Zufall etwas verschafft; meistentheils aber geht er allein, oder mit einer Rotte vergesellschaftet, in einer Nacht viele Meilen weit fort, kehrt aber noch vor Anbruch des Tages in sein Lager zurück.

Er stellt allen lebenden Thieren mit einer Beharrlichkeit und List nach, welche vollkommen das ersetzt, was ihm an Behendigkeit fehlt; denn in dieser Rücksicht steht er vielen zahmen vierfüßigen Thieren und fast allen Wildgattungen nach.

Was er einmal reißt, das wirft er gewiß, seltene Fälle ausgenommen. Mit äußerst fein organisirten Sinnen ausgerüstet, trabt er überall unter dem Winde umher. Gewahrt er nun Schafheerden, Rindvieh oder Pferde im Freien, so schleicht er mit ungemeiner Vorsicht hinan und richtet, wenn sie nicht von äußerst wachsamen, starken Hunden und von herzhaften Hirten bewacht werden, vorzüglich unter den Schafen, eine Metzelei an, bei welcher seine Grausamkeit noch weiter geht als die ihm eigene Gefräßigkeit. Oft wirft er, wenn er ungestört bleibt, acht bis zehn Stück, ehe er an einem frißt; wird er aber überfallen, so eilt er in möglichster Geschwindigkeit

mit einem dem nächsten Dickicht zu und verzehrt es, wenn er in Sicherheit ist, auf einmal. Dabei soll er die Geschicklichkeit besitzen, das Fleisch aus der Haut herauszufressen, ohne diese weiter als da zu beschädigen, wo er anschneidet. Kaum würde es begreiflich sein, wie er fast zwei Schafe bei einer Mahlzeit aufzufressen im Stande ist, wenn man nicht wüßte, daß die Verdauung außerordentlich schnell von statten geht, sodaß alle Augenblicke wiederholte Ausleerungen auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen.

Größere Thiere fällt er selten allein an; zwei Wölfe aber sind schon im Stande, eine Kuh oder ein Pferd zu werfen. Doch gelingt ihnen, selbst rottenweise, der Angriff auf letztere am seltensten, da das einzelne sich meistentheils durch die Flucht rettet, mehrere aber bei der Vertheidigung die Köpfe zusammenstellen und ihre Feinde durch unaufhörliches Hintenausschlagen zum Ausreißen bringen, wol gar einen und den andern tödten.

Funk erzählt in seinem ausführlichen Text zu Bertuch's Bilderbuch eine Geschichte, welche als Beispiel der mütterlichen Zärtlichkeit einer Kuh interessant ist. Ein Wolf macht nämlich Miene, ihr Kalb, mit dem sie zufällig auf der Weide an einem Baum steht, anzufallen. Unbekümmert um die Gefahr, der sie selbst sich aussetzt, geht sie mit den Hörnern auf das Raubthier los und faßt es so gut, daß sie es mit denselben an dem Baumstamm todtdrückt. Aus Furcht, es möchte wieder aufleben, bleibt sie so lange in dieser Stellung, bis ein nach geraumer Zeit dazu kommender Landmann den schon erstarrten Wolf wegreißt.

In den Jahreszeiten, wo die Viehheerden des Nachts nicht mehr im Freien bleiben, oder, wenn sie zu vorsichtig bewacht werden, müssen sich die Wölfe mit der mühsamern Jagd auf Wild begnügen.

Junges und schwächere Arten beschleicht der Wolf. Doch ein solcher Fang reicht so wenig hin, seinen Heißhunger zu stillen, daß er sich kaum damit abgibt, wenn es der Wölfin nicht darauf ankommt, ihren Jungen Nahrung zuzutragen, oder späterhin das Rauben zu lehren.

Gelingt es dem einzelnen Wolf nicht, Rehe oder Edelwild im Bett zu überfallen, oder zu werfen, wenn ein Stück da vorbeizieht, wo er sich gedrückt hat, so vereinigen sich mehrere zu einer förmlichen Jagd. Einer folgt dann auf der Fährte, die übrigen werfen sich vor. Kommt das fliehende Wild einem nahe genug, so springt er darauf zu und reißt und hält es so lange, bis die andern herzueilenden es werfen helfen. Gemeinschaftlich verzehrt die saubere, immer mit trefflichem Appetit begabte Gesellschaft sehr schnell den Raub, der ihr bei hochtragenden Thieren am leichtesten zutheil wird.

Ganze Rotten fallen auch Sauen und selbst Bären an, mögen aber da den Sieg wol selten und nur durch harten Kampf erringen.

Sehr begreiflich ist es, daß bei der Gefräßigkeit und Mordlust der Wölfe ein kurzer Zeitraum und eine geringe Zahl solcher Gäste hinreicht, den besten Wildstand auf Nichts zu reduciren.

Im Winter, oder wenn sie sonst sehr vom Hunger geplagt werden, schleichen sie sich an und in die Dörfer, arbeiten sich unter den Schwellen der Ställe durch und richten in denselben eine schreckliche Metzelei an. Haben sie Zeit dazu, so fressen sie erst auf der Stelle so viel sie können, und nehmen noch obendrein auf dem Rückzuge mit, was fortzubringen ist. Werden sie gleich anfangs gestört, so muß doch etwas ihre Mühe lohnen, wäre es auch nur ein Hund oder ein kleineres Thier. Eilig entfliehen sie damit dem Holze zu.

Alles Geflügel ist ihnen Leckerspeise, und sie sind so geschickt, zwei Gänse, die Hälse übers Kreuz gelegt, auf einmal fortzuschleppen.

Mangelt alle Gelegenheit zum Raube, so nehmen sie auch mit verendetem Vieh, gefallenem Wild und Leichen fürlieb. Auch schonen sie bei eintretender Hungersnoth ihresgleichen nicht, indem sich der Stärkere auf den Schwächern wirft und ihn auffrißt.

Nur der allerhöchste Mangel soll die Wölfe, wenn sie sich in starken Rotten zusammengezogen haben, dahin bringen, den Menschen, welchen sie sonst sehr scheuen und fliehen, anzufallen.

Man will die Bemerkung gemacht haben, daß da, wo sie Gelegenheit fanden, auf Schlachtfeldern die vergrabenen Leichen auszuscharren und zu verzehren, ihre Gier nach Menschenfleisch so zugenommen habe, daß sie nachher nicht nur Kinder aus den Häusern geraubt, sondern selbst in der mildern Jahreszeit Anfälle auf erwachsene Menschen gemacht hätten.

Solche Vorfälle mögen wol anfänglich zu der Benennung Währwolf [1]), und nach mancher Verbrämung durch Zusätze zu den sinnreichen Märchen Veranlassung gegeben haben, nach welchen dieser als ein halbes Ungeheuer in den Kinderstuben geschildert wird.

§. 5. Verräth sich auch der nahende Wolf nicht durch sein Geheul, so wittern ihn doch zahme und wilde Thiere schon in weiter Entfernung. Bei zeiten suchen sie sich dann durch eilige Flucht zu retten, oder durch alle in ihrer Macht stehende Mittel in Sicherheit zu stellen, oder zur Vertheidigung vorzubereiten.

Der Mensch ist eigentlich nur im Winter, vorzüglich wenn er zur Nachtzeit unterwegs sein muß, einiger Gefahr ausgesetzt; aber auch unbewaffnet stehen ihm dann Sicherungsmittel zu Gebote, durch welche sie sehr gemindert wird, z. B. Feueranschlagen, Musik, Kettengeklapper, weshalb

---

1) Ein solcher Wolf, vor dem man sich wahren, d. i. hüten muß. W.

man in Gegenden, wo es viele Wölfe gibt, immer Ketten unter den Schlitten so befestigt, daß sie aneinanderschlagen, auch jedes fortdauernde Geräusch. [1]) Bemerkenswerth ist das im „Journal de Paris", 1805, Nr. 216, von Tissier bekannt gemachte Sicherungsmittel gegen den Anfall der Wölfe auf Vorwerke und Schäfereien. Man soll nämlich in der Nähe des Gehöftes oder Hordenschlages an einem Stabe eine brennende Laterne von 10 Zoll Länge und 4 Zoll ins Gevierte aufhängen. Unfehlbaren Schutz soll dies Mittel gewähren, wenn jede Glasscheibe in der Laterne eine andere Farbe hat.

§. 6. Vielfältige Versuche, junge Wölfe zu zähmen, haben den Erfolg gehabt, daß sie ihre Natur bis ins dritte Jahr zwar verleugneten, dann aber boshaft und raubgierig wurden, und die erste beste Gelegenheit, sich in Freiheit zu setzen, benutzten.

Andere Proben, Bastarde von eingefangenen alten Wölfinnen und Hunden, oder von Wölfen und Hündinnen zu ziehen, gelangen nie. Eingeschränkt erzogene Wölfinnen begatteten sich hingegen fruchtbar mit Hunden — ob auch Wölfe mit Hündinnen, ist mir nicht bekannt — und brachten Blendlinge, welche sich durch Herzhaftigkeit und Dauer auszeichneten, aber ihrer Bosheit und Raubgier wegen nicht sehr brauchbar waren.

Diese pflanzten sich ungezwungen mit den reinen Hunderassen fort. [2]) Bei dem natürlichen Widerwillen, welchen der herzhafteste junge Hund dadurch äußert, daß er den Wolf beim ersten Anblick und selbst bei der bloßen Witterung flieht, wovon ich selbst Zeuge gewesen bin, bei dem Hasse, den der ältere durch einen Kampf auf Leben und Tod beweist, muß man diesen Erfolg allerdings bewundern, um so mehr, da der Wolf den Hund frißt, dieser aber den gewürgten Wolf nicht weiter berührt. [3])

§. 7. Der Balg des Wolfes, welcher im Winter am besten ist, wird zu allerlei Pelzwerk, z. B. zu Müffen, Wildschuren, Pferdedecken u. dgl. verarbeitet. Man hält das von den Wammen für das vorzüglichste. Die weißen Bälge sind die kostbarsten. Das weißgare Leder gibt dauerhafte Pauken- und Trommelfelle, Handschuhe u. dgl. Die Fänge werden zum Glätten und Poliren gebraucht. Wasser über Wolfskoth geschüttet und die Schafe damit bespritzt, soll sie vor seinen Anfällen sichern. (?!)

---

1) Petri erzählt in seinem Buch über Estland und die Esten: er habe bei Nachtreisen mehreremal sechs und mehrere Wölfe quer über den Weg gelegt gefunden, aber jedesmal hätten sie dem Pferde und Schlitten Platz und nie einen Versuch zum Anfall gemacht. W.

2) Lange haben sich die Naturforscher darüber nicht vereinigen können, ob der Wolf zum Hundegeschlecht gehöre. Obige Erfahrung hat für diese Meinung entschieden. Vielleicht war Döbel einer der ersten, welcher die einigermaßen gelungene Probe machte, eine jung gezähmte schwarze Wölfin mit einem Hetzhunde zu belegen. Sie endete beim Wölfen, wahrscheinlich weil der Hund zu stark gewesen war; aber die sechs Jungen, welche man bei der Oeffnung todt fand, waren vollkommen. W.

3) Ueber Bastardirungsversuche zwischen Wolf und Hund und ihre Resultate sind interessante Angaben in Bronn's Geschichte der Natur, Thl. 3, Bd. 2, S. 177, zusammengestellt. T.

Das Wildbret dieses Raubthieres genießt kein unvernünftiges Geschöpf; nur die Tungusen essen es, so oft sie es haben können, gebraten; die Kalmücken aber, die doch sonst auch nicht ekel sind, nur im äußersten Nothfall.

§. 8. Die Fährte des Wolfes hat viel Aehnliches mit der eines



Fährte des Wolfes auf festem Boden.

starken Bauerhundes. Genaue Aufmerksamkeit auf folgende Kennzeichen wird jedoch den Waidmann vor Irrthum im Ansprechen schützen:

1. Der Wolf schnürt, indem er wie der Fuchs die Tritte schnurgerade hintereinandersetzt;
2. der Schritt ist weiter wie beim Hunde, weil der Wolf immer trabt;
3. die Ballen drücken sich länger und schmaler aus, und der ganze Tritt ist länglicher als beim Hunde;
4. die zwei mittlern Klauen stehen stets dicht beisammen;
5. die Nägel an denselben sind in jedem reinen Tritte scharf ausgedrückt;
6. eine ganze Rotte Wölfe tritt zuweilen große Strecken weit genau in die Fährte des vordersten; gemeiniglich so lange, bis sie sich, um den Raub zu erjagen, trennt.



Fährte des Wolfes auf weichem Boden und im Schnee.

§. 9. Jagdhunde und leichte Hetzhunde sind auch bei der Wolfsjagd anwendbar. Ueber beide Rassen ist das Wichtigste in verschiedenen der vorhergehenden Kapitel bereits beigebracht worden.

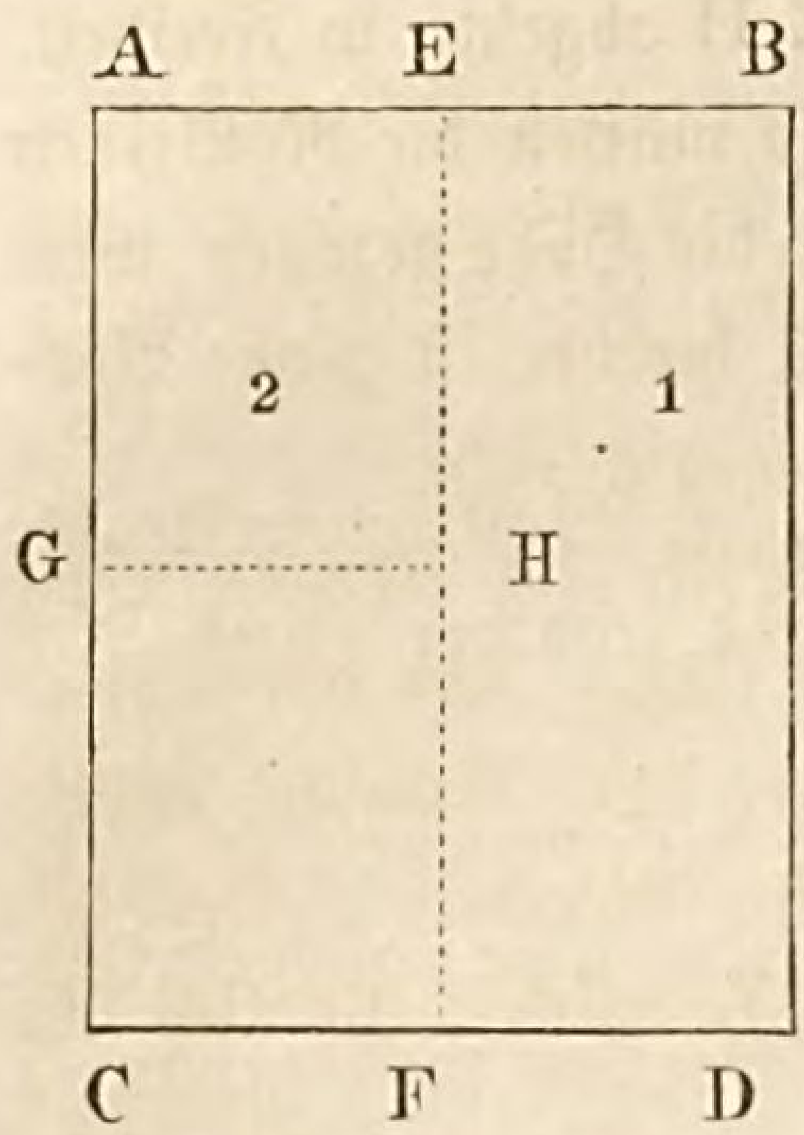
§. 10. Die unvermeidlichen Kosten eines großen eingestellten Jagens können nirgends so reichlich ersetzt werden als da, wo es noch viele Wölfe gibt. Nur möchte, wo dies der Fall ist, selten ein hinlänglicher Zeugvorrath zu finden, auch in den unwegsamen Brüchern und Wäldern mit dem Treiben schwer fortzukommen sein.

Gestatten Verhältnisse die Einrichtung eines solchen Jagens, so sind so viel Jagdleute auszuschreiben, daß mit denselben der ganze abzujagende Bezirk umlegt, ringsum Wachfeuer unterhalten und dann das Jagen durch Treiben von allen Seiten nach der Stallungsgegend zu so weit ins Enge gebracht werden kann, als die vorräthigen Lappen zur Lappstadt und das Zeug zur weiten Stallung hinreichen. Außerdem muß noch so viel Zeug übrigsein, daß das Jagen nicht nur damit der Länge nach in zwei Theile

getheilt, sondern auch in der einen Hälfte desselben noch einmal quer durchgestellt und dadurch die Scheidung der Wölfe vom übrigen Wild noch an demselben Tage, an welchem die Stallung ins Ganze gebracht wird, bewirkt werden kann. [1])

Zur Versinnlichung des Verfahrens bei der Scheidung möge nachstehende Figur dienen.

Man lege nämlich die Treiber auf dem linken Flügel B D an, lasse sie bis E F fortgehen und auf diese Weise alles Wild aus der mit 1 bezeichneten Hälfte der Stallung in die andere 2 hinübertreiben. Versuchen bei dieser Gelegenheit Wölfe zurückzugehen, so lasse man es geschehen. Auf E F hält man dann die Mannschaft so lange an, bis hier das Zeug vermittels der an dessen Oberleine befestigten andern Leinen auf die am obern Ende der Stellstangen befindlichen, leicht beweglichen Rollen gehoben worden ist, und an jeder dieser Leinen zuverlässige Männer, gut verborgen, angestellt sind, welche das so eingerichtete Zeug, das man *Falltücher*, die Stellstangen aber *Schnappstangen* nennt, sobald die Treiber wieder bis B D zurückgezogen sind, bis auf 2 Fuß über der Erde niederlassen und, während dann das erste Treiben repetirt wird, genau Acht haben, ob Wölfe oder anderes Wild auf die Falltücher zukommt. [2]) Im erstern Fall wird das Zeug durchaus in die Höhe gezogen, damit die Wölfe nicht durchkönnen; im letztern ganz bis auf die Erde niedergelassen, damit das Wild übergehe. Die umkehrenden Wölfe machen sich gewöhnlich am Zeuge zurück, weshalb auf ein an den Falltüchern zu gebendes Zeichen die Treiber sich nach der Mitte so lange zusammenziehen, bis sie vorbei sind. Ist man nun überzeugt, daß in dem Theile 1 kein oder wenig anderes Wild mehr zurückgeblieben ist, so wird einstweilen das Zeug auf E F festgestellt.



Dann legt man ein Treiben bei A E an, läßt es bis G H fortgehen, stellt hier mit Falltüchern durch und wiederholt das Treiben so lange, bis sämmtliches Wild, mit Ausschluß der Wölfe, in den noch ruhiggelassenen Bezirk G H C F hinüber ist. Dann werden die Treiber zwischen A und G angelegt und alle Wölfe über das zwischen E H ganz abgehobene Zeug in die große Abtheilung 1 getrieben, hierauf aber das Zeug wieder gestellt und

1) Denn sonst würden in der Nacht die Wölfe eine gräßliche Niederlage unter dem miteingestellten Wilde anrichten. W.

2) Damit man an den Falltüchern alles übersehen kann, müssen die Scheidungsstellflügel auf lichten Plätzen angebracht werden. W.

ganz festgemacht. Endlich geht das letzte Scheidungstreiben von C F auf die Falltücher bei G H los. An diesen muß man nun sehr genau Acht geben, daß kein Wolf, aber alles Wild hinübergelassen werde. Hat man nun den Zweck erreicht, daß sämmtliches Wild in dem kleinen District A E G H concentrirt ist, sämmtliche Wölfe aber in 1 und in G H C F eingeschlossen sind, so werden letztere über die zwischen H F abgehobenen Tücher in die große Abtheilung 1 gejagt und nun auch hier fest zugestellt.

Zum Beschluß setzt man das Wild, nachdem die Tücher zwischen A G abgehoben worden, durch ein Treiben, welches von E H abgeht, in Freiheit.

Sollen Sauen von Wölfen geschieden werden, so müssen die Rollleinen an der Unterleine befestigt und die Tücher so weit in die Höhe gezogen werden, daß die Sauen darunter wegkönnen. Besonders hierbei ist große Vorsicht nöthig, damit kein Wolf unter dem Zeuge mit wegschleiche.

Ueber eine Nacht darf man es nicht wagen, Wölfe im Zeuge stehen zu lassen, und selbst während dieser muß das ganze Jagen mit gut unterhaltenen Wehrfeuern umlegt und aufmerksam bewacht werden; denn die Wölfe werden bald dreist und versuchen alles, sich durchzuschneiden. Deshalb darf man auch keine Tücher, an welchen unten Gemäsch befindlich ist, anwenden.

Mit der Einrichtung eines Laufs verliere man ohne ausdrücklichen Befehl der Herrschaft keine Zeit, sondern stelle so viele Schützen, als man haben kann, auf schicklichen Plätzen, besonders an den Zeugflügelecken an, und lasse die Wölfe durch Treiber und Jagdhunde so lange in der Stellung herumjagen, bis sie alle erlegt und zum Theil von leichten Hetzhunden gefangen sind.

Daß bei einem Wolfsjagen der Verlust einiger Stücken Wild, Sauen und Rehe nicht in Anschlag kommen darf, sondern daß man diese lieber den eingestellten Wölfen überlassen muß, als ihnen durch Zeitverlust bei der Scheidung Gelegenheit verschaffen darf, sich auf eine oder die andere Art zu retten, versteht sich von selbst.

§. 11. Hat man auf irgendeine Weise bestimmte Kunde erlangt, daß irgendwo mehrere Wölfe liegen, oder sind, wo es wenige gibt, deren einige, oder nur einer, im Winter bei einer Neue eingekreist, so umstelle man den ganzen Bezirk mit halben Tüchern, mit Wolfs- oder Rehnetzen, oder doppelt mit Tuchlappen, sodaß die untere Reihe bis auf die Erde hängt [1]), ziehe allenfalls auf der einen Seite der Stallung einige Schritte vor dem Zeuge Fallnetze, stelle die Schützen in der Stallung herum an und lasse die Wölfe durch Treiber, welche mit Klappern versehen sind, oder mit

---

1) Man wird wohlthun, wenn man außer dem Winde zu stellen anfängt und das Geschäft überhaupt so still als möglich betreibt. W.

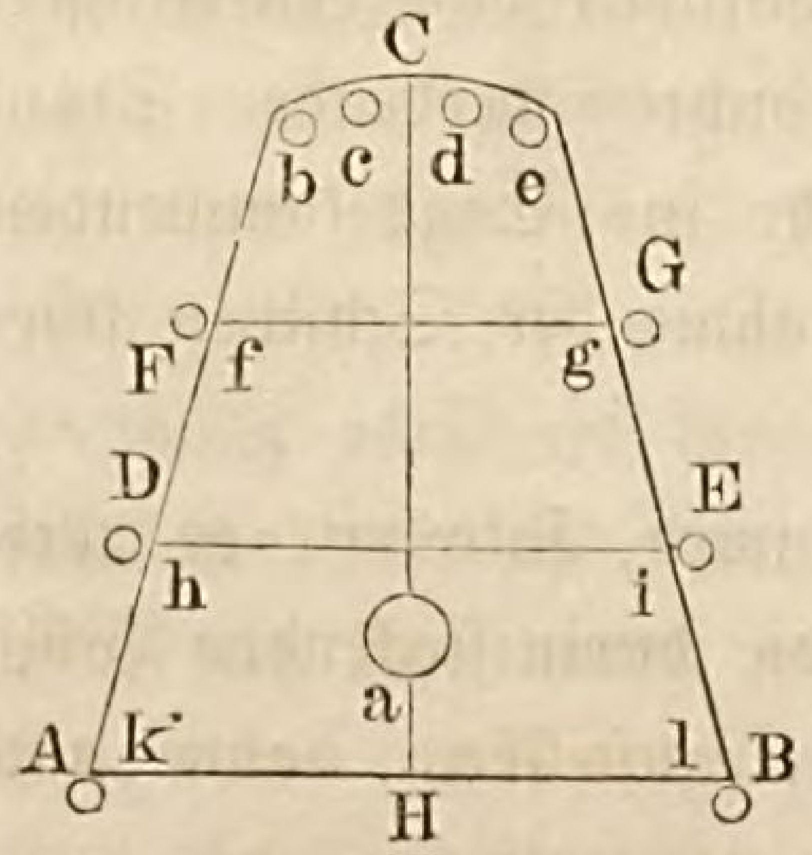
Steinen auf ein Stück Eisen schlagen, rege machen, löse am Ende auch einige Koppeln Jagdhunde und lasse nicht eher ab, bis keiner von den eingekreisten mehr lebt.

Wenn die Wölfe in der Nacht nach Raub umhertraben, kann man ihre gewöhnlichen Rückwechsel so verlappen, daß man den hintern Theil und die Flügel noch im Finstern, vorn aber, wenn es Tag ist, zustellt. Nur muß darauf Rücksicht genommen werden, daß immer ein beträchtliches Dickicht in der Lappstadt und diese überhaupt nicht zu klein sei; auch lasse man nicht zu nahe an das dicke Holz heranlappen.

Beim Treiben in einer Lappstadt dürfen die Jagdleute mit den Klappern nur bis auf die Hälfte des abzutreibenden Districts vorwärtsgehen, dann müssen sie sich wieder zurückziehen, und entweder das erste Treiben wiederholen oder die andere Hälfte abgehen. Forcirt dürfen die Wölfe in einer Lappstadt nicht werden, weil sie sonst gern durchbrechen.

Durch die Güte des königlich schwedischen Oberjägermeisters v. Ström erhalten die meisten Leser des gegenwärtigen Werks wahrscheinlich (sowie dies auch bei mir der Fall war) die erste Kunde von der Vor- und Einrichtung einer Lappstadt auf Wölfe, welche in Schweden zur Verminderung dieser höchst schädlichen Räuber vorzüglich in Anwendung gebracht wird. Meinem hochverehrten Freund statte ich hierdurch für die gefällige desfallsige Mittheilung den aufrichtigsten Dank ab, und werde mich bestreben, die Beschreibung dieser Vor- und Einrichtung genau im Sinne des Herrn Mittheilers zu geben wie folgt:

„In einem großen Wald, welcher, vorgängiger Erfahrung zufolge, den Wölfen zum Winteraufenthalt dient, wähle man eine in einer möglichst ebenen Gegend belegene Dickung aus, welche ihrer Bodenfläche nach groß genug ist, um in derselben während des Sommers folgende Vorrichtung zu treffen:



„Man lasse, nach Ausweis der nebenstehenden Figur, gleichsam in der Form eines sanft zugespitzten, oben platt abgerundeten Kegels, in dem Dickicht eine Umfangsstelllinie so aushauen, daß die Lappstadt mit beiläufig 38 bis 40 Bund Tuchlappen (jedes Bund zu 80 Doppelschritt Länge gerechnet, s. Thl. 1, S. 80, §. 28, Nr. 1) um und um — d. h. von A über C, B, H bis wieder zu A — zu seiner Zeit eingerichtet werden kann. Gleichmäßig lasse man von H bis C, auch von D bis E, ingleichen von F bis G Schneusen durchhauen, auch oben längs der Rundung die Schießschirme b, c, d, e aus Flechtzäunen so erbauen, daß die in der Folge

darin angestellten Schützen den Zwischenraum zwischen den Schirmen übersehen und überschießen können.

„Mit Eintritt der Plattfröste, im Herbst, wird zwischen der Grundlinie A II B und der Schneuse D E der Kirrungsplatz a mit einem paar todten Pferden belegt.

„Beim Winterschnee nehmen die Wölfe die Kirrung bald auf. Jede Neue benutzt man dann zum Kreisen auf der Umfangsstelllinie. Ergibt sich, daß in dem von derselben eingeschlossenen Bezirk des Dickichts Wölfe ruhig stecken, so wird auf der besagten Umfangsstelllinie, nach der in den vorhergehenden Paragraphen gegebenen Vorschrift, mit der Einrichtung der Lappstadt unverzüglich vorgeschritten und selbige hiernächst mit so viel Treibeleuten umlegt, daß anfänglich zwischen je zwei und zwei ein freier Raum von beiläufig 60 Doppelschritten bleibt.

„Nachdem dann die Schützen in den Schießschirmen angestellt worden, ziehen die Jagdleute, mit welchen die Lappstadtrundung bis dahin besetzt war, sich auf die beiden Flügel, und sowol auf diesen als auf der Grundlinie A B alle Treiber schon etwas näher zusammen. Von der Grundlinie A B aus geht dann das Treiben, unter allmählicher Beiziehung der auf den Flügeln A D und B E vertheilten Mannschaft, still bis zur Schneuse D E. Auf dieser wird zum ersten mal ganz gemacht, hierauf das Treiben ebenmäßig wie vorher fortgesetzt bis auf die Schneuse F G und daselbst abermals ganz gemacht. Von da aus bewegt sich endlich der Trieb, durch die fortwährend von beiden Flügeln beizuziehende Mannschaft immer dichter bestellt, ohne Unterbrechung fort bis an die Schießschirme b, c, d, e, aus welchen die Wölfe erlegt werden, wo und wenn sie den Schützen bis auf gehörige Schußferne sich nähern."

Der Verfasser des vorliegenden Werks erlaubt sich zu Vorstehendem folgende Bemerkungen:

1. Die allmähliche Verschmälerung der Lappstadt bis zur Rundung hin hat den Zweck, durch successive Beiziehung der Mannschaft von den Flügeln nicht nur, sondern auch durch den ohnehin immer dichter werdenden Stand der Treiber, das Zurückgehen der nun immer mehr ins Enge kommenden, durch Schußexplosionen oder durch sonstige Wahrnahme der Schützen scheu gemachten Wölfe soviel als möglich zu verhindern.

2. Da bekanntlich der Wolf sehr leicht rege wird, so dürfte es räthlich sein, zuerst das ganze Dickicht zu kreisen und die darin steckenden Wölfe im weiten, wenn auch nur mit Federlappen, einzustellen, dann nach den bekannten Regeln sie in dem Lappstadtsbezirk zu concentriren und, wenn derselbe ringsum mit Mannschaft überall umstellt ist, die Lappstadt selbst einzurichten.

3. Die Beobachtung des Vor- oder Rückganges der eingestellten Wölfe dürfte jedenfalls nützlich und es daher gerathen sein, an jedem Ende der Stellschneusen, wie der Grundstelllinie, außerhalb der Lappstadt, auf den Punkten f g, h i, k l Schirme im voraus errichten zu lassen und in selbigen tüchtige, vorzüglich aufmerksame Jäger vor dem Beginn des Treibens in der Lappstadt anzustellen. Diesen aber müßte zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht werden, durchaus nicht auf vorwärtsgehende, sondern einzig auf rückgehende Wölfe und auf diese auch dann nur zu schießen, wenn sie (die Jäger) ihrer Sache hinsichtlich der Erlegung gewiß zu sein glauben dürften. Im Gegenfall müßten sie gehalten sein, nach erhaltenem Signal darüber, daß das ganze Treiben beendet sei, in möglichster Eile außerhalb der Lappstadt an die Schirme b, c, d, e sich zu verfügen und daselbst dem Jagdbefehlshaber über die Zahl der vor- und rückgegangenen Wölfe Bericht zu erstatten, damit dieser in den Stand gesetzt würde, nach dem Vergleich der Zahl der erlegten mit der Zahl der von den Observateurs vor- und rückgehend gesehenen, zu bestimmen, inwiefern Wiederholung des Treibens nöthig sei oder nicht.

§. 12. Kann oder will man keine Art von Zeug anwenden, so veranstalte man so oft als möglich Treibejagen. Wie diese zweckmäßig einzurichten sind, soll im dritten Abschnitt bei der Fuchs- und Hasenjagd beigebracht werden.

In Polen, Estland und Kurland setzt man sich im Winter, abends gegen 10 Uhr, in einen Schlitten und nimmt ein Spanferkel in einem Sack und Schießgewehr zu sich. Kommt man in Gegenden, wo Wölfe herumzutraben pflegen, so zwickt und kneift man das Ferkel, sodaß es schreien muß. Demzufolge nähert sich der Wolf und wird aus dem Schlitten geschossen. Man muß mehr als ein Gewehr mitnehmen, um auf den Fall, wenn etwa eine Rotte Miene machte, das Pferd anfallen zu wollen, zur Vertheidigung vorbereitet zu sein.

So kann man auch ein Stück Fleisch an eine lange Leine binden, solches hinter dem Schlitten her und, wenn ein Wolf auf der Schleppe nachkommt, die Leine immer kürzer ziehen, bis er schußmäßig heran ist.

§. 13. Bei keiner andern Raubthierart dürfen die auf die Ausrottung oder doch möglichste Verminderung derselben zu verwendenden Kosten weniger berücksichtigt werden, als bei den Wölfen. Die Anlage eines Wolfsgartens verursacht deren nicht wenige, aber sie gewährt wesentliche Vortheile und ist deshalb zu empfehlen.

Auf folgende Weise wird die Einrichtung derselben mit geringem Kostenaufwand bewerkstelligt. Man läßt einen Bezirk, welcher etwa 800 bis 1000 Schritt im Umkreise hält und eine Dickung in sich faßt, mit Planken

oder einem hohen Flechtezaun, bis auf eine 200 Schritt lange Oeffnung in Süd oder Süd-Ost (weil die Winde, im Winter wenigstens, am häufigsten aus Nord und West wehen) umsetzen. An jedem Ende dieses offenen Eingangs wird eine Säule, an welcher verschiedene Haken übereinander einzuschlagen sind, eingegraben.

Geht das Dickicht bis auf ungefähr 40 Schritt an die Oeffnung heran, desto besser. Etwa 100 Schritt von derselben entfernt läßt man einen freien Platz abräumen, um auf demselben die Wölfe mit gestorbenem Vieh ankirren zu können, und nahe bei demselben, im Holze, aber so, daß die Kirrung ganz zu übersehen ist, eine 12 Ellen über der Erde auf Pfählen stehende Wachhütte erbauen und mit Reisig verkleiden. Unfern des Wechsels (des Einganges), etwas rückwärts, wird in gleicher Höhe über der Erde ein ähnliches Wachhäuschen, welches zwei Wächter, zwei Bund Tuchlappen und zwei Bund Wolfsnetze, nebst den nöthigen Forkeln faßt, errichtet. Aus der Hütte an der Kirrung bis zum Wachhäuschen zieht man durch Ringe, welche an dem obern Ende aufrechtstehender Stangen befestigt sind, einen Draht, und befestigt an demselben im Wachhäuschen beim Wechsel eine leicht bewegliche Klapper oder einen Hammer.

Haben Wölfe die Kirrung angenommen, so begibt sich ein Jäger mit Sonnenuntergang auf das Wachhäuschen an derselben; zwei Gehülfen aber besteigen das andere, ohne Licht bei sich zu haben.

Wenn nun der Jäger einen oder mehrere heißhungerige Gäste auf dem Kirrungsplatz erblickt, gibt er durch vorsichtiges Ziehen am Draht den Gehülfen ein Signal, welchem zufolge jeder derselben augenblicklich ein Bund Lappen nebst den dazu gehörigen Forkeln ergreift und ohne Geräusch an ein Ende des Wechsels läuft, die Lappen an den untern Haken an den Säulen anbindet und, nach der Mitte zu, auf die bei sich habenden Forkeln hängt. Da, wo sie zusammenkommen, werden die Leinen verbunden.

So schnell als möglich holen sie nun die Netze herbei, stellen damit den Wechsel fest zu und bewachen ihn bis zum folgenden Morgen, an welchem die eingesperrten Wölfe entweder im Garten oder am Wechsel, der immer gut besetzt sein muß, todtgeschossen werden. Am letztgenannten Ort muß auch eine starke eiserne Gabel und eine Keule bei der Hand sein, um den Wolf, wenn er sich etwa in den Netzen verwickelte, fassen und todtschlagen zu können.

Man kann auch in einer Ecke des Gartens eine 12′ tiefe, 9 bis 10′ breite und lange, mit eichenen, glattgehobelten, aufrechtstehenden Pfosten ausgeschalte Grube anbringen, welche mit drei bis vier glatten Stangen belegt und mit Reisig verdeckt wird. Hinter derselben bleibt eine etwa 6′ lange und 2′ hohe Oeffnung im Zaune. Durch diese wird sich der Wolf

retten wollen und in die Grube fallen, aus welcher er vermittels einer starken Zange (wie die beim Dachs und Fuchs näher zu beschreibende) lebendig heraufgezogen werden kann.

Uebrigens ist der Wolf, wenn er sich gefangen sieht, furchtsam und nicht sehr böse.

§. 14. Dem einzelnen Jäger wird seine Mühe auf der Schießhütte am besten belohnt.

Sie wird gewöhnlich auf Bäumen und ebenso hoch über der Erde angebracht, wie die im vorigen Paragraph erwähnten Wachhäuser. An der nördlichen Seite derselben muß ein bequemes Schießloch befindlich sein. In einer Entfernung von ungefähr 30 Schritt gerade vor dem Schießloch werden die Wölfe mit verendetem Vieh angekirrt. In mondhellen Nächten, vorzüglich im Winter, wenn Schnee liegt, erwartet sie hier der Jäger mit einer guten, mit Nr. 0 oder Posten geladenen Flinte.

§. 15. Wo das Anlegen der Wolfsgruben erlaubt ist und, ohne Menschen und Vieh Schaden zuzufügen, bewerkstelligt werden kann, gewähren auch sie Vortheil.

Man macht sie ebenso wie die §. 14 beschriebene; aber gewöhnlich 16′ tief und 12′ lang und breit. Mitten in derselben wird eine glatte, 18 bis 19′ hohe Stange errichtet, am obern Ende eine Scheibe, in Est- und Livland Tralje genannt, und auf derselben ein lebendiges Schaf oder, wenn es sehr kalt ist, eine Ente, weil sie nicht so leicht erfriert, befestigt. An zwei einander gegenüberstehenden Seiten der Grube hängt an einer Angel ein leichter, glatt gehobelter Deckel. Beide müssen, aufgestellt, an der Stange zusammenstoßen, doch so, daß die leiseste Berührung sie zum Fallen bringt. Sie werden leicht mit Reisig bedeckt. Will man sich der Deckel nicht bedienen, so verfährt man auf die §. 13 zur Bedeckung vorgeschlagene Art. Uebrigens behauptet man, daß der Wolf dreister auf die Grube gehe, wenn man das zur Bedeckung nöthige Reisig mit etwas Schafmist vermengt.

Will man die gefangenen Wölfe nicht in der Grube todtschießen, so bedient man sich zum Herausziehen der §. 13 erwähnten Zange, oder man zieht eine starke Leine durch die Nabe eines Rades, macht unter derselben eine Schleife, wirft diese dem Wolf über den Kopf und zieht ihn so herauf.

Müßte die Grube an einem Ort angelegt werden, wo Nässe es nicht erlaubt, ihr die gehörige Tiefe zu geben, so kann man ein paar starke, schwere Tellereisen hineinlegen und selbige mit Roggenspreu einfuttern, damit starker Frost das Zuschlagen nicht verhindert.

Petri sagt in seinem oft angeführten Werke: „man verengere in

Estland die Wolfsgruben unten am Boden so, daß nur sehr wenig Platz zwischen der Stange und den Seitenwänden bleibe; dadurch werde dem Wolfe das Vermögen zum Springen benommen". Doch würde, wenn man dies nachahmen wollte, die obere Oeffnung wol weniger groß als die oben angegebene sein müssen.

§. 16. Auch der Wolf kann im Schwanenhalse sowol als auf dem Tellereisen gefangen werden. [1]) Nur müssen die Eisen viel stärker sein, als es bei andern schwächern Raubthieren nöthig ist; auch müssen die Tellereisen zwei Federn haben.

Zum Ankirren auf dem Platz zum Schwanenhalse nehme man Rehleber, zum Abzugsbissen aber Rehwildbret oder Entenfleisch, brate alles in Gänsefett und thue ein klein wenig Kampher hinzu. Statt der Rehleber kann man auch kleingeschnittenes Wildgescheide, roh, wie es ist, nehmen.

Die Witterung, womit jeder Theil des Eisens bestrichen wird, bereitet man auf folgende Art:

Laß frisches, unausgelassenes Gänsefett in einem neuen reinen Tiegel zergehen, thue Fenchelkraut, Baldriankraut, auch Knospen von Fichten oder Tannen, alles zu gleichen Theilen hinein, und laß es über Schmiedekohlen, unter beständigem Umrühren mit einem reinen Hölzchen, beiläufig fünf Minuten lang braten, nur nicht bis zum Braunwerden. Wenn die ganze Masse vom Feuer genommen und noch heiß ist, rühre ein wenig Kampher hinein, seihe sie durch ein reines Leinwandläppchen in ein reines, neues, steinernes oder thönernes Gefäß und verwahre dieses, gut zugebunden, an einem kühlen Ort.

Jedes Jahr muß die Witterung frisch gemacht werden.

Das Tellereisen kann auf gleiche Weise verwittert werden (doch ist es gerade nicht nöthig, wenn es lange im Freien bleibt). Man legt einige derselben, mit den daran befindlichen Ketten an eingeschlagene Pfähle befestigt, entweder an Orten, wo gefallenes Vieh liegt, umher, oder auf besondern Plätzen, indem man eine todte Gans oder Ente an eine hölzerne Gabel aufhängt, oder, besser noch, eins von beiden lebend an einer auf einem 3 Fuß hohen Pfahle befestigten Scheibe anbindet.

Werden nun die Eisen so um den Platz vertheilt, daß der Wolf nicht zur Scheibe kann, ohne eins zu betreten, so fängt sich auf diese Art der junge besonders recht gut.

Uebrigens sind alle Reinlichkeitsmaßregeln, welche beim Rauchwerksfang

---

1) Zum Stellen, Legen und Verwittern des erstern wird bei Gelegenheit des Fuchsfanges, des letztern aber beim Marderfange im folgenden Abschnitt Anweisung gegeben werden. W.

überhaupt genommen werden müssen, auch hier erforderlich, wenn man sich einen guten Fang versprechen will.

In Nr. 40 der Zeitschrift „Blätter aus der Gegenwart" (Welt und Leute), (Leipzig 1833) wird gesagt:

„Der Geruch der verbrannten Asa foetida (Ferula Asa, Stink-Asan) macht auf diese Thiere (die Wölfe) einen auffallenden Eindruck. Wenn man in einem Walde ein Feuer anzündet und eine hinlängliche Menge dieses Harzes hineinwirft, damit sich der Geruch in der Atmosphäre verbreitet, so nähern sich alle Wölfe, die sich in einem gewissen Umkreise befinden, dem Feuer und heulen kläglich. Sie werden durch diese Witterung so mächtig angezogen, daß man mehrere derselben mit Schießgewehr erlegen kann, ehe die übrigen zur Flucht sich entschließen."

So wenig nun auch der Verfasser des vorliegenden Werks darüber abzusprechen im Stande ist, ob das Vorstehende vollen Grund habe, so kann er doch nicht glauben, daß alles am angezeigten Ort Vorgetragene ganz grundlos sei. Er theilt es daher denjenigen seiner Leser, die in Gegenden leben und als Jäger wirken, wo es darauf ankommt, der Wolfbrut nach Möglichkeit Abbruch zu thun, in der Absicht mit, um weitere Versuche in Betreff dieses Gegenstandes nicht nur, sondern auch darüber zu veranlassen, ob und inwiefern die a. a. O. erwähnte, anderweitige Behauptung:

„Das Bereiben der Schuhsohlen mit Asa foetida sei ein vorzügliches Hülfsmittel für diejenigen, so mit dem Fange der Wölfe in Schlingen (soll wol heißen in Schlageisen) sich zu beschäftigen Gelegenheit haben",

Stich halte oder nicht? Im ersten Fall wäre allerdings eine äußerst beachtungswerthe Methode, den Wölfen Abbruch zu thun, und es bedarf wol kaum der besondern Aeußerung des Wunsches: es möge jeder, der über den einen oder den andern der im Vorstehenden beregten Gegenstände gelungene oder mislungene Erfahrungen gemacht, solche in den gelesensten und geachtetsten inländischen und ausländischen Zeitschriften unverzüglich zu allgemeiner Kunde bringen!

§. 17. Vergiftung kann nur, als ein sehr grausames Mittel, bei einem Raubthier, das selbst höchst grausam ist, entschuldigt und darf nur da angewendet werden, wo auf irgendeine andere Weise demselben nicht Abbruch genug geschehen und andern Geschöpfen dadurch kein Schaden erwachsen kann. Ist es aber einmal auf Vertilgung der Wölfe abgesehen, so läßt man einem mit Arsenik vergifteten Hunde oder Schafe die Haut bis auf den Kopf abziehen, im Fleisch sowol als inwendig an der Haut viele Einschnitte machen, vermittels einer Blase, welche über die Hand

gebunden ist, oder mit einem Holz in jeden derselben Arsenik einreiben, dann die Haut wieder darüberziehen und zunähen und diesen Köter an einen Ort legen, wo Wölfe wechseln.

Alle, die davon fressen, sind gewiß des Todes; aber auch nicht einmal die Haut ist brauchbar. [1])

§. 18. Der Wolf wird gestreift, wie der Luchs und Fuchs.

---

1) Mit Strychnin vergiftete Brocken würden noch einen schnellern und sicherern Erfolg haben. T.

Dritter Abschnitt.

Niedere Jagd.

Erste Abtheilung.

Haarwild.

Erstes Kapitel.

Der Hase.

Lepus timidus *L.* [1])

§. 1. Der alte männliche Hase heißt Rammler, der weibliche Häsin, auch Satzhase. Die jungen Hasen werden halbwüchsig genannt, wenn sie ihr Wachsthum halb vollendet, Dreiläufer, wenn sie drei Viertheile ihrer vollkommenen Größe erreicht haben. Letztere Benennung erhalten an einigen Orten auch alte, die sehr rasch auf drei Läufen rennen, während sie mit dem einen Hinterlauf schnellen, ohne den Boden zu berühren.

Die Ohren nennt man Löffel, die Augen Seher, die Füße, wie bei allem Haarwild, Läufe; die Hinterläufe insbesondere Sprünge, die Haare Wolle, den Schwanz Blume, auch Federlein; die Haut, wie bei allem zur niedern Jagd gehörigen Haarwild, Balg.

Statt Fährte sagt man von allem zur Niederjagd gehörigen Haarwild Spur.

Die Hasen rammeln, indem sie sich begatten; die Häsin setzt, wenn sie Junge bekommt; die von einer auf einmal gesetzten werden unter dem allgemeinen Namen Satz begriffen.

---

1) v. Wildungen's Neujahrsgeschenk, 1798. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 8. Diezel, Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Abth. 2, S. 22. W.

Der Hase äset sich, oder nimmt seine Weide, er frißt nicht; er ist fett, nicht feist; gut oder schlecht, nicht dick oder mager.

Die Vertiefung, welche er in den Erdboden macht, um in derselben einmal oder öfter, auf längere oder kürzere Zeit zu ruhen, heißt das Lager. In diesem sitzt oder drückt er sich; doch wird der letzte Ausdruck öfter gebraucht, wenn er sich in demselben zusammenzieht, um so dem Blick des sich nähernden Menschen oder Thieres weniger ausgesetzt zu sein; man bedient sich dessen aber jedesmal, wenn er sich auf der Flucht in einer Furche, hinter einem Raine oder unter einem Busch für einen Augenblick zu verbergen sucht.

Aus dem Lager, oder da, wo er sich gedrückt hat, wird er durch Menschen oder Hunde aufgestoßen, von letztern auch aufgestochen.

Abends rückt er ins Feld, um Aesung zu suchen; morgens ins Holz, um zu ruhen. In das Lager fährt er, und so auch aus demselben heraus, wenn er es verläßt, er springt über Zeug, Hecken, Gräben u. dgl., er flieht nicht darüber.

Der noch nicht verendete Hase, welchen der Jäger in seine Gewalt bekommt, wird von ihm genickt. Den verendeten wirft oder weidet er aus [1]), er bricht ihn nicht auf.

Um ihn zum Behuf der Fortschaffung oder Aufbewahrung irgendworan hängen zu können, hesset man ihn ein, d. h. man schärft über dem Knie des einen Hinterlaufes, zwischen der Hesse und der Knochenröhre, eine Oeffnung ein, durch welche der andere Sprung bis übers Knie durchgesteckt wird.

Endlich wird er wie alles zur kleinen Jagd gehörige Haarwild und wie jedes Raubthier gestreift, nicht zerwirkt. Unter der Benennung Hasenklein [2]) versteht man alles, was bei der hohen und Mitteljagd zum Kochwildbret und zur Lunze gerechnet wird, nämlich: Kopf, Hals, Blätter, die untere Hälfte der Rippen und die Dünnungen, Herz, Lunge und Leber.

Bei dieser und bei allen übrigen zur niedern Jagd gehörigen Wildarten behält der Jäger den Ausdruck Fett bei; er sagt nicht, wie von den zur hohen und Mitteljagd gehörigen, statt dessen Feist.

§. 2. Der gewöhnliche oder gemeine Hase wird je nach seinem Aufenthalt Feldhase, Wald- und Holzhase, Berghase, Grundhase, Sumpf- oder Moorhase, Bruchhase, Sandhase, Steinhase u. s. w. (scherzweise auch Lampe) genannt.

---

1) Obiger Ausdruck wird von allem zur Niederjagd gehörigen Haarwild gebraucht, bei welchem dieses Geschäft stattfindet. W.

2) In mehrern Gegenden Hasenpfeffer, auch Schwarzhase genannt. T.

§. 3. Der gemeine Hase[1]) ist durch ganz Europa im Westen bis 58° nördl. Br., im Osten bis 49° nördl. Br. verbreitet; er wird indessen, selbst gehegt, nicht überall gleich häufig angetroffen, sondern scheint unter den gemäßigten Himmelsstrichen und in fruchtbaren Gegenden am besten zu gedeihen.

Er gehört zur Ordnung der Nager (Glires), und zwar zur Familie der Hasen (Leporinae).[2])

---

1) Beiläufig muß ich hier des veränderlichen Hasen (Lep. variabilis *L.*) erwähnen, welcher auch der nordische, Alpen-, Stein- und Schneehase (eine treffliche Schilderung der Naturgeschichte und Jagd der Alpenhasen findet sich in F. v. Tschudi, Thierleben der Alpenwelt, S. 348, Anm. zur 3. Auflage), in einigen Gegenden des russischen Antheils von Polen aber, zum Unterschiede von dem größern grauen, den man den Litauer heißt, der Livländer genannt wird. Bechstein gibt folgende Beschreibung vom veränderlichen Hasen:

„Er bewohnt die höchsten und kältesten Gegenden von Europa, Asien und Amerika. In Deutschland trifft man ihn auf den salzburgischen, tirolischen, ober- und niederösterreichischen und andern südlichen Alpen an.

„Im Sommer erscheint die Farbe seiner Wolle größtentheils in einer sanften Mischung von Weißgrau mit Schwarz und Rothgelb. Der Kopf ist röthlichgrau, der Nacken braungrau. An den Seiten verläuft, nach unten zu, das Weißgrau sich immer mehr in Weiß, sodaß der Bauch nur einen gräulichen Schimmer behält. Die Blume bleibt immer ganz weiß, nur die äußerliche Spitze ist schwarz. Die Fußsohlen sind dicht mit schwarzer, in Sibirien aber, wo der Balg überhaupt weit stärker bewachsen ist, mit gelber Wolle besetzt.

„Im Winter färbt sich der veränderliche Hase völlig weiß, bis auf die Ränder der Löffel, welche beständig und überall schwarz bleiben.

„Die Färbezeit tritt gewöhnlich in den Monaten April und September ein.

„In Grönland verdient diese Hasenart vorzüglich den Namen des weißen oder Schneehasen; denn dort bleibt er das ganze Jahr weiß, in Lappland nur zehn Monate hindurch, während der übrigen zwei färbt er sich fahl.

„Die Löffel des nordischen Hasen sind kürzer, die Läufe viel dünner als am gemeinen. Jener ist weniger geschwind und nur auf Hudsonsbai so stark als dieser; sonst wiegt er selten mehr als 6½ Pfund. Er wird sehr fett. Gezähmt verwandelt er dennoch im Zimmer die Farbe."

Der Angabe mehrerer Schriftsteller, die Häsin dieser Art setze jährlich nicht öfter als einmal und nur zwei Junge, kann der Verfasser, gestützt auf die Autorität eines höchst achtungswerthen, zuverlässigen Mannes, welcher zehn Jahre in Nordamerika zubrachte und dort die Natur fleißig beobachtete, widersprechen. Nach der Versicherung dieses Mannes setzt nämlich der veränderliche Hase in Canada mehr als einmal im Jahre, auch mehr als zwei Junge auf einmal.

„Die veränderlichen Hasen leben nicht so isolirt als die unserigen, sondern sie ziehen sich scharenweise aus den hohen Gebirgen an der südlichen sibirischen Grenze in fruchtbarere Ebenen oder in nördliche Waldungen, und von da, wenn es die Jahreszeit verlangt, wieder zurück.

„Sie halten sich gern in Felsenritzen, aber nicht, wie die Kaninchen, in Bauen auf, und äsen in der mildern Jahreszeit Alpengräser und Kräuter (gewiß auch, wo sie es haben können, grünes Getreide und Kohl), in Grönland das dort wachsende weiße Moos; im Winter überall Schale und Knospen der Bäume und Sträucher.

„Das Wildbret soll, besonders im Winter, unschmackhaft sein; doch essen es die Grönländer gekocht, das im Magen befindliche Geäse aber ohne weitere Zubereitung. Das Gescheide gibt ihnen Dochte für die Lampe, der Pelz Bekleidung für die Kinder.

„Die Jagd hat nichts Besonderes; in Lappland fängt man sie in einer Art von Stecknetzen.

„Ungeübten Schützen soll es oft widerfahren, daß sie im Winter beim Schnee den weißen Hasen übersehen, wenn sie nicht besonders auf den schwarzen Löffelrand und auf die gleichfarbige Blumenspitze Acht haben." W.

2) Der mosaischen Gesetzgebung zufolge gehört der Hase zu den unreinen Thieren. Im dritten Buch Moses, Kap. 11, V. 6, heißt es: „Der Hase wiederkäuet auch, aber er spaltet die Klauen nicht, darum ist er auch unrein." Das fast ununterbrochene Muskelspiel an Oberlippe und Nase beim Hasen, auch wenn er sich nicht äset, hat die alten jüdischen Beobachter wahrscheinlich zu der Ansicht verleitet, der Hase wiederkäue. Dieser Irrthum hat sich traditionell durch Jahrtausende fortgepflanzt und erst im Anfange unsers Jahrhunderts seine wissenschaftliche Widerlegung gefunden. Uebrigens kann man nur staunen, daß ein so exacter Beobachter wie Bechstein noch über diesen Punkt in Zweifel sein, sich sogar der falschen Ansicht zuneigen konnte. T.

Der ganze Balg desselben hat auf dem Grund im Sommer eine schwächere, im Winter eine stärkere graue wollige Bedeckung, aus welcher weniger dicht stehendes längeres Haar hervorgeht. Beides wird gemeinschaftlich unter dem Namen Wolle begriffen, und ist vorzüglich an den Löffeln weit kürzer als an allen übrigen Theilen des Körpers.

Jeder Löffel hat an der äußern Seite der Spitze einen schwarzen, 2 Zoll herabwärts etwas breiter werdenden Fleck, an dem einwärtsstehenden Rande aber einen schwarzbraunen, einzeln mit Gelbbraun gemischten Streifen, welcher nach dem Kopf zu sich mehr ausbreitet und endlich in Hellbraun verläuft. Zwischen jenem Fleck und diesem Streifen bildet sich ein oben spitzwinkeliger, weißgrauer Zwickel. Die Nase ist gelbbraun, die Stirn schwarz auf dem Grunde, stark mit Gelbbraun belegt. An beiden Seiten der Nase zieht sich ein schmaler weißlicher Streifen neben den Sehern vorbei, bis zur Wurzel der Löffel hinauf. Die Wangen sind bräunlich, mit Gelb, Weiß und Grau gemischt. Der Bart ist schwarz, die Kehle vorn ganz weiß, hinterwärts hell gelbbraun. Zwischen den Löffeln bildet sich ein weißgrauer, mit Schwarzbraun gemischter Fleck, welcher dicht unter denselben ganz weiß, im Genick aber wieder mit Schwarz und Gelb gemischt wird. Der ganze Rücken ist, bis zur Hälfte der Seiten herab, schwarzbraun, gelb gestichelt; der untere Theil der letztern in der Mitte gelb, stark mit Grau gemischt, vorn bräunlichrothgelb. Ebenso sind die Blätter, noch heller auswendig die Vorderläufe gefärbt. Am hintern Theil der Seiten geht die dunkle Rückenfarbe mehr in Gelbbraun, an den Keulen in Aschgrau, mit Hellbraun gemischt, über. Die Hinterläufe haben auswendig gleiche Farbe mit den vordern. Die Blume ist schneeweiß bis auf einen schwarzen Streif, welcher sich auf der nach dem Rücken zugekehrten Seite bis an die Spitze derselben hinaufzieht. Die innern Seiten der Läufe und der Bauch sind ganz weiß. [1]) Der Kopf ist dick und rundlich, die Stirn erhaben; die an den Seiten stark muschelförmig zusammen-

---

1) Der gemeine Hase ist so bekannt, daß der Verfasser anfänglich entschlossen war, sich auf die Schilderung der Farben nicht einzulassen. Da er diese bei mehrern Schriftstellern so verschieden angegeben, die vorstehende Beschreibung aber, beim angestellten Vergleich zwischen sechs vor ihm hängenden, nur bei zweien in unerheblichen Stücken abweichend fand, so glaubte er, daß sie ihren Raum doch wol verdienen könnte.

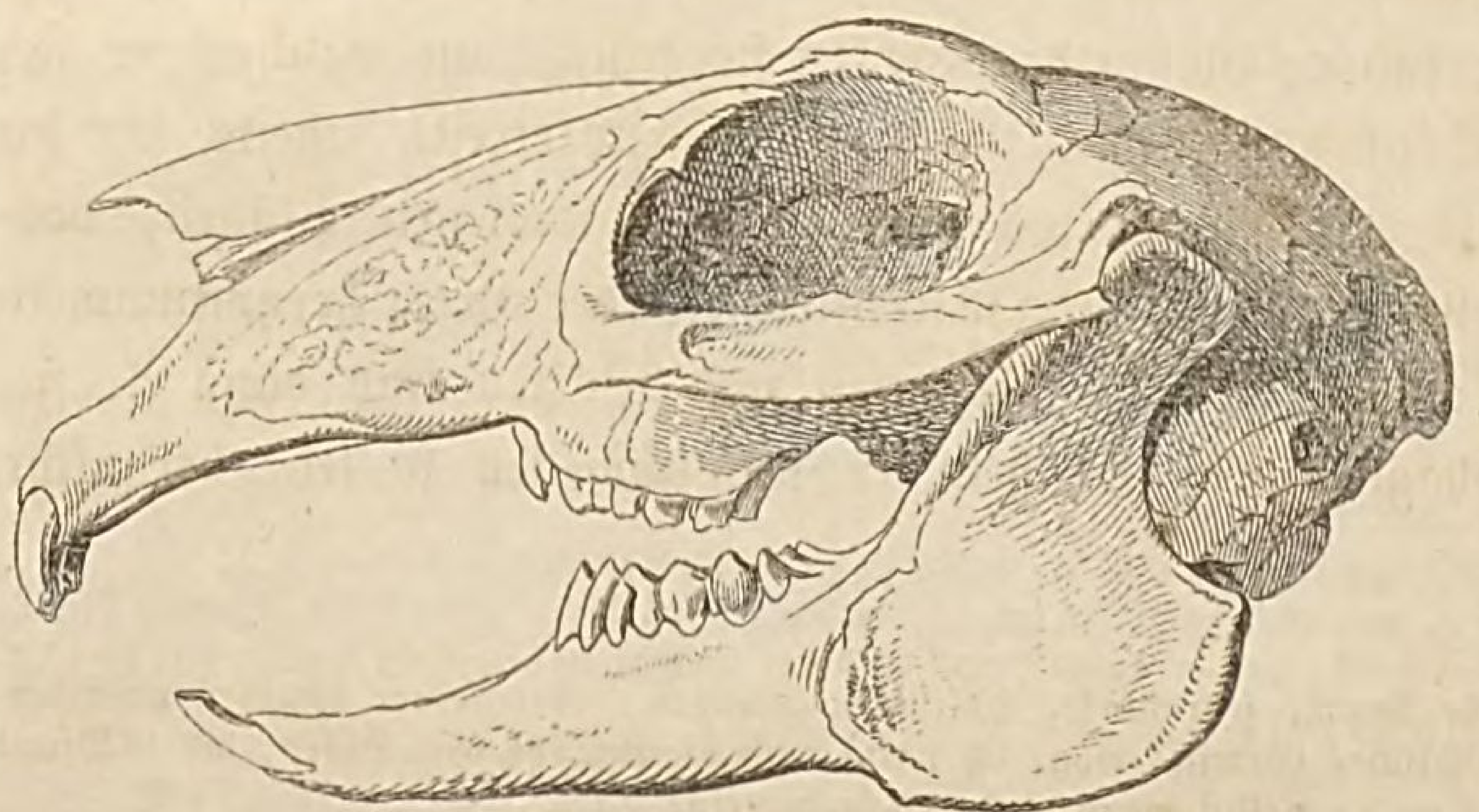
Uebrigens gibt es, selbst bei unserm Hasen, bemerkenswerthe Farbenvarietäten, als:

1. Den ganz weißen, der auch zuweilen graue Rückenstreifen hat. Man sieht ihn nur selten.
2. Den röthlichen. Er ist, den weißen Bauch und die Blume abgerechnet, ganz rothgelb, semmelgelb oder fuchsroth.
3. Den ganz schwarzen, oder schwarzbraunen, welcher höchst rar ist.
4. Den grau und weiß gefleckten. Man findet sogar halbweiße und halbgraue.
5. Den mit einer weißen Blässe, auch wol mit weißen Läufen.
6. Den sogenannten Berghasen, welcher sich durch braune oder schwarze Wolle unter dem Halse auszeichnet.

Ueber den sogenannten gehörnten Hasen vgl. v. Wildungen, Waidmanns-Feierabende, Heft 3, S. 21 fg. W.

gebogenen, oben schmäler werdenden, abgerundeten Löffel sind wonicht länger, doch ebenso lang als der ganze Kopf.

Die dicke, große, mit langen, nach den Seiten abstehenden Barthaaren besetzte Schnauze geht oben in einer tief gespaltenen Oberlippe aus. Der innere Theil beider Lippen ist ganz mit kurzem Haar verbrämt. Die großen Seher liegen weit heraus, stehen sehr nach der Seite des Kopfes, haben weder Augenwimpern noch Nickhaut (weshalb der Hase mit offenen Augen schläft) und einen schwarzen Stern. Der Hals ist kurz und stark, die Brust enge, der Leib lang gestreckt und, solange das Gescheide nicht ausgeworfen ist, fast überall gleichstark. Die Blume hat, bei zwölf Wirbelknochen, doch nur $1^3/_4''$ Länge und steht beständig oberwärts gebogen. Die Vorderläufe sind verhältnißmäßig kurz und schwach (dünn) gegen die hintern, welche noch etwas mehr als die halbe Länge des ganzen Hasen haben. Mit letztern tritt er bis an die Ferse auf. Auch findet man im Gelenk an der Hesse den sogenannten Hasensprung, ein etwa $3^1/_2''$ langes Knöchelchen, welches oben am Kopfende mit einem $^1/_2''$ langen, etwas weniger breiten Wirbel versehen ist, gleich unter diesem sich sehr verdünnt, nach dem andern Ende gekrümmt sich zuspitzt und in einem rundlichen Knöpfchen endigt. Vermöge der Elasticität desselben erhält der Hase die Kraft, sich springend fortzubewegen. Nur bei dieser Wildart findet man die Sohlen sämmtlicher Läufe überall und stark mit Wolle besetzt. Zuweilen können wol Hasen erlegt worden sein, welche sich die Haare an den Sohlen abgelaufen haben; daß dies aber ein Kennzeichen seines Aufenthalts auf einer Koppeljagd sein soll, sagt Hr. v. Wildungen wol nur zum Scherz; denn wahrscheinlicher gibt dazu anhaltender Plattfrost im Winter und sehr große Trockenheit im Sommer, auch auf geschonten Revieren, Veranlassung.



Hasenschädel.

Die Vorderläufe gehen in fünf, die hintern in vier Zehen aus, von denen die zweite von außen am längsten ist. Jede derselben ist mit einem hornbraunen, zugespitzten, unterwärts gekrümmten Nagel bewaffnet.

Der Hase hat 28 Zähne, und zwar in der obern Kinnlade vorn, als Nagethier, zwei auswendig gefurchte Schneidezähne, hinter diesen zwei

inwendig gefurchte kleine Zähne (eigentlich nur Stifte); auf jeder Seite aber sechs schmale Backenzähne. In der untern Kinnlade stehen vorn gleichfalls zwei auswendig gefurchte Schneidezähne, an jeder Seite aber nur fünf Backenzähne.

Bei dieser Wildart wird nur ein Magen, ingleichen ein sehr starker Blinddarm gefunden, und hieraus beweist schon Buffon evident, daß er nicht wiederkäuen kann, wie es von vielen behauptet worden ist.

Die Stärke und Schwere der gemeinen Hasen ist, nach Maßgabe des Klima, in welchem, und der Aesung, von welcher sie leben, so abweichend, daß keine allgemeine Bestimmung darüber stattfinden kann. Ihr Gewicht verändert sich nämlich so sehr, daß ein ausgewachsener Hase an einem Orte sieben, am andern, vorzüglich im December, 16 Pfund wiegt. [1])

Es ist ein allgemein als richtig anerkannter Erfahrungssatz, daß sie unter den kalten und gemäßigten Himmelsstrichen am stärksten werden, unter den heißern am schwächsten bleiben, und unter den heißesten fast gar nicht gedeihen oder doch nur kümmerlich leben.

Ueberall übertreffen die Berg- und Holzhasen alle übrige an Stärke.

Der Sinn des Gehörs ist vermittels der hinterwärts im Gehörgange liegenden beinernen Röhre, welche ein natürliches Schallloch bildet, beim Hasen der ausgezeichnet schärfste.

Auch seine Nase ist gut, desto schlechter das Gesicht. [2])

Fast möchte man glauben, die Natur habe ihn durch Munterkeit, Schnelligkeit und Schlauheit für die ängstlichen Gefühle zu entschädigen gesucht, welche die ihm eigene Furchtsamkeit und Schreckhaftigkeit so häufig erregen müssen.

Hat er irgend Gelegenheit gefunden, unter dem Schutz der Dunkelheit seinen sehr guten Appetit in Ruhe zu stillen, und ist die Witterung nicht ganz ungünstig, so wird kaum ein Morgen vergehen, an welchem er sich nicht, gleich nach Sonnenaufgang, theils zum Zeitvertreib, theils um die Nässe aus der Wolle des Balges loszuwerden, auf trockenen Plätzen, vorzüglich auf Sandschellen, entweder mit seinesgleichen oder allein herumtummelt. Komische Sprünge, abwechselndes Kreislaufen und Wälzen sind dann Aeußerungen des Wohlbehagens, in welchem er sich zuweilen so sehr berauscht,

---

1) Ich habe eine große Anzahl sehr starker Holzhasen gewogen, aber keinen einzigen gefunden, der über 11 Pfund österreichisches Gewicht wog; ich halte auch die Angabe von Hasen, die 16 Pfund schwer sein sollen, für eine irrige, selbst wenn Zollgewicht gemeint wäre. T.

2) Sehr vielfältige Jagdbeobachtungen haben mich überzeugt, daß das Gesicht des Hasen durchaus nicht so schlecht ist, wie fast alle Autoren übereinstimmend angeben, daß er sich im Gegentheil eines scharfen Gesichts erfreut, und daß nur die ungemein große Beweglichkeit seines Auges, verbunden mit der ihn charakterisirenden Furchtsamkeit, die meisten Beobachter veranlaßt hat, ihm Schwäche der Gesichtssinne zu imputiren. T.

daß er seinen ärgsten Feind, den Fuchs, für einen Spielkameraden ansieht und einen kurzen Spaß mit seinem Leben bezahlt. Wird der alte Hase nicht so von jenem überlistet, ist er gesund und bei Kräften, so rettet er sich bei seiner Schnelligkeit fast immer durch die Flucht. Kann er durch dieses Mittel den Nachstellungen der Raubthiere und Hunde nicht entrinnen, so sucht er sich durch Wiedergänge und Hakenschlagen denselben zu entziehen. Da dies alles ihn vor den raschen Windhunden nur selten schützen kann, so strengt er, von diesen verfolgt, alle Kräfte an, ein Feldholz zu erreichen, sucht einen andern Hasen aus seinem Lager aufzustoßen und verbirgt sich in demselben, während die Hunde jenem folgen, geht gerade in eine Heerde Vieh, fährt in die erste beste Röhre, die er findet, und schwimmt im Nothfall mit vieler Behendigkeit durch ziemlich breite Gewässer, selbst durch Ströme, wenn sie nicht zu reißend sind.

Ist es übrigens Gefühl der Schwäche oder Muthlosigkeit, kurz, er wagt es nie, sich irgendeinem lebenden Geschöpf anderer Art zu widersetzen, und nur wenn Eifersucht oder Begierde, den Geschlechtstrieb zu befriedigen, ihn reizt, läßt er sich auf einen Kampf mit seinesgleichen ein.

Bei der geringsten eingebildeten oder wahren Gefahr und Ueberraschung bringt ihn der Schreck nicht selten so aus aller Fassung, daß er, jedes Rettungsmittel vergessend, in größter Angst hin- und herläuft, ja wol gar in jämmerliche Klagen ausbricht.

Schreck und Furcht sind es auch, welche machen, daß er mehr als anderes Wild, Raubthiere ausgenommen, Federlappen u. dgl., auch alle sogenannte Scheusale, respectirt.

Sein größtes Laster ist Bosheit; nicht weil es ihm zuweilen, wenn auch selten einfällt, diese durch Kratzen und Beißen zu äußern, wenn er gepackt wird, sondern weil der Satzhase durch Verleugnung aller älterlichen Liebe, der Rammler aber noch dazu durch Grausamkeit gegen junge Häschen, die er schutzlos findet, sie auf die empörendste Art zu Tage legt.

Die Schnelligkeit des Hasen im Laufen rührt größtentheils daher, daß er, da seine Hinterläufe viel länger sind als die vordern, stark überbaut ist, und hierin liegt auch der Grund, weshalb er besser bergauf als bergab rennen und sich, wenn er ruhig ist, in ganz kurzen langsamen Sprüngen, in desto weitern und raschern hingegen, je mehr ihm daran liegt, von der Stelle zu kommen, immer aber nur satzweise, fortbewegen kann. Beim Aesen wird man zuweilen bemerken, daß er mit den Vorderläufen allein ein paar kleine Schrittchen vorwärts thut, ohne das auf der Erde ruhende Hintertheil zu bewegen. Ist er auf diese Weise so lang als möglich gestreckt, so zieht er letzteres rutschend nach und macht doch noch eine Art von Sprung.

Auch hat er das eigene, daß er entfliehend, ohne besondern Grund, in

einiger Entfernung von seinem Lager, auf einem erhabenen freien Platz einen Kegel macht, d. h. die Positur eines aufwartenden Hundes annimmt. Wird er aber von jagenden, nicht zu raschen Hunden verfolgt und ist er ein gutes Stück voraus, so stellt er sich nicht nur auf die völlig ausgestreckten Hinterläufe, sondern geht so auch wol ein paar Schritte fort und sieht sich dabei nach allen Seiten um. Dies nennt man Männchen machen. Beides kann vielleicht als Sicherungsmaßregel gegen schnellen Ueberfall angesehen werden.

Gewöhnlich gibt er nur dann einen Laut von sich, wenn er sich in der Gewalt seiner Feinde und keine Rettung sieht. Dieser ähnelt beim Alten dem Geschrei eines starken Kindes, beim Jungen ertönt er höher. Den murrenden, welchen man beim Rammeln bemerkt haben will, habe ich nie gehört.

Sein Alter bringt er höchstens auf sieben bis acht Jahre, und wahrscheinlich deshalb nicht höher, weil durch unmäßige Befriedigung des Begattungstriebes die Lebenskraft zu schnell consumirt wird. Aber auch dieses kurze Ziel erreicht wol kaum von Hunderten einer, da so viele Feinde dem unglücklichen Hasen nach dem Leben trachten.

§. 4. Die Rammelzeit beginnt bei harten Wintern zu Anfang des Monats März, bei mäßigen im Februar, bei ganz gelinden zuweilen schon gegen Ende des Januar. [1]) Oefter noch als sonst ereignet sich jetzt der letzte Fall. Allerdings kann hierzu der so sehr vermehrte Anbau des Klees und der Winterölsaat beitragen, durch deren Genuß der Begattungstrieb früher gereizt wird, der in früherer Zeit durch die spärliche Winteräsung länger unterdrückt wurde.

Uebrigens wird durch das frühe Rammeln für die Wildbahn sicher nichts gewonnen, da fast immer der erste Satz im Nachwinter verloren geht und mit ihm oft ein ansehnlicher Theil der Satzhasen durch Milchversetzung.

Zu Anfang der Begattungszeit schwärmen unaufhörlich die Rammler, Häsinnen suchend, umher und folgen der Spur derselben, gleich den Hunden, mit zur Erde gesenkter Nase. Sobald ein Paar sich zusammenfindet, beginnt die verliebte Neckerei durch Kreislaufen und Hakenschlagen, wobei anfänglich der Satzhase immer der vorderste ist. Aber nicht lange dauert es, so fährt dieser von der Seite, und ehe der Rammler es sich versieht, gibt ihm die äußerst gefällige Schöne praktisch Anleitung zu dem, was er thun soll. [2])

---

1) Bei einer den 23. Januar 1863 in meinem Revier (Gebirgsgegend) geschossenen Häsin fand ich zwei haselnußgroße Embryonen in der Gebärmutter. T.

2) Dadurch sowol, daß die Häsin ihre lüsterne Begierde, ebenso wie die Hündin beweist, als dadurch, daß die Oeffnung, durch welche bei der Begattung die Ruthe des Rammlers hervortritt, fast an eben der Stelle steht, wo das verborgene Feigenblatt des Satzhasen sich befindet, konnte wol die

In möglichster Eile bemüht sich dieser nun, seine Gelehrigkeit thätig zu beweisen, ist aber dabei so ungalant im Moment des höchstens Entzückens mit den scharfen Nägeln der Vorderzehen der Geliebten große Klumpen Wolle von den Dünnungen und Keulen abzureißen.

Kaum erblicken andere seines Geschlechts den Glücklichen, so eilen sie blitzschnell heran, um ihn entweder ganz zu verdrängen, oder doch die Freuden des Genusses mit ihm zu theilen. Anfänglich versucht es jener, seine Schöne zur Flucht zu bewegen; aber aus Gründen, die sich aus den unersättlichen Begierden derselben leicht erklären lassen, bezeigt sie nur selten Lust dazu, und so hebt ein neues Schauspiel an, indem die Häsin von mehrern Competenten verfolgt und geneckt, endlich aber vom behendesten, der sich den Minnesold dann nicht leicht entgehen läßt, eingeholt wird. Daß unter so kritischen Verhältnissen nicht alles ruhig abgehen kann, versteht sich von selbst. Eifersucht erbittert auch Hasengemüther, und so entsteht ein Kampf, zwar nicht auf Leben und Tod, aber doch höchst lustig für den Beobachter. Zwei, drei und mehrere fahren zusammen, rennen aneinander, entfernen sich, machen Kegel und Männchen, fallen wieder unter possirlichen Sprüngen aufeinander los, und bedienen sich dabei mit in ihrer Art kräftigen Ohrfeigen, sodaß die Wolle weit umherstiebt, bis endlich entweder der stärkste den Siegerlohn empfängt, oder noch öfter sich betrogen findet, indem die undankbare Schöne, müde, dem unnützen Balgen zuzusehen, sich mit einem der Streitenden, oder gar mit einem neuen Ankömmling in aller Stille unbemerkt entfernt.

Dreißig bis einunddreißig Tage geht die Häsin tragend, rammelt während ihrer Schwangerschaft immer fort, und setzt, gewöhnlich vom März bis Ende des August, viermal ihre Jungen in einer aufgescharrten Vertiefung, welche sie im Feld mit einiger sich selbst ausgerupften Wolle, auf Wiesen mit Grashalmen, und im Holz mit abgefallenem Laub ausfüttert. Der erste Satz besteht fast immer aus ein bis zwei, der zweite und dritte aus drei bis fünf, der vierte wieder nur aus ein bis zwei Jungen. Tritt die Rammelzeit schon im Januar oder zu Anfang des Februar ein, so erfolgt natürlich jeder Satz früher, und es kommt dann auch wol noch der fünfte hinzu. In diesem Fall ist der vierte ebenso starkzählig wie der dritte. Wie bei allen übrigen Wildarten werden auch bei dieser gewiß drei-

Meinung, daß es unter dem Hasengeschlecht viele Zwitter gebe, um so eher entstehen, da außer der Rammelzeit beim alten männlichen Hasen das Kurzwildbret nicht immer, bei jungen nie fühlbar ist. W.

Beim Rammler befinden sich äußerlich neben der Ruthe zwei sehr tiefe Höhlen, deren haarlose Haut mit unzähligen kleinen Drüschen besetzt ist, die ein Secret absondern, das man gewöhnlich verhärtet krustenähnlich auf dieser Haut findet; auch kommen degenerirte Drüsenbälge oft darauf vor. T.

mal mehr Junge männlichen als weiblichen Geschlechts gesetzt; kein Wunder also, wenn unter zehn geschossenen Hasen kaum ein Satzhase bemerkt wird.

Zuweilen findet man noch im October und November geschossene Satzhasen tragend; doch würde dieser Satz der kalten Nächte wegen immer verloren gehen, wenn auch die Mutter am Leben geblieben wäre.

Die Häsin säugt ihre Jungen höchstens drei Wochen, ist aber schlechte Mutter genug, nur während der ersten fünf bis sechs Tage bei ihnen zu bleiben, dann aber, neuer Genüsse halber, sie fast auf immer ihrem Schicksal zu überlassen. Nur von Zeit zu Zeit kommt sie einmal zu ihren Kindern zurück, lockt sie durch ein eigenes Geklapper mit den Löffeln und reicht ihnen das Gesäuge dar, wahrscheinlich mehr, um sich vor Milchversetzungen zu schützen, als um jenen Nahrung zu geben.

Sowol in dieser Lieblosigkeit der Mütter, von welcher man bei andern Thieren nur selten Beispiele findet, als in der Grausamkeit, mit welcher die Rammler junge Hasen behandeln [1]), ob ich gleich nie gesehen habe, daß sie, wie man behaupten will, dieselben fressen; in dem Abgang, welcher durch die Nachstellungen der Raubthiere und Raubvögel, sowie durch die Sense beim Gras-, Rübsen- und Kleehauen veranlaßt wird; endlich darin, daß weit weniger Häsinnen gesetzt werden als Rammler, und daß erstere früher und häufiger fallen als letztere: in diesem allen ist der Grund zu suchen, warum ein sonst so fruchtbares Geschlecht sich in geschonten Revieren nicht noch weit stärker vermehrt, als es in der That geschieht, und warum die alte Jägersage: der Hase rückt (zu Anfang der Rammelzeit) selbander ins Feld, und geht (zu Egidi, wenn die ganze Familie beisammenbliebe) selb sechzehen zu Holze, selten oder nie ganz bestätigt wird.

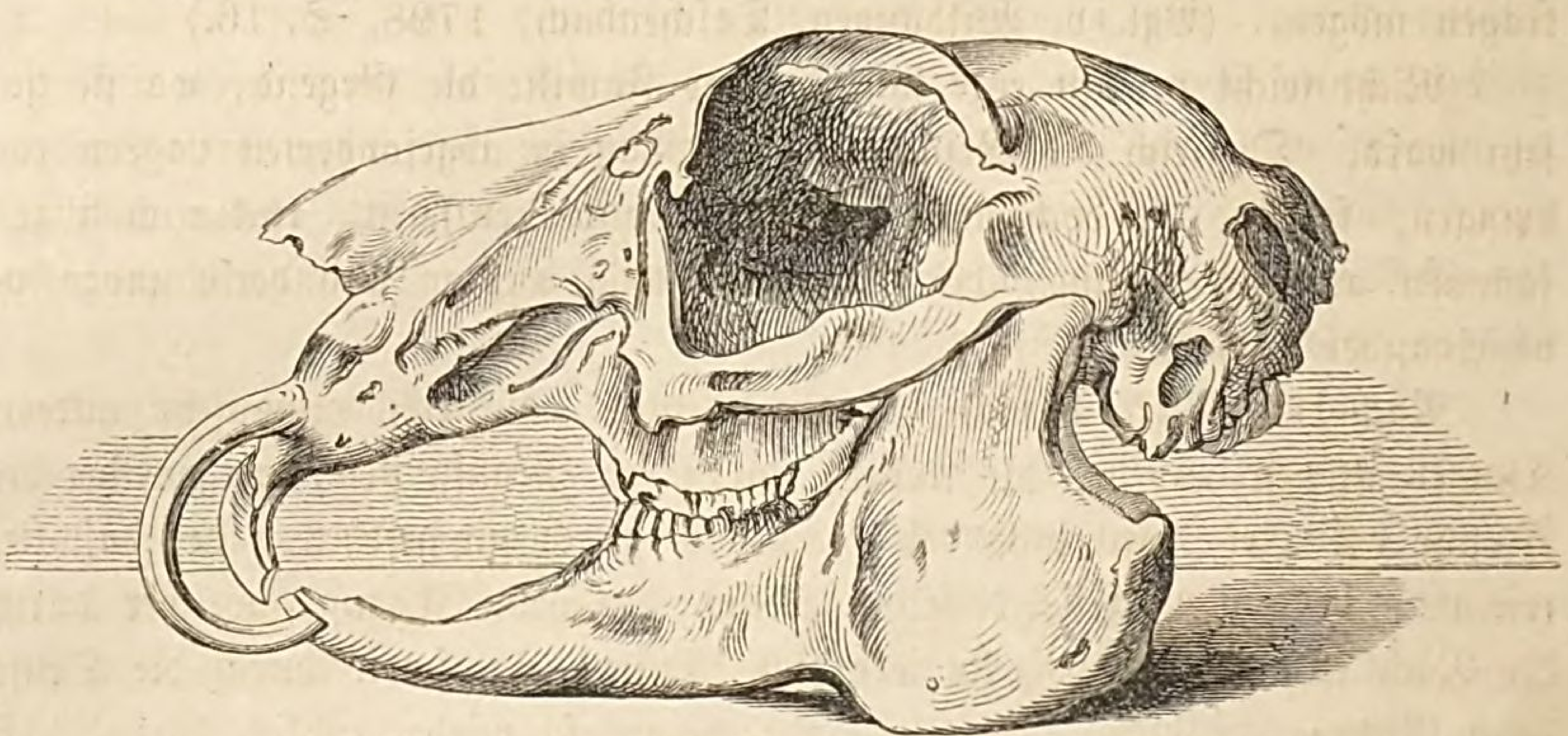
Beispiele von Ueberfruchtung der Häsinnen, indem man in ihnen fast ganz bis zum Setzen ausgebildete und kurz vor dem Tode empfangene Embryonen zugleich gefunden haben will, sind mir zwar nicht vorgekommen; dennoch würde ich mir die Unbescheidenheit nicht verzeihen, den Erfahrungen wackerer Männer, welche in allen ältern und neuern Naturgeschichten aufgezeichnet sind, zu widersprechen, um so weniger, da Mutterscheide und Uterus eins sind, da man weder Muttermund, noch Mutterhals (wie bei andern

---

1) Ich selbst hörte einst einen jungen Hasen klagen, glaubte, da es in der Nähe des Dorfes war, ihn in den Klauen einer Katze zu finden, und eilte hinzu, um dieser den Lohn mit einem Schusse zu geben. Statt meine Vermuthung bestätigt zu finden, sah ich den Rammler vor dem Häschen sitzen und ihn mit beiden Vorderläufen von einer Seite zur andern es unaufhörlich so maulschelliren, daß das arme Thierchen schon ganz matt zu werden anfing. Dafür mußte aber auch der alte Herr seine Bosheit mit dem Leben bezahlen. Das junge Häschen nahm ich mit nach Hause, verstutzte die Löffel, setzte es nach einigen Wochen wieder aus und hatte die Freude, im folgenden Frühjahr beim Rammeln zu sehen, daß ich mir einen Satzhasen erhalten hatte. W.

Thieren) findet, sondern da jedes der Mutterhörner, auch Trompeten genannt, eine Oeffnung hat, welche bis in die Mutterscheide geht [1]) und so in der That eine doppelte Gebärmutter vorhanden ist.

Bei keiner andern Wildart hat man so häufige Beispiele von Misgeburten als bei dieser: Hasen nämlich mit doppelter Zunge, mit an den Seiten des Maules, den Fängen der Hunde gleich, lang herausstehenden



Hasenschädel mit abnorm vergrößertem rechten obern Schneidezahn.

oder auf andere Weise abnorm entwickelten Schneidezähnen, mit zwei Köpfen u. dgl. [2]) Vorzüglich merkwürdig ist die in v. Wildungen's Taschenbuch, 1798, S. 14, geschilderte, in der Naturaliensammlung des Erbprinzen von Sachsen-Koburg befindliche: „Im Jahre 1783 ward nämlich im Anspachischen eine mit zwei Jungen tragende Häsin geschossen. Das eine, noch lebende, war natürlich gestaltet; am andern aber, dem todten, ist der Rücken der Länge nach gespalten und durch diesen Spalt ein in der Mitte liegendes, vollständig ausgebildetes Hasenköpfchen sichtbar, das zwar höchst wahrscheinlich zu diesem Embryo selbst (der, den Rücken und einen Vorderlauf ausgenommen, in einer dichten, glatten Haut fest eingehüllt liegt) gehört, auf den ersten Anblick aber natürlich so aussieht, als ob in diesem jungen Häschen ein anderes eingeschachtelt läge."

Die jungen Hasen werden mit offenen Sehern und hängenden Löffeln gesetzt; letztere nehmen aber gleich den zweiten Tag ihre gewöhnliche Stellung an. Ihr Haar — denn die eigentliche Wolle entsteht erst späterhin — ist

---

1) Vgl. v. Wildungen, Taschenbuch, 1798, S. 12, wo auch ein bei Hasen nicht selten vorkommender Fall von Bauchhöhlenschwangerschaft aus Götzen's Europäischer Fauna, II, 343, mitgetheilt ist. W.

2) Den in Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft, Bd. 1, Thl. 1, Kap. 8, S. 149, §. 99, für Monstrosität erklärten Hasen mit so weit geschlitzten Löffeln, daß sie wie vier aussahen, möchte ich dafür unbedingt nicht annehmen, da es ja wol möglich ist, daß in der frühesten Jugend desselben der Finder sich den Spaß machte, die Löffel aufzuschlitzen. Wie viel an diesem Theil des Körpers ganz verstutzte und durchlöcherte findet man nicht? W.

kurz und dunkel gefärbt. Die meisten haben an der Stirn einen weißen sternförmigen Fleck, welchen viele das ganze erste Jahr hindurch behalten. Er soll ein Zeichen sein, daß der Satz aus mehrern Jungen bestanden hat. Im Magen ganz junger findet man kleine Kugeln von geronnener Milch oder Lab, die sich täglich mehr verzehren. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese mit zur Erhaltung der von der Mutter so früh verlassenen Kinder beitragen mögen. (Vgl. v. Wildungen, Taschenbuch, 1798, S. 16.)

Nicht leicht verläßt eine solche junge Familie die Gegend, wo sie gesetzt ward. Obgleich die Geschwister den Tag in abgesonderten Lagern zubringen, so sind sie doch nicht weit voneinander entfernt, rücken auch zusammen auf die Aesung, bis sie halbwüchsig werden und dann ganz sich voneinander trennen.

Nach 12 — 15 Monaten, in Gegenden, die sich eines sehr milden Klima erfreuen und wo die Aesung vorzüglich gut ist, vielleicht noch früher, erreicht der Hase sein volles Wachsthum; doch rammeln die Jungen vom ersten Satz eines Jahres oft noch im folgenden August und setzen ein Junges, welches aber, wenn auch die Mutter am Leben bleibt, doch nur selten aufkommt.

§. 5. Die im zweiten Paragraph dieses Kapitels angeführten Hasenbenennungen zeigen zugleich die Gegend an, in welcher sich diese oder jene Familie immer, oder doch die längste Zeit im Jahre aufzuhalten pflegt. Ungern verläßt überhaupt der Hase ein Revier, wo er aufgewachsen oder einmal einheimisch geworden ist, ganz. Findet er in demselben nicht Gelegenheit, seinen so heftigen Begattungstrieb zu befriedigen, oder fehlt es ihm im Winter an Aesung, so entfernt er sich zwar wol weiter als gewöhnlich, doch kehrt im ersten Fall der Satzhase jedesmal, wenn die Satzzeit herannaht, der Rammler aber zur Herbstzeit, im letztern aber einer wie der andere mit Eintritt des Thauwetters zurück. Nur fortdauernde Unruhe in und außer der Schießzeit, und der Gebrauch der Wildboden- oder Jagdhunde, sowie in kleinern Revieren der der Windhunde, veranlaßt eine Auswanderung für immer.

Der Feldhase, d. i. der, welcher flache und große Feldmarken bewohnt, hält sich im Frühjahr größtentheils in den Saatfeldern auf, und verläßt sie auch vor der Ernte nicht. Bis die Wintersaat zu schossen anfängt, äset er diese; dann aber rückt er kurz vor Sonnenuntergang, nach einem warmen Regen etwas früher, auf die mit Sommergetreide besäeten Aecker. Auch dieses nimmt er nicht mehr an, wenn es zu alt wird, bleibt aber dann den Tag über in der Saat, welche Brachäckern, frisch bepflanzten Krautfeldern und neuerlich besäeten Rübenstücken am nächsten ist, um während der Nacht die Weide nicht zu weit suchen zu dürfen. Steht das Getreide sehr hoch

und dicht, so bahnt er sich Steige durch dasselbe, theils um sich das Fortkommen zu erleichtern, theils um nicht so sehr von anhängendem Thau oder Regen benäßt zu werden.

Wenn während der Ernte das Stück, in welchem er seinen Aufenthalt gewählt hatte, abgehauen ist, zieht er sich in ein anderes noch stehendes. Entgehen ihm endlich diese Zufluchtsorte ganz, so drückt er sich unter Hafer- oder andern Schwaden, im hohen Klee, in Kraut-, Kartoffel- und Rübenfeldern, oder er macht sich ein Lager in den Stoppeläckern, vorzüglich in den dort von den zahmen Sauen gewühlten Löchern und in den Grummetwiesen. Hier überall, mit kräftigen Aesungsmitteln umgeben, schwelgt er in deren Genusse. Unter diesen sind ihm alle Kohl- und Rübenarten Leckerbissen; doch verachtet er auch junges Gras und feine Kräuter nicht; besonders scheint er der Petersilie den Vorzug zu geben.

Im Spätherbst wählt er zu seinem Aufenthalt nicht ganz frisch gepflügte Sturzäcker, mit Raupen besetzte Lehden, nicht zu feuchte, mit Binsen bewachsene Vertiefungen, vorzüglich aber zeitig gesäete Winterölsaat. Letztere macht dann, nebst dem jungen Wintergetreide überhaupt, in dem er, wenn die Felder mit Rainungen durchschnitten sind, auch wol den Tag über sitzen bleibt, den größten Theil seiner Weide aus.

Solange im Winter gar kein, oder doch nur wenig Schnee liegt, verändert er weder die ebenerwähnten Wohnorte, noch den Unterhalt; nur bei der Nacht geht er, wo Nachlässigkeit des Besitzers es gestattet, in die Gärten und sucht den eingeschlagenen und aufgeschichteten Kohl auf. Fällt starker Schnee, so läßt er sich in seinem Lager völlig verschneien, zieht sich aber, sobald das Unwetter nachläßt; in die Nähe der Klee- und Rübsenfelder, scharrt mit den Läufen den Schnee weg und äset so viel Grünes als möglich. Von hier aus besucht er nun auch immer früher und häufiger die benachbarten, nicht ganz gut verwahrten Gärten. Bekommt der Schnee eine Eisrinde, so nimmt für diese armen Geschöpfe der Mangel täglich mehr überhand, und je mehr dies geschieht, desto gefährlicher werden sie (insofern man ihnen nicht mit guter und hinlänglicher Fütterung bei Zeiten zu Hülfe kommt) den Gartengewächsen, Baumschulen und Baumpflanzungen; denn die Schale der meisten jungen Bäume und Sträucher [1]) ist ihnen jetzt ebenso willkommen als Braunkohl u. s. w.

Vermindert sich durch Thauwetter der Schnee hinlänglich, oder geht er ganz weg, so ziehen sie sich wieder in die Sturzäcker zurück und sitzen

---

1) Vorzüglich der Akazie und ganz jungen Lärche. Auch den Schwarzdorn würden sie ganz zu Grunde richten, wenn seine scharfen Stacheln und harte Natur es nicht hinderten. W.

Ich habe nie diese besondere Vorliebe der Hasen für Akazien und junge Lärchen beobachtet, obgleich ich fortwährend die beste Gelegenheit habe, die Richtigkeit von Winckell's Angabe zu prüfen. T.

am liebsten in den Misthaufen. Grünes Getreide aller Art ist dann ausschließlich ihre Weide.

Der Buschhase, d. i. der, welcher mehr in kleinen Gebüschen als im Felde lebt, nimmt zu allen Zeiten gleiche Aesung mit dem Feldhasen an, rückt aber nur abends auf die Felder und jungen Holzschläge, und morgens mit Tagesanbruch oder doch bald nach Sonnenaufgang wieder zu Holze; doch verwechselt er auch zuweilen während des Sommers seinen gewöhnlichen Aufenthalt am Tage auf einige Zeit mit hochbestandenen Getreidefeldern, oder, wenn starker Regen fällt, mit Brachäckern und Lehden.

Erschreckt durch jedes fallende Blatt, weicht er im Herbst, wenn die Sträucher sich zu entlauben anfangen, ganz aus dem Holz und lebt, solange diese Periode dauert, wie der Feldhase. Bei stürmischer und schlackiger Witterung drückt er sich späterhin gern auf alten erlenen Stöcken (Stämmen) und hinter starken Eichen.

Im Winter, wenn es sehr kalt ist, oder viel Schnee liegt, zieht er sich in die dichtesten Gehölze, mit eintretendem Thauwetter aber in das lichte Holz. Da der Buschhase unter diesen Umständen überall um sich her wenigstens Holzschale und Knospen zur Aesung findet, ihm auch immer noch der Wechsel in die benachbarten Gärten offen bleibt, so wird er, selbst ohne Winterfütterung, nicht leicht dem Hungertode ausgesetzt sein.

Der eigentliche Waldhase, oder der, welcher große Wälder bewohnt, zieht sich während der milden und fruchtbaren Jahreszeit in die Vorhölzer, und rückt von da aus, wenn ihm die Aesung auf den jungen Gehauen und auf den Wiesen nicht genügt, gegen Abend in die Felder. Stellt sich aber ein harter Winter ein, so weicht er in die stärksten Dickungen und immer tiefer in den Wald zurück. Ihn vertreibt das fallende Laub im Herbst nicht, und er lebt fast das ganze Jahr hindurch von Kräutern und Eicheln, wenn diese im Winter aber zu fehlen anfangen, von dem, was an warmen Quellen grün hervorsproßt, von junger Holzschale und von den Knospen des gefällten Holzes. Besonders liebt er die feine Rinde der Birkenzweige.

Der Berghase befindet sich bei dem Genusse der in der Nachbarschaft seines Aufenthalts wachsenden aromatischen Kräuter so wohl, daß er nur, wenn Felder in der Nähe sind, solche aus Lüsternheit besucht; und dennoch wird er, wie schon gesagt, stärker am Leibe und fetter als jeder andere.

Alle übrige Hasenarten verlassen gegen Abend ihren Aufenthalt, nehmen gleiche Weide mit den Feldhasen an, und rücken gegen Morgen in die einmal gewählte Heimat zurück.

Außer der Rammelzeit, während welcher alles, was Hase heißt, vorzüglich aber der Rammler, fast in unaufhörlicher Unruhe ist, bringt diese Wildgattung, insofern sie nicht gestört wird, den ganzen Tag schlafend oder

doch lauschend im Lager zu; nie aber geht der Hase gerade auf den Ort zu, wo er schon ein altes zu finden weiß oder ein neues machen will, sondern er macht erst einige Wiedergänge und Absprünge, d. h. er läuft, wie man bei einer Neue leicht zu bemerken Gelegenheit findet, erst ein Stück über den Ort, wo er zu ruhen gedenkt, hinaus, kehrt auf seiner Spur zurück, springt, soweit er kann, von der Seite, macht wieder einige Sätze vorwärts, dann noch einen Absprung, und so verfährt er noch einigemal, bis er mit dem weitesten Satze an den Platz kommt, wo er bleiben will.

Bei der Zubereitung des Lagers scharrt er im freien Felde mit den Vorderläufen eine ungefähr 2 bis 3 Zoll tiefe, am hintern Ende gleichsam gewölbte Höhlung in die Erde, welche so lang und breit ist, daß der obere Theil des Rückens nur sehr wenig sichtbar bleibt, wenn er in derselben die Vorderläufe gerade ausstreckt, auf diesen den Kopf mit angeschlossenen Löffeln ruhen läßt, die Hinterläufe aber unter dem Leibe zusammenzieht und so sich drückt. Auf diese Weise schützt er sich während der milden Jahreszeiten leidlich vor Nässe, Sturm und Ueberfall. Hinter hohen Rainungen und sogenannten Kaupen auf den Lehden, in Lehmgruben, auf Wiesen, welche noch mit Gras bestanden sind, unter Sträuchern und an Eichstämmen erreicht er diesen Zweck schon dadurch, daß er blos die hintere Aushöhlung des Lagers macht. Im weichen Schnee aber ist das Lager gemeiniglich so tief ausgehöhlt, daß man, wenn der Hase hineingefahren ist, oder sich verschneien ließ, nichts von ihm als nur einen kleinen schwarzgrauen Punkt gewahr wird.

Im Sommer ist der vordere Theil des Lagers fast immer nach Norden, im Winter nach Süden, bei stürmischem Wetter aber so gerichtet, daß der Bewohner desselben unter dem Winde sitzt.

§. 6. Zur Anlage der Winterfütterung für Hasen wähle man Gegenden, wo sich zu dieser Jahreszeit der Hase am liebsten aufhält.

Hafer- oder Weizenkörner auf kleine Häufchen gestreut, Möhren und Kohl behalten den Vorzug zur Fütterung; wem dieser Unterhalt aber zu theuer scheint, der gebrauche Kohlstrünke, Erbsenstroh oder getrockneten Klee lieber als Heu.

Durch die hier vorgeschlagenen Mittel wird bei sehr harten Wintern dem Hungertode und dem Auswechsel in andere Reviere schon ziemlich sicher vorgebeugt; letzterm aber ganz gewiß, wenn man ihnen täglich etwas gekochten Kohl auf dem Felde, im Holze hingegen frischgehauene birkene, aspene oder schwarzdornene, 24 Stunden in Heringslake geweichte Reiser beifügt.

§. 7. Fast kein lebendes Geschöpf hat so viele und vielerlei Feinde als der unglückliche Hase, obgleich er nicht ein einziges anderes beleidigt und

allenfalls nur dem Schaden zufügt, welchem er den meisten Nutzen und manches Vergnügen gewährt; ich meine den Menschen. Sämmtliche Widersacher des armen Lampe kann ich dem jungen Leser wol nicht kürzer und auf keine Weise angenehmer namentlich aufführen, als wenn ich ihm die Reime hersetze, mit welchen, wie mit seinem oft angeführten Taschenbuche überhaupt, Hr. v. Wildungen den Jagdliebhabern ein so willkommenes Neujahrsgeschenk gemacht hat:

Menschen, Hunde, Wölfe, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhus, Raben, Krähn,
Jeder Habicht, den wir sehn,
Elstern ja nicht zu vergessen,
Alles, alles will ihn fr . . . . essen!

Alte und gesunde Hasen sind freilich vor Krähen und Elstern sicher; aber finden diese einen verendeten, oder bemerken sie Schwäche oder Unbeholfenheit an einem noch lebenden, so ist er, gleich dem jungen, ihre sichere Beute.

Die innern Feinde dieser Wildart sowie der übrigen übergehe ich stillschweigend, da uns bisjetzt noch keine Mittel zu Gebote stehen, sie aus dem Wege zu räumen.

Von den Krankheiten der Hasen führe ich in erster Reihe die geschwürähnlichen Hitzblattern an, die sich während der Sommermonate in sehr großer Menge neben den Geschlechtstheilen und selbst am After des Rammlers entwickeln. Sie entsteht allerdings durch unmäßige Befriedigung des Begattungstriebes, und überhaupt durch die beständige Erhitzung während der Rammelzeit, wird aber dem Hasen selten tödlich [1]) und fast immer im Herbst durch das Aesen der jungen Wintersaat, des Kohls und der Rüben geheilt. Mit gelbem Wasser angefüllte Bläschen, Blasenwürmer, findet man, besonders nach sehr strengen Wintern, im Frühjahr am Herzen, an Lunge und Leber. Ich bin versucht zu glauben, daß sie durch den in der Zeit der Noth häufigen Genuß der Holzschale und Knospen hervorgebracht werden. Auch gehen daran, wie an der Leberfäule, die meines Erachtens vom Genusse fauliger Blätter, vorzüglich von der Oelsaat herrührt, viele verloren. Es wäre wol der Mühe werth, in solchen Gegenden, wo man die beiden letztgedachten Krankheiten öfters bemerkt, Versuche anzustellen, ob sie nicht dadurch vermindert oder doch unschädlicher gemacht werden könnten,

---

1) Obgleich der Genuß des Wildbrets eines an dieser Krankheit leidenden Hasen dem Menschen nie schadet, so muß doch gewiß eine besondere Art von Lüsternheit dazu gehören, des krankhaften Zustandes des Hasen eingedenk, gleichwol davon essen zu können. W.

wenn man Akazien-, Dornen- oder birkene Reiser in Salzwasser weichte und diese, in Häufchen vertheilt, den Hasen im Winter zur Fütterung auslegen würde.

§. 8. So vielfach und gut diese Wildart auch benutzt werden kann, so groß auch das Vergnügen ist, welches die Hasenjagd Liebhabern gewährt, so ist doch nicht zu leugnen, daß der Schade, welchen sie, im Uebermaß gehegt, nicht nur Gärten, sondern auch Feldern zufügt, den Nutzen, den sie gewährt, bei weitem übersteigen würde, wenn man nicht darauf bedacht sein wollte, erstern, wenigstens in Gärten und Baumschulen, durch feste Umzäunungen, und in Baumpflanzungen durch Bewinden der jungen Stämme mit Stroh, oder durch Bestreichen derselben mit einem Brei aus Lehm und Kuhmist möglichst zu verhüten.

Den Pflanzschulen im Freien soll folgendes ziemlich einfache Mittel Schutz gewähren: Man umgebe sie ringsum mit bogenweise in die Erde gesteckten, gespaltenen Reifstäbchen und bestreiche diese an der unterwärts-gekehrten Seite alle 14 Tage mit Schweinefett, unter welches Schießpulver gemischt worden. [1])

Von der jungen Saat aber kann man die Hasen abhalten, wenn alle 20 Schritt ein oben gespaltenes Stäbchen gesetzt, in die Spalte ein in Franzosenöl oder aufgelöste Asa foetida getauchtes Läppchen geklemmt und dieses gegen Thau und Regen mit einer Eierschale bedeckt wird. Von 14 zu 14 Tagen muß diese verscheuchende Witterung so lange aufgefrischt werden, bis das Getreide dem Maule seiner Beschädiger entwachsen ist.

Daß das Wildbret der Hasen, besonders der jungen, auf mancherlei Weise zubereitet, sehr schmackhaft, leicht verdaulich und nahrhaft ist, gehört zu den bekannten Dingen.

Das Hasenfett [2]) vertritt die Stelle des Zugpflasters bei Zahnschmerzen, Geschwüren und eingestochenen Splittern.

Der Balg ist im Winter am dichtesten mit Wolle besetzt und dann am besten zu gebrauchen. Sein Marktpreis ist je nach der Nachfrage und der vorhandenen Menge sehr veränderlich. Nach dem Streifen soll er umgekehrt auf ein Bret oder gabelförmiges Holz gezogen und an einem warmen Ort gut abgetrocknet werden. Rauchgar gemacht dient er zu allerhand Pelzwerk; leistet auch gute Dienste bei Rheumatismus auf den leidenden Theil gelegt, und bei andern langwierigen Krankheiten dem Patienten, um das Wundliegen zu ver-

1) Ein sehr bewährtes Mittel, Baumschulen im Freien, sowie Kohl und andere Setzlinge auf den Aeckern vor Hasenfraß zu schützen, ist das Einstecken von Holzstangen, an denen Fleisch geräuchert wurde, je 20 bis 30 Schritt auseinander. T.

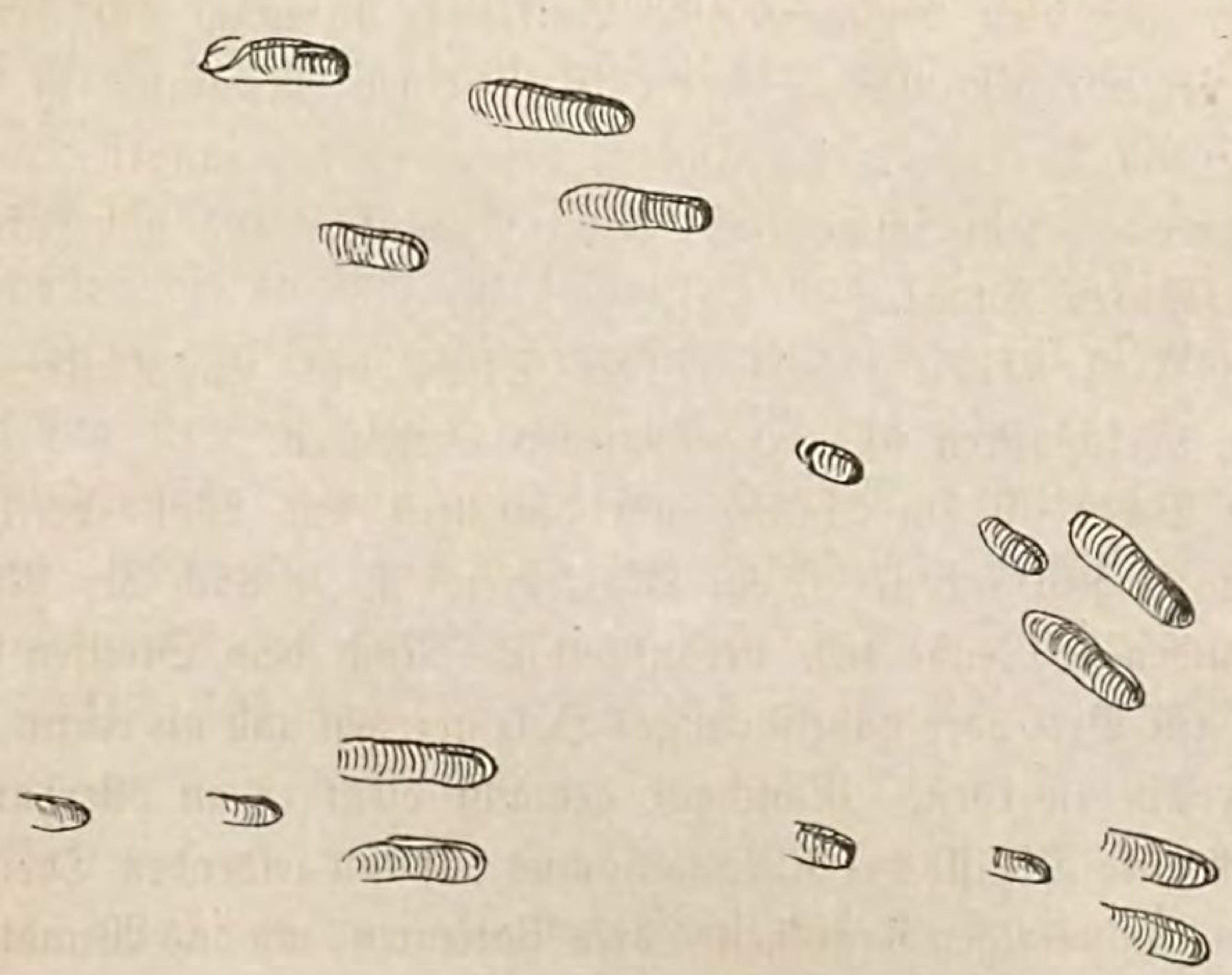
2) Liegt der Schnee nicht zu tief und hat er keine Eiskruste, so ist im kältesten Winter der Hase am fettesten; wahrscheinlich deshalb, weil die Kälte bei ihm, wie bei allen Thieren, die Eßlust vermehrt und die Ausdünstung vermindert. W.

hindern, untergeschoben. Aus dem der Wolle, welche zu Hüten, Strümpfen, Handschuhen, Unterkleidern u. dgl. verarbeitet wird, beraubten Balge kocht man nicht nur Leim, sondern Beutler, Schuh- und Siebmacher verwenden ihn auch auf mannichfache Art zu ihren Arbeiten. Der bis an das Kniegelenk rauch gelassenen Laufknochen bedient sich jedermann zu einem leichten Kehrbesen; der Physiker, in Ermangelung einer Fuchsstandarte, zum Reiben des Elektrophors (Elektricitätsträgers); der Buchbinder zur Bearbeitung des Leders, der Goldschmied und Vergolder zum Glätten.

Der Hasensprung gibt Pfeifenräumer, Ahlen u. dgl. Vom Gebrauche des Gescheides als Köder und Schleppe zum Raubthierfang wird an andern Orten dieses Werks die Rede sein.

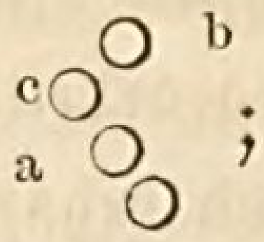
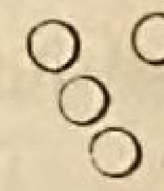
Gezähmt und zu Kunststücken abgerichtet, wobei die ihm eigene schnelle Beweglichkeit der Vorderläufe, welche man durch den Ausdruck Trommeln bezeichnet, ihm sehr zu statten kommt, verschafft der Hase manchem, dem es an gutem Willen oder an Kräften fehlt, sein Brot auf andere Weise zu verdienen, Unterhalt. Auch kann er, wenn man sich die Mühe gibt, außer der Rammelzeit auf die Unruhe Acht zu haben, welche er vor Eintritt stürmischer und übler Witterung blicken läßt, als ziemlich sicherer Wetterprophet gelten.

§. 9. Die Spur aller vier Läufe des Hasen zusammengenommen macht beinahe die Figur eines Dreiecks. Indem er nämlich bei jedem Sprung die Hinterläufe über die vordern hinaus einsetzt, bildet der Abdruck derselben



Verschiedene Hasenfährten.

gleichsam die Endpunkte der mehr oder weniger schräg stehenden Grundlinie des Triangels. Der Tritt desjenigen Vorderlaufes, mit welchem er zurückbleibt, gibt den Vereinigungspunkt der Seitenlinien; der Eindruck des andern,

mit welchem er anspringt, hingegen wird fast gerade auf der kürzern Seitenlinie sichtbar, und so stellen sich sämmtliche vier Tritte beim vollen Lauf ungefähr so dar:  ; huppelnd, oder im kurzen Sprunge aber so: . Diese Figuren zeigen, daß, wenn auch der Hase mit dem linken Vorderlaufe a anspringt, der rechte Hinterlauf b doch beim Nachziehen vor dem linken c zu stehen kommt.

§. 10. Auch bei dieser Wildart gibt es Kennzeichen, durch welche der Rammler von der Häsin und der junge Hase vom alten zu unterscheiden ist.

Wird nämlich die Häsin aufgejagt, so steht die Blume derselben im Herbst unbeweglich aufwärts, in der Rammelzeit aber meistentheils abwärts gerichtet; beim Rammler hingegen ist sie stets aufwärts gerichtet, und man bemerkt fast immer ein häufiges und geschwindes Schnellen mit derselben, welches von der kräftigern Bewegung des Hintertheils herzurühren scheint.

Sie (die Häsin) ist stärker (größer und gestreckter); er (der Rammler) aber ist im ganzen gedrungener gebaut, hat vorzüglich stärkere Lenden, einen kürzern, aber breitern, rundern und wolligern Kopf und einen längern und dichtern Bart. Bei ihr ist die Rückenwolle mehr hasengrau, ins Schwärzliche fallend, das Seitenhaar heller gefärbt, die Blume etwas länger, aber weniger breit und weiß; an ihm ist die Farbe der Blätter mehr braunroth.

Sie hält die längern, schmälern Löffel weniger dicht zusammen und drückt sie, im Lager oder beim Herausfahren, platt an die Seiten des Kopfs; bei ihm sind sie kürzer, breiter und weißlicher; er legt sie im Lager dicht zusammen, gerade nach dem Rücken hinter, hält sie aber auf der Aesung, im Laufen, und wenn er Männchen oder Kegel macht, aufgerichtet und enger; doch bewegt er öfters abwechselnd einen vor dem andern hinterwärts.

Der tragende Satzhase sitzt auch während der Rammelzeit fest; nie dann der Rammler. Auch an solchen Herbst- und Wintertagen, wo keiner von beiden gut halten will, thut es die Häsin doch noch am ersten.

Junge Hasen sind im Herbst und Winter an den hellern Farben des Balges, besonders an dem weißlichen Fleck an der Stirn, an den gelbröthlichen Flanken und dem breiter weißen Unterleib zu erkennen. An ihnen läßt sich die Haut zwischen den Löffeln in die Höhe ziehen, bei alten sitzt sie am Schädel fest; auch kann man an jenen (den jungen) die Löffel sehr leicht der Länge nach durchreißen, an diesen nur mit einiger Anstrengung. Bei Untersuchung der Gelenke an den Vorderläufen wird man bemerken, daß

sich diese bei jungen merklich und fühlbar trennen, daß bei alten aber fast gar kein Zwischenraum stattfindet.

§. 11. Am unentbehrlichsten und nützlichsten zur Betreibung der Hasenjagd ist unstreitig der gute, vollkommen ausgearbeitete Hühnerhund. [1])

Der alte, lange und regelmäßig geführte und behandelte gibt oft einem jungen unerfahrnen Waidmann oder Jagdliebhaber mehr und bessere Anleitung zum richtigen Verfahren bei der Jagd, als mancher Lehrherr; aber sehr leicht ist es, den jungen Hund durch falsches Benehmen bei der Hasenjagd zu verderben, wenn er auch noch so gut abgerichtet ist. Hier werden vorläufig die nothwendigsten Eigenschaften eines zur Hasenjagd brauchbaren erwähnt, weiter unten aber die richtige Behandlung desselben bei der Suche gelehrt werden; von der Hühnerhundsrasse, Zuzucht, Behandlung, Fütterung und Dressur soll in dem vom Rebhuhn handelnden Kapitel ausführlich die Rede sein.

Ein tauglicher Hühnerhund muß vor allen Dingen eine gute Suche und Nase haben, d. h. er muß, bei stetem Hin- und Herrevieren vor dem Jäger, das Wild schon in beträchtlicher Entfernung wittern. Dennoch aber kann es eigentlich ohne vorhergegangene feste oder Parforce-Dressur überhaupt nie einen ganz fermen Hühnerhund geben. Einzelne, höchst seltene Ausnahmen können diesen Satz nicht umstoßen, welcher vorzüglich bei der Hasenjagd sich bewährt, weil bei keiner andern dem Hunde der unverbrüchlichste Gehorsam nothwendiger ist, als bei dieser.

Gehorsam ist also die erste Forderung, welche er befriedigen muß, wenn ihn der Jäger für brauchbar auf der Hasenjagd erklären soll. Hat er diesen, so wird er nicht weiter hinaus und rascher suchen, als es der Schütze für nützlich und nöthig hält; er wird, je nachdem die Hasen vor ihm aushalten oder nicht, in gehöriger Entfernung vorstehen, sich abrufen oder abpfeifen lassen, keinen eher aufstoßen, bis der Zuruf des Jägers ihn dazu berechtigt, noch weniger einem herausfahrenden je laut [2]), auch nicht einmal stumm jagend folgen, insofern Schweiß in der Spur und der Ruf „Cherche, apporte!" es ihm nicht zur Pflicht macht.

Den erlegten oder gefangenen Hasen darf er nicht herumreißen, sondern muß ihn augenblicklich und so rasch als es seine Kräfte erlauben, müßte er ihn auch noch so weit tragen, dem Jäger bringen, während des

---

1) Diezel hat eine ganz entgegengesetzte Ansicht, und wir empfehlen allen Jägern, die sich für diesen wichtigen Gegenstand interessiren, seine Gründe in dem mehrfach erwähnten Werke: Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Abth. 2, S. 70, nachzulesen. T.

2) Der seltene, für den Jäger nützliche Fall, daß der Hund im Freien nie, im Holze aber nur dann und nicht anders laut jagt, als wenn ihm weit hinaus zu suchen verstattet wird, kann nur bei ganz eigenen Naturanlagen stattfinden, welche hier nicht in Anschlag kommen. W.

Ladens des Gewehrs sich nicht entfernen und nur nach erfolgtem Zuruf „Allons, cherche!“ weiter suchen.

Auf dem Anstand soll er, selbst ohne an die Fangleine genommen zu sein, still und unbeweglich zu seines Herrn Füßen liegen und höchstens nur den Blick unverwandt nach dem Ort richten, wo er das Wild gewahr wird.

Endlich muß er sogar dem kalten Schweiß folgen, wenn er auch erst nach einigen Stunden darauf gebracht wird, und darf nie den verendet und erkaltet gefundenen Hasen liegen lassen.

§. 12. Auch bei der Hasenjagd bedient man sich hier und da der deutschen oder polnischen Jagdhunde, über deren Fortpflanzung, Erziehung, Behandlung und Gebrauch schon in mehrern frühern Kapiteln dieses Werks, besonders §. 12, 13 und 14 des ersten Kapitels der dritten Abtheilung, im ersten Abschnitt, gesprochen worden ist. [1]) Hier nur noch etwas über eine bei jungen Jagdhunden nicht seltene Untugend, die nämlich, daß sie Schaf- und Schweineheerden anfallen. Ereignet sich dieser sehr unangenehme Fall, so versuche man es nicht, sie von dem Stück abzujagen, welches sie einmal niedergezogen haben, sondern eile hinzu, koppele die Hunde ein und nehme sie an die Leine. Während der Zeit lasse man die Heerde wegtreiben, strafe jeden einzeln mit höchster Strenge, ziehe dann mit den fest an der Leine gehaltenen Hunden wieder hinan und wiederhole die Züchtigung, wenn sie wieder Miene machen, anzufallen. Dann noch erneuerter Ueberfall zeigt Unverbesserlichkeit an und verdient Todesstrafe. Auch darf der gute Jagdhund nicht vorlaut oder waidelaut sein, d. h. er muß keine andere als die ganz frische noch warme Fährte jagen, die einmal aufgenommene aber auch dann nicht verlassen, wenn anderes Wild vor ihm rege wird.

§. 13. Nächst dem Hühnerhund werden die Windhunde bei der Hasenjagd am häufigsten gebraucht; oft aus Liebhaberei, aber fast immer zum Nachtheil des Reviers. Deshalb wäre zu wünschen, daß sie in geschlossenen Revieren gar nicht, und höchstens nur in solchen, die mit der Koppeljagd belästigt sind, angewendet werden möchten.

Wahr ist es, gute thun der Jagd weniger Schaden, insofern sie immer eingeschränkt gehalten werden und nie allein herumlaufen dürfen, ge-

---

1) Eben da ich dieses schreibe, gelange ich zum Besitz eines in vieler Rücksicht recht interessanten Buchs unter dem Titel: „Ueber die kleine Jagd“ u. s. w., von F. E. Jester. Da der erste Theil meiner Arbeit schon unter der Presse ist, so konnte ich an dem vorher angegebenen Ort, wo von den Jagdhunden die Rede ist, Hrn. Jester's Vorschläge wegen der Behandlung junger den meinigen nicht an die Seite setzen; es geschieht deshalb hier. Der genannte Schriftsteller will nämlich: „man solle beim Einjagen nur einen alten vorzüglich guten Hund zu den jungen nehmen“. Es kann dies allerdings den Vortheil haben, daß sie von diesem nur Gutes sehen; ob aber bei der von mir vorgeschlagenen Methode sie nicht feuriger jagen lernen sollten, überlasse ich dem Urtheil anderer. Nur vergesse man meinen Wunsch nicht, das Einjagen an Orten vorzunehmen, wo die Hunde von dem sie begleitenden Jäger übersehen werden können. W.

währen auch auf der Koppel, wo selten ein Hase den Schützen aushält, sogar Nutzen, weil ihnen unter der Hand eines sachverständigen Führers nie oder doch nur selten etwas entkommt; aber viel Vergnügen kann es doch in der That nicht machen, höchstens 3—400 Schritt weit die Hunde laufen zu sehen, ihnen nicht einmal rasch mit dem Pferde zu folgen, beim Fange abzusteigen, um den Hasen zu retten, und dann bei einem neuerdings aufgesuchten wieder ebenso zu verfahren. Schlechte hingegen geben zwar dem Liebhaber zum Raschreiten Gelegenheit, aber noch öfter zum Aerger über den schlechten Erfolg der nutzlosen Anstrengung. Nächstdem sind sie das sicherste Mittel, ein recht gut besetztes Gehege in kurzer Zeit wildarm zu machen; denn der fehlgehetzte Hase kommt sicher der Gegend, wo er so geängstet ward, so bald nicht wieder zu nahe. Tritt nun der Fall, daß nicht gefangen wird, öfter oder gar häufig ein, so wird die Auswanderung auf benachbarte ruhige Reviere immer beträchtlicher, und die Emigrirten, welchen doch die Rückkehr weder verwehrt werden kann noch darf, schleichen sich sozusagen nur zur Nachtzeit in ihr Vaterland, um alte Freunde und Nachbarn zu warnen oder gar zum Davongehen zu bewegen. (?) Ich selbst habe ein Revier gekannt, in welchem jährlich gegen 400 Hasen geschossen wurden, bis es dem Inhaber einfiel, Windhunde zu halten. Sie waren nicht ganz schlecht, aber auch nicht vorzüglich gut; der Mann wußte auch, was zum Hetzen gehört, aber dennoch kam das bisher trefflich besetzt gewesene Gehege in den nächsten zwei Jahren ohne andere Veranlassung so sehr herunter, daß während einer ganzen Schießzeit nicht 150 Hasen gehetzt und geschossen werden konnten. Nun wurden die Windhunde abgeschafft. Gleich in der nächstfolgenden Jagdzeit erlegte man gegen 300, und jetzt alljährlich wieder gegen 400 Stück.

Solange freilich immer noch Koppeljagden existiren, und so unwaidmännisch behandelt werden wie bisher, solange bleibt allerdings dem Koppelberechtigten, wenn er zuweilen Hasen für seinen Tisch haben will, nichts übrig als sich guter Windhunde zu bedienen. Aber angenommen auch, er hetzte jährlich 60 Hasen damit, was immer viel auf einer Koppel sagen will, so bezahlt er sie doch theuer genug, wenn er den zur Anschaffung und zum Unterhalt der Hunde erforderlichen Aufwand in Anschlag bringt. Immer wird noch viel auf das Vergnügen gerechnet werden müssen. Doch viel Köpfe, viel Sinne! Was mir nicht behagt, kann einem andern so viel Freude gewähren, daß er es für unnöthig hält, das Nachtheilige zu berücksichtigen. Für solche sei das gesagt, was in den folgenden Paragraphen über diese Hunderasse und weiter unten über die Jagd mit denselben vorkommt.

§. 14. Auch in Rücksicht des Windhundes und der Jagd mit dem-

selben gibt es technische Ausdrücke, welche ich hier vor allen Dingen mitzutheilen nöthig finde.

Die Jagd mit Windhunden heißt Hetze; das strichweise Hin- und Herreiten auf den Feldern, um die Hasen aufzustoßen, Suche.

Der unten in einem Ringe vereinigte, zwei Finger breite Riemen, welchen der Hetzende über die linke Schulter und unter dem rechten Arm wegnimmt und so überhängt, wird der Hetzriemen genannt. In dem Ring befestigt man den Strick, d. i. eine fingerstarke, halb aus Hanf, halb aus Haaren verfertigte, drei Klafter lange Leine, deren anderes Ende durch den Ring, welcher an jeder Halsung befindlich ist, gezogen wird. So nimmt man drei bis vier Windhunde, die, auf diese Weise vereinigt, gleichfalls den Namen Strick erhalten, an; dann aber macht man mit der Jägerschleife [1]) in dem beim Hetzriemen erwähnten Ringe die Leine einstweilen fest.

Hierauf werden die Hunde strickbändig gemacht, d. h. man gewöhnt sie, am Strick ruhig sich führen zu lassen, auf der rechten Seite des Pferdes herzulaufen, ohne ihm unter die Füße zu kommen und ohne zu dehnen. Auch müssen sie sich auf den Zuruf der ihnen beigelegten Namen gemächlich wieder annehmen lassen, wenn sie losgelassen worden sind.

Junge Windhunde hetzet man ein, indem sie, um ihren Beruf kennen zu lernen, zugleich mit einem alten Hund auf Hasen gelöst und durch ihn zum Fangen angeleitet werden. Der Zeitpunkt des Lösens wird das Anhetzen genannt.

Hetzt man an einem Tage zu oft oder zu weit an, kommt dadurch ein Hund von Kräften oder außer Athem, so ist er überhetzt. Geschieht das einigemal mit jungen Hunden, so wird man zu seinem Verdrusse gewahr werden, daß sie gleich beim Anhetzen oder doch bald danach umkehren und hinter das Pferd gehen, statt dem Hasen zu folgen. In diesem Fall sagt man: sie sind verhetzt.

Wenn die Hunde den Hasen einholen und ihm, er mag sich wenden wohin er will, zuvorkommen, so sagt man sie rahmen; kann er endlich gar nicht mehr fort, so fangen oder greifen und würgen sie ihn.

Sehen sie den herausfahrenden Hasen jedesmal augenblicklich, so äugen sie gut; rücken sie schnell an ihn heran, so sind sie rasch, leicht und laufen gut; fangen sie, ohne oft vorher zu rahmen, so nehmen sie gut auf. Besitzen sie diese ebenerwähnten Eigenschaften alle und außerdem die, daß sie nicht reißen, d. h. sich nicht mit dem gefangenen Hasen herumziehen, sondern ihn, sobald er gewürgt ist, auf den ersten Zuruf „Aus!“

1) Wie diese gemacht wird, lasse der Unerfahrene sich von einem Jäger zeigen; die Beschreibung des Handgriffes kann nicht anders als undeutlich ausfallen. W.

fallen lassen, ohne ihn zu beschädigen, und ruhig dabei stehen bleiben, so kann man sie gut, ja vortrefflich nennen.

Befindet sich beim Strick ein Hund, welcher die andern nicht zum Reißen kommen läßt, sondern vom gefangenen Hasen abbeißt, so fernerer Beschädigung wehret, wol gar dem Reiter den Hasen ans Pferd bringt, so wird er mit dem Ehrennamen Retter belegt. [1])

Der Windhund, welcher im Stande ist, einen alten Hasen ohne Beihülfe eines andern Hundes zu fangen, wird Solofänger genannt.

Die Hunde haben gut Geläuf, wenn der Boden, auf welchem gehetzt werden soll, weder zu hart noch zu weich ist, im umgekehrten Fall schlechtes.

§. 15. Es gibt lang- und kurzhaarige Windhunde. Die erstern sollen mehr Dauer haben. Die meisten sind hellfahl; doch findet man an ihnen Farben und Flecken aller Art, dunkelbraune etwa ausgenommen, wie man sie an andern Hunden, besonders an Hetzhunden bemerkt.

Auf die Größe kommt weniger an als auf Leichtigkeit[2]); doch wird der große und rasche Hund, wenn er gut aufnimmt, dem kleinern vorgezogen.

Hier die Schilderung eines gut gebauten: Der Kopf muß lang, schmal, überhaupt aber klein, das Behänge kurz, schmal, halb hängend, das weit hervorliegende Auge lebhaft und hell, die Schnauze lang, spitz, auf der Nase etwas abwärts gekrümmt, weit gespalten und mit guten Fängen besetzt, der Hals und Leib lang und mager, letzterer in den Flanken sehr eingezogen, der Rücken hoch und breit, das Rückgrat aber nach dem Kreuze zu etwas oberwärts gebogen, die Ruthe (der Schwanz) lang, dünn, an der Spitze geringelt sein. Der Hund muß magere Blätter, kurze Keulen, magere Läufe, starke, herausliegende Flechsen, kurze Fesseln, nie aber Gänselatschen haben, d. h. er muß nicht durchtreten (wie man von Pferden zu sagen pflegt). Die Zehen an den Füßen müssen, wenn er, langsam gehend, auftritt, dicht beisammen, wenn er aber läuft, nicht sehr auseinanderstehen, und, mit andern Hunden verglichen, in starken, mehr gekrümmten scharfen Nägeln ausgehen.

Gute Zeichnung in Rücksicht der Farben erhöht seine Schönheit.

§. 16. Will man Junge ziehen, so muß zuvörderst sowol die Hündin als der Hund, mit welchem diese belegt werden soll, alle Vorzüge haben, die man von guten Windhunden fordert, auch von reiner Rasse sein. Die Zuchthündin darf nicht über drei, höchstens vier Jahre alt sein, und

---

1) So vortheilhaft es auch ist, einen Retter beim Strick zu haben, so nachtheilig würden zwei werden, weil diese bei jedem Fang zusammenfallen und sich selbst beschädigen müßten. W.

2) Mangel an dieser wird fast immer dadurch sichtbar, wenn die Hunde sich gleich beim Anhetzen theilen und vorgreifen, ehe sie zum Nahmen kommen. W.

nicht gern läßt man sie anders als so zu, daß sie im Frühjahr wölft. Sobald man bemerkt, daß sie läufisch zu werden anfängt, wird sie von andern Hunden getrennt. Wenn die Tasche (das Geburtsglied) stark anläuft und zu färben, d. h. Schweiß zu verlieren, anfängt, sperrt man den für sie bestimmten Gatten so lange mit ihr zusammen, bis sie fünf- oder sechsmal sich miteinander gebunden, d. i. sich begattet haben. Dann bleibt die Hündin 14 Tage lang in dem Behältniß, wo sie sich befindet, allein. Während sie tragend ist, muß sie vorzüglich gut gefüttert, aber auf keine Weise Anstrengungen ausgesetzt werden. Sie bringt gewöhnlich nach 63, nie vor Verlauf von 60 Tagen, sechs, acht bis zehn Junge, von denen man nicht über drei Stück liegen lassen darf. Sollten mehrere von einem Wurfe aufgezogen werden, so kann dies durch Ammen, wie bei andern Hunden, geschehen. Sie müssen sechs bis acht Wochen saugen. Während der beiden letzten Wochen gewöhnt man sie, indem die Mutter zu halben Tagen von ihnen entfernt wird, weißes, altbackenes, gekrümeltes, in Milch oder Schöpsknochenbrühe geweichtes Brot zu fressen; dann sperrt man sie ab, und zieht sie bei eben dem Futter auf, welches die Alten bekommen.

§. 17. Da Windhunde nie fett und dick sein dürfen und doch Kräfte haben müssen, so darf man ihnen nur selten Haferschrotsuppen, sondern gutes Brot, halb aus Gersten-, halb aus Roggenmehl gebacken, einen Tag blos mit Wasser, den andern mit Brühe, welche aus zerschlagenen Schöpsknochen gekocht wird, täglich nicht öfter als einmal, aber reichlich geben, diese Suppe aber nur mäßig salzen. Fleisch taugt für sie gar nichts, noch weniger harte Knochen. Frisches Wasser zum Saufen darf nie fehlen. An Tagen, an denen man hetzen will, darf ihnen, ehe die Jagd beendigt ist, nie volles Futter, sondern vor oder während derselben nur etwas trockenes Brot gereicht werden.

§. 18. Bei keiner Art von Hunden ist es nothwendiger, als bei dieser, für immerwährende Bewegung zu sorgen, damit sie sich nicht verliegen und steif werden. Da sie aber sehr näschig, auch mitunter falsch zu sein pflegen, gern junges Vieh, vorzüglich Hühner, Enten und Gänse würgen und verzehren, noch lieber aber in die Felder laufen und sich eine Jagd auf ihre eigene Faust machen, so darf man sie nicht ganz frei herumgehen lassen; sondern es ist am räthlichsten und besten, sie den Tag über in einem reinlich gehaltenen, von Zeit zu Zeit mit frischem Sande ausgestreuten geräumigen Zwinger, während der Nacht aber in einem oft mit frischer Strohstreu zu versehenden Stalle zu verwahren. Nächstdem gehört zur guten Wartung (bei jungen Hunden vorzüglich) öftere Reinigung vom Ungeziefer und, wenn sie nicht erhitzt sind, an warmen Tagen fleißiges Baden in frischem Wasser.

§. 19. Wenigstens 15 bis 18 Monat muß der Windhund alt sein, ehe er zum Hetzen angewendet werden darf.

Außer dem Strickbändigmachen, welches etwa vier Wochen vor Eröffnung der Jagdzeit dadurch geschieht, daß man täglich zwei junge Hunde und einen alten, oder zwei alte und einen jungen erst zu Fuß, dann zu Pferde, am Strick ausführt, im letztern Fall sie unter dem Zuruf „Schone dich!" dicht neben, nicht vor, unter oder hinter dem Pferd zu gehen gewöhnt (wobei freilich mäßige Strafe vermittels der Hetzpeitsche und eines Ruckes am Strick, so oft sie an demselben zu dehnen anfangen, nicht fehlen darf), findet keine eigentliche Abrichtung statt, man müßte denn das Einhetzen dafür annehmen. Bei dieser Gelegenheit nimmt man gern zwei gute alte und zwei junge Hunde, oder wenigstens einen alten, wo möglich einen Retter, und drei junge in einem Strick zusammen, sucht mit diesen eine Gegend ab, wo es nicht zu viele Hasen gibt (weil sich die Hunde sonst, wenn, während auf einen gehetzt wird, ein anderer herausfährt, zersplittern und wahrscheinlich keinen fangen), hetzt die ersten male auf alte Hasen gar nicht, auf junge aber auch nicht anders, als wenn sie nicht weiter als höchstens 50 bis 60 Schritt entfernt sind. Sobald man bemerkt, daß die jungen jedesmal schnell und zugleich hinanrücken, rahmen und wegnehmen, bemüht man sich, sie mitunter an alte Hasen zu bringen, die ihnen mehr Arbeit machen. Fangen sie auch da gut, so wird der alte Hund weggelassen und mit den jungen allein gehetzt. Dann und überhaupt in der ersten Zeit verhüte man jede Fehlhetze sorgfältig. Man hetze deshalb nie weit an, noch weniger von vorn [1]), oder auf sehr hartem Boden, wo die Hunde, weil ihnen bald die Ballen weh thun und wund werden, nicht fortkönnen, mit einem Wort, wo sie schlechtes Geläuf haben; sondern suche mit ihnen auf feuchten, aber nicht senkigen, oder auf nicht ganz frisch bestellten Aeckern; vermeide aber auch dabei solche Gegenden, wo es viele Hecken, breite Wege, Raine, Gräben oder Feldhölzer gibt. Sobald sie rahmen, eile der Reiter hinzu, springe gleich, wenn sie gefangen haben, vom Pferde und nehme ihnen unter dem Zuruf „Aus!" den Hasen ab. Bemerkte er aber einen, welcher Miene machte, sich zum Retter aufwerfen zu wollen, so lasse er ihm den Willen und feuere ihn durch Zureden und Liebkosungen immer mehr dazu an.

---

1) Dieser Fall tritt freilich selten, aber doch zuweilen, durch besondere Veranlassung ein. Es ist aber sehr natürlich, daß die Hunde, selbst alte, beim Anhetzen besonders feurig sind und so den auf sie zukommenden Hasen weit überfahren. Ehe sie sich wenden können, bekommt er einen weiten Vorsprung, und so müssen die Hunde unnützerweise ihre Kräfte verschwenden, um ihn wieder einzuholen. Sonderbar ist es, daß, wo gewöhnlich gehetzt wird, der Hase seinen Vortheil so gut kennt, daß er sich nicht leicht wendet, wenn die Hunde von vorn auf ihn zukommen, sondern zwischen ihnen durchfährt. W.

Das Reißen dulde der Jäger in keinem Fall, sondern bestrafe mit der Peitsche die Hunde, welche auf den Ruf „Aus!" nicht nachgeben wollen, mäßig; scharf aber gleich das erste mal die, welche sich etwa das Anschneiden zu Schulden kommen lassen. Nur hüte er sich, den gestraften gleich wieder gehen zu lassen, wohin er will; er nehme ihn vielmehr augenblicklich zugleich mit den übrigen an den Strick und ziehe fort, sonst dürfte es in der Folge sehr schwer halten, seiner nach irgendeiner Hetze habhaft zu werden.

Zuweilen, aber nur selten, gebe man jungen Hunden das Gescheide eines Hasen, den sie selbst gefangen haben, doch nie gleich auf der Stelle, wo sie ihn wegnahmen, denn dadurch möchte der natürliche Hang zum Reißen und Anschneiden vermehrt werden; sondern einige hundert Schritt davon, wo möglich da, wo man anhetzte. Dies wird sie begieriger und aufmerksamer machen. Man dulde es ferner nie, daß sie beim Aeugen eines herausfahrenden Hasen gleich am Strick vorwärts fahren. In diesem Fall hetze man nicht einmal, sondern ziehe sie unter dem Zuruf „Schone dich!" mit einem mäßigen Ruck zurück ans Pferd.

Besser ist es freilich, wenn der Reiter den Hasen früher sieht als die Hunde; im Gegenfall müssen doch diese nie unbändig ins Zeug fahren, bis der Ruf „Hetz!" ertönt. Aeugten sie den Hasen nicht gleich, so reite man ihn an, bis sie ihn erblicken; dann aber lasse man die Hunde vor und lasse ihnen den Willen, sonst rechnen sie in der Folge zu sehr auf Unterstützung. Auch wird durch das Pferdegepolter der Hase nur flüchtiger.

Ueber das Hetzen mit alten Hunden wird weiter unten bei Beschreibung der verschiedenen Jagdarten mehr vorkommen.

§. 20. Trotz aller angewendeten Vorsicht, das Ueberhetzen zu vermeiden, geschieht es doch an warmen Herbsttagen nicht selten zufällig. In diesem Fall stürzen die Hunde, sobald sie gefangen haben, athemlos nieder, bekommen auch wol krampfhafte Zufälle. Dann trete man hinter sie, schlage die Arme unter den Vorderläufen zusammen, hebe sie so hoch, daß sie in der Schwebe hängen, und schüttele sie einigemal hin und her, schütte ihnen hierauf einen guten Schuß Schießpulver aus dem Horn, welches man immer gefüllt bei sich haben muß, ein, gestatte ihnen das Stillliegen nicht, sondern führe sie am Strick so lange langsam hin und her, bis sie sich völlig erholt haben. Noch weniger, und wenn sie auch nicht überhetzt sind, lasse man es zu, daß sie sich gleich nach dem Fange in Wasserpfützen wälzen oder daraus saufen. Nie darf dies eher geschehen, als bis sie völlig bei Athem sind [1]), sonst verschlagen sie leicht, d. h. sie gehen nach einiger Ruhe

1) Ist dies aber der Fall, und haben sie sich völlig ausgekühlt, so bringe man sie an frisches, reines Wasser zum Saufen. Dies stärkt sie. W.

mehr oder weniger steif, bekommen geschwollene Läufe, oder werden völlig contract, je nachdem der Verschlag stärker oder schwächer war. Im letztern Fall, sowie nach jeder vorzüglich großen Anstrengung, nehme man unverzüglich lauwarmen Essig, mische etwas Kienruß und Salz hinein, und wasche die Läufe und Blätter stark und oft damit; im erstern wende man gleich, und täglich fortgesetzt, lauwarme Ameisenbäder, oder solche an, die aus warmem Wasser, in welchem Kamillen abgekocht sind, und aus darin aufgelöster weißer Seife und aus Weizenkleie bestehen. Sollte dies alles nicht gehörig wirken, so wasche man den Patienten mit einem Absud von drei bis vier Loth weißer Nießwurz, welche mit vier Maß Kofent oder Nachbier in einen neuen Topf gethan wird. Dieser muß dann gut bedeckt und verklebt ans Feuer kommen, und das Ganze bis auf die Hälfte einkochen. Beim Abnehmen vom Feuer thue man noch eine gute Messerspitze voll Spießglas (Antimonium crudum) hinzu. Starkes Erbrechen, vielleicht auch ein Ausschlag, wird die Folge dieses Mittels sein. Deshalb muß der Patient, bis er hergestellt ist, warm gehalten und nicht an die Luft gebracht werden. [1])

§. 21. Ein nicht nothwendiges, für Hasengehege leicht schädlich werdendes, aber doch noch hier und da übliches Jagdrequisit sind die **Hasengarne** und **Federlappen**. Von Verfertigung und Stellung der Federlappen habe ich beim Jagdzeuge ausführlich gesprochen; die Hasengarne betreffend, hier, was das Verfertigen sowol als das Stellen anlangt, kürzlich Folgendes:

Die Hasengarne werden mit 14 Maschen, deren jede von einem Knoten zum andern 3″ hält, angefangen, und aus dünnem, gutem Hanfbindfaden, 225 leipziger Ellen lang, gestrickt. Dann zieht man eine ebenso starke, oder, wenn es um Leichtigkeit zu thun ist, eine etwas schwächere Ober- und Unterleine ein, wie an den Wolfs- und Rehnetzen. Diese Leinen müssen so lang sein, daß das Netz 150 Ellen busenreich stellt, an jedem Wechsel aber 6 Ellen bei jeder übrigbleiben. An dem einen Ende derselben bindet man einen ähnlichen Haken wie bei den Rehnetzen, zum Aufnehmen, an dem andern hingegen einen gleichen Heftel zur Befestigung ein.

Die Zahl der verhältnißmäßig kürzern Forkeln, sowie das ganze Verfahren beim Stellen, kommt in allen Stücken mit dem überein, was §. 18 des Kapitels über das **Jagdzeug** gesagt werden wird.

§. 22. So unbestreitbar schädlich alles Jagen mit Netzen und Garnen auf den Wildstand, und also auf die Erhaltung der Wildbahn einwirken

---

1) Warum ich sowol hier als bei der Hirschparforcejagd besonders über die Behandlung einiger Hundezufälle spreche, da doch im allgemeinen diesem Gegenstand ein eigenes Kapitel des dem zweiten Theil beigefügten Anhangs gewidmet ist, darüber kann ich zur Rechtfertigung dieser scheinbaren Unordnung weiter nichts anführen, als daß ich es für nicht unnütz hielt, gegen die bei den Parforce- und Windhunden vorzüglich gewöhnlichen Zufälle auf der Stelle die Mittel anzugeben, deren man sich bisher mit besonderm Vortheil bedient hat. W.

muß, so können doch besondere Verhältnisse, z. B. Erhaltung des Rechts zu dieser Jagdbetriebsweise oder andere Rücksichten, es nöthig machen, von Zeit zu Zeit einmal darauf zurückzukommen.

Tritt dieser Fall in Rücksicht der Hasenjagd ein, so vermeide man es wenigstens, eine ganz geschlossene Stallung einzurichten, d. h. man lasse nie einen kleinern oder größern Wald- oder Feldbezirk ganz mit Garnen fangbar umstellen, sondern höchstens nur auf einem Flügel, und zwar, wo möglich, an der äußersten Reviergrenze, in vorgedachtem Maße bestellen. Das hierbei zu beobachtende Verfahren ist aus dem Kapitel über das Reh, §. 17, und dem Kapitel über das Jagdzeug, §. 18, bekannt. Nächstdem ist noch zu bemerken, daß beim Abjagen nicht gerade auf die Garne zu, sondern längs des zugestellten Flügels gesucht oder getrieben werden darf, wenn diese Art zu jagen möglichst geringen Nachtheil stiften soll.

§. 23. Wenn §. 21 gesagt wurde, daß der Gebrauch der Federlappen bei der Hasenjagd dem Gehege gefährlich werden könne, so darf nicht unbemerkt bleiben, daß beim oftmaligen dies allerdings zu fürchten sei, keineswegs aber beim seltenen, auf Localität und Jahreszeit richtig berechneten.

Wo nämlich ein geschlossenes Feldrevier von Wald- oder von Feldgemarkungen, die der leidigen Koppeljagd unterworfen sind, oder in welchen Habsucht und Eigennutz die Jagdregel dictirt, begrenzt wird, da mag der Besitzer des geschlossenen Reviers immerhin zum eigenen Nutzen und Vergnügen, gegen Ende des Monats October, alljährlich einmal verlappen, oder, wie man zu sagen pflegt, einen Verzug machen. Es geschieht dies auf folgende Weise:

Abends nach 9 Uhr, wenn vorauszusetzen ist, daß Hasen, Füchse, Dachse u. s. w. aus dem anstoßenden Revier in die zu verziehende Feldgemarkung herübergewechselt sind, werden in möglichster Stille und begreiflicherweise ganz im Dunkeln, längs der Grenze 12 bis 15 Schritt von derselben hereinwärts und auf beiden Flügeln so weit als möglich hinaus, die Lappen $1\frac{1}{2}'$ über der Erde nach der schon angegebenen Vorschrift gestellt, wobei dahin zu sehen ist, daß bei feuchter Witterung die Leinen nicht zu straff angezogen werden.

Am folgenden Morgen, mindestens eine Stunde vor Tagesanbruch, stellen die Schützen längs der Grenze und besonders an den Flügeln vor den Lappen sich an, um vorzüglich die in dem Verzuge befindlichen Füchse oder andern Raubthiere, oder auch Hasen, wenn es sein soll, zu erlegen.

Späterhin, um 9 Uhr etwa, wird die im Verzuge belegene Feldmarkung abgesucht, nach Beendigung der Suche aber der Verzug gehoben und für etwa nöthige Abtrocknung und für gute Aufbewahrung der Federlappen gesorgt.

§. 24. Nach der Jahreszeit sind auch die Arten, die Schießjagd auf Hasen zu betreiben, verschieden. Nur der **Anstand**, diese für den ungeübten Schützen einzig sichere Methode, von Zeit zu Zeit etwas in die Küche zu liefern, kann die ganze Schießzeit hindurch exercirt werden, obgleich nicht immer mit gleicher Zuversicht auf glücklichen Erfolg.

Wer nun vermöge der Lage seines Reviers oder durch andere Umstände veranlaßt wird, selbige in Anwendung zu bringen, der gebe, schon ehe die allgemeine Verfolgungsepoche des armen Lampe angeht, Acht, wo er gegen Abend auf die Weide und des Morgens zu Holze, oder auf dem Felde seinem Lager zurückt; denn auch diese Wildart hält Wechsel, solange sie an einem Ort Aesung findet und nicht zu sehr beunruhigt wird.

Da, wo einer oder mehrere an einem Holzrand bemerkt wurden, darf man sich in der Folge nur gegen Sonnenuntergang, oder eine halbe Stunde vor deren Aufgang, bei gutem Winde hinter einem Baum oder Strauch verborgen halten, und man kann ziemlich gewiß sein, daß man im September abends oft noch bei hellem Tage, dann vom October an von Woche zu Woche später, bis bei tiefem Schnee der Hunger sie wieder früher auf die Aesung treibt, morgens immer noch in der Dämmerung zu Schusse kommt. Steht oder sitzt der Schütze ganz still, so kommt ihm, wenn er den richtigen Standpunkt gewählt hat, der Hase so nahe, als es nur gewünscht werden kann.

Wer hingegen weder Zeit noch Lust hätte, sich um den Hasenwechsel vorher zu bekümmern und sich doch anstellen wollte, der würde zuvörderst bei der Wahl des Platzes darauf Rücksicht zu nehmen haben, daß solche Aesung in der Nähe vorhanden ist, welche es wahrscheinlich macht, daß Hasen nach derselben sich ziehen.

Ist der Wind gut und finden sich etwa Schluchten oder wenig gangbare Wege, welche sich nach dem Dickicht hineinziehen, so nehme man in der Nähe derselben seinen Stand.

Wo es wenig Hasen gibt, bedient man sich, um sie auf gewisse Punkte hinzuleiten, abends vorzüglich, mit Nutzen der sogenannten **Nothlappen**, und zwar auf folgende Art: Es werden dicht am Holze kleine Stäbchen 15 bis 20 Schritt voneinander entfernt in die Erde gesteckt, solche oben gespalten. und in diese Spalten etwa 6″ lange und ebenso breite Stückchen weißes Papier eingeklemmt. Vor diesen scheut sich der der verlappten Fronte sich nähernde Hase, geht längs derselben fort und erst auf einem oder dem andern Flügel heraus. Besetzt man nun die Flügel mit Schützen, so kommt gewiß einer von ihnen zum Schuß.

Auf großen ganz freien Feldmarken benutzt man zum Anstand Weiden und Gräben, oder gräbt Löcher mit Sitzen ein, um sich im zeitigen Herbst

an den Kraut- und Rübenäckern, späterhin aber an der grünen Wintersaat, vorzüglich an Raps- oder Rübsenbreiten, hinter oder in denselben zu verbergen. In solchen Gegenden wird er jedoch, wenn nicht die Hasen in großer Menge vorhanden sind, nicht eher mit großem Vortheil betrieben, als bis Schnee fällt.

Noch will ich hier eines kleinen Kunstgriffes erwähnen, während der Rammelzeit, gemeiniglich bis zur Mitte September, jeden 2—300 Schritt entfernten Rammler, insofern er nicht gerade eine Häsin treibt, heranzulocken; ich meine das sogenannte Reizen oder Rätzen, d. h. die Nachahmung des klagenden Lautes eines jungen Häschens, welcher hervorgebracht wird, wenn man das vordere Ende des Nagels am Daumen auf die Unterlippe drückt, mit der Oberlippe mäßig auf die aufwärts gekehrte Seite der Daumenspitze kneift, und durch eine kleine an der einen Seite gelassene Oeffnung in kurzen Absätzen äußere Luft einzieht. Anweisung eines Sachkundigen wird über das Verfahren hierbei leichter Aufschluß geben, als seitenlange Beschreibung. Soviel ist gewiß, der Rammler eilt, sobald er den Laut vernimmt, wenn der Schütze nur irgend still steht, bis zu seinen Füßen heran. Oft habe ich mir den Spaß gemacht, ohne schießen zu wollen, zu reizen, und auf ganz freiem Felde kam der Hase mir so nahe, daß ich ihn mit dem Schnupftuch werfen konnte. Was ihn übrigens dazu veranlaßt, ist wol schwer zu bestimmen; älterliche Zärtlichkeit gewiß nicht, denn die Häsin, von der man dies eher glauben könnte, entfernt sich vielmehr, wenn sie den Laut hört, als daß sie sich heranziehen sollte. Eher vermuthe ich, daß der Rammler sich vorstellt, ein anderer seinesgleichen sei im Begriff, dem jungen Häschen das Garaus zu machen, um seine geilen Triebe bei der Mutter desto eher befriedigen zu können. Ein gleiches Bedürfniß fühlt auch jener, und so eilt er hinzu und will helfen, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß, wenn nur dies Hinderniß aus dem Wege geräumt sei, es ihm nicht schwer werden könne, seinen Nebenbuhler zu verdrängen.

Gut und fast nothwendig ist es, auch bei dieser Jagd einen Hühnerhund bei sich zu haben, welcher gut apportirt, zum Stillliegen gewöhnt und auf den Schweiß gearbeitet ist.[1]) Denn selbst der geübte Schütze kann dafür nicht stehen, daß der Hase auf der Stelle stürzt. Geht der angeschossene fort, so läßt man den Hund gleich nach, und so hat man nicht zu fürchten, daß der Fuchs denselben finde und verzehre, ehe am andern Morgen nachgesucht werden kann.

---

1) Ich selbst war einst im Besitz eines in jeder Hinsicht vortrefflichen Hundes, der, wenn es dunkel war, mich dadurch auf die aus dem Holze rückenden Hasen aufmerksam machte, daß er, dicht an meinen Füßen liegend, diese mit der Nase unvermerkt berührte und dann unverwandt auf die Stelle hinblickte, wo das Wild sich befand. W.

§. 25. Auf großen Feldmarken, auf Grummetwiesen und im jungen, nicht allzu dicht bestandenen Holze gewährt unstreitig die Suche das meiste Vergnügen und den größten Nutzen, insofern diese Jagdart von guten Jägern mit fermen Hunden und zur rechten Zeit betrieben wird.

Jeder schöne, warme Herbsttag eignet sich zum Absuchen; doch hält der Hase an einem nicht so gut, als am andern im Lager aus. Denn steht eine Wetterveränderung und vorzüglich starker Wind bevor, so mag der Himmel noch so helle sein, die Sonne noch so warm scheinen, und der Thau oder Reif noch so gut abgetrocknet sein, der Hase wird, besonders auf Stoppelfeldern oder Sturzäckern, fast immer so früh herausfahren, daß der Jäger auf gehörige Flintenschußweite von höchstens 50 Schritt nicht fertig werden kann. Macht man diese Bemerkung an einem Tage drei- bis viermal nacheinander, so ist es am besten, gleich vom weitern Suchen auf demselben Terrain abzustehen und allenfalls einen Versuch im lichten Strauchholz, auf Krautfeldern oder Grummetwiesen zu machen. Mislingt auch dieser, so gebe man lieber die Jagd auf; denn außerdem werden die Theilnehmer an derselben hitzig und verdrießlich, fangen an zu weit hinzuschießen und thun dem Gehege dadurch beträchtlichen Schaden.

Im Winter beim Plattfrost spare man die Mühe des Suchens ganz. Nur an sehr gelinden Tagen belohnt sie sich da in Sturzäckern und Misthaufen zuweilen, doch selten. Desto besser hält der Hase während der ersten zwölf Stunden nach einer gefallenen Neue, vorzüglich wenn der Schnee einen Schuh und darüber hoch liegt.

§. 26. Auch bei Ausübung dieser Jagdart ist der Hühnerhund unentbehrlich. Ein fermer Hund, der eine gute Suche hat, ist für drei bis vier Schützen hinreichend, und ein Jäger allein kann mit einem solchen in einigen Stunden eine große Fläche begehen.

Mehr als zwei Hunde auf einmal zu führen, wird sich wol kein Sachverständiger einfallen lassen; aber auch diese müssen sich kennen, und nicht leicht kann ein anderer Fall eintreten, der mehr als einen nothwendig machte, als der, daß man einen jungen Hund durch den ältern, geübtern früher ferme zu machen wünschte, als es ohnedies geschehen könnte.

In der Gegend, welche abgesucht werden soll, zieht man sich unter Wind, d. h. nach der Seite hin, wo der Wind gerade, oder doch schräge auf den Hund zukommt, und geht hier allein, oder wenn mehr Jäger beisammen sind, mit ihnen in gerader Linie 40—60 Schritt [1]) auseinandergestellt, eine beliebige Strecke vorwärts. Soll der Hund vor mehr als

1) Im Gebüsch müssen die Schützen näher nebeneinander bleiben, der Hund aber kurz vor ihnen suchen, sodaß jeder Schütze seine Nachbarn und den Hund im Auge behalten kann. W.

einem Schützen suchen, so muß der Jäger, welcher ihn führt, in der Mitte, das übrige Personal aber zu beiden Seiten und langsam gehen, damit der Hund nicht übereilt werde. Keiner als der Herr oder Führer desselben darf ihm zureden, noch weniger ihn strafen, wenn er nicht verdorben werden soll.

Je besser die Hasen halten, desto mehr Feld kann man ihn nehmen lassen; je lockerer sie sitzen, desto mehr muß er angehalten werden.

Steht er vor einem Hasen, welches der, welcher ihn kennt, bald bemerken wird, da fast jeder Hund vor diesen anders zeichnet, d. h. eine andere Positur macht, als vor Hühnern und anderm Federwild, so fängt der Schütze, welcher am nächsten ist, zu kreisen an [1]), bis er den Hasen im Lager ansichtig wird. Dann schießt er vor dem jungen Hund, wenn es möglich ist, im Sitzen; vor einem alten aber, wenn er Jäger ist, gewiß lieber erst, nachdem er selbst ihn herausgejagt hat, im Laufen.

Bis der Kreisende geschossen und wieder geladen hat, müssen die übrigen Jagdtheilnehmer stehen bleiben; theils damit der Hund nicht hitzig werde und einspringe ehe er soll, theils um die Linie der Suche nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt ist es nicht nur wegen der Ordnung, sondern auch wegen der Sicherheit aller nothwendig, daß die Schützen gerade Linie und Distanz halten, unverzeihlich aber, wenn einer von ihnen auf die Linie schießt. Unvorsichtigkeit dieser Art hat schon so viel Unglück gestiftet, daß man nicht oft genug davor warnen kann. Wird sie vom Jäger verschuldet, so verdient er diesen Namen nicht, wol aber strenge Bestrafung.

Jeder geübte Schütze weiß fast jedesmal, wenn er einen Schuß that, ob er getroffen oder gefehlt hat [2]) und hiernach zu beurtheilen, ob er den Hund im ersten Fall unter dem Zuruf „Apporte!" nachlassen, oder im entgegengesetzten sogleich abpfeifen soll.

So sehr einige Jagdschriftsteller auch dawider sind, den Hühnerhund

---

1) d. h. er beschreibt, in raschem Schritt ununterbrochen fortgehend, einen so großen Cirkel, daß er immer die ganze Fläche desselben genau übersehen und beschießen kann. W.

2) Nur selten geschieht es, daß der Hase, welcher Schrote bekam, nicht umstürzt oder stark zusammenrückt oder Wolle verliert. Indessen kommen doch einzelne Fälle vor, daß auch der angeschossene ohne das geringste Zeichen große Strecken fortgeht und dann mit einem mal sich überschlägt und endet; deshalb ist es gut, gleich anfänglich bei Schießübungen das Abkommen beurtheilen zu lernen. Welche sonderbare Fälle sich übrigens bei der Jagd ereignen, mag Folgendes beweisen. Der Verfasser selbst schoß, wenn seine Büchse auf den Brand geladen war, sie jedesmal beim Nachhausegehen ab, öfters auf Hasen, wenn sich gerade Gelegenheit darbot. Zweimal geschah es, daß die Kugel ihnen den Unterleib aufriß. Ohne zu stürzen, gingen die Hasen fort und verloren nach und nach das ganze Gescheide. Das erste mal saß der Hase beim Anschusse nahe vor dem Holz; ungefähr in einer Entfernung von 150 Schritt fand man ihn erst beim Nachsuchen; das zweite mal erreichte er, schwer verwundet, einen zu der Jahreszeit durchaus unzugänglichen Bruch und mußte da im Wasser versunken sein, weil einer der besten Hühnerhunde ihn zu finden nicht im Stande war. Ich würde das Zeugniß des noch lebenden Revierjägers Jacobi zu Schierau unweit Dessau hierüber beibringen, welcher bei beiden Ereignissen gegenwärtig war, wenn ich in den Augen derer, die mich kennen, eines solchen zu bedürfen glaubte; auch hoffe ich, daß keiner meiner Leser die zwecklose Ungereimtheit mir zutrauen wird, bei dieser Gelegenheit mit einer Lüge unterhalten zu wollen. W.

dem angeschossenen Hasen folgen zu lassen, so kann ich ihnen doch in diesem Fall nur mit Einschränkung beistimmen. Man vermeide mit jungen Hunden während der eigentlichen Dressur solche Hetzen, lasse keinem das Jagen eines Hasen, auf den nicht geschossen wurde, je hingehen, sondern pfeife ihm zu und erwarte sein Zurückkommen, nehme ihn, wenn er nicht hört, an die Dressirleine, strafe ihn durch derbes Rücken an der Leine unter dem Zuruf „Pfui, Hase!" und unter wiederholtem Pfeifen: so wird er bald bemerken, daß er nur dann folgen darf, wenn er Schweiß findet, oder wenn ihn der Zuruf „Cherche, apporte!" dazu berechtigt. Ueber die Mittel, dem Hund das Jagen abzugewöhnen, wird später ausführlich gesprochen werden.

Endlich hüte man sich, dem Hund entgegenzugehen, wenn er den geschossenen Hasen apportirt, oder ihm solchen gar unterwegs abzunehmen. Nimmt man aber wahr, daß ein junger Hund ihn fängt und doch liegen läßt, so nehme man den Hund an die Leine, ziehe ruhig bis dahin, wo er den Fehler beging, animire ihn durch gütlichen Zuruf zum Apportiren, bringe erst dann die bei der Anweisung zur Dressur näher anzugebenden Handgriffe und Strafmittel steigend in Anwendung, wenn er nicht gleich folgt, und lasse, wenn er den Hasen endlich aufnimmt, ihn solchen unter dem öfter wiederholten Zuruf „Ah, bien; apporte!" tragen bis dahin, wo er angeschossen wurde. Dann aber vergesse man nicht ihn zu streicheln und zu loben.

Ist nun unter Beobachtung der vorstehenden Regeln der festgesetzte Strich abgesucht worden, so gibt der Anführer der Jagd ein verabredetes Zeichen, durch Ruf oder Pfeife. Demzufolge versammeln sich sämmtliche Schützen bei ihm, nachdem sie den Hahn am Flintenschlosse fest in die Ruhe gesetzt haben, und nehmen mit ihm Rücksprache, wie und wo eine neue Suche angelegt und gemacht werden soll.

So wird fortgefahren, bis die Jagd beendigt ist.

§. 27. In Holzgegenden, oder wenn sonst die Suche auf dem Felde nicht stattfinden kann, ist das Treiben, Klappern — auch Klopfjagd genannt — in einem irgendgut mit Hasen besetzten Revier nicht weniger unterhaltend, gibt auch gute Ausbeute, insofern bei der Einrichtung desselben das wesentlich Nothwendige nicht vernachlässigt wird.

Treiben wird diese Jagdart genannt, weil das Wild durch mehrere Menschen auf die Schützen zugetrieben wird; Klappern, weil man, vorzüglich im Holz, allen, oder doch den meisten Treibern ein Instrument gibt, welches aus einem etwa 8 bis 10″ langen und 4 bis 5″ breiten, dünnen, von hartem Holz geschnittenen, in der Mitte mit einem viereckigen, 1″ großen Loch versehenen Bretchen besteht. Durch das Loch wird ein

genau passendes, 8″ langes, gerades Stäbchen so weit getrieben, daß es auf der obern Seite des Bretchens ungefähr 2″ heraussteht, und dann auf beiden Seiten durch ein kleines Querpflöckchen so befestigt, daß es sich weder vor- noch rückwärts bewegen kann. Am obern Ende dieses Stäbchens läßt man einen Kerb einschneiden, welcher 1″ tief und $\frac{1}{2}$″ breit ist, in ihm den 3″ langen, am untern Ende abgerundeten Hammerstiel so einpassen, daß er sich, wenn er, nachdem ein kleines Loch durch Stab und Stiel gebohrt worden, mit einem genau passenden Bolzen gut befestigt ist, frei nach der Länge des Bretchens hin- und herbewegen läßt. Das obere Ende des Stiels wird in ein 3″ langes hölzernes Hämmerchen eingelassen und durch einen Querpflock festgemacht. Faßt man nun dieses Instrument beim untern Theil des Stäbchens, welcher zum Handgriff dient, und bewegt die Hand, sodaß der Hammer wechselsweise auf einer und der andern Seite des Bretchens aufschlägt, so entsteht dadurch das Geklapper, von welchem es seinen Namen erhalten hat.

Klopfjagd heißt das Treiben, wenn die Treiber sich, statt der Klappern, zweier Stöcke bedienen und mit dem einen auf den andern, im Holz auch an das Gesträuch oder an Bäume schlagen und dadurch ein ähnliches Geräusch machen.

Uebrigens kann diese Jagdart bei gehöriger Rücksicht auf Jahreszeit und Witterung sowol im Feld als im Holz ausgeübt werden. Im ersten Fall macht man Feldtreiben, im letzten Holztreiben.

§. 28. Ein Feldtreiben anzustellen, solange im Herbst die Hasen noch beim Suchen aushalten, würde deshalb unzweckmäßig sein, weil die meisten die Treiber bei sich vorbeigehen lassen, ohne aufzustehen, und weil die herausfahrenden dann auch nicht einmal gut vorwärts, sondern fast immer an den Seiten oder hinten durchgehen.

Gelindes Wetter und weicher Boden eignen sich also durchaus nicht dazu, wol aber Plattfrost und helle, kalte Wintertage, vorzüglich in Gegenden, wo die Felder durch kleine Gebüsche unterbrochen und von Waldungen begrenzt werden; denn sobald nur so viel Schnee fällt, daß der Boden völlig bedeckt ist, zieht sich der Hase ins Holz.

Auf großen, ganz freien Feldmarken hingegen, wo er keine andere Zuflucht hat, thut auch der tiefste Schnee keinen Eintrag, insofern er 48 Stunden gelegen hat.

Desto weniger guten Erfolg darf man sich vom Holztreiben versprechen, wenn das Laub noch nicht abgefallen ist, weil da der Hase sich gar nicht treiben läßt, oder während des Laubfalls, weil er da im Holz nicht gern sitzt. Eher ist beim Plattfrost etwas auszurichten. Liegt aber der Schnee nicht allzu tief, und ist er erst vom Gesträuch abgefallen, so ist dies,

besonders bei heiterm Himmel, der Zeitpunkt, welchen man zur Klapperjagd im Holz zu wählen hat. Je kälter und hellhöriger es ist, desto besser geht das Wild vorwärts.

§. 29. Folgende Einrichtungen müssen eigentlich schon im zeitigen Herbst gemacht werden, wenn das Treiben wirklich Vergnügen machen und den höchstmöglichen Nutzen gewähren soll:

Wo in den Feldmarken trockene Gräben, Weiden und andere Bäume, Remisen oder große Steine nicht vorhanden sind, um in und hinter denselben die Schützen anzustellen, lasse man auf den Rainungen, ungefähr 80 Schritt voneinander entfernt, Schießlöcher mit doppelten, einander gegenüberstehenden Sitzen so tief ausgraben, daß, wenn rundum von der ausgeworfenen Erde ein gleichhoher Rand gemacht worden ist, der Schütze, bis der Hase schußmäßig nahe genug kommt, sich in denselben genüglich verbergen, dann aber, aufgerichtet, sich überall frei hinwenden und bewegen kann.

Zum Behuf der Klapperjagden im Holz sorge man dafür, daß alle geradeaus gehende Wege, welche sich nach Maßgabe der Verschiedenheit des Windes zum Anstellen der Schützen schicken, von überhängenden Aesten gesäubert werden.

§. 30. Ehe ich zur Beschreibung dessen fortgehe, was vor und bei dem Treiben selbst zu beobachten ist, schlage ich folgende Jagdgesetze vor, deren genaue Befolgung meines Erachtens viel dazu beitragen würde, die Theilnehmer an der Jagd sowol als die Treiber vor Schußverletzungen zu sichern:

1) Jeder Schütze muß sein Gewehr ungeladen auf den Versammlungsort bringen, bei $2\frac{1}{2}$ Sgr. (9 Kr. Rhein.) Strafe. [1])
2) Niemand darf sein Gewehr eher laden, als bis von dem, welcher die Jagd dirigirt, auf einem freien Platz das Zeichen dazu gegeben wird, bei $2\frac{1}{2}$ Sgr. Strafe.
3) Keine geladene Flinte soll anders getragen werden, als so, daß, wenn sie mit der linken Hand über den Kopf genommen worden, der Riemen von der linken Schulter über die Brust herab, unter dem rechten Arm weggeht, die Mündung des Gewehrs aber in die Höhe gekehrt ist. Wer sie anders trägt, zahlt $2\frac{1}{2}$ Sgr. [2])
4) Wer, wenn die Schützen nach Beendigung eines jeden einzelnen Treibens sich versammeln, den Hahn nicht in die Ruhe gesetzt hat, zahlt 5 Sgr.

---

1) Die obigen Strafansätze sind, wie sich von selbst versteht, beliebigen Abänderungen unterworfen. W.

2) Es würde lächerlich sein, die unter Nr. 3 vorgeschlagene Maßregel deshalb nicht zu nehmen, weil sich doch der Fall ereignen könnte, daß bei dem Zuge von einem Treiben zum andern etwas zum Schusse käme; denn theils ist er an sich selten, theils gelingen solche übereilte Schüsse noch seltener, theils verdient der unwahrscheinliche Nutzen gegen gewisse Gefahr nicht in Betracht gezogen zu werden. W.

5) Wem das Gewehr durch sein Verschulden losgeht, gibt 10 Sgr. Strafe.

6) Wer beim Treiben auf die Linie schießt, in welcher die Schützen stehen, zahlt, auch wenn er niemand beschädigt hat, bei der ersten Uebereilung 10 Sgr., bei jeder folgenden 20 Sgr.

7) Wer auf dem Feld dann noch in das Treiben schießt, wenn die Flügel- und Mittelführer die rothe Fahne, von welcher weiter unten die Rede sein wird, aufgehoben tragen, zahlt die Nr. 6 angesetzte Strafe.

8) Wer im Holz, mögen die Treiber auch noch so entfernt sein, ins Treiben schießt, zahlt $2\frac{1}{2}$ Sgr., waren sie bis auf 100 Schritt heran, 5 Sgr., bei noch geringerer Entfernung 10 Sgr. Die zweite Uebereilung wird auch hier doppelt bestraft.

9) Wer den ihm angewiesenen Standort auch nur um einen Schritt breit verläßt, ehe das Treiben beendigt ist, zahlt 5 Sgr.

10) Wer am Ende der ganzen Jagd die Flinte nicht sogleich abschießt oder den Schuß auszieht, zahlt $2\frac{1}{2}$ Sgr.

11) Was am Ende der Schießzeit an Strafgeldern eingekommen ist, wird zum besten der Armen verwendet.

§. 31. Schon den Tag vor dem Treibjagen hat der Jäger, welcher es dirigiren soll, Beobachtungen und nach diesen seine Disposition zu machen, auch andere Einrichtungen zu treffen, welche ich hier kürzlich anzeigen zu müssen glaube.

A. Daß die Hasen sich, auch beim besten Winde, nicht gern nach manchen Gegenden hintreiben lassen, ist bekannt; daß sie aber ohne besondere Veranlassung von Zeit zu Zeit, vorzüglich im Feld, andere Lieblingswechsel wählen, ist wol eine Bemerkung, die nicht jeder Jäger zu machen Gelegenheit fand. Einer der geschicktesten, den ich gekannt habe, benutzte sie auf folgende Art zu seinem Vortheil: Er ritt den Nachmittag zuvor, ehe er treiben lassen wollte, ganz langsam auf den Feldmarken umher und gab Acht, welche Richtung die ersten vier, fünf aufgestoßenen Hasen nahmen. Nach dieser Bemerkung stellte er, wenn der Wind es irgend erlaubte, am folgenden Tage die Schützen an, und jedesmal liefen auch die Hasen am willigsten dahin.

Ich selbst habe ähnliche Erfahrungen gemacht, empfehle dies unbedeutend scheinende Hülfsmittel in weitläufigen, gut besetzten Feldrevieren zur Nachahmung, und füge noch hinzu, daß man sich dabei eines Pferdes bedienen, nie einen Hund mitnehmen, dem herausfahrenden Hasen aber ganz freien Lauf lassen muß. Ferner

B. muß der Dirigirende überlegen, wie er, der Wind mag am Morgen des Jagdtages wehen, woher er will, die verschiedenen Treiben so zu ordnen vermag, daß kein zu großer Zeitverlust entsteht.

Er nehme deshalb darauf Bedacht, daß er die Schützen auf jeden Fall, wo nicht gerade unter dem Wind, doch in gutem Seitenwind anlegen kann.

Wegen der Folge der Treiben sind die Meinungen der Jäger verschieden. Viele wollen, man müsse sie so einrichten, daß das aus dem ersten herausgejagte, nicht erlegte Wild in eins der folgenden laufe, also im Oberwind anfangen, weil man da Hoffnung habe, das durchgekommene wiederzufinden.

Meiner Ueberzeugung nach ist dies Verfahren nicht das rechte; denn

1) welcher wirkliche Jagdliebhaber wird es nicht gern sehen, wenn auch der größere Theil des vorhandenen Wildes glücklich davonkommt und durch wiederholte Beunruhigung nicht aus dem Revier gejagt wird?

2) scheint es fast, als gäbe das in einem Bezirk rege gemachte Wild, wenn es in den andern kommt, durch seine Flucht dem dort befindlichen gleichsam ein Zeichen, sich bei zeiten vor der Gefahr zu retten. Natürlich trägt aber

3) auch das nahe Schießen und der Wind dazu bei, die folgenden, unter dem Wind liegenden Treiben auszuleeren.

Dies sind die vorzüglichsten Ursachen, warum man bei der gegentheiligen Anordnung an Orten, auf welche man das meiste Vertrauen zu setzen Ursache hatte, oft kein Wild findet. Sie waren es daher, welche mich stets bestimmt haben, alle an den Seiten sich begrenzenden Abtheilungen eines Reviers nacheinander und zwar, wenn es der Wind irgend erlaubte, von dem in der Folge zu bejagenden Districte abwärts treiben zu lassen; zugleich aber sorgte ich immer dafür, daß auf dem Flügel, wo die Treiben aneinanderstießen, und da, wo die Jagdleute sich anlegten, vor und während des Treibens alles sehr ruhig und still herging.

Endlich

C. sind alle Schützen und Jagdleute, deren Zahl nach dem größern oder kleinern Flächeninhalt der Treiben, die der letztern (der Jagdleute) aber besonders nach der Witterung berechnet werden muß [1]), zu einer gewissen Stunde des folgenden Morgens auf einen genau bestimmten Versammlungsort zu bescheiden.

§. 32. Sobald am Jagdtage das ganze Personal auf dem Sammelplatz beisammen ist, wählt der Dirigirende, wenn ihm Leute von Metier, z. B. Jägerbursche, nicht zu Gebote stehen, drei mit der Sache im allgemeinen und auf dem Revier genau bekannte, zuverlässige Männer unter den Jagdleuten aus, von denen einer den rechten Flügel, der andere den linken,

1) An einem kalten, hellhörigen Wintertag richtet man mit zehn Treibern ebenso viel und mehr aus, als an einem gelinden, oder wenn der Schnee weich ist, mit der doppelten Zahl. Auch können und müssen im erstern Fall die Treiben viel weitläufiger genommen werden, als im letztern. W.

der dritte aber das Mittel in den Treiben führt. Mit diesen wird verabredet, in welcher Ordnung sie genommen, wo jedes angelegt und wie es fortgehen soll, allen übrigen Jagdleuten aber eingeschärft, den Führern pünktlich Folge zu leisten.

Hierauf werden soviel Nummerlose gemacht, als Schützen gegenwärtig sind, und von diesen zieht jeder eins, welches ihm seinen Stand und Nachbar in allen Treiben bestimmt.[1]) Endlich macht man, wo Strafgesetze eingeführt sind, solche bekannt, zeigt auch laut und deutlich an, welche Wildarten und was in Rücksicht des Geschlechts von ihnen geschossen oder geschont werden soll.

§. 33. Wenn nun das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben worden ist, geht der ganze Jagdzug bis dahin fort, wo Schützen und Treiber sich trennen. Hier stellt sich der Führer des Flügels der letztern, welcher den weitesten Weg zu machen hat, an die Spitze; ihm folgt die erste Hälfte der Jagdleute; dann kommt der Mittelführer, nach ihm die andere Hälfte der Treiber, und hinter ihnen schließt sich der Führer des andern Flügels an. So geordnet begeben sie sich, auf dem vorgeschriebenen Wege still und ruhig fortgehend, dahin, wo das Treiben angelegt werden soll. Dort ziehen sie sich in der ebenerwähnten Ordnung so auseinander, daß alle freie Zwischenräume gleichgroß sind, und bleiben, ohne irgendein Geräusch zu machen, stehen, bis das Zeichen zum Abgehen gegeben wird.

Die Schützen nehmen unter Anführung des dirigirenden Jägers ihren Weg dahin, wo sie angestellt werden sollen. Bis in die Nähe des Treibens kann man ihnen den Spaß, sich munter zu unterhalten, wol gönnen; dem stillen Beobachter wird es sogar Vergnügen gewähren, wenn er hört, wie fast jeder die Güte seines Gewehrs, die sich vielleicht selten genug bethätigt, herausstreicht und seine Heldenthaten aus vorigen Zeiten erzählt, deren Grund oder Ungrund der erfahrene Mann leicht zu beurtheilen im Stande ist.

Mit desto mehr Genauigkeit muß beim Anstellen auf ruhiges Verhalten gesehen werden.

Jedem Schützen wird sein Stand, welchen er unter keiner Bedingung verlassen oder verändern darf, der Nummer nach, die er zog, ohne Noth nicht weiter als höchstens 80—90 Schritt[2]) von dem des Nachbars entfernt, angewiesen. Vortheilhaft ist es, wenn auch auf jedem Flügel des Treibens einigen Schützen Plätze angewiesen, d. h. sogenannte Haken ge-

---

1) Durch diese Maßregel wird am füglichsten dem Vorwurf der Parteilichkeit beim Anstellen begegnet. Damit aber die Inhaber der letzten Nummern nicht immer am weitesten gehen müssen, ist es gut, wenn beim ersten Treiben Nr. 1 zu stellen anfängt, beim zweiten die letzte, und so in umgekehrter Ordnung fort, bis zu Nr. 1. Bei allen folgenden wird dann ebenmäßig abgewechselt. W.

2) Besser ist es, wenn hinreichend Schützen gegenwärtig sind, dieselben nur 50—60 Schritt auseinanderzustellen, damit die meisten Hasen von beiden Seiten geschossen werden können. T.

stellt werden, weil dadurch mancher Hase, welcher sonst frei durchgehen würde, noch zum Schuß kommt.

Im Holze finden es einige Jäger gut, einige Schritt vom Wege in das Treiben hinein die Schützen anzulegen. Wahr ist es, das Wild nähert sich unbehutsamer; aber wie wenig ist das gegen die Gefahr in Anschlag zu bringen, in welcher jene unaufhörlich schweben, da sie sich nicht im Auge behalten können! Ebenso wenig ist es zu billigen, wenn ihnen die Plätze so angewiesen werden, daß sie den Stellweg zwischen sich und dem Treiben frei haben; denn dadurch wird jeder verleitet, in das Treiben zu schießen, der Hitzige vergißt dann auch leicht die Richtung, in welcher die übrigen stehen. Deshalb bin ich der Meinung, dicht ans Holz und so zu stellen, daß der Weg im Rücken behalten wird; denn, wird eine Dickung abgetrieben, so können die Schützen selten in das Treiben schießen, wenn sie, ohne auf die Gefahr der Jagdleute oder die etwa festgesetzte Strafe Rücksicht zu nehmen, es auch thun wollten; sie müssen vielmehr das Wild heraus und über den Weg laufen lassen; ist es aber bis dahin, so sind die Nachbarn auch fast immer vor Schaden gesichert. Nur Plattfrost und mit Glatteis belegte Bäume machen einen Unterschied, weil unter diesen Umständen die Schrote auf der Erde, und an diesen, wie an Steinen, in unzuberechnenden Richtungen abprallen. Ebendeswegen sei unter solchen Verhältnissen der Schütze doppelt vorsichtig, und nie schieße er eher, bis das Wild wenigstens 20 Schritt weit aus der Linie ist, auf der er mit seinen Nachbarn steht.

§. 34. Hat nun auch der letzte Schütze seinen Stand eingenommen, so gibt der Dirigirende das mit den Treibern verabredete Zeichen zum Abgange. Beide Flügelführer und mit ihnen die nächstfolgenden Jagdleute ziehen sich dann etwas vor, geben wieder ein Zeichen, welchem zufolge sich auch das Mittel in Bewegung setzt, und so geht alles in unveränderlicher Richtung auf die Schützen los. Ist der Tag sehr hellhörig, so müssen die Treiber still bleiben, im entgegengesetzten Falle aber etwas laut werden. Ist Geräusch nöthig, so thun die §. 27 angegebenen Klappern von Zeit zu Zeit, aber nicht unablässig gebraucht, die besten Dienste. Starkes Schreien schadet immer, denn dadurch kommen die meisten Wildarten, vorzüglich aber die Hasen, besonders wenn erst einigemal geschossen worden ist, so in Angst, daß sie wie blind auf die Treiber zulaufen und unaufhaltsam durchbrechen.

Tritt der Fall ein, daß die in einem Feldtriebe befindlichen Hasen Lust zum Durchgehen verrathen, so wird dies am besten dadurch verhütet, daß das ganze Treiben während eines kurzen Zeitraums anhält, jeder einzelne Mann aber ganz still sich einige Schritt hin- und herbewegt. Gemeiniglich machen die Hasen in einiger Entfernung Kegel oder Männchen und kehren

dann sich wieder nach den Schützen zu. Dies ist der Augenblick, in welchem die Jagdleute mäßig laut vorwärts gehen müssen.

Das Zusammenlaufen der Treiber ist der letzte, fast immer fruchtlose Nothbehelf, das Durchbrechen zu verhindern. Die schon §. 30 unter 7) erwähnte kleine rothe Fahne, welche bei einer Feldjagd jeder Treibenführer so lange niedergesenkt tragen muß, bis er und seine Untergebenen etwa noch 150 Schritt von den Schützen entfernt sind, dann aber als bestimmtes Zeichen, daß nun nicht mehr in das Treiben geschossen werden dürfe, aufgehoben wird, kann, wie ich aus Erfahrung weiß, sehr viel dazu beitragen, die Treiber vor Schußverletzungen zu sichern; im Holze aber wäre freilich diese Maßregel zwecklos.

Daß Stöber- oder Jagdhunde in einem regulären Treiben nicht gelöst werden dürfen, ist wol jedem einigermaßen mit der Sache Vertrauten einleuchtend.

§. 35. Jeder Schütze steht, sitzt oder liegt, je nachdem es die Umstände erfordern, während das Treiben immer mehr ins Enge kommt, unbeweglich still auf dem ihm angewiesenen Posten und wartet mit Gelassenheit, bis ihm das Wild schußmäßig ist, ehe er die Flinte an den Backen nimmt. Fast immer ist das zu frühe Anschlagen hauptsächlich schuld am Fehlen, wahrscheinlich weil durch das angestrengte Blicken aufs blanke Korn das Auge geblendet wird, oder weil die Schwere des Gewehrs Zittern im Arme verursacht. Als fest begründet kann man den Erfahrungssatz annehmen: „Wer lange zielt, trifft selten.“

Unschicklich ist es, wenn ein Schütze auf einen Hasen, welcher seinem Nachbar näher war, früher schießt, als bis dieser ihn gefehlt oder leicht verwundet hat; im höchsten Grade unbescheiden, wenn an Orten, wo das Schießen ins Treiben nicht verboten ist, ein Nachbar dem andern das Jagdvergnügen dadurch stört, daß er Feuer gibt, wenn das Wild vielleicht noch 80, 90 Schritt entfernt ist.

Das „Hab Acht!“ zurufen, in der guten Meinung, den Schützen, auf welchen das Wild zugeht, aufmerksam zu machen, schadet fast immer und nützt selten, beim Feldtreiben nie. Der Fuchs kehrt gewiß jedesmal um und schleicht sich durch die Treiber; da aber, wo es viele Hasen gibt, gehen vielleicht drei, vier zurück, während man einen nicht ohne Schuß davonkommen lassen will. Wenigstens sollte man nie eher irgend einen Laut hörbar werden lassen, bis das Wild neben dem Schützen, welcher es versah, aus dem Treiben herausgeht.

Niemand, der etwas erlegt hat, darf seinen Standort verlassen, um es zu holen, weil er von andern geschossen zu werden wagt und beiläufig auch anderes herankommendes Wild verscheucht. Selbst das Lösen eines Hundes,

welchen man bei sich hat, ist unrecht, solange das verwundete Stück noch im Treiben ist, oder wenn es in ein künftiges geht.[1])

§. 36. Sämmtliche Schützen und Treiber ziehen sich, wenn ein Treiben beendigt ist, da zusammen, wohin sie bestellt worden sind. Keiner, der etwas angeschossen zu haben glaubt, darf es verschweigen, sondern muß es dem Dirigirenden sagen, auf Verlangen den Anschuß zeigen, übrigens aber ihm die fernern Maßregeln überlassen.

Unbescheiden würde es sein, wenn dieser (den Fall ausgenommen, daß außerdem ein verwundetes Stück, an dem sehr viel gelegen wäre, ganz verloren gehen könnte) das weitere Nachsuchen auf der Stelle selbst verrichten und so den fernern Gang der Jagd unterbrechen wollte. Er gebe also entweder einem andern Sachverständigen den Auftrag, mit einem guten Hunde nachzuziehen, wenn das angeschossene Wild nicht in eins der künftigen Treiben ging; denn dann muß entweder das Suchen ausgesetzt bleiben, bis auch das genommen ist, und nur den Jagdleuten eingeschärft werden, beim Durchgehen genau Acht zu haben, ob sie etwas liegen sehen, oder es muß ein Jäger mit dem an der Leine arbeitenden Hunde auf der Fährte so nachziehen, daß er den Treibern um mehrere Schritte vor ist. In diesem Falle darf aber der Hund nicht eher gelöst werden, bis der Jäger den Platz findet, wo das Wild sich gedrückt oder niedergethan hatte, und wo ganz frischer Schweiß und Ausriß kundthun, daß es soeben erst rege wurde.

Ueberhaupt aber ist es Pflicht des Jägers, unter dessen Aufsicht das Revier steht, womöglich an dem Jagdtage selbst, oder doch am folgenden Morgen, allem Angeschossenen genau nachzusuchen.

Bei Verrichtung dieses Geschäfts kommt es darauf an, ob es möglich ist, der Fährte und dem Schweiße zu folgen oder nicht. Im erstern Falle wird, mit dem Hunde an der Leine, so lange darauf nachgearbeitet, bis man das verwundete Stück verendet findet, oder bis es herausfährt; dann schieße man es, womöglich, auf der Stelle todt, oder lasse den Hühnerhund nach. Hat man keinen Schweiß, so bleibt freilich nichts anderes übrig, als den Hund ganz frei suchen zu lassen und abzuwarten, ob er etwas findet.

§. 37. Alles in einem Treiben geschossene Wild bringen die Schützen oder Jagdleute auf den Sammelplatz zusammen und strecken es dort reihenweise hin.

Gut ist es, wenn eine Liste geführt und in dieser eingetragen wird, wie viel Stück jeder Art und von wem sie erlegt worden sind.

Sowenig der wahre Jäger darüber sich streiten wird, ob er oder ein

---

1) Nur ein durchaus fermer Hund, der auf den leisesten Wink gehorcht, darf gelöst werden, und auch nur mit Beachtung aller der Jagd schuldigen Rücksichten. T.

anderer einen Hasen geschossen habe, so kommen doch kleine Irrungen über diesen Punkt, unter den sogenannten Dilettanten wenigstens, nicht selten vor. Gewöhnlich wird, obgleich oft mit Ungrund, demjenigen das Erlegungsrecht zuerkannt, welcher zuletzt schoß; denn genauere Untersuchung kann, schon des Zeitverlustes wegen, selten stattfinden. Indessen muß ich auf die schon früher mitgetheilte Bemerkung, die nach allen meinen Erfahrungen untrüglich ist, verweisen: Alles Haarwild fällt, wenn es nicht von vorn oder von hinten geschossen wird oder im Feuer zusammenbricht, indem es verendet, auf die Seite, auf der es überhaupt nur, oder doch am tödlichsten, verwundet ward. Hiernach kann, wenn das Stück noch unberührt auf der Stelle liegt, wo es stürzte, in den meisten Fällen mit Gewißheit entschieden werden.

Endlich, ehe man zu einem andern Treiben fortschreitet, läßt man die Hasen einhessen (s. §. 1), und übergibt sie so lange den Jagdleuten zum Tragen, bis sich zum Nachhauseschaffen Gelegenheit findet.[1])

§. 38. Wenn im Vorhergehenden jenes Treibjagen nicht erwähnt worden ist, bei welchem durch eine große Menge von Jagdleuten die Hasen aus einer ganzen Gegend auf einen kleinen Bezirk zusammengetrieben und hier entweder mit Netzen oder Lappen ganz umstellt, oder doch dadurch, daß neben dem letzten Schützen auf jedem Flügel ein Jagdmann, und so um das ganze Jagen herum ein Treiber nicht weit vom andern steht, fast ebenso sehr eingeschränkt werden, daß bei immer größerer Verengerung der Bauer fast ebenso viele Hasen todtschlägt, als der Schütze erlegt: so geschah dies aus dem Grunde, weil ich dergleichen mörderische Jagden hasse und nur dann billigen kann, wenn diese Wildart sich so übermäßig vermehrt hätte, daß ihr auf keine andere Weise hinlänglicher Abbruch gethan werden könnte, um den Schaden, welchen sie Feldern und Gärten zufügt, weniger fühlbar zu machen.

Und doch ist die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens, welche wol jetzt an sehr wenig Orten eintreten kann, immer ein sicherer Beweis, daß vorher zur Ungebühr gehegt und also ein solches Revier nicht nach richtigen Grundsätzen behandelt worden ist.

§. 39. Zuweilen erlaubt es weder die Zeit, noch die örtliche Lage einer großen Feldpläne, reguläre Treiben einzurichten. Dann sind die sogenannten Kesseltreiben oder Kreisjagden anwendbar, welche in der That auch viel Vergnügen gewähren würden, wenn nicht, da unter den vielen dazu

---

1) Stärkere Wildarten, z. B. Rehe, welche oft bei Holztreiben beiläufig geschossen werden, heßt man gleichfalls ein, indem die Haut über der Sehne des einen Hinterlaufs vom Geäfter bis zum Knie aufgeschärft, die Sehne selbst vom Knochen losgezogen, und durch die entstandene Oeffnung der andere Hinterlauf bis über das Knie gesteckt wird, dann läßt man sie an Baumästen bis zur Abholung aufhängen. W.

erforderlichen Schützen immer unvorsichtige sich befinden könnten, einige Gefahr damit verbunden wäre. Jedoch kann diese allerdings durch zweckmäßige Maßregeln wonicht ganz verhütet, doch sehr vermindert werden. Mehr hiervon weiter unten; jetzt von der Anordnung.

Der ganze auf einmal abzujagende Bezirk kann entweder ringsum, oder, insofern an dem einen Ende desselben ein breites Wasser oder ein Dorf belegen wäre, halbmondförmig so umlegt werden, daß anfänglich ganz im weiten, aber gleichweit voneinander entfernt, neben dem zweiten oder dritten Treiber ein Schütze zu stehen kommt.

Sobald das verabredete Zeichen gegeben wird, setzt sich alles in Bewegung. Ist das Jagen ganz in der Rundung umstellt, so nimmt jedes Individuum seine Richtung nach dem Mittelpunkte zu; bildet es aber einen halben Cirkel, so müssen die Flügelführer an beiden Enden, nebst den ihnen zunächstgehenden Jagdleuten und Schützen, während die übrigen sich nach dem Wasser oder Dorfe zu bewegen, sich immer mehr vorhalten, sodaß sie bei zeiten auf beiden Seiten da ankommen, wo den Hasen der Ausgang nach vorn zu versperrt ist. Nach und nach kommt dann das Ganze mehr ins Enge, das Wild aber wird unruhiger und sucht einen Ausweg. Steht nun der ganze oder halbe Cirkel noch im weiten, so kann wol den Hasen entgegengeschossen werden, um die nicht getroffenen zurückzuscheuchen; sobald er sich aber so verengert, daß die sich gegenüberstehenden Schützen nicht über 200 Schritt voneinander entfernt sind, darf es niemand wagen, eher Feuer zu geben, als bis das Wild durchgebrochen und rückwärts ist. Auch hier würden die aufgehobenen Warnungsfahnen das beste Mittel zur Bestimmung des Zeitpunktes sein, von welchem an nicht mehr in das Treiben geschossen werden darf.

§. 40. Von §. 22 an bis hierher ist blos von solchen Hasenjagdarten die Rede gewesen, welche nur mit Beihülfe der Flinte betrieben werden, und deshalb ist auch wol hier der Ort, wo von der Ladung derselben gesprochen werden muß.

Gewöhnlich werden vom Anfang der Schießzeit an bis in die Mitte des October, oder solange als die Hühner halten, bei der Hasensuche auch Hühner geschossen; deshalb bedient man sich in dieser Periode mit Nutzen des Schrotes Nr. 4. Späterhin, und so lange der Hase hält, wendet man Nr. 3 an, und im Winter beim Treiben Nr. 2.

Indessen habe ich sehr brave Jäger gekannt, welche das ganze Jahr hindurch mit Nr. 4 Hasen schossen. In gewisser Rücksicht und bedingungsweise können sie auch wol recht haben. Denn allerdings hält fast jede Flinte, besonders die französische, das klare Schrot besser zusammen als das grobe; es ist also immer wahrscheinlicher, daß der Hase eher absolut tödlich

verwundet wird, wenn man ihn mit sechs Körnern trifft, als wenn dies mit dreien der Fall ist. Aber freilich muß dann auch von der Zeit an, wo die stärkere Winterwolle den klaren Schrotnummern mehr Widerstand leistet als den gröbern, die höchste Schußweite bis auf 40 Schritt eingeschränkt werden. Dies war auch der unwandelbare Grundsatz eines sehr erfahrenen alten Jägers, des verstorbenen Oberforstmeisters von Arnim in Annaburg, welcher überhaupt den für einen Stümper erklärte und in seiner Gesellschaft auf der Jagd nicht duldete, der die eben angezeigte Schußweite überschritt.

§. 41. Sowenig ich den an mehrern Orten dieses Werks aufgestellten Grundsatz widerrufe: daß Jagd- oder Wildbodenhunde nie angewendet werden dürfen, wenn es andere Mittel gibt, die Jagd mit Nutzen zu betreiben, so kann ich doch nicht leugnen, daß man sich ihrer in gebirgigen, waldigen, unzugänglich bruchigen und Heidegegenden fast ausschließlich bedienen muß, wenn den Hasen Abbruch gethan werden soll. Ich will hier nur der Lüneburger Heide erwähnen, wo durch die Suche ebenso wenig als durch Treiben auszurichten ist. Denn bei der erstern kann man den Hühnerhund fast nie übersehen, wenn er auch ganz kurz sucht, und wäre dies auch dann und wann möglich, so würde man doch den Hasen, vor welchem er stände, weder im Lager, noch bei dem Herausfahren ansichtig werden; beim letztern aber sitzt er im Heidekraute so fest, daß er entweder gar nicht aufsteht, oder doch gleich wieder sich drückt und dann sicher die Jagdleute vorbeigehen läßt.

Da meine eigenen Erfahrungen über diesen Gegenstand sich blos auf einige Jagden, denen ich im Hannoverschen beizuwohnen Gelegenheit hatte, einschränken, so liefere ich hier größtentheils einen Auszug aus dem obenerwähnten Jester'schen Werke [1]), in welchem, meines Erachtens, in dieser Rücksicht das Benehmen des Jägers am gründlichsten auseinandergesetzt wird, und füge nur einige Bemerkungen bei, welche sich auf selbstgemachte Erfahrung gründen. [2])

§. 42. Obgleich das durch eine größere Anzahl Hunde verstärkte Geläut (der Laut) dem Ohre des Jagdliebhabers angenehm ist, so wird doch dadurch ein glücklicher Erfolg der Jagd weit öfter verhindert als bewirkt.

---

1) Ueber die kleine Jagd (3. Aufl., 1848), I, 194—202. W.

2) Ich ziehe bei der Jagd mit Wildbodenhunden die schottischen, langhaarigen, pintscherartigen Dachshunde, unsere gewöhnlichen Dachseln und Bastarde von diesen mit gewöhnlichen Wildbodenhunden den hochbeinigen Bracken weit vor; denn sie gehen langsamer und sicher, kommen daher nicht leicht von der Fährte ab, das Wild wird vor ihnen nicht sehr flüchtig, und beunruhigen daher auch das Revier weit weniger als die Bracken. Die Rehe fliehen vor den Dachshunden wie spielend in ganz kurzen Sätzen, bleiben oft stehen, lassen ihren krummbeinigen Verfolger ganz nahe kommen, und sind ihm in wenigen Sätzen wieder weit voran. Es ist ein herrlicher Genuß für den Jäger, Zeuge dieser emsigen Verfolgung und des spielenden Fliehens zu sein. T.

Mit vier bis fünf Hunden wird, wenn jeder einzelne gut, zuverlässig, weder zu rasch noch zu faul ist und guten Laut hat, gewiß mehr ausgerichtet als mit zehn bis zwanzig zusammengerafften.

§. 43. Es ist räthlich, vor dem Monat October nirgends, in Holzgegenden aber nie eher als bis das Laub völlig abgefallen und durch einen starken Regen auf dem Erdboden festgedrückt ist, mit den Jagdhunden auszuziehen.

Große Wärme und Trockenheit erschweren ihnen die Arbeit; ein grauer Herbsttag, feuchter, aber nicht zu nasser Boden, Morgenthau, Reif und im Winter die Neue [1]) erleichtern sie; starker Wind, Plattfrost, oder mit schwacher Eisrinde überzogener Schnee macht jeden Versuch mit dieser Jagdart unnütz.

Die Wildbodenhunde suchen immer mit tiefgesenkter Nase; durch die Feuchtigkeit des Bodens wird sie daher immer angefrischt und empfänglicher die Fährte aufzunehmen; in den Morgenstunden finden und halten sie deshalb am besten an.

§. 44. Nur einem und immer demselben Jäger muß die Aufsicht und Anführung der Hunde anvertraut sein; doch kann ihm in weitläufigen Revieren allenfalls bei der Jagd selbst ein Gehülfe zugesellt werden.

Ersterer wenigstens soll, wo das Terrain das Fortkommen zu Pferde irgend erlaubt, beritten [2]) und gut beritten sein, jeder aber die Flinte bei sich führen.

Bei der Wahl der Anführer ist nicht nur auf gründliche Kenntniß alles dessen, was zu dieser Jagd gehört, sondern auch vorzüglich darauf zu sehen, daß sie überall, im eigenen Reviere sowol als in den benachbarten, Bescheid wissen und genau mit den Wechseln und Stegen bekannt sind, welche die Hasen und Füchse anzunehmen pflegen.

§. 45. Daß die Jagdhunde nicht eher, als sie suchen sollen, losgekoppelt werden dürfen, ist schon gesagt worden. Wenn dies unter dem Zuruf: „Los Hunde! Los, los!" geschehen ist, folgen ihnen die Aufsichtführenden soviel als möglich und feuern sie durch beliebiges, aber immer wörtlichgleiches Zureden, oder durch Blasen auf dem Halben Monde (einer bekannten Art von Jagdhörnern) zum Suchen an. Fällt ein oder der andere Hund eine Fährte an, welches raschere Suche, schnellere Bewegung

---

1) Doch muß es seit zwölf Stunden, oder doch seit Mitternacht nicht mehr geschneit haben, und der Schnee weder zu tief, noch zu locker und sandig liegen, wenn am folgenden Morgen gejagt werden soll. W.

2) Was indessen nur selten der Fall sein dürfte, da auf einem Terrain, welches dem Jäger zu reiten erlaubt, jede der bisher erwähnten Jagdarten, angezeigter ist als die mit Bracken, die Lüneburger Heide etwas ausgenommen. W.

der Ruthe und Schnäufeln mit der Nase bemerkbar machen, so wird der Zuspruch verstärkt.

Beim ersten Laut eines Hundes, der, wenn der Hase im Gesichte desselben herausfährt, gewöhnlich mehr schreiend als bellend ertönt, lockt man die übrigen durch Juchen und mit den Worten: „Hier, hier! Hai, hai!“ herzu, bringt sie auf die Fährte, bezeichnet sie ihnen unter dem Zuruf: „Da weg, da weg!“ und fährt fort, sie aufzumuntern, bis sie alle auf derselben beischlagen (fortgehen und laut werden). Dann animire man nicht weiter, sondern lasse den Hunden freien Willen. Ein gleiches Benehmen findet auch dann statt, wenn der Hase von einem der Theilnehmer an der Jagd gesehen, von jungen Hunden aber die Fährte in der Hitze überschossen wird.

Kennt der Jäger seine Hunde gehörig, so bemerkt er gewiß auch in der Entfernung am Laut und an der Art zu jagen, ob sie einen Hasen oder Fuchs, den sie gemeiniglich eifriger jagen, vor sich haben. Er wird sogar bald beurtheilen können, ob sie einen alten oder jungen Hasen, einen Rammler oder eine Häsin verfolgen. Besonders der alte Rammler geht gewöhnlich gleich vom Anfang an eine weitere Strecke fort, ehe er einen Wiedergang macht, als die Häsin; junge Hasen hingegen wenden sich bald hierhin, bald dorthin, schlagen Haken über Haken und entfernen sich nicht leicht weit vom Lager; gemeiniglich aber kommt Alt und Jung dieser Wildart nach längerer oder kürzerer Zeit wieder dahin zurück, wo es angejagt wurde.

Sowenig die Jagd mit Wildbodenhunden sich dazu eignet, von einem Manne allein betrieben zu werden [1]), so kommen doch in den Gegenden, wo sie gewöhnlich ist, Fälle vor, wo der Revierjäger zu einer Jahreszeit Hasen schaffen soll, in welcher dort auf andere Art keiner zu bekommen ist. Ihm bleibt dann, wenn er diese schwierige Aufgabe ohne Gehülfen lösen soll, nichts anderes übrig, als einen oder zwei alte, langsame Hunde zu nehmen, um mit ihnen einen Hasen aufzusuchen und auf dem Anjagdsplatze seine Rückkunft zu erwarten. Nur höchst selten würde ihm das Vorspringen auf dem Wechsel etwas helfen, weil der Hase fast immer eher da sein möchte

---

1) Nach vieljähriger eigener Erfahrung füge ich bei, daß die Jagd mit Wildbodenhunden am vortheilhaftesten betrieben wird, wenn man Bracken in mäßiger Anzahl, die aber nicht alle aneinander gewöhnt sein dürfen, dazu verwendet. Hat man vier oder fünf Hunde, die aneinander gewöhnt sind, so werden, wenn einer von ihnen einen Hasen aufsticht und laut wird, sogleich alle übrigen auf der nämlichen Spur beischlagen. Kommt nun der Hase keinem der Schützen schußgerecht, was doch sehr oft der Fall sein kann, so geht ungemein viel Zeit nutzlos verloren, ehe er wieder dahin zurückkommt, wo er angejagt wurde. Hat man aber Hunde, die sich nicht kennen, so sucht in der Regel jeder für sich und jagt auch den von ihm aufgestoßenen Hasen allein. Natürlich wird dadurch die Spannung für die Schützen erhöht, und es steht ein viel günstigeres Jagdresultat zu erwarten.

T.



Zu I, 225.

Der Bär.



Zu I, 234.

Der Luchs.

als er. Hat er nur einen Gehülfen, welcher auf dem Reviere und mit der Sache selbst Bescheid weiß, so stellt dieser sich auf dem Hauptpasse vor; jener hingegen bleibt bei den Hunden und, wenn sie zu jagen anfangen, auf dem Anjagdsplatze. Nimmt nun die Jagd unerwartete Wendungen, so muß nur der Vorstehende coupiren. [1])

Sicherer und weniger ermüdend für Jäger und Hunde ist diese Jagd, wenn mehrere Schützen daran theilnehmen; aber doch kann es nicht fehlen, daß unvortheilhaftes Terrain, ungünstige Witterung, häufige Wiedergänge und Absprünge, und bald darauf erfolgtes Drücken des Hasen oft machen, daß die Hunde abkommen und still werden. Dann eile der Jäger, welcher sie führt, hinan, ehe sie zu schwärmen anfangen, behalte sie in Aufsicht, suche, mit ihnen kreisend, die ganze Gegend genau ab und gebe nicht eher die Hoffnung, wiederzufinden, auf, bis wirklich gar nichts mehr zu thun ist. Ungeduld und übereiltes Weitersuchen macht die Hunde unachtsam; öftere Vorfälle der Art verderben sie auf immer.

§. 46. Kann man über mehrere Schützen disponiren, so stellt diese, ehe die Hunde gelöst werden, ein erfahrener Mann entweder am Rande des zu bejagenden Districts auf den bekannten Wechseln, oder innerhalb desselben auf den Wegen und Stegen an. Gut ist es, wenn in diesem Fall einer von den Schützen den Jäger, welcher die Hunde unter Aufsicht hat, so lange begleitet, bis diese zu jagen anfangen, und dann auf der Stelle, wo der Hase rege ward, stehen bleibt.

Gern postirt man die revier- und sachkundigsten Schützen auf die Flügel, damit diese, wenn der Bezirk nicht ganz umstellt werden konnte, da sich vorwerfen, wo sich die Jagd hinwendet. Daß dies mit Vorsicht, andere Personen und sich keiner Schußverletzung auszusetzen, geschehen müsse, ist begreiflich.

§. 47. Kein Schütze, welchem nicht besonderer Auftrag dazu ertheilt worden, darf seinen ihm angewiesenen Stand eher verlassen, bis er abgerufen wird.

Jeder einzelne wird wohlthun, wenn er überall um sich her die freien Stellen im voraus erspäht, wo er mit Sicherheit hinschießen kann. Beim ersten Laut der Hunde muß er schußfertig sein, und immer, ohne sich viel

---

1) Nur in dem einzigen Falle, daß ein Jäger allein mit dem Wildbodenhunde Hasen schießen solle, möchte ich den Gebrauch hochbeiniger starker Bracken gestatten. In diesem Falle sucht der Jäger mit seinem Hunde im Walde und stellt sich da, wo der Hund einen Hasen aufstößt, hin und wartet ruhig, bis der Hund den Hasen wieder dahin zurücktreibt, was, wenn ersterer gut ist, fast unfehlbar nach kürzerer oder längerer Zeit geschieht. Ich habe selbst Bracken besessen, die den nämlichen Hasen 1—$1\frac{1}{2}$ Stunden jagten und ihn drei bis viermal an die Stelle, wo sie ihn aufgestoßen hatten, zurückbrachten. T.

hin- und herzubewegen, seine Blicke nach allen Seiten wenden; denn oft macht sich, vorzüglich der alte Hase, wie schon gesagt, oder der Fuchs rasch vorwärts und kommt einem über den Hals, wenn die Jagd noch weit entfernt zu sein, oder eine ganz entgegengesetzte Richtung zu nehmen scheint.

Geht sie bei ihm heraus, ohne daß er einen Schuß anbringen kann, so benachrichtigt er den die Hunde in Aufsicht habenden Jäger davon durch den Zuruf: „Zieh nach! Hierher!"

Sieht er, daß das Wild auf einen seiner Nachbarn zugeht, so ruft er ihm: „Hab Acht!" zu.

Verwundet er das angejagte vor den Hunden, so folge er ihm so schnell als möglich, um gleich bei dem Fange zu sein, damit es von den Hunden nicht zerrissen oder verzehrt werde. Uebrigens nehme man es mit jungen Hunden, oder bei der ersten Jagd im Jahre auch mit den alten, nicht so genau, sondern gönne ihnen den Schmaus einmal; das wird sie desto feuriger machen.

Stürzt das gejagte Wild gleich auf den Schuß, so bezeichnet der Schütze dies durch den Ruf: „Hohoho! Todt!", eilt dann hinzu, hebt es gleich auf und hält es frei in die Höhe, damit die nacheilenden Hunde sehen, daß sie nicht umsonst gearbeitet haben. Liegen lasse er es nicht, bis die gierigen Fresser herankommen, sonst möchte nicht viel zu retten sein.

Von Zeit zu Zeit einmal, aber nicht jedesmal, wird der erlegte Hase auf der Stelle ausgeworfen und den Hunden das Gescheide zur Belohnung preisgegeben.

§. 48. Für Männer, welchen das Gehen beschwerlich wird, oder die keine Liebhaber vom Schießen sind, ist die Hasenhetze in der That eine ebenso angenehme Unterhaltung als zuträgliche Bewegung.

Man wähle dazu vorzüglich nicht zu warme Herbsttage, bis die ersten Nachtfröste einfallen, die Morgenstunden, dann aber den Nachmittag, überhaupt aber Gegenden und Zeitpunkte, wo und wenn die Hunde nach §. 19 kein schlechtes Geläuf haben. Dann nehme man sie an den Strick, reite dahin, wo man, der Jahreszeit nach (s. §. 5), Hasen zu finden hoffen darf, und suche einen ganzen Bezirk, wenn sie festsitzen, mit dem Winde, wenn man aber bemerkt, daß sie nicht gut halten, gegen den Wind, oder bei gutem Seitenwinde, Strich vor Strich ab.

Ueberall müssen die Ackerstücken nicht der Länge, sondern der Breite nach abgesucht und immer Vorkehrungen getroffen werden, daß die Suche nicht gerade auf Kraut- oder Kartoffelfelder, in welchen der angehetzte Hase, wenn sie irgend breit sind, sich fast imer mit dem besten Erfolge verbirgt, ehe die Windhunde, die ihre Nase nie brauchen, ihn rahmen oder wegnehmen können, zugeht, und ebenso wenig den Rainungen und harten Wegen ent-

lang, welche er ohnedies sobald als möglich annimmt, weil es den Hunden äußerst schwer wird, ihn da einzuholen.

Gibt es in dem Reviere hin und wieder Feldhölzer, oder sonst in Rücksicht des Terrains kritische Stellen, so nehme man jeden einzelnen Strich davon abwärts, indem in erstern die Hunde durch Anrennen leicht lahm werden und doch nie fangen, auf letztern aber der Hase einen großen Vorsprung gewinnt, ehe diese nebst den Reitern folgen können.

Die Hetze hat allerdings auch deshalb Annehmlichkeit, weil sie von einem einzelnen Manne mit ebenso gutem Erfolge als die Schießjagd betrieben wird, und weil nicht nur dann mehrere Reiter daran Antheil nehmen können, wenn man über zwei Strick Hunde, sondern auch wenn man nur über einen disponiren kann. In jedem Falle wird gleich beim Anfange der Suche von dem, welcher die Hunde am Stricke führt, die Schleife, mit welcher dieser am Hetzriemen befestigt ist, gelöst, dann das Ende desselben einmal um die rechte Hand geschlagen und mit dem Daumen festgehalten. Reiten mehrere Jagdliebhaber nur mit einem Strick Hunde auf die Hetze, so nimmt derjenige, welcher denselben führt, im Mittel der Suche seinen Stand, die übrigen aber ziehen sich nach beiden Seiten gleichzählig und in gleichen Entfernungen so weit auseinander, daß, wenn nahe genug vor einem oder dem andern Flügelführer ein Hase herausfährt, darauf gehetzt werden kann; haben sie aber zwei Strick Hunde bei sich, so nimmt der eine Führer den rechten, der andere den linken Flügel ein. Zwischen beiden vertheilen sich die Reiter, sodaß die Hunde von jedem Flügel den im Mittel aufgehenden Hasen einholen können.

So geht die Suche, Schritt vor Schritt reitend, fort, indem jeder Theilnehmer überall umherblickt, um keinen herausfahrenden, selbst auch nicht leicht einen im Lager sich drückenden Hasen zu übersehen.[1]) Im letztern Fall wird der benachbarte Strick auf ein verabredetes Zeichen so nahe als möglich herangezogen; im erstern aber, bei nicht zu großer Entfernung des Hasen, durch den Ruf: „Hetz!“ das Zeichen zum Lösen der Hunde gegeben.

Nie darf man mit zwei Strick Hunden zugleich anhetzen, auch nicht einmal dann, wenn der erste den Hasen beim andern vorbeibrächte, zu Hülfe hetzen, wenn man die Hunde nicht lässig machen will.

Uebrigens bleibt es bei allen §. 19 und 20 gegebenen Vorschriften; nur in Rücksicht der Distanz, auf welche mit Hunden, die im zweiten oder

---

1) Vom Pferde sieht man allerdings den Hasen im Lager leichter als zu Fuß; doch gehört auch hier ein geübtes Auge dazu, um ihn an der Auszeichnung der Wollenfarbe von den ihn umgebenden Gegenständen zu unterscheiden. So viele Jäger ich nun auch gekannt habe, welche hierin eine eigene, ganz außerordentliche Fertigkeit sich erworben hatten, so fand ich doch unter allen keinen, der die so vielfältig nachgebetete Sage, „als könne man am frühen Morgen den Ort, wo er sitzt, an einem von da aufsteigenden Dunstwölkchen erkennen“, zu bestätigen im Stande gewesen wäre. W.

dritten Felde stehen, d. h. schon eine oder zwei Hetzzeiten mitgelaufen haben, angehetzt werden kann, lassen sich gewisse Regeln nicht angeben. Bekanntschaft mit der Schnelligkeit der Hunde, genaue Achtsamkeit aufs Terrain und aufs Geläuf und Uebung müssen den Maßstab liefern.

Zu scharfes Reiten im Moment des Anhetzens taugt bei gutem Geläuf und auf ganz freiem Felde nie etwas, theils weil sich sonst auch alte Hunde in der Folge zu sehr auf Hülfe verlassen, theils weil, wie schon gesagt, das Gepolter der Pferde den Hasen flüchtiger macht.

Nimmt dieser aber einen Weg oder eine Rainung an, oder hätte es den Anschein, als könnte er ein benachbartes Krautfeld oder Gehölz erreichen, dann wende man alles an, was eigene Kraft und Schnelligkeit des Pferdes vermögen, um ihm zuvorzukommen und nöthigenfalls durch Peitschenhiebe seinem Laufe eine andere Richtung zu geben. Vorzüglich muß, wenn mehrere Reiter beisammen sind, der, welcher am wenigsten entfernt ist, sein Möglichstes thun, von den übrigen aber unterstützt werden; denn das Abkürzen der Hetze trägt viel zur längern Erhaltung der Hunde bei.

Man hüte sich, die Hunde je aus dem Gesicht zu verlieren, besonders wenn eine Fehlhetze zu befürchten wäre; denn nimmt man sie da nicht so schnell als möglich an den Strick, so fangen sie an herumzuschwärmen, finden wol gar einen frischen Hasen, ver- oder überhetzen sich durch zu große Anstrengung selbst, oder werfen sich, wenn sie Gelegenheit finden, ins Wasser und verschlagen.

Mehr als vier Hasen soll man in der Regel an einem Tage selbst mit den geübtesten Hunden nicht hetzen; man müßte denn etwa zwei junge gefangen haben, die ihnen nichts zu thun gemacht hätten, dann kann der fünfte allenfalls noch mitgenommen werden.

Gingen hingegen etwa die drei ersten Hetzen oder zwei davon weit fort, so begnüge man sich mit dieser Zahl. Noch nothwendiger ist dies, wenn man, nachdem die zweite eine Fehlhetze war, den dritten Hasen gefangen hat. Entkäme aber ja der letzte, so suche man auf jeden Fall weiter, hetze nur sehr nahe und in vorzüglich gutem Geläuf; beschließe also nie die Jagd mit einer Fehlhetze, weil sonst die Hunde gar leicht das Zutrauen zu sich selbst verlieren.

Das Verhetzen der Hunde kann, unter Befolgung der in diesem und in §. 19 vorgeschlagenen Maßregeln, eigentlich nie stattfinden. Ereignete sich aber durch Versehen ein solcher Fall, so ist es zwar immer schwer, aber nicht unmöglich, den Fehler wieder gut zu machen, indem man jeden einzelnen verwahrlosten Hund zu einem Strick guter Hunde bringt, auch mit diesen recht kurz und wo möglich junge Hasen anhetzt. Bringt man es nur erst dahin, daß jeder einmal beim Fange war, so kann man sie wieder allein

brauchen, muß aber in der ersten Zeit doppelt vorsichtig sein und jede starke Ermüdung und Fehlhetze zu vermeiden suchen.

Auch im Winter können die Hunde zuweilen geübt werden, wenn der gefallene Schnee noch weich ist; liegt er aber so tief, daß die Hasen Noth leiden, so versteht es sich von selbst, daß dies unterbleiben muß. Aasjägerei wäre es, wenn Eigennutz Herrn oder Diener dazu in letzterwähntem Falle verleiten könnte.

§. 49. Zuweilen wenden Windhundbesitzer selbige auch zum Besetzen der wichtigsten Pässe an, welche Hasen und Füchse bei Holztreiben oder bei der Jagd mit Wildbodenhunden annehmen könnten. Alles, was hierbei etwa besonders zu beobachten ist, besteht im Anstellen der Hunde mit dem Hatzmann dicht am Holze und in dem Abwarten des richtigen Zeitpunkts zum Anhetzen. Mit letzterm übereile man sich nicht, sondern lasse das Wild so weit aufs Freie heraus, daß es so leicht nicht umkehren kann, ohne vor Wiedererreichung des Gehölzes gefangen zu werden. Das Hetzen auf Rehe ist revier-verderblich und jedenfalls unwaidmännisch.

§. 50. Immer ist ein Retter beim Strick sehr schätzbar, besonders aber für einen bejahrten Liebhaber der Hetze, weil er sich weder beim Reiten noch beim Absteigen zu übereilen braucht.

Der Solofänger steht in großer Achtung, wird sehr gut bezahlt und, wie der Retter, vom Sachverständigen vorzüglich geschont, und das mit Recht, da einer so selten wie der andere ist und beide nicht abgerichtet werden können, sondern ihre Virtuosität von der Natur erhalten oder von ihren Ahnen geerbt haben müssen.

Bedenkt man nun noch dazu, wie sehr sich besonders der Solofänger anstrengen muß, wenn er allein einen alten Hasen fangen soll, so wird man leicht einsehen, daß er um so vorsichtiger zu behandeln ist, je leichter er außerdem ruinirt werden kann. Dies zur Warnung für sogenannte Liebhaber! Jetzt einige Worte über die Behandlung desselben. Findet man einen jungen Hund unter dem Stricke, welcher sich durch vorzügliche Schnelligkeit im Laufen und Fangen auszeichnet, so nehme man ihn an einem der nächstfolgenden Tage allein, reite mit ihm an einen Ort, wo das Geläuf vorzüglich gut ist, hetze anfänglich nur auf junge Hasen und ganz nahe, an den nächstfolgenden Hetztagen aber immer weiter, bis auf 80 Schritt, an. Endlich mache man auch den Versuch, den Hund etwa in der Entfernung von 40 Schritt auf einen alten Rammler zu lösen. Mehr als zwei Hasen, höchstens, wenn ein junger dabei ist, drei, dürfen an einem Tage mit dem besten Solofänger nicht gehetzt werden.

Nur selten und höchstens dann, wenn ein oder ein paar mal fehlgehetzt

worden ist, vereinige man ihn im Strick mit andern guten und raschen Hunden, aber ja nicht auf lange Zeit.

§. 51. Die nicht ungewöhnliche Art, die Hunde frei neben dem Pferde herlaufen zu lassen, wenn man auf die Hetze reitet, kann ich nicht billigen; denn es gehört gewiß höchst seltene Folgsamkeit dazu, wenn sie nicht unaufhaltsam jedem herausfahrenden Hasen, sobald sie ihn äugen, folgen sollen. Natürlich werden auf diese Art selbst die besten ebenso leicht verhetzt als überhetzt.

Ferner verzärtle man die einmal eingehetzten nicht durch zu sorgfältiges Aufsuchen des besten Geläufs, verderbe sie jedoch auch nicht muthwillig beim ganz schlechten, bringe sie aber oft auf verschiedenen Boden und in fremde Reviere.

Endlich probire man Windhunde, die man kaufen will, jedesmal auf dem Revier, wo sie an das Geläuf gewöhnt sind, und lasse sich nicht irremachen, wenn sie auf fremdem Boden in den ersten acht Tagen weniger leisten.

Auch beurtheile man gute Hunde darum nicht falsch, wenn sie im Spätherbst weniger schnell fangen als im September. Daran ist meistentheils die durch reichliche Aesung der üppig aufsprossenden Wintersaat zunehmende Schnelligkeit des Hasen, vorzüglich des Rammlers, und unter diesen wieder dessen, welcher im vollen Rennen oft mit dem einen Hinterlaufe ausschnellt und deshalb an manchen Orten Dreiläufer genannt wird, schuld.

Nur das ist ein unfehlbares Zeichen von schlechten Hunden, wenn sie nicht bis zum Nahmen dicht beisammen bleiben, sich vielmehr gleich beim Anhetzen theilen und vorgreifen. Alte entkräftete nehmen fast durchgängig diese üble Gewohnheit an.

§. 52. Beiläufig will ich erwähnen, daß man mit englischen oder französischen Jagdhunden auch Hasen parforce jagen kann. Nur Liebhaberei und ein tüchtig gespickter Beutel kann einen solchen Aufwand um eines so geringen Gegenstandes willen einigermaßen entschuldigen.

Der glückliche Ausgang dieser Jagd hängt übrigens davon ab, daß 1) nur wenige Hasen da, wo sie ausgeübt werden soll, vorhanden sind; 2) daß die Hunde gut eingejagt und folgsam sind, auch die Fährte des Hasen, auf welchen sie angelegt wurden, selbst dann nicht verlassen, wenn ein anderer herausfährt; 3) daß das Terrain zur Parforcejagd geeignet ist. Auf keinen Fall würden sich Holzreviere dazu schicken; auch ist mir kein Beispiel bekannt, daß in solchen ein Versuch gemacht worden sei, sondern immer hat man große Feldpläne oder höchstens Heidegegenden gewählt. In letztern mußte man schon nicht selten mit unbesiegbaren Schwierigkeiten kämpfen. Endlich 4) müssen die Jäger tüchtige Pferde haben [1]) und brav reiten;

---

1) Da der Boden in solchen Gegenden, wie die unter 3) zuletzt bezeichneten, bei nassem Wetter, oder immer sehr weich und fenlig, auch deshalb meistentheils mit vielen und breiten Graben durchschnitten ist, so versagen deutsche und polnische Pferde oft den Dienst, weshalb die englischen oder

denn einer von ihnen muß den angelegten Hasen unablässig im Auge behalten, weil er, zu Anfang der Jagd wenigstens, von andern nicht zu unterscheiden ist.

Uebrigens ist vieles von dem, was bei der Hirsch-Parforcejagd, und vorzüglich das, was dort über die Behandlung der Hunde gesagt worden ist, auch bei der auf Hasen anwendbar, der Gegenstand überhaupt aber zu geringfügig, um länger dabei zu verweilen.

§. 53. Für sehr rüstige und beherzte Reiter hat das sogenannte Hasen-Bugsiren vielen Reiz. Zu dem Ende begeben sich ihrer zwei oder mehrere, die auf jeden Fall mit vortrefflichen Pferden versehen sein müssen, auf eine große, ganz freie Feldmarkung, theilen sich da in gleichen Entfernungen aus und suchen so lange strichweise ab, bis ein Hase herausfährt. Während einer von den Reitern ihm unablässig folgt, suchen sich die übrigen so vorzuwerfen, daß der Hase bei jeder veränderten Richtung seines Laufes von einem coupirt werden kann.

Anfänglich muß er nicht zu scharf angeritten, sondern unablässig nur in der Entfernung beobachtet und am Ruhen verhindert werden. Bemerkt man nach fünf bis acht Minuten, daß er Versuche sich zu drücken macht, dann lasse der Reiter, welcher ihm zunächst ist, rasch sein Pferd hinanlaufen und verfolge ihn, von den übrigen durch unausgesetztes Coupiren unterstützt, so lange, bis er nicht mehr fort kann. Will er nun nach einem tüchtigen Choc im Freien sich drücken, so gestatte man ihm das und umreite ihn, während einer etwa fünf Minuten dauernden Pause, im Schritt. Beim wiederholten Versuche, ihn herauszujagen, wird man finden, daß er total verschlagen hat und mit der Hand gegriffen werden kann.

Daß während der ganzen Jagd alles Mögliche angewendet werden muß, ihn von solchen Orten abzuhalten, wo er sich dem Blicke der Reiter entziehen könnte, versteht sich von selbst.

§. 54. Jeder von Hunden oder im Netz gefangene, oder mit Gewehr erlegte, nicht verendete Hase wird bei den Hinterläufen aufgehoben und, indem man ihm mit der hohlen Hand einen kräftigen Schlag hinter die Löffel gibt, genickt. [1]) Unwaidmännisch ist es, den Kopf der Hasen an einem Baum oder Stein zu zerschmettern, oder dieselben mit dem Gewehrkolben todtzuschlagen.

Beim Auswerfen oder Auswaiden schärft man, nachdem die Keulen,

---

von englischer Rasse gefallenen den Vorzug haben und fast unentbehrlich sind. Bei andern Parforcejagden ist der Fall umgekehrt. W.

1) So schrieb es die alte Jägerregel vor. Neuere Erfahrungen haben gelehrt, daß das Verenden leichter und schneller erfolgt, wenn man mit dem Daumen und Zeigefinger die Lungen unterhalb der Blattschaufeln kräftig zusammendrückt, woräuf sogleich Erstickung erfolgt und das erbärmliche Klagen des Hasen beseitigt wird. W.

während der Hase auf dem Rücken liegt, scharf auseinandergedrückt worden, vom Waideloche über das Schloß herein eine so große Oeffnung bis aufs Gescheide durch, daß zwischen diesem und der Bedeckung desselben am Unterleibe die flache Hand bis an das Zwerchfell hinaufgeschoben und dort der Schlund mit dem Zeige- und Mittelfinger zusammengedrückt werden kann. Dann faßt man mit unterwärts gekrümmter Hand das ganze Gescheide, zieht es nach dem Schlosse zu heraus, jedoch so vorsichtig, daß der Mastdarm, welcher zuletzt dicht am Waideloche auszulösen ist, nicht abgerissen wird.

Wo die Lunze dem Jäger nicht zufällt, bleibt sie unberührt und gehört zum Hasenklein.

Im Winter kann der Hase so lange unausgewaidet bleiben, bis er gestreift werden soll. Viele sind der Meinung, der Braten sei dann zarter und von besserm Geschmack; auch sehen es die Wildbretshändler lieber, wenn sie den Hasen unausgeworfen bekommen.

Bei warmem Wetter kann indessen weder auf jene Liebhaberei, noch auf den Wunsch der letztern von seiten des Jägers Rücksicht genommen werden, insofern er nicht am Jagdtage selbst abliefern kann.

Das Streifen und die fernere Behandlung des Hasen, bis er auf den Tisch kommt, ist Küchensache.

Zweites Kapitel.

Das Kaninchen.

Lepus Cuniculus *L.* [1])

§. 1. Alle beim Hasen angeführte waidmännische Ausdrücke werden auch von den Kaninchen gebraucht. Doch ist hier noch zu bemerken, daß bei diesen der Rammler auch zuweilen Bock genannt wird. Eigentlich sollte letzterer Ausdruck nur bei zahmen, nie bei wilden Kaninchen angewendet werden.

Ihr unterirdischer Aufenthaltsort heißt Bau, jeder einzelne Ausgang Röhre. Diese wird von ihnen ausgeführt, indem sie vermittelst der Vorderläufe sich scharrend in den Boden hineinarbeiten und die Erde mit den Hinterläufen zurück- und herauswerfen.

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk v. J. 1799. Bechstein, Handbuch d. Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 10. W.

§. 2. Das Kaninchen ist sonst auch unter den Namen Kanickel, Karnickel, Küllen, Küniglein, Künighase, Kunigl, Kunele, Kunlein, Lulle, Murkchen, Rabbet, Lapina bekannt. Das Junge wird von einigen alten Schriftstellern Lamprete genannt. 1)

Wegen der Aehnlichkeit in der Gestalt und wegen der Gleichheit im innern Bau wird es von allen Naturforschern als eigene Art zur Gattung Hase gezählt.

§. 3. Die Kaninchen stammen aus dem südlichen Europa, und zwar ursprünglich aus Spanien und Alt-Griechenland, von dort aus sind sie zuerst nach Frankreich und Italien und dann nach Deutschland und England verpflanzt worden.

In kalten Ländern, z. B. in Schweden und andern noch nördlicher gelegenen, gedeihen sie im Freien nicht; hingegen findet man sie in mehrern Gegenden von Asien und Afrika. Auch in den südlichen Theilen von Amerika, wohin sie durch Europäer erst gebracht wurden, haben sie sich außerordentlich vermehrt.

§. 4. Die Farbe des gemeinen, wilden Kaninchens erscheint bei flüchtiger Ansicht schwarz und gelbbräunlich melirt, nur am Unterleib weißgrau; bei genauerer Untersuchung aber fand ich die einzelnen Theile des Körpers der folgenden Beschreibung gemäß gezeichnet und gestaltet.

Die Löffel sind mit sehr kurzem Haar besetzt, welches am auswendigen Rand, wie auf der ganzen innern Seite derselben, weißgraulich gefärbt ist. Auf der auswendigen verbreitet sich $3/4''$ von der Spitze herab ein schwarzbrauner Flecken, welcher nach dem auswärtsgekehrten Rand in einem schmälern gelbbraunen, mit Schwarz gestichelten, nach dem einwärtsstehenden aber in einem aschgrauen breitern Streifen verläuft. Mit dem ebengedachten Streifen ist der ganze übrige Theil der Löffel bis zur Wurzel herab belegt. Der ganze Körper ist auf dem Grund des Balges mit dunkelgrauer Wolle besetzt, aus welcher auf der Stirn dichtstehendes, an der Wurzel schwarzes, an der Spitze aber dunkelfalbes Haar hervorgeht, sodaß die Oberfläche schwarzgelb erscheint.

Bei alten Kaninchen sind die Seher mit einem gelblichen, bei jungen mit einem weißlichen Rand umgeben. Aus diesem zieht sich ein gleichgefärbter schmaler Streifen bis zu den Löffeln hinauf und bis zu dem theils aus schwarzen, theils aus grauen, 2 bis $2\,1/2''$ langen Haaren bestehenden Schnurrbart herab. Die wie am Hasen geformten Lefzen, ingleichen die untern Kinnbacken und die Kehle sind weißgrau behaart. Der Augenstern ist schwarz.

1) Soll vielleicht Lamprette heißen und wäre so ein Diminutiv mit französischer Endung von Lampe (Hase); besser dann freilich und rein deutsch Lämpchen. W.

Zwischen den Löffeln fängt ein roströthlicher, fingerbreiter Streifen an, welcher über den ganzen Hals herabgeht und zwischen den Schultern in einem ebenso gefärbten, $1\frac{1}{2}''$ breiten, $2''$ langen Flecken endigt. An beiden Seiten dieses Streifens ist das Genick mit gelbweißlicher und fahler Wolle besetzt. Von den Schultern an verbreitet sich über den ganzen Rücken bis auf die Keulen in gleicher Mischung rostgelbes und schwarzes Haar, welches an den hintern Theilen der letztern eine blaßgraue Farbe annimmt. Die Blume ist auf der obern Seite bis zur weißen Spitze schwarz, nur falb geräudert, unten ganz weiß. Die Seiten des Halses, die Blätter, die Seiten, Dünnungen und die auswärtsgekehrten Theile der Keulen erscheinen oberwärts dunkler, unterwärts heller gelbfahl; die äußern und vordern Seiten der Läufe roströthlich. Die Brust ist dunkel-semmelfarbig, wenig mit Hellweißgrau gemischt; der Unterleib und die einwärtsgekehrte Seite der Läufe bis zum Knie herab weiß, hin und wieder in Grau schillernd.

Die Nägel an den Zehen sind weiß, scharf und lang.

Bei alten Kaninchen stellen sich alle Farben lebhafter und dunkler dar als an jungen. 1)

Die Schwere eines völlig ausgewachsenen beträgt 4—5 Pfund, die Höhe 6 bis 7″, die Länge des Körpers 15 bis 18″, die der Blume 2″, die der Löffel $2\frac{1}{2}''$. Immer ist der Rammler stärker als das Weibchen. Die verhältnißmäßig geringere Länge der Löffel und der Hinterläufe ist die einzige Abweichung, welche man bei dem Vergleich der äußern Gestalt des Kaninchens mit der des gemeinen Hasen bemerkt; im Innern findet gar keine statt. 2)

---

1) Des Verfassers eigentlichem Zweck gemäß konnte oben nur vom inländischen, wilden Kaninchen die Rede sein; doch möge der bei uns bekannten und also merkwürdigsten Varietäten hier Erwähnung geschehen. Nämlich:

1. das Hauskaninchen. Viele dieser Art behalten die Farbe der wilden; sonst gibt es weiße, graue, schwarze, braun und weiß, gelb und weiß, schwarz und weiß gescheckte u. dgl. mehr, und zwar will man behaupten, daß die Schecken nach Belieben hervorzubringen wären, wenn man die Wände des Kaninchenstalls mit Flecken von der Farbe häufig bemalte, welche man an der künftigen Generation zu sehen wünscht. An den weißen ist der Augenstern lackroth und mit einem weißlichen, lackfarbig schattirten Streifen umgeben.
2. Der sogenannte Seidenhase, auch das angorische oder englische Kaninchen genannt. Es gibt graue, weiße und rothe. Man hält auf sie vorzüglich, weil das ihnen monatlich abgekämmte schöne und weiche, 2 bis 3″ lange Haar zu Winterwesten, Strümpfen, Handschuhen u. dgl. gut zu verarbeiten ist. Alle diese Sachen halten sehr warm, hären aber stark ab. Stiebt dem, der sie trägt, von dem Haar etwas ins Auge, so wird dadurch oft eine örtliche Entzündung verursacht. Die beste Anleitung zur Behandlung dieser Thierchen gibt Mey in seiner Anweisung zur Zucht derselben

Beide genannten Varietäten werden in unsern Gegenden im Winter nur im Stall, im Sommer aber durch eine 4′ über und 1 bis 2′ unter der Erde stehende Mauer auf einen gewissen Bezirk im Freien eingeschränkt, gezogen und unterhalten. Da man ihnen gewöhnlich hölzerne oder steinerne Röhren macht, so geben sie sich die Mühe nicht, Baue anzulegen. Frischer Sand darf in ihrem Behältniß nicht fehlen. Ihre Aesung ist die der wilden.

2) In England haben sich eigene Vereine von Kaninchenliebhabern gebildet, von denen der vorzüglichste der Metropolitan Rablet Club in London, der alljährlich Prämien für die schönsten

Es bewegt sich ganz wie jener. Obgleich es aber nicht so sehr überbaut ist als er, so übertrifft es ihn doch, aber nur im ersten Moment, an Schnelligkeit, immer an Gewandtheit. Letztere beweist es besonders bei dem ihm noch mehr eigenen Hakenschlagen oft zum großen Verdruß des nicht ganz geübten Schützen; erstere hingegen vermindert sich bald, und zwar so sehr, daß ein irgend rascher Hühnerhund auf freiem Felde ein gesundes Kaninchen einzuholen im Stande ist, wenn es in einer Entfernung von 2—300 Schritt keine Gelegenheit sich zu verbergen findet.

Die Sinne des Aeugens, Vernehmens und des Witterns sind bei ihm äußerst scharf und fein organisirt.

Es ist ungleich verschmitzter und schlauer als der Hase. Die Schwierigkeit, es auf der Weide zu beschleichen, noch mehr die geschickte Anwendung der Fähigkeit, unterirdische Baue auszuführen und durch das schnelle Zurückeilen in diese wenigstens für den Augenblick sichern Schutzorte, sobald die Annäherung eines Feindes es nöthig macht, beweisen es hinlänglich.

Andere von seiner Lebensweise hergenommene Gründe geben ihm noch wesentlichere Vorzüge vor jenem. Ich rechne hierher den Hang zur Geselligkeit und zur Verträglichkeit mit seinesgleichen; die größere und treuere Anhänglichkeit, welche die Gatten gegen sich und ihre Kinder beweisen, ungeachtet die Natur ihnen nicht weniger heftige Geschlechtstriebe als dem Hasen zutheil werden ließ; die Achtung, welche überhaupt die Jugend dem Alter, vorzüglich aber die ganze Familie dem Stammvater beweist, und endlich den Instinct, man möchte fast sagen die Bedachtsamkeit, bei anscheinender Gefahr nicht nur auf individuelle Rettung Rücksicht zu nehmen, sondern auch durch bestimmte Warnungszeichen andere Glieder der kleinen Colonie davon zu benachrichtigen.

Den hellpfeifenden Laut des Kaninchens hört man nur als Klage, wenn es keine Möglichkeit zu entrinnen sieht, oder Schmerzen empfindet.

Sein Alter bringt es nicht leicht über sieben Jahre.

§. 5. Im Monat Februar oder März fangen die Kaninchen zu rammeln an.

So wahr es ist, daß beide Geschlechter, obgleich sie ebenso heftige Begattungstriebe zu empfinden scheinen als die Hasen, weit weniger veränderlich in ihren Neigungen sind als jene, so kann doch die Behauptung, daß der Rammler sich auf immer mit einem Weibchen paare, nicht als er=

---

und größten Kaninchen vertheilt. Ein Hauptmoment auf Anspruch eines Preises oder wenigstens einer „ehrenvollen Erwähnung" macht die Länge der Löffel aus. Bei diesen Ausstellungen kommen Exemplare mit einem Gewicht von 20 Pfund und mit Löffeln von 20—21 Zoll Länge vor. Um die Entwickelung recht langer Löffel zu bewirken, werden den Jungen die Spitzen derselben durchbohrt und Bleikugeln daran befestigt. Diese langen Löffel verlieren den größten Theil ihrer Beweglichkeit und können daher auch nicht aufgerichtet werden. T.

wiesen angenommen werden. Es ist indessen ausgemacht, daß er, solange das Weibchen bei ihm bleiben will und kann, nicht von dessen Seite weicht, ihm auch oft Zärtlichkeitsbeweise gibt; aber nie ist er so zudringlich, ihm folgen zu wollen, wenn es sich von ihm zurückzieht.

Beim Begattungsact selbst streckt das Weibchen alle vier Läufe lang aus und läßt zuweilen einen leisen Laut hören, der sicher mehr Folge des Entzückens als des Schmerzes ist; denn, beißt ihm auch der Rammler dabei ins Genick, so geschieht dies doch mit weit mehr Vorsichtigkeit als bei andern Thieren.

Selbst während der Tragzeit ist das Weibchen zur Begattung geneigt, auch sogleich, nachdem es gesetzt hat, zur Befruchtung fähig. Dennoch hat man kein Beispiel von Ueberfruchtung, obgleich es, wie die Häsin, eine doppelte Gebärmutter hat.

Es geht, wie die Häsin, 30 bis 31 Tage tragend und setzt bis zum October fast alle fünf Wochen vier, sechs bis zwölf, einige Tage, was bei allen unsern Nagethieren (mit Ausnahme des gemeinen Hasen) der Fall ist, blind liegende Junge in einer besondern, mit seiner Bauchwolle reichlich ausgefütterten Kammer, d. i. Aushöhlung, welche im tiefsten Hintergrund einer von den vielen sich durchkreuzenden Röhren eines Hauptbaues befindlich ist. Selten kommen die Jungen früher zum Vorschein, als bis die Mutter sie zu säugen aufhört, und dies pflegt nicht eher zu geschehen, als dann, wann sie wieder setzen will. Bis dahin bleibt sie zwar nicht immer bei ihnen, rückt vielmehr täglich zu wiederholten malen, nachdem sie den Ausgang der Röhre mit Erde verstopft und diese benässet (d. h. mit ihrem Harn befeuchtet) hat, auf die Aesung, welche sie dann sehr eilig annimmt. Bei dieser Gelegenheit sucht sie den harrenden Gatten auf, um mit ihm, wenn auch nur auf kurze Zeit, süßer Vertraulichkeit zu pflegen. Bald aber kehrt sie zu den frühern Pfändern derselben zurück, und erfüllt, mit Aufopferung alles geselligen Vergnügens, ihre Mutterpflichten treulich. Selbst dem Gatten wird der Zugang zu den kürzlich gesetzten Jungen nicht gestattet, weil wahrscheinlich die sorgsame Mutter schon öfter die Erfahrung gemacht hat, daß er ihnen, sei es in einem Anfall von verliebter Raserei, oder aus übertriebener Zärtlichkeit, das Leben zu rauben fähig ist. Bosheit treibt ihn dazu gewiß nicht an; denn erblickt er seine Kinder zum ersten mal im Freien, so empfängt er sie mit Aeußerungen echter Zärtlichkeit, nimmt sie zwischen die Pfoten, streichelt sie freundlich, leckt ihnen die Seher und theilt mit der Mutter die Bemühung, sie schickliche Aesungsmittel suchen zu lehren.

Bei der diesen Thieren eigenen, so überschwenglichen Fruchtbarkeit, und bei der glücklichen Verborgenheit, in welcher Alt und Jung vor vielen seiner Feinde, am Tage wenigstens, meistentheils lebt, kann es nicht fehlen, daß

eine anfänglich ganz geringzählige Colonie in kurzer Zeit sich ungeheuer vermehrt [1]), um so mehr, da die Jungen in warmen Ländern im fünften, in kältern aber im achten Monat ihres Lebens schon zeugungsfähig sind. [2])

Im zwölften Monat erreichen sie ihr volles Wachsthum. Sonderbar ist es, daß, trotz der Uebereinstimmung mehrerer äußern und aller innern Theile, nie eine fruchtbare Vermischung zwischen Hasen und Kaninchen stattfindet. Selbst ganz junge beider Arten, miteinander zahm erzogen, wurden desto bitterere Feinde, je mehr sie heranwuchsen. Bei der außerordentlichen Geilheit dieser Thierchen ließen es zwar, wenn Kaninchenrammler mit Häsinnen, oder umgekehrt, Hasenrammler mit Kaninchenweibchen zusammengesperrt wurden, erstere an häufigen Versuchen, letztere zu ihrem Willen zu zwingen, nicht fehlen; aber entweder büßte unter diesen Umständen das Weibchen durch die beständige Anstrengung, sich den Zudringlichkeiten des Männchens anderer Art zu widersetzen, das Leben ein, oder letzteres ging durch den immer gereizten, nie befriedigten Begattungstrieb verloren. [3]) Brachte man einen Hasenrammler und einen Kaninchenbock zu einem Weibchen einer oder der andern Art, so büßte gewöhnlich der erstere im Kampf für seine wahren oder eingebildeten Gattenrechte das Leben ein. [4])

§. 6. Vorzüglich gern wählt diese Wildart zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt Gegenden, wo sandiger oder doch mit Sand vermischter Boden das Ausführen der Baue erleichtert, und wo Anhöhen mit Vertiefungen abwechseln; doch kommt sie auch auf ganz flachem Boden, ja selbst an felsigen Berghängen fort, wenn diese entweder mit einer nur mäßigen Erdschicht belegt sind, welche die Anlage unterirdischer Wohnungen begünstigt, oder Ritzen darbieten, welche Zufluchtsorte gewähren.

In der Nachbarschaft fließender Gewässer sind die Kaninchen schlau genug, zur Anlage der Baue so hoch über der Wasserfläche erhabene Orte

---

1) Plinius (Nat. hist., Kap. 55, §. 81, 218) erzählt, daß die Menge der Kaninchen auf den jetzt zu Spanien gehörenden Balearischen Inseln so groß war, daß die Bewohner bei Kaiser Augustus um militärische Hülfe gegen diese Thiere flehten. T.

2) Pennant hat sich die Mühe gegeben zu berechnen, daß von einem Paar in vier Jahren 1,274,840 Stück entstehen können, wenn man annimmt, daß jedes Weibchen in einem Jahre siebenmal setzt und im Durchschnitt bei jedem Satz acht Junge bringt. W.

3) Im dritten Theil von Martini's Uebersetzung des Buffon, S. 187, Anm. 4, wird gesagt, daß aus der Vermischung eines zahmen Kaninchens mit einer Katze drei Junge entstanden wären, deren eines einer gewöhnlichen Katze, zwei hingegen (Männchen und Weibchen) am Vordertheil der Katze, hinten dem Kaninchen geglichen, daß sie aber sämmtlich den zwölften Tag nicht überlebt hätten. Auch sollten Kaninchenböcke sich öfters mit Hühnern begattet und diese so sehr geliebt haben, daß sie nicht nur neben ihnen geschlafen, sondern ihnen auch anderwärts geraubtes Brot zugetragen hätten. Wenigstens als Märchen verdienen diese Geschichtchen ihre Stelle! W.

4) Winckell's Angabe, daß sich Hase und Kaninchen nicht fruchtbar miteinander begatten, ist eine irrige. Nach Mittheilungen von Roux, dem Vicepräsidenten des landwirthschaftlichen Vereins zu Angoulême, werden daselbst jährlich circa 2000 Bastarde von Hasen und Kaninchen zu Markte gebracht. Sie heißen dort Leporiden. Versuche behufs der Fortpflanzung der Leporiden sind ganz erfolglos geblieben. Sie scheinen, wie andere Bastarde, unfruchtbar zu sein. T.

zu wählen, daß sie beim stärksten Anschwellen vor dem Eindringen der Nässe sicher bleiben. Auch wird man ihre Wohnungen immer nur in solchen Gegenden finden, wo sie zu keiner Jahreszeit Weide und Aesung weit suchen müssen.

Nie oder nur selten wohnen sie tief in den Wäldern, desto lieber aber in Vorhölzern, oder in Gegenden, die mit Strauchwerk, vorzüglich mit Wachholdergestrüpp besetzt sind; doch verschmähen sie auch die nacktesten nicht, nur muß es an Gelegenheit, hinlänglich schützende Baue auszuführen, nicht fehlen.

Je starkzähliger eine Kaninchencolonie ist oder wird, desto mehr vergrößert sie durch gemeinschaftlichen Fleiß die schon vorhandenen Baue, oder legt neue an, und verbreitet sich weit und schnell.

Am Ende der verschiedenen Röhren nimmt jedes erwachsene Individuum, vorzüglich jedes tragende Weibchen, seine besondere Kammer ausschließlich in Besitz.

Durch das häufige Ein- und Auskriechen werden die Hauptröhren am Ausgang immer mehr erweitert, und so gleichfalls, obgleich in geringerm Maße, die Fluchtröhren; sämmtlich aber verengern sie sich in der Gegend der Kammern so sehr, daß nur die kleinsten und schmächtigsten ihrer zahllosen Feinde bis dahin einzudringen vermögen. Einem der gefährlichsten, dem Fuchse, ist wenigstens insofern der Zugang gesperrt, daß es dem schwachen, schüchternen Völkchen nie an Zeit gebrechen kann, durch einen andern Ausgang zu entwischen, wenn er sich die Mühe nehmen will, nachzuarbeiten.

In holzleeren Gegenden bringen sie den Tag fast immer im Bau zu; zuweilen findet man jedoch auch da eines oder das andere im Wiesengrase, unter Getreideschwaden und in Sömmerungsfeldern unfern ihrer eigentlichen Wohnung. Ist diese aber mit Buschwerk umgeben und werden sie hier nicht zu oft beunruhigt, so pflegen sie bei hellem, freundlichem Wetter, selbst im Winter, nicht zu Baue zu gehen, sondern drücken sich unter den dicksten Sträuchern und sitzen da sehr fest; bei stürmischer, trüber, regnigter Witterung suchen sie auch hier im Baue Schutz.

Aus der Verborgenheit rücken sie gemeiniglich, sobald der Abendstern erscheint, im Sommer oft noch früher, auf die Aesung, zeigen aber auch da mehr Sorgfalt für ihre Sicherheit als der Hase; denn ehe sie sich vom Bau entfernen, blicken sie, dicht vor der Röhre sitzend, spähend umher [1]), fliehen beim geringsten Anschein von Gefahr, nachdem sie ihre Kameraden durch starkes Aufschlagen mit den Hinterläufen davon benachrichtigt haben,

1) Diese Vorsichtsmaßregel wird in der Jägersprache durch sichern ausgedrückt. W.

pfeilschnell in solche zurück, und hüpfen wenn sie keine fürchten zu müssen glauben, erst gemächlich vorwärts. Mit gleicher Behutsamkeit gehen sie auch zu Werke, ehe sie das Holz verlassen, und nicht leicht bleibt irgendetwas von ihnen unbemerkt.

Von innern, bürgerlichen Fehden, von Bruder= oder Gattenzwist wissen die Glieder dieser volkreichen Republik nichts, in welcher Achtung gegen das Alter, besonders in einzelnen Familien gegen den Stammvater, zum Grundgesetz erhoben zu sein scheint.

Im Knabenalter trieb ich selbst eine sogenannte kleine Oekonomie mit Hauskaninchen, und mit Vergnügen erinnere ich mich noch heute, daß ich das meiste von dem bestätigt gefunden habe, was in Martini's Uebersetzung des Buffon, III, 193 fg., nach der Angabe eines Hrn. La Chapt du Moutier, ungefähr mit folgenden Worten erzählt wird:

„Bei der stärksten Zunahme der Familie blieben doch auch die später entstandenen Väter dem Stammvater gleichsam untergeordnet. Sobald beim Futter oder sonst ein Streit entstand, eilte dieser schnell herbei. Die, welche er im Kampf überraschte, wurden hurtig auseinandergebracht und auf der Stelle bestraft. Daher kam es, daß gewöhnlich gleich beim Anblick des gerechten und strengen Richters alles wieder in Ruhe und Ordnung war.

„Ein anderer Beweis der Herrschaft des Stammvaters über alle seine Nachkommen ergab sich daraus, daß sie sich, wenn sie zusammengepfiffen wurden, alle hinter ihm versammelten und ihm bis vor das ihnen angewiesene Behältniß folgten. Hier ließ er sie sämmtlich bei sich vorbeigehen und beschloß dann erst den Zug."

§. 7. Wie der Hase nimmt das Kaninchen Getreide (reifes und grünes), Blätter der Winterölsaat, Gras, Kräuter, Klee, Kohl und Rüben aller Art, von welchen letztern es die Erde ringsum wegscharrt, um mehr davon zu genießen, zur Aesung an; weiß noch besser als jener im Winter den Schnee vom Grünen wegzubringen, um dessen habhaft zu werden, und löst zu dieser Zeit noch emsiger die Schale von den jungen Bäumen ab. Vorzüglich liebt es die der Akazien= und Wachholdersträucher, auch nicht weniger Früchte, Spitzen und Nadeln der letztern. Olivenblätter soll es äsen, der Genuß derselben ihm aber Blutharnen verursachen.

§. 8. Ungeachtet das Kaninchen, besonders das wilde, sich selbst beim tiefsten Schnee ohne besondere Winterfütterung durchzubringen sucht, so kann doch eine feste, darüber gezogene Eiskruste und sehr heftige Kälte völlige Ausrottung bewirken, wenn man nicht eben die Mittel anwendet, welche §. 6 des vorhergegangenen Kapitels angegeben wurden, und ihnen nicht Weizenkleie und Wachholder beifügt.

§. 9. Außerhalb des Baues sind die Feinde des Hasen auch die

des Kaninchens; innerhalb desselben ist der unversöhnlichste, gefährlichste und mordsüchtigste das Frettchen.

Dieses, wie alle übrige kleinere Arten von Raubthieren, welche zu den Wieseln gerechnet werden, sucht es in den engsten und geheimsten Schlupfwinkeln der Baue schleichend auf. Gelingt es dem Kaninchen nicht zeitig genug, durch schleunige Flucht zu entkommen, so ist es ohne Rettung verloren. Dies weiß die arme, hülflose Creatur aber auch so gut, daß sie, überrascht, sich in einen Winkel drückt und klagend sich würgen läßt.

Schon für den Marder sind fast immer die Röhren der Kaninchenbaue zu eng, als daß er ohne Geräusch und rasch genug eindringen könnte; noch seltener erreicht der Fuchs, welcher ohnedies Gelegenheiten genug findet, sie im Freien zu überlisten, hier seinen Zweck.

§. 10. Die so große Vermehrung der Kaninchen macht, daß, wenn sie irgend gehegt werden, der Schade, welchen sie Saatfeldern, nicht ganz genau verwahrten Gärten, Baumschulen und Baumpflanzungen, die in ihrer Nachbarschaft liegen, zufügen, noch beträchtlicher ist als der, welchen die Hasen verüben, um so mehr, da sie sich weniger in einem Revier ausbreiten und alle Pflanzen so dicht an der Erde abbeißen, daß die sogenannten Herzblätter und mit ihnen die ganzen Stauden verloren gehen. Deshalb wird auch an einigen Orten für jedes Paar abgelieferte Kaninchenlöffel ein gewisses Schieß- und Fanggeld bezahlt, wobei die übrige Benutzung dem Jäger zugute geht; gemeiniglich aber muß dieser das Kaninchen abliefern und erhält dafür halb so viel Schießgeld als für den Hasen.

Fast überall ist es erlaubt, sie auch in der Schonzeit zu erlegen.

Dessenungeachtet sind sie da, wo sie sich einmal eingenistet haben, sehr schwer und ohne Frettchen gar nicht zu vertilgen.

In Frankreich hat man in frühern Zeiten berechnet, daß, wenn der Werth eines Stücks 12 bis 15 Sous betrage, der Schade, welchen es anrichte, jährlich auf einen Louisdor zu schätzen sei. Dieser Berechnung zufolge glaubte der Prinz Condé die Hälfte des Ertrags seiner Güter durch sie verloren zu haben, ließ sie deshalb auf alle mögliche Art aufreiben und selbst ihre Baue zerstören. 1)

Um diese sonst ziemlich gut zu nutzende Wildgattung möglichst unschädlich zu machen, und um doch das Jagdvergnügen nicht ganz zu verlieren, hat man den Versuch gemacht, sie auf einer kleinen Insel auszusetzen. Daß diese Maßregel nur da von Nutzen sein kann, wo ein milderer Himmel als der unserige das Zufrieren des Wassers nie voraussetzen läßt, fällt in die Augen.

---

1) Martini's Uebersetzung des Buffon, III, 225. W.

Das Wildbret der Kaninchen ist fast so weiß wie Hühnerfleisch, süßlich von Geschmack, aber trocken; am besten das der Jungen. Doch wird es von manchen sehr geschätzt und auf vielerlei Art zubereitet. Von vorzüglich gutem Geschmack soll das von solchen sein, welche in einer Gegend leben, wo der Boden eher schlecht als gut, und mit Quendel und andern zarten Kräutern bewachsen ist; von ausgezeichnetem aber, wenn sie Hügel und Berge bewohnen, auf denen Wachholdersträucher vorkommen.

Eine ganz eigene Benutzungsart ist mir erst kürzlich bekannt geworden. Ein niederländischer Gutsbesitzer unterhielt nämlich einen ungeheuer besetzten Kaninchenberg mit nicht geringem Aufwande, wollte aber dennoch berechnet haben, daß er dadurch noch Nutzen ziehe, daß er jährlich eine große Menge dieser Thiere zur Schweinemastung anwendete. Wahrscheinlich hat der gute Mann nicht daran gedacht, daß die kostbare Fütterung der Kaninchen, auf dem geradern Wege verwendet, ihm mehr eingetragen hätte.

Der Balg gibt als Futter ein brauchbares Pelzwerk; die Wolle oder das Haar davon wird zu feinen Hüten und, mit Seide versetzt, zu warmen Strümpfen und Handschuhen [1]) verarbeitet.

Die englischen und moskowitischen Bälge werden am meisten, nach diesen aber die bolognesischen vorzüglich geschätzt.

Die besten von den aschgrauen Hauskaninchen genommenen werden nicht selten fälschlich für Fehen [2]) ausgegeben, gehalten und bezahlt.

§. 11. Keine auf Kaninchen anwendbare Art zu jagen gewährt ergiebigere Ausbeute als das Frettiren. Dieser Ausdruck ist von dem dazu erforderlichen Frett oder Frettchen hergenommen.

Ehe ich zum Gebrauch dieser Thierchen übergehe, halte ich es für nöthig, in dem nächstfolgenden Paragraphen das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte und von der Behandlung derselben mitzutheilen.

Das Frett oder Frettchen (Mustela furo *L.*, Viverra, Ictis bei Neuern) gehört zur Familie der Marder (Mustelinae), der Ordnung der Raubthiere (Carnivora). Es stammt ursprünglich aus der Barbarei her, wo es auch jetzt noch wild gefunden und Nimse genannt wird. Als dort die Spanier, in deren Vaterland die Kaninchen sich über alle Beschreibung vermehrt hatten, es als Erbfeind derselben kennen lernten, brachten sie

---

1) Ob dies beim gemeinen Kaninchen auch der Fall ist, kann ich nicht mit Gewißheit behaupten. Vorzüglich wird hierzu das Seidenhasenhaar angewendet. W.

2) Unter Fehe, Feech, Beh oder Grauwerk sind eigentlich die Bälge des grauen kanadensischen oder virginischen Eichhorns zu verstehen, welche man für ein vorzügliches Rauchwerk hält. Das Rückenhaar ist schön aschgrau in Schwarz spielend, das Bauchhaar und das an der Fahne weiß in Grau schillernd. Schwarzer Feh heißt daher der Rückentheil, weißer Feh der Bauchtheil. Die Wammen werden Fehwammen (Fehbam nach Bechstein) genannt und am wenigsten geschätzt. Vgl. Martini's Uebersetzung des Buffon, III, 227. Nach Bechstein liefern alle nördlichen Gegenden dieses Grauwerk. W.

Männchen und Weibchen mit herüber, suchten sie eingeschränkt zu erhalten, zogen Junge davon und wendeten sie mit Vortheil zur Verminderung der ihnen lästigen Kaninchen an. Kaum erfuhr man dies in andern Ländern, wo man deren zu eben dem Zwecke bedurfte, so suchte man sich auch in den Besitz derselben zu setzen, und jetzt findet man sie bei den meisten Jägern unserer Gegend, die wilde Kaninchen auf ihren Revieren haben.

Das Frettchen zeichnet sich durch hellrothe Augen aus. Der ganze Balg ist auf dem Grunde, wie beim Iltis, mit gelber Wolle belegt, aus welcher sich langes, stacheliges, von der Wurzel herauf blaßgelbes, an der Spitze weißgefärbtes Haar erhebt. [1])

Die Körperlänge des Männchens beträgt 14 bis 15″, die des Schwanzes 7″, die Höhe 7 bis 8″. Das Weibchen ist beträchtlich kleiner.

Es ist länger und gestreckter gebaut als der Iltis. Sein schmaler Kopf geht in einer spitzigen Schnauze und einem fleischfarbenen Näschen aus; die weitauseinander und aufgerichtet stehenden Lauscher sind kurz und abgerundet; die Zehen der niedrigen Läufe gehen in weißen Fängen (Krallen) aus.

Das Gebiß ist ganz wie beim Iltis; in Rücksicht der Rippenzahl hingegen findet bei diesen sonst, wie es scheint, nahe verwandten Thierarten einige Verschiedenheit statt; denn das Frett hat 15 Rippen, der Iltis aber, wie jeder andere Marder, nur 14. [2])

Es kann sich nicht eben schnell bewegen und erscheint im Freien fast nicht anders als mit hochgekrümmtem Rücken; im Bau aber dehnt es sich lang aus und bringt so durch die engsten Röhren der Kaninchenbaue bis zu den Kammern ein. Der Sinn des Geruchs scheint der schärfste zu sein, und fast immer ist das Näschen in schnüffelnder Bewegung.

Wie alle Raubthiere ist es mit Mordsucht, besonders aber, wie der Marder, mit Blutdurst erfüllt. Unbarmherzig fällt selbst das junge unerfahrene einem ihm vorgehaltenen Kaninchen ins Genick, berauscht sich gleichsam durch den Schweiß, welchen es aussaugt [3]), schläft, wie das alte,

---

1) Als Farbenvarietäten, die besonders unter den Böcken (Männchen) gewöhnlich sein sollen, sind die zu bemerken, welche weiße Zeichnung am Kopf und kastanienbraune Spitzen am Rückenhaar haben; auch noch andere, welche mit diesen Farben gescheckt sind. Beide Arten hält man für Bastarde vom Iltis und Frett. W.

2) Daß sich Frettchen und Iltis fruchtbar begatten, unterliegt nach bestimmt constatirten Thatsachen keinem Zweifel. Daß das Frettchen aber, wie mehrere Naturforscher annehmen, eine blose Varietät des Iltis sei, ist noch nicht mit Bestimmtheit festgestellt. Der Zahnbau ist bei beiden Thieren vollkommen übereinstimmend. In der Schädelbildung zeigen sich hingegen einige constante Verschiedenheiten, die aber, eine größere absolute Breite über dem Jochbogen beim Frettchen abgerechnet, in der That von wenig Belang sind. T.

3) Hr. Leopold Zeiller in Bisamberg in Niederösterreich, ein sehr genauer Beobachter des Frettchens, sagt, auf zehnjährige Beobachtungen gestützt, in einem Artikel „Ueber die Jagd mit Frettchen“ in der Jagdzeitung, 1861, S. 725: „Daß die Frettchen die Kaninchen erwürgen, um ihnen den Schweiß auszusaugen, ist eine Fabel, und noch niemand wird sich davon überzeugt haben.“ Auf meine schriftlichen Anfragen über mehrere auf die Naturgeschichte der Frettchen bezügliche Punkte wiederholte

darüber ein und erwacht oft erst wieder nach fünf bis acht Stunden.[1]) Ueberhaupt verschläft diese Thierart den größten Theil ihrer Lebenszeit. Ist sie aber einmal wach und nicht zu enge eingeschränkt, so neckt sie sich gern mit ihresgleichen spielend herum. Immer falsch, stellt sie sich zwar recht freundlich und zuthulich gegen Bekannte, beißt aber selbst ihren Wohlthäter oft hinterlistig und derb in die Finger. Je häufiger sie rohes Fleisch und besonders Blut genießt, desto hämischer und boshafter wird sie, vorzüglich gleich nachher.

Das Frettchen gibt, wenn es ruhig ist, einen schwach murrenden Laut aus, bei schmerzlichen Empfindungen aber einen hell kreischenden.

Zweierlei Krankheiten kosten vielen dieser in ihrer Art so brauchbaren Thierchen das Leben: die Auszehrung nämlich und der Durchfall. Die Grundursache beider liegt gewöhnlich in nicht vollkommen angemessener Fütterung und Wartung. Erstere ist immer tödlich, und zwar gleich in den ersten vier, fünf Tagen, auch ist mir kein Mittel dagegen bekannt; die letztere würde, nach Bechstein, vielleicht durch folgendes zu heben sein: Man nehme Bohnenmehl und Siegelerde oder einen Theelöffel voll Magnesia alba, koche daraus einen Brei und gebe solchen dem Thiere früh nüchtern zu fressen.[2])

Die Frettchen begatten sich jährlich zweimal.[3]) Während der Ranzzeit (die erste Ranzzeit fällt in den Monat März) bemerkt man einen ziemlich starken Bisamgeruch. Das Weibchen sucht das Männchen mehr, als es von diesem gesucht wird, geht sechs Wochen tragend und muß, wenn die Werfzeit herannaht, in einem mit Heu gut ausgefütterten Behältniß allein eingesperrt werden. Hier bringt es jedesmal fünf bis zehn Junge, welche 14 Tage bis drei Wochen blind bleiben, nicht selten aber gleich nach der Geburt von der Rabenmutter selbst aufgefressen werden. Auch der Rammler

---

mir Hr. Zeiller auf das bestimmteste, daß nach seinen Beobachtungen die Frettchen den Kaninchen nie das Blut aussaugen. T.

1) Von dem von einigen Schriftstellern angegebenen vierundzwanzigstündigen ununterbrochenen Schlaf habe ich nie ein Beispiel erlebt. W.

2) Hautausschläge infolge von Unreinlichkeit u. s. w. heilt L. Zeiller mit einer Salbe aus Eidotter, Schwefelblüte, fein geschabter Seife, gutem Tafelöl oder Schweineschmalz, täglich zweimal davon eingerieben. (Ueber Frettchen, deren Erziehung und Pflege von L. Zeiller, Jagdzeitung, 1861, S. 540.) T.

3) Man will behaupten, daß sie sich gern mit dem Iltis vermischen. Die dadurch entstehenden Bastarde sollen aber weniger brauchbar sein als die reine Rasse. Ob dies alles sich so verhalte, kann ich aus Erfahrung nicht sagen. Soviel aber weiß ich, daß beide Thierarten nicht immer gute Freunde sind; denn kaum hatte ich einst mein Frettchen in einen seichten Bau gelassen, als sich in demselben ein unmäßiges Gepolter und sonderbares Geschrei erhob. Beim augenblicklichen Einschlagen fanden wir, daß das Frett sich schon fest im Genick eines Iltis verbissen hatte. Woher mochte es wol kommen, daß der letztere, welcher stärker und ebenso gewandt als jenes ist, doch gleich die Flucht ergriff und von diesem überwunden ward? W.

Genaue Beobachtungen neuer Zeit haben es, wie schon bemerkt, unwiderleglich dargethan, daß Iltis und Frettchen sich fruchtbar paaren. T.

hat oft diese Untugend. Haben sie vier Wochen gesogen, so kann man das Alte wieder zu den erwachsenen Frettchen bringen, die Jungen aber bei Semmel und Milch aufziehen. Nur hüte man sich, den Fraß sauer werden zu lassen. [1])

Die Frettchen halten in unserm Klima im Freien nicht aus, sondern müssen in einem im Winter mäßig erwärmten Aufenthaltsort gut gepflegt werden. Vorzüglich sehe man immer auf große Reinlichkeit, weil dies zur Erhaltung derselben und zur Verminderung des sonst sehr übeln Geruchs beiträgt. Gewöhnlich verwahrt man sie paarweise in Tonnen, Kisten, oder mit Draht vergitterten Käfigen, und bereitet ihnen in diesen ein Lager von Werg, Heu oder Stroh. Hätte man mehrere, so können sie allenfalls in einer Stube beisammenwohnen, insofern man nur jedes hitzige Weibchen mit einem Männchen abgesondert zusammenbringt und das erstere, wenn es hochtragend ist, absperrt; doch mag bei diesem Verfahren wol die Schüchternheit vermehrt werden.

§. 12. So nützlich auch für die Erhaltung der Frettchen eine vorzüglich aus rohem zarten Fleisch bestehende Nahrung sein mag, so glaube ich doch der, welche sich auf Semmel, weißes Brot und Kleie, in Milch geweicht und vielleicht ein- bis zweimal wöchentlich ein frisches rohes Ei, einschränkt, und nur zuweilen mit kleingeschnittenem, gekochtem Hühner-, Tauben- und Kalbfleisch abwechselt, den Vorzug geben zu müssen. Einmal weil dieses Futter ihre Mordsucht nicht erregt, und dann, weil sie bei demselben gewiß zahmer werden, woran allerdings nicht wenig gelegen ist. Sollten sie auch Honig fressen, so würde ich doch nicht rathen ihn zu geben, weil er ihnen, wie man sagt, schädlich ist. Reicht ihnen der, welcher sie in der Folge gebrauchen will, jedesmal den Fraß selbst und nie eher, bis sie sich auf einen willkürlichen, aber unveränderlichen Ruf nähern, so gewöhnen sie sich bald so an ihn, daß er sie aufnehmen und tragen kann, wohin er will. Ich selbst hatte ein Paar Frettchen, die auf den ersten Pfiff zu mir eilten und, wenn ich ihnen ihr Schüsselchen etwas hoch vorhielt, aufwartend wie die Hunde, daraus fraßen. Andere habe ich gekannt, welche, wenn ihr Herr vor dem Bau, in dem sie arbeiteten, pfiff, selbst dann sogleich herauskamen, wenn man schon glaubte, sie wären eingeschlafen.

§. 13. Sollen die Frettchen ihrer natürlichen Neigung und Bestim-

---

1) Hr. Zeiller theilt mir mit, daß der Wurf von seinem ersten Paar Frettchen 40 Tage lang blind blieb; die Zeit des Blindseins verkürzte sich dann bei jeder folgenden Generation und blieb endlich constant bei fünf Wochen stehen. Derselbe glaubt auch nach zehnjährigen Beobachtungen die Trächtigkeitsdauer der Frettchen auf fünf Wochen mit Sicherheit angeben zu können. Er bemerkt übrigens, daß die Thierchen sehr geil sind und die Begattung während der Ranzzeit beinahe eine Woche lang fast täglich wahrgenommen wird. T.

mung zufolge zur Kaninchenjagd gebraucht werden, so ist auf Jahreszeit, Lage der Baue, Witterung und Tageszeit gehörige Rücksicht zu nehmen.

Nur die Zeit von der Mitte des Monat October bis zu Ende Februar ist eigentlich zum Frettiren schicklich, weil während derselben in der Regel nicht zu fürchten ist, daß das Frettchen junge Kaninchen finde und dann durch das Würgen derselben sich zwar Genuß und Vergnügen, dem Jäger aber Verdruß und Langeweile mache. Zwar gibt es Mittel, diese Unannehmlichkeit, welche sich auch wol in der angegebenen Zeit mit alten ereignet, zu verhüten; aber durch Anwendung derselben zieht man sich in der That oft neue und größere zu.

Auf Bauen, welche im Holz liegen, darf man bei hellem Sonnenschein nicht eher frettiren, bis die Kaninchen vorher durch Hunde oder Menschen hineingetrieben worden sind. Hier schicken sich kalte, trübe, aber trockene Tage überhaupt am besten zu dieser Jagd; nasse, stürmische weniger, weil an solchen theils das Frettchen oft ohne weitere Veranlassung in einer Röhre liegen bleibt und einschläft, theils die Kaninchen nicht so schnell vor ihrem Feind fliehen und also leichter von ihm beschlichen werden.

Befinden sich hingegen die Baue im Freien, so wählt man lieber heitere und kalte Witterung, weil bei solcher das Frettchen am muntersten ist.

Immer und überall sind die Morgenstunden schicklicher zum Frettiren, als die Nachmittage; denn bliebe im ersten Fall auch ein Frettchen im Bau, so würde es doch vor Abend wieder herauskommen.

§. 14. Ehe man mit dem Frett ausgeht, muß es zwar so viel Futter bekommen, daß es Hunger nicht mehr noch als Natur zum Morden reizt; nur hüte man sich, es zu übersättigen, weil es sonst träge wird und so in der ersten besten Röhre, auch ohne ein Kaninchen gewürgt zu haben, liegen bleibt.

Dann bringt man zwei oder drei Stück, möglichst gezähmte, in einen mit Moos oder Werg ausgelegten Kasten, nimmt ein oder zwei Kaninchen- oder Hasengarne nebst Forkeln und eine hinlängliche Anzahl Decknetze [1]), ingleichen einen Spaten, und begibt sich, in Gesellschaft der Theilnehmer an der Jagd, auf einen Hauptbau.

Nachdem die am wenigsten bekrochenen Röhren mit Holz oder Säcken verstopft sind, werden Garne recht busenreich und fallbar um den ganzen Bau hergestellt; jede der offenen Röhren aber belegt man mit einem Deck-

---

1) Die Kaninchengarne werden ebenso gestrickt wie die Hasengarne, nur aus feinerm Bindfaden und über etwas schmälere Bretchen, damit die kleinern Creaturen nicht durchfahren können. Will man sich der Hasengarne bedienen, so muß man sie busenreicher als gewöhnlich stellen.

Die Decknetze knüttet man wie die Kaninchengarne, sodaß sie 4 bis 5' im Quadrat halten. In jeder Ecke wird ein 6 bis 8" langer Bindfaden und an diesem eine Bleikugel befestigt. W.

netze. Hierauf nimmt man ein Frettchen aus dem Kasten, läßt es in die Hauptröhre und zieht auch über diese ein Decknetz.

Sobald das unter der Erde wohnende Kaninchenvolk seinen Erbfeind bemerkt, wird es durch ein stark hörbares Poltern seine Unruhe verrathen und sich durch die Flucht zu retten suchen, jedes einzeln herausfahrende Kaninchen sich in den Decknetzen verwirren oder in die Garne laufen. Die Gefangenen nimmt man so schnell als möglich aus und nickt sie, stellt und legt die Netze wieder ordentlich, bis endlich, wenn der Bau leer ist, das Frettchen auf eine von den Röhren herauskommt. Man gebe genau Acht hierauf, damit es gleich aufgenommen werden kann, denn sonst kehrt es um und pflegt der Ruhe nach Bequemlichkeit. Auch lasse man das nämliche Frett nicht in einen andern Bau, sondern immer ein frisches oder wenigstens ausgeruhtes. Wer sich bei dieser Gelegenheit den Spaß machen will, Kaninchen zu schießen, der lasse die Garne etwas weiter abwärts stellen und nicht alle Röhren verdecken. Zwischen den offenen stelle er sich dann so an, daß er sie alle übersehen und beschießen kann, ohne einem Menschen Schaden zu thun.

§. 15. Viele, die sich mit dem Frettiren abgeben, pflegen dem Frettchen ein ledernes Maulkörbchen umzuschnallen, oder ihm einen kleinen Knebel durch das Maul zu ziehen und eins wie das andere am Halse und Kopfe zu befestigen. Allerdings wird dadurch das Würgen und das Einschlafen, welches, wie schon gesagt, unmittelbare Folge des Blutsaugens ist, gewiß verhindert; aber desto mehr scheint die natürliche Trägheit dieses Thieres durch das Gefühl der Unmöglichkeit, seine instinctmäßige Mordsucht zu befriedigen, genährt zu werden, und oft rächt es sich dann durch langes Außenbleiben.

Besser ist es, ihm ein schmales Halsbändchen, an welches ein paar ganz kleine Schellen befestigt sind, anzumachen. Durch den Klang derselben werden die Kaninchen aufmerksam und früh genug rege; und dennoch kann der Eifer des Fretts nicht erkalten, weil es seine Kraft auf keine Weise beschränkt fühlt.

Beide angegebene Maßregeln sind jedoch in Bauen, wo der Boden mit kleinem Gewürzel durchwachsen ist, deshalb gefährlich, weil das Frettchen mit dem Halsbändchen oder Maulkörbchen an einer Wurzel hängen bleiben kann und so im Bau umkommen muß, wenn, wie fast immer, Ausgraben unmöglich wird.

Am sichersten und auf die unschädlichste Art wird dem Würgen, wozu besonders die Männchen geneigt sind, vorgebeugt, wenn man die eigentlichen Fänge (Eckzähne) mit einer Zange verbricht oder sie abfeilt. Daß dies mit Vorsicht geschehen müsse, und nicht wohl anders bewerkstelligt werden

könne, als unter Anwendung eines dem zu Anfang dieses Paragraphen erwähnten ähnlichen Knebels, darf ich wol kaum erwähnen.

Tritt indessen dennoch zuweilen der unangenehme Fall ein, daß ein Frettchen im Bau bleibt, so ist das einfachste Mittel, sich vor dem Verlust desselben zu hüten, wenn es sich mit den Händen leicht fangen läßt, auch das beste. Der, welcher es gewöhnlich füttert, bleibe nämlich so lange auf dem Bau, bis es freiwillig herauskommt, und nehme es dann augenblicklich in Verwahrung. Gut ist es nächstdem, wenn bei einer solchen Gelegenheit die Netze nicht eher weggenommen werden, bis man das Frett wieder hat, damit es, vorzüglich im Holz, sich nicht unbemerkt wegschleichen könne.

Nicht selten sieht man es nicht gar weit hinten in der Röhre liegen. Ist es dann an das Heranpfeifen zum Futter oder an einen gewissen Namenruf gewöhnt, so kommt es meistentheils heraus, wenn man ihm das bekannte Zeichen zur Annäherung gibt; außerdem binde man ein lebendes oder verendetes Kaninchen fest an das Ende einer Stange, welche bis an das schlafende Frettchen reicht. Beim Vorhalten dieses Leckerbissens erwacht es sogleich, fährt voller Begierde zu und verbeißt sich so fest, daß es, daran hängend, herausgezogen werden kann.

Hat es seine Lagerstätte im Hintergrund oder in einer Kammer des Baues genommen, und erlaubt die Tageszeit oder irgendein anderer Umstand das Warten auf dem Bau nicht, so verstopfe man die Fluchtröhren, mache am Ausgang jeder Hauptröhre ein Lager von Moos oder Heu, und versetze sie vor demselben mit einem Stein oder auf andere Art. Wird nun in Zwischenräumen von zwei zu zwei Stunden der Bau wiederholt besucht, so findet man das Frett gewöhnlich schlafend auf einem Lager.

Gefährlich und also durchaus verwerflich ist jeder Versuch des Ausräucherns.

§. 16. Zufällig wird man auf der Hasenjagd bei der Suche nicht selten da Kaninchen zu schießen Gelegenheit finden, wo sie sich einmal eingenistet haben, und hierdurch, wie durch andere tägliche Erfahrungen widerlegt sich die alberne Sage: daß diese aus der von ihnen bewohnten Gegend die Hasen ganz vertrieben. Nur ganz in der Nähe der Baue wird man keinen Hasen im Lager antreffen, weil es ihm da zu unruhig hergeht.

Der gute Hühnerhund muß ebenso vor dem Kaninchen wie vor dem Hasen stehen und wird dabei auch fast immer die nämliche Positur annehmen. Das Benehmen des Jägers weicht nicht im geringsten von dem ab, was darüber bei der Hasensuche gesagt worden ist.

§. 17. Außer dem Frettiren gibt es keine sicherere und bequemere Art, den Kaninchen Abbruch zu thun und ihrer grenzenlosen Vermehrung Schranken zu setzen, als den Anstand.

Nach Maßgabe der §. 6. bemerkten Zeit, wenn, und der Art, wie sie aus den Bauen oder aus dem Holz auf die Aesung rücken, bestimmt sich das dabei zu Beobachtende von selbst. Denn es ist einleuchtend, daß man sich, wenn die Baue im dichten jungen Holz befindlich sind, nicht an oder auf demselben anstellen kann: einmal, weil man von sechs kaum eins auf den vielen Röhren zu Gesicht bekommen würde; dann aber auch, weil man sich bei aller Vorsicht nicht hinlänglich verbergen könnte, und so gewiß einem oder dem andern von den unbemerkt herausschlüpfenden beim Sichern in die Augen fiele, dies aber gewiß nicht ermangelte, Allarm zu schlagen, mit seinen Kameraden in die Verborgenheit zurückzueilen und dort mit ihnen so lange zu verweilen, bis sie, unter dem Schutz der Dunkelheit, zur Befriedigung ihrer Aeselust [1]) gemächlich und ohne Gefahr befürchten zu dürfen, das Freie suchen können.

Der Anstandsort wird also unter solchen Verhältnissen mit besserm Erfolg an dem Holzrand zu wählen sein, welcher der Weide am nächsten ist. Aber auch da nehme man den guten Wind genau wahr, verberge sich so vorsichtig als möglich hinter einem Baum oder in einem ausgeästeten Strauch, stehe unbeweglich still, und versuche es nicht früher das Gewehr an den Backen zu nehmen, bis man vor dem scharfen Blick des schlauen Thierchens sicher ist.

Im hohen Holz könnte man, gut versteckt stehend, in der Nachbarschaft der Baue bleiben, auch gleich schießen, wenn eins herausrückte und dabei den Kopf vom Schützen abwärts gewendet hätte; aber nur zu oft möchte der Fall sich ereignen, daß es nach dem Schusse nicht gleich endete und in eine Röhre zurückfiele. Dadurch ginge es dann nicht nur verloren, sondern öftere Fälle der Art könnten wol gar dazu beitragen, daß eine ganze Familie den Bau verließe.

Im Freien hingegen, wo die Baue gemeiniglich an Hügeln und Abhängen ausgeführt sind, würde man eine oben über denselben befindliche Vertiefung benutzen, oder Schießlöcher eingraben, oder kleine Schirmchen von belaubtem Holz anbringen müssen, um sich bei gutem Wind auf eine oder die andere Art verstecken zu können. Hier bliebe aber freilich kein anderer Ausweg übrig, als den Moment zum Schusse zu benutzen, wenn ein Kaninchen die Röhre verläßt.

§. 18. Ist die Witterung so beschaffen, daß die Kaninchen im Holz vermuthlich außer dem Bau sitzen, so kann auch mit Erfolg ein Treiben gemacht werden; nur muß man vorher die Röhren, der Hauptbaue wenig-

---

1) Man glaubt es wol ohne Versicherung, daß ich mir etwas darauf zugute thue, die Jägersprache mit einem neuen Ausdruck bereichert zu haben?! W.

stens, verstopfen. Gern wählt man zum Anstellen der Schützen die Wechsel von einem Bau zum andern, und Wege, welche das Holz durchschneiden. Sind nun dem Kaninchen alle Aussichten benommen, einfahren zu können, so drücken sich die, welche durchkommen, gleich wieder im nächsten Dickicht.

Das Treiben selbst muß kurz gefaßt und mehrere mal wiederholt werden; auch müssen die Treiber brav hin- und hergehen, an die Sträucher klopfen und, vorzüglich beim Repetiren, laut sein.

Auf diese Weise kann man sich und andern auf einen kleinen Bezirk stundenlang ein den Liebhaber sehr unterhaltendes Jagdvergnügen machen, mit welchem zugleich noch die unvergleichlichste Uebung im Schnellschießen verbunden ist.

§. 19. Hühnerschrot, auch Nr. 4, ist das Anwendbarste zur Kaninchenjagd.

§. 20. Die erlegten Kaninchen werden, wenn sie nicht gleich auf den Schuß verenden, genickt, dann eingeheßt, ausgeworfen und endlich gestreift, wie der Hase.

Drittes Kapitel.

Der Biber.

Castor Fiber *L.* [1])

§. 1. Unter allen Haarwildsgattungen ist es der Biber allein, bei welchem der Schwanz diese Benennung auch in der Jägersprache behält.

Er brunftet, indem er sich begattet[2]); er bringt Junge. Seine künstlich gebaute Wohnung heißt Burg; Bau hingegen die, welche er auf längere oder kürzere Zeit am Ufer der Gewässer ohne weitere Vorbereitung da wählt, wo er einen ruhigen, verborgenen, schicklichen Platz dazu findet.

Der Ort, wo er das Land betritt, wird der Ausstieg, der aber, wo er ruhig ins Wasser steigt, der Einstieg genannt.

Er fährt oder fällt ins Wasser, wenn er im Bau, in der Burg oder auf dem Lande aufgeschreckt wird.

---

1) Bechstein, Handbuch d. Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 24. v. Wildungen, Taschenbuch, 1807. W.

2) Da der Biber zu den Nagethieren gehört, so dürfte der von andern Jägern gebrauchte Ausdruck „ranzen", der in der Regel nur bei Raubthieren in Anwendung kommt, für diese Wildart nicht passen. T.

Er geht nach seinr Aesung und schneidet Stangen ab.

Kommt er, noch nicht verendet, in die Gewalt des Jägers, so wird er todtgeschlagen, dann gestreift.

Manche Jäger bedienen sich der Ausdrücke Balg und Fell als synonym; letzteres scheint, als sonst in der Jägersprache verpönt, verwerflich zu sein, ersteres besser durch Haut ersetzt werden zu können.

§. 2. Der Biber wird auch Castor, Erd- oder Landbiber, auch gemeiner Biber [1]) genannt und gehört in die Familie der Biber (Castorinae), in die Ordnung der Nager (Glires).

§. 3. Er wird in ganz Europa, aber überall nur selten gefunden. In Italien und Spanien scheint er schon ganz ausgerottet zu sein. Auch in Deutschland ist er der Ausrottung nahe [2]); gesellschaftlich, obgleich in geringer Zahl, findet man sie in den nördlichen Ländern bis nach Lappland hinauf. Häufiger und in stärkern Colonien vereinigt trifft man sie im russischen Asien, in Menge aber in Nordamerika an. [3])

Seine Körperlänge beträgt 2′ und 4 bis 6″, den Schwanz ungerechnet. Dieser ist 11 bis 12″ lang, oben am Leibe 4 bis 5″, in der Mitte 5 bis 6″ breit.

In der Höhe hält der Biber 1′ 2 bis 3″, in der stärksten Breite 12 bis 15″, im Gewicht 40 bis 60 Pfund.



Der Biber.

Der kurze, starke, zusammengedrückte, mit kurzem, struppigem Haar dicht besetzte Kopf geht in einer stumpfen wulstigen Schnauze aus, welche

1) Wahrscheinlich zum Unterschied von der Biberratte und von der Zibethratte. Beide Thierarten sind in unserm Welttheile nicht einheimisch und gehören deshalb nicht in dieses Werk. W.

2) In Deutschland soll er noch vorkommen: zwischen Magdeburg und Wittenberge an der Elbe; an der Havel, an der Oder und Weichsel; in der Altmark, in der Gegend von Barby und Aken, an der Lippe in Westfalen; in den Salzachauen in Baiern, im Salzburgischen in Oesterreich. T.

3) Bisjetzt ist es noch nicht ganz genau wissenschaftlich festgestellt, ob der nordamerikanische Biber identisch mit dem europäischen ist. Viele Gründe sprechen für eine specifische Verschiedenheit beider. T.

inwendig mit 16 Backen= und vier Schneidezähnen bewaffnet ist. Letztere sind fast wie beim Eichhorn gestaltet, keilförmig nämlich und oben wie ein Meißel geschärft. Die beiden obern haben auf der innern Seite hinter der Schärfe eine kleine Riefe und 10‴ Länge; die untern sind 1″ lang, seitwärts etwas auseinander gekrümmt und so gestellt, daß die obern sich gleichsam in die Kimme hineinschieben können. Sie sind bei jüngern Bibern so rein und weiß von Farbe, wie das beste Elfenbein, bei ältern gelblich, auch so fest und glasirt, daß eine ordinäre Feile darauf nicht greift. Braun ist die Farbe der kleinen Seher, welche fast wie an der Fischotter liegen. Die kurzen abgerundeten Lauscher stehen nur wenig über das Kopfhaar hervor.

Der Hals ist kurz und stark, der Leib überall dick, hinten noch etwas mehr als vorn, der Rücken gewölbt.

Schneidet man das Hintertheil (den Schwanz) eines dritthalb= bis dreipfündigen Karpfen rund ab und legt ihn auf eine Seite, so wird man dadurch die Form und gewöhnliche Stellung des am äußersten Ende abgerundeten, platten, nur in der Mitte etwas gewölbten Schwanzes ziemlich treffend sich versinnlichen können. Dieser den Biber vor allen Säugethieren so bestimmt auszeichnende Theil ist vom Leibe abwärts ungefähr 3″ breit behaart, sonst überall mit sechseckigen, bläulich blaßbraunen Schuppen belegt, zwischen welchen kurze, borstige Haare einzeln hervorstehen. Werden die Schuppen mit einem Messer weggenommen, so sieht man den Abdruck ihrer Form, wie bei den Fischen, auf der fischähnlichen, damit bedeckten Substanz. Sie sind beinahe $1/8$″ dick und fühlen sich pergamentartig an.



Der Schwanz des Bibers.

Die Vorderläufe sind kurz und stark wie am Dachse; die Füße stehen einwärts und haben fünf getrennte, mit gekrümmten Krallen bewaffnete Zehen.

Etwas länger sind die Hinterläufe, deren unbehaarte Füße gleichfalls einwärts gestellt und mit schwarzgrauer glatter Haut überzogen; die daran befindlichen fünf ziemlich langen Zehen, von welchen die vierte zwei Krallen zu haben scheint, durch Schwimmhäute verbunden.

Beide Geschlechter der Biber zeichnen sich durch zwei mit den Geschlechtstheilen in Verbindung stehende, von einer vierfachen Haut umgebene



Der Vorder- und Hinterfuß des Bibers.

Drüsensäcke aus, in denen eine stark riechende gelbliche ölartige Flüssigkeit, die unter dem Namen **Bibergeil** (Castoreum) bekannt ist und in der Medicin als kräftiges Heilmittel benutzt wird. Sie wiegen ungefähr zwei Unzen. 1) Bei beiden Geschlechtern öffnen sich die Geschlechtstheile an der Extremität des Mastdarms, sodaß nur eine einzige äußere Oeffnung vorhanden ist.

Ueber den ganzen Körper dieses sonderbaren Thieres (den Kopf ausgenommen, dessen struppige Bedeckung schon oben erwähnt ward) bis zu den glatten Schwimmfüßen an den Hinterläufen und bis zur Schwanzwurzel, verbreitet sich zweierlei Haar, kürzeres wolliges nämlich, welches seidenartig weich und bräunlichgelb ist, auch die Grundbekleidung der Haut ausmacht, und längeres, festes, starkes, welches über jenes emporragt, kastanienbraune Farbe und sehr vielen Glanz hat.

Wie bei den allermeisten Wildarten findet man auch bei dieser mancherlei Farbenvarietäten. 2) Dahin gehört:

1) der Biber, an welchem nach d'Aubenton das *längere* Haar von der Wurzel bis zu zwei Drittheilen der Länge *aschfarben*, übrigens *rothbraun*, das *kürzere* hingegen auf dem Rücken *ganz aschfarben*, am Bauche aber *perlgrau* war;
2) der *ganz weiße*;
3) der *weiß und grau gefleckte*;
4) der *weiße, rothgeschimmelte*;
5) der *dunkelbraune*. Die letztere Auszeichnung findet desto mehr und häufiger statt, je weiter gegen Norden er einheimisch ist, sodaß man in den nördlichsten Gegenden, obwol selten,
6) *fast ganz schwarze* findet.

---

1) Das Gewicht der Geilbeutel beträgt beim amerikanischen Biber von zwei bis vier Unzen, beim sibirischen und deutschen dagegen variirt es von zwei Unzen bis zu einem Pfund. T.

2) Bei uns, wo dies Thier an sich selten ist, muß natürlich dieser Fall es noch mehr sein, und nur da, wo es häufig wohnt, konnte man dergleichen Beobachtungen zu machen Gelegenheit finden. W.

Zu schnellen Bewegungen auf dem Lande ist freilich der Bau dieses Thieres nicht eingerichtet; es geht vielmehr nur langsam mit den Hinterläufen wackelig, fast wie die Ente. Man will behaupten, es könne auf diesen aufgerichtet auch fortkommen, dabei zwischen den Vorderläufen sogar etwas tragen. In unsern Gegenden möchte der Waidmann wol nicht leicht Gelegenheit finden, von der Wahrheit oder Unrichtigkeit dieser Angabe sich überzeugen zu können.

Im Schwimmen gibt der Biber der Fischotter nichts nach, kann indessen weniger lange hintereinander unter dem Wasser aushalten, und steckt deshalb fast immer die Nase, aber auch nur diese, heraus, um Luft zu schöpfen. Den Schwanz soll er beim Schwimmen so wenden können, daß die scharfen Kanten ober- und unterwärts gerichtet sind, auch dessen sich als Steuerruder bedienen. Mag nun auch dies nicht ganz erwiesen sein, so ist es doch unbestreitbar, daß er, bei drohender Gefahr ins Wasser fahrend, in demselben Augenblick mit dem Schwanz einen derben, laut klatschenden Schlag darauf thut; vorzüglich dann, wenn mehrere seinesgleichen in der Nähe sind; wahrscheinlich also zum Rettungszeichen.

Seine Sinne, besonders die Witterungswerkzeuge, sind sehr fein organisirt und des leisesten Eindrucks empfänglich.

Zum Theil aus eigener Erfahrung bekannt mit der Geschicklichkeit dieses Thieres in Anwendung seiner Fähigkeiten zu mechanischen Verrichtungen, mit seiner Erfindungskraft, mit seiner ungemeinen Vorsichtigkeit, die unter anderm auch daraus hervorgeht, daß es, bei dem Gefühl des Mangels an Kraft, auf der Erde schnell entfliehen zu können, sich immer nur einige Schritte vom Wasser entfernt, kann es dem Verfasser nicht einfallen, ihm einen hohen Grad thierischer Klugheit absprechen zu wollen. Aber dessenungeachtet vermag er es nicht, seiner Ueberzeugung zuwider, ihm dies alles in so hohem Grade zuzuschreiben, als es andere, übrigens sehr achtungswerthe Männer vor ihm gethan haben. In einem der folgenden Paragraphen wird er versuchen, seine Gründe, wenigstens in mancher Rücksicht, deutlicher auseinanderzusetzen.

Mehr verträglich und weniger leidenschaftlich ist keine andere Wildart als diese.

Im wilden Zustande kühn und tapfer bei der Gegenwehr [1]), wird der Biber doch nie der angreifende Theil sein.

Erwachsen eingefangen, duldet er keine Einschränkung gelassen, nimmt

---

1) Er ist im Stande, einem starken Hunde, welcher es wagt, ihn unbehutsam zu packen, mit seinem äußerst starken Gebiß die Läufe zu zermalmen. Wenn aber der gute Flemming sagt, die Biber hieben wie die Schweine von unten nach oben, so ist dies reine Unwahrheit. W.

auch nicht den mindesten Grad von Zahmheit an. Dies beweist unter andern Göze's Erzählung (in der Europäischen Fauna), nach welcher ein in Westbothnien gefangener mit Ketten gefesselt werden mußte, dadurch aber so in Wuth gerieth, daß er dicke Holzknüttel entzwei, und Schweinen, die ihm zu nahe kamen, die Beine wegbiß. [1])

Von klein auf in der Nähe des Menschen erzogen, legt er die Wildheit so ganz ab, daß er seinen Herrn selbst im Freien nicht verläßt. Gmelin fand (wie er in seiner „Reise durch Sibirien" sagt) bei einem dortigen Befehlshaber einen gezähmten, der ganz frei umherlief und alles mit sich machen ließ. Er ging zuweilen 25 bis 30 Werste weit allein fort, brachte sich zu seiner Zeit ein Weibchen mit, gab ihm aber den Abschied wieder, wenn er seiner überdrüßig war. [2])

Vermeidet man es, einen jungen Biber in der ersten Zeit an und in das Wasser zu bringen, so wird ihm die Bewegung in diesem Element, welches sonst soviel Reiz für ihn hat und selbst zu seiner Existenz zu gehören scheint, für die übrige Lebenszeit entbehrlich. Uebrigens ist und bleibt er nach vollendeter Erziehung immer ruhig und sanft, aber auch traurig, ja man könnte fast sagen schwermüthig. Im zahmen Zustande schläft er, wie im wilden, sehr fest, sehr viel und nie anders als auf dem Bauche liegend.

Der wilde Biber soll im Kampfe einen Laut hervorbringen, welcher dem heisern Geschrei eines Schweines gleiche,. bei der Brunft aber einen schnalzenden, der dem des gemeinen Eichhorns ähnele, doch natürlich viel stärker sei. So erzählt man!

Sein Alter soll er auf 15 bis 20 Jahre bringen.

§. 4. Die Brunftzeit dieser Wildart fällt in die Wintermonate. Während derselben schließt sich das Männchen nur an ein Weibchen an, übt, wie man sagt, den Begattungsact mit Heftigkeit, aber wol kaum, wie einige behaupten, auf den Hinterläufen aufgerichtet stehend, sondern wie andere Säugethiere, und soll zur Vollendung desselben geraume Zeit bedürfen. Sobald das Weibchen befruchtet ist, zieht sich das Männchen bescheiden zurück. Jenes bringt nach vier Monaten (wie einige wollen, gerade nach 16 Wochen) gewöhnlich im April, längstens zu Anfang des Mai, in seiner Burg oder im Bau, auf einem aus Laub und trockenem Grase oder Schilf bereiteten

---

1) Entlehnt aus: Jester, Ueber die kleine Jagd, V, 63. W.

2) Vgl. Jester, a. a. O. Gmelin sagt: er habe wilden Männchen die Weibchen entführt. Mir schien das unwahrscheinlich; ich setzte deshalb: „er habe immer eins mitgebracht", und auch dies ist nur so zu verstehen, daß es dem zahmen Männchen bis in die Gegend folgte, wo der Herr desselben wohnte, daß es dort an einem in der Nachbarschaft befindlichen Gewässer so lange sich aufhielt und Besuche des Geliebten annahm, als die Brunft dauerte. Uebrigens konnte es sich ja auch wol nachher freiwillig zurückziehen, ohne gerade verstoßen zu werden. W.

Lager, zwei bis drei neun Tage blind liegende Junge. Während der ersten vier Wochen leben diese blos von der Milch, welche das Gesäuge der Mutter hergibt; die nächstfolgenden 14 Tage hindurch führt diese ihnen junge, weiche Baumstämmchen, vorzüglich aspene zu, an welchen die Kleinen sich nicht nur im Nagen und Schneiden üben, sondern auch die süße Schale davon äsen. Haben sie ein Alter von sechs Wochen erreicht, so folgen sie schon der Mutter ins Wasser, steigen mit ihr aus, und erhalten an jungen Weiden oder Aspen die erste Anweisung zum Verfahren beim Abschneiden und Fortschaffen.

Vielleicht macht dem Leser nachstehende Erzählung um so eher Vergnügen, wenn ich versichere, daß sie blos Resultate solcher Beobachtungen enthält, welche ich auf dem damals meiner Familie zuständigen, in der Muldenaue an der dessauischen Grenze belegenen Rittergute Moest zu machen Gelegenheit hatte.

Derselbe Jäger, welcher jetzt noch jenes Revier in Aufsicht hat, ein geschickter und braver Mann, sah einst, als er abends (ich glaube im Monat Juli) am hohen Ufer eines alten Flußbettes hinging, an den vorn spitzen, hinten immer mehr sich ausbreitenden Furchen, welche sich in dem stillen Wasser bildeten, daß irgendetwas auf ihn zuschwamm. Da er sich gerade in einer Gegend befand, wo ihm das am Rande stehende Gesträuch verborgen zu bleiben Gelegenheit darbot, und da der Wind gut war, so erwartete er desto aufmerksamer, was erfolgen würde, weil auf dem diesseitigen Ufer sowol als auf dem jenseitigen der Biber schon immer geschnitten hatte. Noch war es nicht ganz finster, er wurde daher bald an den Nasenpunkten auf der Wasserfläche gewahr, daß es wirklich Biber waren. Sie schwammen indeß nach der gegenüberstehenden Seite, stiegen aus und gingen in das nahegelegene Weidicht. Als sie dort emsig zu schneiden begannen, entfernte er sich vorsichtig und stattete meinem Bruder Bericht von diesem bei uns seltenen Ereigniß ab. Auch ich, dessen Leidenschaft für alles, was auf Jagdkunde Bezug hatte, bekannt war, erhielt sogleich Nachricht und ward auf den andern Tag zu einer Conferenz beschieden. Wir kamen bei derselben dahin überein, daß wir am folgenden Abend uns längs dem Ufer anstellen wollten, nicht um zu schießen, wenn es auch mit Erfolg geschehen könnte, sondern um zu beobachten.

Ich erhielt meinen Platz dem Orte gegenüber, wo die Familie tags zuvor ausgestiegen war. In der Dämmerung kam sie wieder rasch im Wasser hergezogen, nahm auch denselben Weg bis zum Ausstiege. Hier trat die Mutter zuerst allein ans Land und ging, nachdem sie, den Schwanz noch im Wasser hängend, einen Augenblick gesichert hatte, in das Weidicht. Eilig in ihrer Art, folgten ihr die drei Jungen, welche ungefähr die Größe einer

halbwüchsigen Katze haben mochten. Kaum waren auch sie im Holze, als das durchs schnelle Schneiden veranlaßte schnarpende Getöse hörbar wurde. Nach Verfluß einiger Minuten fiel die Stange. Noch eiliger und volltönender ward nun der ebenerwähnte Laut, indem das sämmtliche Personal in Thätigkeit war, um die Zweige abzusondern, vielleicht auch um gleich auf der Stelle Schale davon zu äsen. Es war einer der schönsten Sommerabende, der Vollmond spiegelte sich in der Wasserfläche; wer hätte da nicht gern noch länger verweilt, um das Weitere abzuwarten? Nach einiger Zeit kam die Alte, das Ende einer Weidenstange mit der Schnauze gefaßt, jedoch auf allen vier Läufen gehend, zum Vorschein. Gleichmäßig waren sämmtliche Junge hinter ihr zu beiden Seiten des Stabes vertheilt und emsig beschäftigt, ihn an und in das Wasser zu schaffen. Nach einer kurzen Ruhe wurde er da von der ganzen Gesellschaft wieder mit der Schnauze gefaßt; höchst eilig und ohne auszuruhen, schwamm sie mit ihrer Beute denselben Weg zurück, auf welchem sie gekommen war; doch konnte weder ich, noch einer der übrigen neben mir Angestellten, weil das Wasser Krümmen machte und es Nacht war, wahrnehmen, wo sie am Ende blieb. Oefter stellten wir uns an, auch weiter voneinander entfernt, und immer schien es, als wenn sie von dem jenseitigen Ufer, welches mit einer hochuferigen Lache in Verbindung stand, wo sie vermuthlich einen Bau hatte, herkäme. Dort Untersuchungen anzustellen, war uns nicht erlaubt, weil der erwähnte Ort und das ganze jenseitige Ufer zu einem anhalt-dessauischen Revier gehörte. Auf unserer Seite haben wir, aller angewandten Mühe ungeachtet, weder Burg noch Bau entdecken können. Hin und wieder am Rande des Wassers fanden wir indessen stärkere und schwächere Aspen- und Weidenstangen, von denen die Schale völlig abgenagt war.

Da man die Biberfamilie auf keine Weise störte, so blieb sie bis zum nächsten Herbst beisammen. Als aber dann die Mutter todtgeschossen war, veränderten zwar die Jungen ihren Aufenthalt nicht, aber sie kamen nur einzeln zum Vorschein. Eins davon schoß der Jäger, das andere wurde im Tellereisen gefangen, das dritte kam weg. Seitdem bemerkte man an jenem sogenannten alten Wasser nie wieder einen Biber.

Nach dem verhältnißmäßig schnellen Wachsthum der Jungen zu schließen, von denen im Vorhergehenden die Rede gewesen ist, möchte doch wol Flemming's Angabe: daß der Biber gegen das Ende seines zweiten Lebensjahres völlig ausgewachsen sei, die richtige sein. Wahrscheinlich sind sie dann auch brunftfähig.

Sollten hingegen die Schriftsteller recht haben, welche behaupten, er vollende sein Wachsthum erst im dritten Jahre, so würde die erste Brunft vielleicht auch erst im nächstfolgenden Winter erfolgen.

Bei einem Thiere, welches nie häufig in unsern Gegenden war und von Jahr zu Jahr seltener wird, das auch aus vielen Gründen im wilden Zustande, worauf doch hierbei alles ankommt, nicht ununterbrochen in seiner Lebensweise beobachtet werden kann, wird dies, wie manches andere, wol immer nur auf Muthmaßungen beruhen. Auch sei dem, wie ihm wolle; wenn man nur aufhören wollte, das Publikum durch ganz unwahrscheinliche Erzählungen, von denen ich in der Folge einige zu erwähnen Gelegenheit haben werde, gegen alles mistrauisch zu machen, was auf Naturgeschichte des Wildes überhaupt, vorzüglich aber dieser Art Bezug hat.

Die Erziehung der jungen Biber bleibt gleich von klein auf der Mutter allein überlassen. Auch sie trennt sich beim Eintritt der nächsten Brunftperiode von ihnen. Von dieser Zeit an müssen sie ihre eigene Oekonomie anfangen.

§. 5. Wahrscheinlich sind es die beständigen Nachstellungen, denen diese dem Holze allerdings schädliche, zugleich aber dem Fänger ansehnlichen pecuniären Vortheil gewährende Wildart ausgesetzt ist, welche machen, daß sie in allen gut cultivirten und stark bevölkerten Ländern überhaupt nicht mehr häufig gefunden wird, auch, die Brunftzeit und die Periode, während welcher die Mutter bei ihren Kindern bleibt, abgerechnet, ganz isolirt lebt.

Ueberall bewohnt der Biber nur da die Ufer der Flüsse, der ältern Flußbetten, oder solcher Lachen und Landseen, welche mit Flußwasser in Verbindung stehen, wo deren Ränder mit Weidicht dicht besetzt oder von andern Laubholzwäldern begrenzt sind und nicht gar häufig von Menschen oder von Viehheerden besucht werden.

An den meisten Flüssen Deutschlands hat er keine Burg, sondern nur sogenannte Baue, wie die Flußotter; nur höhlt er diese etwas tiefer aus, ohne jedoch ordentliche Röhren zu bilden. Hierzu benutzt er, wie jene, die Gelegenheiten, welche ihm sich darbieten, um unter hohen, oben überhängenden Ufern, oder hohlen Baumstämmen, welche an diesen stehen, verborgen der Ruhe zu pflegen. Gemeiniglich wählt er den Platz dazu so nahe am Wasser, daß er, im Bau liegend, den Schwanz darin hängen lassen und bei irgend einiger Gefahr gleich hineinfahren kann.

Gar gern sonnt er sich im Widerscheine. Ist daher seine Wohnung so gelegen, daß er diese Ergötzlichkeit immer entbehren muß, oder doch in den Mittagsstunden an Ort und Stelle nicht genießen kann, so steigt er auf unfern des Ufers stehende erlene Böcke oder auf Kopfweiden, welche nur so stark mit Holz bewachsen sind, daß den Sonnenstrahlen der Zugang auf den Ort, wo er ruht, nicht ganz verwehrt wird. Mangelt ihm auch diese Gelegenheit, so bringt er vom schwächern Holze, welches er der Aesung halber schnitt, so viel zusammen als erforderlich ist, um sich unter den vom

Ufer über das Wasser hängenden Sträuchern ein Lager bereiten zu können, auf dem er, den Schwanz ausgenommen, im Trocknen ist.

An allen diesen Orten läßt er sich, trotz seiner sonstigen Vorsicht, doch nicht selten so sehr vom Schlafe überwältigen, daß der Jäger bis auf kurze Entfernung an ihn heranschleichen kann.

Im Frühjahr bei starken Eisgängen und überhaupt bei großen Ueberschwemmungen sucht er auf Kopfweiden, an Felswänden, welche den Strom begrenzen, im Nothfall auch auf Ausschalungen, die an Mühlgerinnen u. dgl. angebracht sind, oft ganz in der Nähe der menschlichen Wohnungen, Zuflucht, und sitzt oder liegt da so fest, daß ihn zuweilen der erste Fehlschuß nicht einmal zur Flucht reizt. Uebrigens ist mir kein Beispiel bekannt, daß der Biber am hellen Tage schwimmend oder auf dem Lande holzschneidend angetroffen worden wäre; doch können beide Fälle in Gegenden sich wol ereignen, wo er ungestört bleibt. Erst mit Einbruch der Nacht kommt er bei uns zu diesem Zweck aus dem Bau hervor. Ist der Ort, wo er schneiden will, weit davon entfernt, so legt er selbst im reißendsten Strom große Strecken, ununterbrochen fortschwimmend, zurück.

Nur im stillen, ruhigen Wasser scheint er sich zum Vergnügen zu baden.

Noch ist zu bemerken, daß er ohne Noth seinen Aufenthalt nicht leicht verändert, fast jede Nacht, solange er etwas findet, die Orte besucht, wo er zu schneiden gewohnt ist, und dann immer in Rücksicht des Aus- und Einstiegs genau Wechsel hält.

§. 6. An der Elbe und Lippe sollen, wie man sagt, die Biber noch Burgen bauen. Ich selbst habe nie eine gesehen, obgleich ich mir jahrelang Mühe gab, am erstgenannten Strom dergleichen ausfindig zu machen.

Eine Elb-Biberburg zeugt der Beschreibung nach, welche ich von alten Jägern und Fischern davon erhielt, allerdings schon von unermüdlicher Arbeitsamkeit, von nicht gemeiner Benutzung körperlicher Kraft und, wenn ich mich so ausdrücken darf, von einem gewissen Grade von Bausinn. Ich halte es daher nicht für unnütz, hier das, was ich darüber erfuhr, mitzutheilen, wäre es auch nur deshalb, um den jungen Waidmann darauf hinzuleiten, daß er sich gewöhne, bei allem, was er über diesen und andere Gegenstände liest, einen Unterschied zwischen Wahrheit, Wahrscheinlichkeit und Uebertreibung zu machen.

Erfahrung hat die Biber belehrt, daß alle ihnen von der Natur verliehene Eigenschaften und Fähigkeiten nicht hinreichen, ihren anzulegenden Wohnungen hinlängliche Festigkeit da zu geben, wo der Strom heftig anfällt; sie benutzen daher, wo es nur immer möglich ist, die Gelegenheit, sie in und auf von Menschen angelegten Wasserbauen da aufzuführen, wo sie, wenigstens im Fundament, von diesen Schutz erwarten können, d. h. auf

der Seite, welche dem Stromanfall nicht ausgesetzt und wo daher das Wasser beim niedrigen und Mittelstand immer ruhig ist.

Kann dieser für sie günstige Fall nicht eintreten, so suchen sie an solchen Orten, wo der Fluß vor längerer oder kürzerer Zeit sich ein anderes Bett machte, in dem alten verlassenen, oder, wenn dies auch nicht sein kann, an dem obern Ende einer im eigentlichen Stromufer befindlichen Bucht einen Platz, wo sie den Grund wenigstens zum Theil auf Baumstämmen, die unter der Wasserfläche versandet wurden oder aus dem Ufer hervorragen [1]), legen können.

Ist die Wahl eines Orts getroffen, so gehen sie zur Nachtzeit ans Land, um das nöthige Holz zu schneiden. So viel sie auch mit ihren Schneidezähnen ausrichten können, so machen sie sich doch nie an andere als weiche Holzarten, die keine bittere Schale haben, z. B. an Aspen, Pappeln und Weiden, vielleicht auch (doch kann ich das aus Erfahrung nicht sagen) Birken. Die größte Stärke solcher Stämmchen, die sie wählen, beträgt (bei uns) im Durchmesser 3 bis 4″. Wo der Biber einen für seinen Zweck brauchbaren findet, da setzt er sich auf der Seite, wo er hinfallen soll, gemächlich auf dem Hintertheil nieder und macht sehr geschickt und mit unglaublicher Schnelligkeit [2]) etwa 8″ über der Erde einen Einschnitt. Ist dieser nach Verhältniß der Stärke der Stange tief genug, so geht er auf die andere Seite und schneidet da etwa 3″ höher ein. Bemerkt er, daß der Stamm bald fallen muß, so setzt er, vorzüglich wenn es windig ist, oft ab, beobachtet, in die Höhe blickend, auch wol etwas abwärtsgehend, sorgfältig, wohin er sich zu neigen scheint, und ist auf diese Weise so sehr auf eigene Sicherheit bedacht, daß noch nie ein Beispiel von Verletzung bekannt wurde. Weniger Behutsamkeit wendet er bei dünnen Stäben an, die ihm im Fallen keinen Schaden zufügen können. Diese schneidet er entweder von einer Seite durch, oder er geht, immer fortnagend, im Kreise herum.

Sowol der in der Erde stehenbleibende Stamm, als das Ende der abgeschnittenen Stange erscheint demnach kolbig zugespitzt.

Nachdem die Aeste vom gefällten Holz abgeschnitten sind, wird alles zum Verbauen taugliche zu Wasser an den Ort transportirt, wo die Burg entstehen soll; dort auf Palissaden, wo es nöthig ist, welche am Ufer der Biber geschickt einzugraben, auch die Erde fest daran anzutreten, sie vielleicht

---

1) In dem Flußbett der Mulde habe ich viele, 60 und mehrere Schuh lange Eichen gefunden, welche über 12″ hoch mit Sand und Erde bedeckt waren, alle mit der Spitze gegen Morgen, und mit dem oft 40″ im Durchmesser haltenden Stammende gegen Abend lagen. Aus was anderm als aus einer vor undenklichen Zeiten in diesen Gegenden stattgehabten Erdrevolution kann diese sonderbare Erscheinung erklärt werden? W.

2) Er nagt ebenso rasch am Holz, wie das Eichhörnchen an der Nuß, nur natürlich weit kräftiger und vernehmlicher. Daß er dabei den Kopf von der Seite biegen muß, ist einleuchtend. W.

gar mit dem Schwanz niederzuschlagen weiß, wird der Grund in rundlicher Form, die allen Gebäuden der Art eigen ist, gelegt, dann das Holzwerk über- und gegeneinandergefügt und mit dünnen Weiden so durchflochten und verbunden, daß das ganze einem mäßigen Wasserdruck zu widerstehen vermag.

Gewöhnlich soll die Burg aus drei Stockwerken bestehen, von denen das unterste, der Wasserfläche gleiche [1]) auf niedrigen, das zweite auf mittlern, und das dritte auf hohen Wasserstand berechnet ist, sodaß der Bewohner derselben, solange das Wasser im Ufer bleibt, aus dem obersten nicht vertrieben wird. In jedem Stockwerk ist der Boden mit Holz, dieses aber wieder mit Gras, Schilf, Moos, Kräutern, auch wol mit Lehm belegt und der Eingang am Vordertheil angebracht, das ganze Gebäude aber an den Seiten und oben gegen Eindrang des Regens durch gute Ausfütterung und Bedeckung gesichert.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch eine solche kleine Burg ihre Entstehung den vereinten Kräften und Bemühungen eines männlichen und weiblichen Bibers kurz vor und während der Brunftperiode zu verdanken habe.

Daß die Biber in unsern Gegenden bei ihren Burgen Abdämmungen im Wasser anlegen sollten, davon habe ich durchaus von meinen Gewährsmännern nichts erfahren können, auch nie die geringste Andeutung wahrgenommen.

Anmerkung zur vierten Auflage. Ich füge hier folgende genaue Mittheilungen über die sogenannte Biberschwelle bei Anthring im Salzburgischen bei.

Der Biberbau liegt ungefähr 500 Schritt vom Ort Anthring, an einem die Aue langsam durchfließenden Bach. In seiner Nähe führt ein ziemlich stark, namentlich durch Jäger, Holzhauer und Uferarbeiter begangener Birschweg vorbei und über den Bach, ungefähr 30 Schritt vom Bau, ein langer Steg, in dessen Nähe gern Enten einfallen. Die Wasserstauung durch den Bau, die Schwelle, ist circa drei Schuh hoch. Auf beiden Ufern liegen zum Theil fast undurchdringliche Dickichte, mit einzelnen hohen Bäumen untermischt. Oberhalb derselben theilt sich der Bach in ein paar Arme, die in der Aue sogenannte Seichten bilden, durch die Hauptwechsel von Roth- und Rehwild gehen.

Die Biber lassen sich hier nur äußerst selten sehen, und es ist daher dem Jäger auch unmöglich, genau anzugeben, wie stark ihr Bestand ist. Sie schneiden fast nur in den Sommermonaten und im Herbst; kürzlich

---

1) Wenn einige Schriftsteller sagen, die untere Abtheilung stehe immer unter dem Wasser, so gestehe ich gern, daß ich nicht einsehe, wozu sie der Biber benutzen sollte, da sie, seiner Natur nach, für ihn unbewohnbar wäre. W.

(Mai 1864) haben sie angefangen, einen beiläufig zwei Fuß dicken Felberbaum (Silberpappel) anzuschneiden. Das Fällen der Bäume wissen sie meist so einzurichten, daß dieselben quer über den Bach stürzen. Kleine, von ihnen geschnittene und entästete Bäume verwenden sie zu weitern Stauungen des Wassers. Es ist interessant zu sehen, mit welcher Accuratesse sie die Zurichtung der Hölzer betreiben; sie scheinen aber bei ihrer Arbeit selten von großer Ausdauer zu sein, und sie verlassen, wahrscheinlich gestört, das angefangene Werk, um es vielleicht unter günstigern Umständen wieder aufzunehmen. So stehen angeschnittene Bäume oft monatelang, ohne daß man bemerkt, daß die Biber weiter Notiz davon nehmen; zuweilen überlassen sie es auch dem Winde, die angefangene Arbeit zu vollenden.

Der eigentliche Bau mit seinen Röhren ist nicht bekannt; man findet letztere gewöhnlich erst, wenn sie eingestürzt sind. Sie sind aber stets nach der Wasserseite zu. Um die wenigen noch vorhandenen Biber nicht zu beunruhigen, unterläßt man es, genauere Nachforschungen nach dem Bau anzustellen. Diese Thiere werden im anthringer Revier zwar streng geschont, ihr Bau ist aber unweit der bairischen Grenze, und da sie weit auswechseln und ihnen in fremden Revieren von Jägern und insbesondere von Fischern eifrig nachgestellt wird, so ist ihre Vermehrung nur eine äußerst beschränkte.

Eben im Begriff diesen Bogen der Druckerei zu übergeben, erhalte ich nachträglich noch folgende Mittheilungen über die salzburger Biber.

Die k. k. österreichische Handelskammer hat in ihren dem Ministerium für Handel und Gewerbe erstatteten Berichten von 1854 an wiederholt der salzburgischen Biber erwähnt, und hervorgehoben, wie wünschenswerth es wäre, der Hegung dieser Thiere wegen ihres so sehr werthvollen Geils eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die k. k. Statthalterei in Salzburg nahm sich infolge dessen der Sache an und setzte sich, da die linken Ufer der beiden Flüsse Salzach und Saale, an denen sich Biber aufhalten, zu Baiern gehören, mit der k. bair. Regierung darüber ins Einvernehmen. Diese verordnete nun nachträglich zu den Polizeivorschriften vom 4. Juli 1852:

1) Das Fangen und Erlegen der Biber von seiten der Fischer oder Fischwasserpächter sei verboten.
2) Die waidmännische Erlegung der Biber dürfe nur vom 1. October bis Ende Februar stattfinden.
3) Die Ausübung der Jagd auf Biber sei den Jagdberechtigten nur nach dem Jagdgesetz von 1850 gestattet. — Gleichzeitig wurde dem Aufsichtspersonal strengste Ueberwachung zur Pflicht gemacht und den betreffenden Behörden befohlen, gegen jeden Frevel energisch einzuschreiten.

In ähnlicher Weise ist die k. k. Landesregierung vorgegangen und hat

unter anderm verordnet, daß das von den Schiffern von Laufen herkömmlich betriebene Fischen in den Biberschwellen, in den Wassergräben und sogenannten Altwässern der Salzach, sowie in den Auen, wo die Biber ihre meisten Baue haben und sich wegen der dort wachsenden Weiden am liebsten aufhalten, ganz untersagt, auch in den erlaubten Fischwässern das Fischen zur Nachtzeit, welches bisher am häufigsten zum unberechtigten Fang und zum Erlegen der Biber benutzt wurde, hinfort an die Verständigung des Forstpersonals behufs der entsprechenden Ueberwachung geknüpft und den Fischern die Verpflichtung aufgelegt wurde, ihre Fischbitterer (Fischbehälter) den Forst- oder sonstigen Aufsichtsorganen auf jedesmaliges Verlangen vorzuzeigen. Ueberdies stellte die Forstadministration den Abschuß der Biber ganz ein und machte ihn von specieller Bewilligung abhängig, setzte auch auf deren befugte Erlegung ein hohes Schuß- oder Fanggeld.

Diese Verordnungen haben nicht verfehlt, eine wohlthätige Wirkung auszuüben und vorerst wenigstens der gänzlichen Ausrottung der Biber vorgebeugt. In den sogenannten Biberschwellen dürfte ein Stand von 6 bis 8 Bibern angenommen werden.

Der Bau an der Einmündung der Saale ist seit vielen Jahren von den Bibern ganz verlassen und nur noch ein Aufenthalt der Füchse. Es ist allerdings auffallend, daß trotz aller angeführten Vorsichtsmaßregeln und in Betracht, daß der Biber in der Regel jährlich 2—3 Junge wirft, auch angenommen werden kann, daß bei dem erwähnten Stande wenigstens ein Biberpaar jährlich Junge bringe, keine größere Vermehrung stattgefunden hat, besonders da auch seit dem Jahre 1852 kein Biber mehr abgeschossen wurde.

Die Ursache dieser Erscheinung dürfte hauptsächlich in dem Umstand zu suchen sein, daß der Biber oft sehr weit fortzieht (er ist schon im fernen Pinzgau erschienen) und auf seinen langen Wanderungen in den Gegenden, in denen er keines ausreichenden gesetzlichen Schutzes genießt, vertilgt wird.

In den letzten zehn Jahren sind auf forst-ärarischem Territorium fünf Biber erlegt worden; drei davon wurden in den Jahren 1849—51 abgeschossen und zwar im Monat December, zu welcher Zeit zwar der Pelz am besten, das Geil aber am wenigsten und fast werthlos ist, was auch bei diesen drei Bibern der Fall war, die durchschnittlich 18—20 Pfund wogen. Dagegen wurde im Monat Mai 1852 ein starker Biber erlegt, dessen Körper ein Gewicht von 42 Pfund, das Geil allein 31 Loth 27 Quentchen wog. Letzteres wurde mit 18 Fl. Rhein. per Loth bezahlt und gewährte demnach einen Erlös von 509 Fl. Rhein.

Ein zweiter, beiläufig 30 Pfund schwerer Biber wurde im Monat August desselben Jahres verendet gefunden, wie es sich nachträglich ergab,

infolge eines Schlags, den derselbe von einem Wasserarbeiter erhalten hatte. Die Geilensäcke dieses Bibers wogen 18 Loth und wurden wegen angeblich schon geringerer Güte nur zu 8 Fl. Rhein. das Loth, also mit 145 Fl. Rhein. bezahlt.

Obwol der Balg des Bibers im Winter am besten ist und von Hutmachern und Kürschnern gern gekauft wird, auch das Wildbret nicht werthlos ist, so verschwinden doch auch die vortheilhaftesten Erlöse aus diesen Theilen gegen den außerordentlichen Werth des Geils, das vor circa 30 bis 40 Jahren mit 3 Fl. Rhein. bezahlt wurde, heute aber 18 bis 20 Fl. Rhein. das Loth kostet. Der Werth des Bibers hängt nur von der größern oder geringern Menge seines Geils ab, welcher erfahrungsgemäß vom Eintritt der Vegetation und der Saftbewegung des Holzes bis Mitte Sommer am ausgebildetsten ist.

Es ergibt sich daher auch naturgemäß, daß der Biber, um ihn national-ökonomisch am vernünftigsten zu verwerthen, nur in den Sommermonaten (von Mitte Mai bis Mitte August) erlegt werden sollte.

Im vorigen Jahrhundert, zur Zeit des Erzbischofs Hieronymus von Salzburg, stand auf unerlaubte Erlegung eines Bibers eine Strafe von 50 Fl. Rhein., bei Unfähigkeit zu zahlen vier Jahre Milizdienst, oder bei Untauglichkeit zwei Jahr Arbeitshaus nebst Verlust des Gewerbes und Unfähigkeit der Ansässigmachung.

Von den nutzbaren Theilen des Bibers waren damals nur das Wildbret und der Balg zu verrechnen. Das Pfund des erstern galt bis zum Jahre 1801 in der lf. Zerwirksgaden 45 Kr. Der Balg wurde den Hutmachern verkauft. Da das Wildbret in der Folge auch um 30 Kr. nicht an den Mann gebracht werden konnte, so wurde gestattet, dasselbe gegen Empfangsbestätigung an die Klöster der Kapuziner und Franciscaner unentgeltlich abzugeben.

Dagegen bildete das Geil unter allen salzburgischen Regierungen ein observanzmäßiges Jägerrecht des jeweiligen Jagdamt-Vorstandes, und dieses Recht wurde selbst noch durch die Staats-Güter-Administrations-Verordnung vom 11. August 1826 bestätigt, sowie auch bei Wildbret-Verschleiß-Verpachtungen ausdrücklich ausgenommen.

Der vorerwähnte Erlös aus dem Geil der in den Jahren 1852 erlegten zwei Biber kam noch dem dortigen k. k. Forstmeister als Jagdamts-Vorstand zugute. Durch Decret des Finanzministeriums vom 5. November 1854 wurde jedoch dieses Recht aufgehoben und die Verwerthung des Bibergeils zu Gunsten der Aerars anbefohlen, zugleich auch das Abschießen und Fangen der Biber von der oberbehördlichen Erlaubniß abhängig gemacht. T.

§. 7. Schon in den nördlichern Theilen von Europa fangen die Biber, zu gewissen Jahreszeiten wenigstens, gesellig zu leben an, sodaß nach Petri (Esthen und Esthland, I, 106) in Esthland mehrere, obwol nicht viele sich vereinigen. In Rußlands nördlich-asiatischen Provinzen sollen dergleichen Colonien zuweilen aus 50 Mitgliedern bestehen, in Nordamerika aber mitunter bis auf 300 Stück anwachsen.

Sie ziehen sich im Juni oder Juli zusammen, trennen sich aber, oder vermindern sich doch an Zahl gegen die Brunftzeit und leben dann während derselben paarweise, nachher bis zur Wiedervereinigungsperiode meist isolirt (die Weibchen in Gesellschaft ihrer Jungen) in Burgen oder Bauen, wie die unserigen.

Daß die Gesellschaftsbiber (ich werde mich der Kürze wegen dieses Ausdrucks öfter bedienen, wo blos von amerikanischen und überhaupt im Norden gesellig beisammenwohnenden die Rede ist), wenn sie sehr beunruhigt oder gar ihre Burgen zerstört werden, Baue mit Röhren auf dem Land ausführen und lange sich in diesen verborgen halten sollen, ohne das Wasser zu besuchen, erwähne ich zwar, kann aber nicht leugnen, daß es mir unwahrscheinlich ist, weil der Körperbau dieser Thiere es unmöglich macht, daß sie auf dem Trocknen irgendeinem ihrer Feinde, deren es in jenen Gegenden doch so manche gibt, von welchen sie in diesen Verschanzungen aufgesucht werden würden, entrinnen, und weil sie in der That, wie schon gesagt, im wilden Zustand nicht lange das Wasser entbehren können.

Da sie heftigen Leidenschaften durchaus nicht unterworfen und zugleich klug genug sind, der einzigen, welche unter ihnen, wie unter allen vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen, das meiste Unheil anrichten könnte, der Eifersucht, dadurch auszuweichen, daß sie sich früher zerstreuen, als die Periode eintritt, die am ersten sie erregen möchte: so leben sie bei ihrer republikanischen Verfassung ruhiger und einträchtiger, als es bei einer solchen unter uns Menschen der Fall zu sein pflegt.

Uebrigens liefern sie durch die Anlage ihrer Burgen den sprechendsten Beweis, wie viel durch vereinigte, gehörig in Thätigkeit gesetzte Kraft und Anstrengung selbst bei dem Abgang aller künstlich-mechanischen Hülfsmittel ausgerichtet werden kann, wenn man auch alles Unwahre und Unwahrscheinliche abrechnet, was uns ältere und neuere Reisebeschreiber zu erzählen für gut gefunden haben.

Durch die Güte eines verständigen, wahrheitsliebenden Freundes, der mehrere Jahre in Nordamerika zubrachte und vermöge seiner Geschäfte mehr als andere Gelegenheit hatte, Beobachtungen zu machen, befinde ich mich in dem glücklichen Fall, manches Berichtigende hierüber beizubringen.

Er selbst hat, wie er sagt, keine einzige Biberburg an einem Strom,

sondern alle, die ihm zu Gesicht kamen, an Landseen, welche mit einem solchen in Verbindung stehen, gefunden. Ohne nun die Existenz derselben an Flüssen ganz leugnen zu wollen, bestätigt er meine im vorhergehenden Paragraph geäußerte Meinung über die in diesem Fall nothwendige Lage derselben.

Was die Anlage, Ausführung und Form betrifft, so sollen diese gleichfalls in allem mit dem übereinstimmen, was ich am ebenangeführten Ort gesagt habe, nur allerdings weit mehr ins Große gehen.

Obgleich mein Freund persönlich keine von den größten Bauen gesehen hat, so gesteht er doch ein, daß ihm glaubwürdige Männer versichert hätten, solche könnten wirklich zuweilen 24 bis 30′ im Umfang und über 8′ in der Höhe halten, in diesem Fall auch oft 12 und mehrere Bewohner fassen, die, solange sie beieinanderblieben, in ungestörtem Frieden und ungetheilten Gütern lebten. Als Augenzeuge könne er nur von halb so großen und kleinern, also auch weniger starkzählig bewohnten sprechen; dafür habe er aber auch sechs, acht und mehrere nebeneinandergefunden.

Die stärksten Baumstämme, welche sie verbauen, halten nach seiner Angabe 6, 8, höchstens 10″ im Durchmesser. Nie schneiden sie aber auch dort in andern als weichen Holzarten. Und in der That ist das auch sehr begreiflich; denn so scharf auch ihre Schneidewerkzeuge sind, so möchten sie sie doch im harten Holz zu schnell abnutzen. Auch würden sie wegen der Schwere desselben beim Transport mit unsaglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Unstreitig müssen diese Thiere schon beim Fortschaffen der leichtern Stämme des weichen Holzes von der angegebenen Stärke sich nachbarlich beistehen, und zu diesem Zweck aus einer ganzen Gegend sich vereinigen. Und wahrscheinlich dauert diese gemeinschaftliche Arbeit so lange fort, bis das Werk vollendet ist. [1])

Hier verdient auch wol die außerordentliche Reinlichkeit dieser Thiere Erwähnung; denn nie lassen sie Losung da fallen, wo sie wohnen, sei es im Bau oder in der Burg. Selbst der gezähmte Biber thut es, wenn er eingesperrt ist, im höchsten Nothfall nur nahe an der Thür und stößt den Unrath gleich, wenn sie geöffnet wird, über die Schwelle hinaus.

Soviel man auch bisher von den Abdämmungen, welche Biber vor ihren Burgen machen sollen, geschrieben hat, so muß ich doch bekennen, daß ich diesen Thieren zwar einen hohen Grad von Kunstfertigkeit im Holz=

---

1) Die lächerlich lügenhaften Nachrichten einiger Reisenden von gemeinschaftlicher Berathung über die Anlage der Burg, von ausdrücklich angestellten Baumeistern, von Sklavendiensten, welche alte oder überwundene Biber thun müßten, indem sie auf den Rücken geworfen, mit Steinen und Sand befrachtet, zum Wagen dienten, verdienen kaum Erwähnung, viel weniger Widerlegung. W.

wasserbau zugestehe, daß ich mir aber nicht vorstellen kann, warum und wie sie solche zu diesem Behuf anwenden sollen. Denn bei der gewöhnlichen Lage der Burgen am ruhigen Wasser wäre die sehr schwierige Arbeit völlig unnütz. Gleichwol wird in dem Punkt der Mensch vom Thier nicht selten übertroffen, daß es ohne hinlänglichen Grund seine Kraft nicht in Thätigkeit setzt.

Wollte man annehmen, ein solcher Damm sollte dazu dienen, den Strom zu fangen, d. h. machen, daß der Wasserstand vor dem Damm immer eine gewisse Höhe behalte, so wäre dies nicht anders zu bewirken, als wenn er von einem Ufer bis zum andern geführt würde. Und wer, der nur einigen Begriff von der Gewalt und dem Druck des Flußwassers hat und mit den Gegenwirkungsmitteln bekannt ist, kann Thieren es zutrauen, daß sie letztere, welche uns Menschen nur die angewandte Mathematik darbietet, durch Instinct und Fleiß zu ersetzen vermöchten?

Gesetzt aber auch, die Biber hätten keine andere Gelegenheit finden können, Burgen zu errichten, als da, wo der Strom mit Heftigkeit anfällt, gleichwol wäre ihnen ein ruhiger Badeplatz gemüthlich oder unentbehrlich; gesetzt, sie wollten zur Erreichung dieses Zwecks einen Damm, oder vielmehr einen Uferbau stromabwärts führen: wie soll das ausführbar sein? Durch Faschinen und Pfähle? Angenommen, das Thier wäre im Stande, erstere zu binden und gehörig anzulegen, letztere aber hinlänglich zuzuspitzen: welche Hülfsmittel stehen ihm zu Gebote, die Pfähle einzutreiben? Man wird uns doch nicht zumuthen wollen, den Schwanz, oder die Vorderläufe dafür anzunehmen? Könnten hundert Schläge mit solchem Werkzeug bewirken, daß ein mäßiger Pfahl (und es müßten doch starke und lange verwendet werden) nur 3″ tief in die Erde dränge? Wie viel Schläge soll das Thier mit jenem Werkzeug thun können, ohne die gräßlichsten Schmerzen zu empfinden und ohne sich tödliche Contusionen zuzuziehen, da die genannten Theile nur eine $^1/_8$″ starke Schuppen- und Hautbedeckung haben?

Andere Schriftsteller, von denen die meisten so wenig als ich aus eigener Beobachtung sprachen, fühlten die Unmöglichkeit, daß der Dammbau auf diese Weise von Bibern zu bewerkstelligen sei, und sagten, eine solche Anlage bestehe aus aufeinandergelegten Holzstücken, welche mit Zweigen durchflochten, eine Art von Kasten bildeten, der inwendig mit Sand, Erde und Steinen ausgefüllt und oben mit Rasen überlegt wäre. Ohne die Möglichkeit zu untersuchen, das hierzu erforderliche Material geschwind genug herbeizuschaffen, wie sollen die Baumstämme unter der Wasserfläche eines Flusses so lange in gehöriger Richtung erhalten werden, bis sie miteinander verbunden und die Zwischenräume ausgefüllt werden, da die Biber bekanntlich vortreffliche Schwimmer, aber schlechte Taucher sind? Und wenn auch

diese Schwierigkeiten durch die Menge der Theilnehmer am Geschäft zu besiegen wären, könnte das Ganze haltbar sein, wenn es nicht auf allen Seiten mit starken Pfählen verwahrt würde? Daß ich den Bibern die Geschicklichkeit, Pfähle und Palissaden auf dem Land einzugraben und zu verfestigen, nicht ganz abspreche, habe ich schon im vorigen Paragraph gesagt, daß sie aber dies unter dem Wasser nicht im Stande sind, beweist gleichfalls das Unvermögen, lange zu tauchen. Wollte man aber auch annehmen, daß sie sich beständig ablösten, so würde im Strom doch alle Arbeit der Art verloren sein, weil das gegrabene Loch immer wieder verschüttet sein würde, ehe der Pfahl eingesetzt werden könnte.

Aus den angeführten Gründen, und da mein oft erwähnter Freund versicherte, daß er die Kunst, Dämme irgendeiner Art zu verfertigen, an den nordamerikanischen Bibern nicht habe kennen lernen, vergebe man es mir, wenn ich die Existenz solcher Anlagen so lange wenigstens ganz bezweifle, bis ich durch genauere und wahrscheinliche Beschreibung von meinem Unglauben bekehrt werde.

§. 8. Der Biber äset in hiesigen Gegenden vorzüglich die süße junge Schale weicher Holzarten, z. B. der Pappeln, Aspen, Weiden, Haseln u. dgl., in Amerika die des Biberbaums (Magnolia glauca *L.*), der dortigen Esche (Fraxinus americana *L.*), des Storaxsbaums (Liquidambar styraciflua *L.*), des Sassafras (Laurus Sassafras *L.*) und aller Holzarten, welche süßen Gummi enthalten.

Im Sommer verschmäht er überall auch Wurzelwerk von Kalmus, Seerosen und einigen Schilfarten nicht; auch soll er sogar im Herbst wildes Obst annehmen.

Ob es wahr ist, daß man, wie in den „Mémoires de Sarassin" gesagt wird, während des Winters in den Biberburgen einen großen Vorrath von kleingekauter Holzschale finde, und daß der Biber vor Winters frische Baumzweige um seine Burg her unter dem Wasser in die Erde stecke, um sie während desselben zu seinem Unterhalt benutzen zu können, läßt in unsern Gegenden sich nicht ausmitteln. Die letztgedachte Angabe hat allerdings mehr Wahrscheinliches als die erste, da es wol zu glauben ist, daß diese Thiere überhaupt nichts unversucht lassen, um von ihren Burgen und Bauen aus, selbst beim härtesten Frost, einen Einstieg ins Wasser offen zu halten, und da nur frische Holzschale in der Regel von ihnen geäst wird.

An der Mulde habe ich indessen auch im Winter, wenn der Schnee nicht zu hoch lag und die Kälte nicht zu groß war, Plätze im Holz gefunden, wo Biber frisch geschnitten hatten.

Meine Ueberzeugung, daß der Biber nie Fische, Krebse, Krabben u. dgl. raube, kann darum weder durch die entgegengesetzten Behauptungen

achtungswerther Männer, noch dadurch erschüttert werden, daß der gezähmte das alles gekocht frißt, weil man im Magen der wilden nie Gräten findet, weil er keine Fänge wie andere Raubthiere hat, und weil endlich kein anderes Nagethier etwas dergleichen genießt. [1])

§. 9. In unsern Gegenden sind blos Hunde und Fischottern für Feinde des Bibers anzusehen; doch können beide ihm unmittelbar nicht gefährlich werden, im Gegentheil haben sie Ursache, sich vor ihm zu hüten, wenn bei seiner Ueberlegenheit an Stärke und Waffen der Fall sich nicht umkehren soll. Im Norden von Europa hat er hingegen Grund, die Nachstellungen der Bäre, Wölfe, Luchse und des Vielfraßes, in Nordamerika die der Wolverene zu fürchten.

Deshalb macht er dort seine Burg von der Landseite her unzugänglich, entfernt sich nie weit vom Ufer und geht nicht anders als in Gesellschaft der Aesung nach. Da, wo mehrere zu schneiden anfangen, werden Wachen ausgestellt, und ein einziges warnendes Zeichen von seiten dieser macht, daß alle augenblicklich dem Wasser zueilen und über Hals und Kopf hineinfahren.

§. 10. Ueberall, wo diese Wildgattung nicht häufig ist und, wie bei uns, isolirt in Bauen lebt, kann nur der Schade in Anschlag gebracht werden, welchen sie der Aesung halber dem Holz zufügt. Gleichwol ist für holzarme Gegenden schon dieser beträchtlich genug, um ihrer Vermehrung nicht zu weite Schranken zu setzen.

Unbeschreiblich aber müssen die Verwüstungen sein, welche die Gesellschaftsbiber anrichten, wenn man nicht nur ihren Holzbedarf zur Aesung, sondern auch den zur Erbauung und Unterhaltung der Burgen in Anschlag bringt.

Dieser Schade auf einer und die vortheilhafte Benutzung auf der andern Seite machen, daß dort vorzüglich jeder gute Jäger den höchsten Grad von Emsigkeit anwenden wird, sobald sich ein Biber angibt, seiner habhaft zu werden.

Da mehrere Körpertheile desselben im hohen Werth stehen, so läßt sichs leicht begreifen, daß die Bibercompagnien (deren eine, die englische, vom Prinzen Ruprecht errichtet, eine zweite, die russische, in Archangel etablirt, und eine dritte, die unter dem Namen der Compagnie von Canada bekannt ist) um so vortheilhaftere Geschäfte machen müssen, da ihnen das Unheil, welches diese Thiere anrichten, auf keine Weise zur Last fällt, und da in manchen Gegenden die Biber sich in erstaunlicher Menge finden, sodaß z. B. an der Hudsonsbai in kurzer Zeit 50000 Stück [2]) erlegt werden konnten.

---

1) Ratten und Mäuse fressen aber leidenschaftlich gern Fische und Krebse, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. T.

2) Vgl. Jester, Ueber die kleine Jagd, V, 87. W.

Der größte Handelsvortheil wird vom Vertrieb der Bälge gezogen. Unter diesen zeichnet man vorzüglich die frischen oder moskowitischen aus, welche von Bibern, die im Winter erlegt wurden, genommen, am reichsten und festesten mit Haaren besetzt sind. Diesen folgen im Werth die getrockneten magern, welche von Bibern gestreift, die man im Sommer fing, kürzeres und weniger dichtstehendes Haar haben. Noch geringer achtet man die fetten, die durch den Gebrauch, den die Wilden davon zu Bettdecken oder Kleidungsstücken, welche sie auf dem bloßen Leib trugen, gemacht haben, gleichsam eingeölt sind.

Unter allen werden die nordamerikanischen [1]) am meisten gesucht, am wenigsten die von unsern Grubenbibern, d. h. solchen, die stets in Bauen leben, weil sie, mit allen nördlicher und in Burgen wohnenden Gesellschaftsbibern verglichen, weniger dichtes und langes Haar haben.

Die obenerwähnten frischen oder Winterbälge kommen ausschließlich in den Rauchhandel. Man verarbeitet sie zu Mützen, Müffen und andern Verbrämungen. Schon die schwarzen werden theuer bezahlt; sehr hoch im Preise stehen die höchst seltenen weißen.

Aus dem zarten, seidenartigen kürzern Haar allein, welches die andern genannten Sorten hergeben, verfertigt man feine Strümpfe, Tuch, Handschuhe, und wenn dieses mit langem vermischt ist, vorzüglich die sogenannten Kastorhüte. [2]) Zu dieser Fabrikation sind die von den Wilden präparirten Bälge, welche von ihnen getragen und von welchen die langen Haare durch anhaltenden Gebrauch abgestoßen worden, die besten.

Aus dem langen Haar allein macht man auch in eigenen Fabriken Malerpinsel.

Gegerbte Biberhäute werden zu Kofferüberzügen, Pantoffeln u. dgl. gebraucht.

Das Bibergeil wird von den Apothekern, zum Theil auch von Materialisten gut bezahlt. Das beste und reinste [3]) kommt aus Rußland.

---

1) Aus den Pelzdistricten Nordamerikas wurden an Biberfellen in Handel gebracht:

1831	126944	Stück.
1834–35 . .	88598	»
1835–36 . .	64495	»
1848	21349	»

Wappäus, Handbuch der Geographie und Statistik, S. 360.

Aus diesen interessanten Zahlenangaben sieht man die ungeheuere Verminderung der Biber in Nordamerika, da im Jahre 1848 mehr als 105000 Felle weniger im Handel kamen als im Jahre 1831.

Im Jahre 1852 war der Ertrag an Biberfellen in den russischen Besitzungen im Stillen Ocean etwas geringer als im Jahre 1851 und betrug 13300 Stück. An Bibergeil wurde in diesem Jahre (1852) ausgeführt 248 Pfund. (Petermann, Mittheilungen u. s. w., 1856, S. 487.) T.

2) Es gibt viertel, halbe und ganze. Zu letztern kommt nur ein Zusatz von Vigognewolle; bei den andern beiden Sorten wird der aus gemischter Hasen- und Schafwolle bereitete feinere oder gröbere Filz nur mit einer dünnen Lage von Biberhaaren überzogen. W.

3) Nicht selten wird es mit Harzarten verfälscht. Das echte zeichnet sich durch stärkern Geruch, schwereres Gewicht, auch durch kleine daranhängende Häutchen und Fasern aus. W.

Noch jetzt verordnen es die Aerzte als ein nervenstärkendes, krampf- und schmerzstillendes Mittel.

Auch der Jäger verwendet es, wie man im Verfolg dieses Werks öfter zu bemerken Gelegenheit finden wird, beim Rauchwerksfang zu mancherlei Witterungen, wozu jedoch, wie oben (§. 3) bemerkt wurde, die in den untern Beuteln befindliche ölige Flüssigkeit bessere Dienste leistet.

Das Wildbret wird von den katholischen Glaubensgenossen als Fastenspeise eigens zubereitet und geschätzt, sonst aber auch von mehrern europäischen, asiatischen und amerikanischen Völkerschaften theils frisch gebraten, theils geräuchert und getrocknet (bukanirt) gern gegessen. Der Geschmack der Vordertheile bis zu den Nieren soll Aehnlichkeit mit dem des Dachswildbrets haben, die Hintertheile aber wie Fisch riechen und schmecken. [1])

Der Schwanz, welcher oft drei bis vier Pfund wiegt, nebst dem kahlen Theil der Hinterläufe wird für einen Leckerbissen gehalten und von Liebhabern bis zu drei Thaler bezahlt. Aus ersterm sollen die Wilden ein bei allen äußern Verletzungen vorzüglich heilsames Oel ziehen.

Das ausgeschmolzene Fett wenden die russischen und polnischen Aerzte, wie man sagt, mit gutem Erfolg gegen Nervenkrankheiten, Krämpfe und Gliederreißen an.

Die Knochen des Bibers sind außerordentlich hart, weiß von Farbe und nehmen so schöne Politur an, daß sie zu mancherlei Drechslerarbeiten u. dgl. mit Nutzen angewendet werden könnten, wenn man sie uns häufiger zuführte und die Handwerksleute Veranlassung erhielten, Proben damit zu machen.

Die Schneidezähne werden bei uns zum Vergolden und Glätten, von den Wilden aber statt der Messer, Meißel und Bohrer gebraucht.

§. 11. Die Tritte, welche der Biber mit den Vorderläufen macht, sind denen des Hundes nicht unähnlich; nur stehen die Zehen und Krallen in denselben weiter auseinander und die Ballen sind nicht so tief eingedrückt. Die der Hinterläufe stellen sich fast ebenso dar wie der Abdruck eines Schwanen- oder Gänsefußes.

Die Spur oder die Stellung der Tritte von allen vier Läufen zusammengenommen ähnelt der der Flußotter; nur die Hinterlauffährten stehen breiter auseinander, sehr einwärts und zeichnen ihre Form noch genauer ab.

§. 12. In Gegenden, wo es Gesellschafts- oder doch burgbewohnende Biber gibt, scheinen mir Hunde, welche in allem den Otterhunden gleichen, auch auf eben die Art abgerichtet werden, zum Betrieb der Jagd unentbehrlich. Um hier nicht zu weitläufig zu sein, verweise ich den Leser auf

---

1) Letzteres ist mir nur vom Schwanz bekannt. W.

das Kapitel über die Fischotter. Dort wird er gleichfalls sich über die Beschaffenheit und Anwendung der Bibernetze und Biberhamen Raths erholen können. Nur glaube ich noch hinzufügen zu müssen, daß es wohlgethan sein möchte, wenn man noch stärkere Leinen zum Gemäsch nimmt, als beim Otternetz, am Ende des Küttels oder Sacks einen zwei bis drei Pfund schweren Stein (der an jenem nicht nur unnöthig, sondern auch schädlich sein würde) und zunächst desselben einen eisernen Ring anbringen läßt, und endlich, wenn man, sobald das Netz gestellt ist, an einem am Ufer befindlichen Pfahl eine hinlänglich lange, dünne Leine befestigt, solche hierauf bis zur Mitte des Küttels führt, dort ringsum durch die Maschen, dann durch den am Ende befindlichen vorher erwähnten Ring und wieder ans Land zieht.

Auch die Jagd mit diesen Netzen und Hamen wird in Flüssen oder Gewässern, welche nicht zu breit sind, um völlig von einem Ufer zum andern durchzustellen, auf eben die Weise, wie man sie am vorbesagten Ort beschrieben findet, ausgeübt; dabei aber ergreift einer von den beim Netz am Ufer angestellten Männern die vorher erwähnte Zugleine, um, sobald er am Rucken fühlt, daß der Biber am Ende des Küttels ist, augenblicklich sie anzuziehen, damit der Zipfel, in welchem der Biber liegt, sich umschlägt und der Sack sich zuzieht. Es möchte nicht gut sein, Männer an die Küttel zu stellen; desto mehr muß aber vom Ufer hinzugeeilt werden, wenn sich ein Biber gefangen hat, um ihn todtschlagen oder mit der im folgenden Paragraph zu erwähnenden Gabel todtstechen zu können, weil er sich gern durchschneidet.

Wo der Fluß oder das Wasser zu breit wäre, um ganz durchstellen zu können, oder wenn man zwei Waten nicht besäße, würde man, wo möglich, vor der ganzen Bucht, in welcher sich die Burgen und Baue befinden, die abgejagt werden sollen, das Netz vorziehen, oder wenn es auch dazu nicht hinreichte, in möglichster Stille einen Bogen vor den Burgen stellen müssen. Doch glaube ich fast, daß unter diesen Umständen große Hamen noch bessere Dienste thun würden, weil man mit solchen sich leichter von der Landseite an die Burg schleichen und den Hamen vorhalten könnte.

Daß die Hunde nie eher gelöst werden dürfen, bis alles Zeug gehörig in Ordnung ist, versteht sich.

Der Biber soll auch in eine Reuse gehen, welche wie eine Fischreuse, nur stärker und von fichtenen Aesten gemacht ist, und in der ein Köder von grünen aspenen Knospen steckt.

Der Fallnetze, welche Döbel in Vorschlag bringt, erwähne ich nur beiläufig, um zu erklären, daß ich sie deshalb nicht für anwendbar halte, weil der Biber sich nie (auch in der Nacht nicht) weit genug vom Ufer entfernt,

um sie, ohne ihn rege zu machen, stellen zu können. Wie sie aber im Wasser fangbar angebracht werden sollten, begreife ich nicht.

§. 13. In seichten, klaren Gewässern, an deren Ufern sich Burgen befinden, soll auch, wie man sagt, der sogenannte Biberstich ganz im Freien ohne Netz ausführbar sein, indem sich eigens darauf geübte Männer, mit dreizinkigen eisernen, an den scharfen Spitzen mit Widerhaken versehenen, an hölzernen Stielen befestigten Gabeln bewaffnet, an die Ausgänge der Burgen schleichen, hier abwarten, bis die Hunde die darin befindlichen Biber rege machen und die heraus ins Wasser fahrenden anspießen. Ob man etwa an den Gabelstielen Leinen befestigt, um den verwundeten (weil die an den Zinken befindlichen Widerhaken machen, daß er nicht loszukommen vermag) bis zur völligen Ermattung daran fortgehen zu lassen, kann ich nicht sagen, sollte aber meinen, daß dadurch der Fang erleichtert würde. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß der Stich von vorn nie angebracht werden kann. Auf jeden Fall gehört zu dieser sonst sehr einfachen Jagd viel Gewandtheit und Geschicklichkeit.

§. 14. In unsern Gegenden, wo man selten mehr als einen Biber auf einmal zu sehen erwarten darf, verspricht um so sicherer bei mondhellen Nächten und gutem Wind der Anstand, mit einer mit Schrot Nr. 0 oder Posten geladenen Flinte, einen glücklichen Erfolg, weil diese Thiere, solange sie ungestört bleiben, fast täglich auf dem nämlichen Ort aussteigen, um zu schneiden. Nur verberge man sich gut, stehe unbeweglich still, lasse sie erst einige Schritte aufs Land heraus und halte auf den Kopf. Das Schießen im Wasser ist mislich, weil man da nichts als die Nase erblickt. Hat nun das Wasser vollends viel Tiefe, so geht nicht nur das Geil fast immer verloren, weil beim Aufsuchen mit Haken u. dgl. es sich nicht selten ereignet, daß man den Biber beim Herausziehen am Hintertheil faßt, sondern man büßt zuweilen auch das ganze Thier ein.

Am öftersten wird er im Frühjahr beim Eisgang und sonst bei großen Ueberschwemmungen an den Zufluchtsorten, welche er dann nach §. 5 dieses Kapitels sucht, geschossen.

§. 15. Insofern die Hauptsache bei allem Rauchwerksfang, Reinlichkeit, gehörig wahrgenommen wird, ist der Fang mit dem Tellereisen [1]) das sicherste Mittel, des Bibers habhaft zu werden.

Witterungen nimmt er, soviel ich weiß, eigentlich nicht an; doch ist

1) Döbel rühmt vorzüglich beim Biber und der Otter das Stangeneisen. Ich kenne dieses zwar, doch nicht ganz genau, weiß aber, daß das Stellen mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden und so wenig als der Mechanismus des Ganzen durch Worte und ohne Zeichnung zu versinnlichen ist. Ein gutes Tellereisen ist jedoch zur Erreichung des Zwecks vollkommen hinreichend. W.

es nützlich, das ganze Eisen vor dem Legen tüchtig mit aspenen oder haselnen Knospen abzureiben.

Das ganze Verfahren beim Legen bleibt übrigens dasselbe wie beim Otterfang.

Auch hier ist es sicherer, das Eisen unter Wasser zu bringen; mangelt dazu die Gelegenheit, so wird es doch so nahe als möglich vor den Ausstieg gelegt, auch täglich an den Seiten und nach dem Lande zu mit frischen, nicht mit bloßen Händen angegriffenen, mit einem sehr reinlichen Messer abgeschnittenen weidenen oder aspenen Zweigen umstreut. Nur glaube man hier nicht dem Sprichwort: Viel hilft viel!

Uebrigens muß das Eisen vorzüglich gut sein und wenigstens eine sehr starke Feder haben.

§. 16. Kommt der Biber auf irgendeine Weise noch lebend in die Gewalt des Jägers, so wird er am leichtesten durch einen derben Schlag auf die Nase (versteht sich mit irgendeinem harten, mehr schmal- als breitkantigen Werkzeug) zum Enden gebracht, oder, selbst nach der angenommenen Jägerterminologie, todtgeschlagen.

Vorzügliche Aufmerksamkeit hat der Jäger sofort darauf zu verwenden, daß das Geil nicht ganz oder zum Theil nach innern Theilen übergehe und dadurch, den Geldverlust ungerechnet, dem Wildbret und selbst dem Schwanz seinen widrigen Geschmack mittheile.

Erlauben es daher die Umstände, so schärfe man auf der Stelle vorsichtig und rasch, den Biber auf die Seite gelegt, die Haut an den Keulen bis über die Geilensäckchen auf und unterbinde die letztern fest. Ist dies zur Nachtzeit nicht möglich, so sorge man beim Nachhauseschaffen dafür, daß der Hintertheil tiefer als der Kopf liege, verfahre dann wie vorher gesagt, und löse die vorher unterbundenen Geilenhübel sogleich aus, aber auch mit Behutsamkeit, um durch Verletzung derselben nicht Schaden zu leiden.

Wenn dies bewerkstelligt worden, schärft man den Schwanz ab und benimmt sich hernach beim Streifen gerade so wie bei den Raubthieren.

Viertes Kapitel.

Der gemeine Eicher oder Eichhorn.

Sciurus vulgaris *L.* [1])

§. 1. In Rücksicht der Jagd-Kunstsprache bemerke man folgende Abweichungen von der bei andern zur niedern Jagd gehörigen Haarwildarten angenommenen:

Der Schwanz behält bei einigen Jägern diesen Namen, bei den meisten heißt er Fahne.

Für Begattung ist mir kein anderer Ausdruck bekannt, ich werde diesen daher beibehalten.

§. 2. Im gemeinen Leben wird dieses Thierchen seiner Zierlichkeit und Kleinheit wegen Eichhörnchen, zuweilen auch Eichkätzchen genannt.

Es gehört zur Familie der Eichhörner (Sciurinae), der Ordnung der Nager (Glires).

§. 3. Unser gemeiner Eicher, der in allen waldigen Gegenden Europas und des nördlichen Asiens vorkommt, mißt 8 bis 9″ vom Kopf bis zur Wurzel des Schwanzes; der zuletzt genannte Theil aber allein genommen ist um 1″ länger als der übrige Körper. Die Höhe beträgt am Vordertheil $3\frac{1}{2}$ bis 4″.

Der Kopf ist dick, an den Seiten plattgedrückt, nach der Schnauze zu gespitzt, die Stirn flach, die Nase hochstehend, die Oberlippe beträchtlich länger als die untere. Letztere bedeckt die Vorderzähne nicht ganz.

Wie bei allen Nagethieren findet man vorn sowol in der Ober- als in der Unterkinnlade zwei keilförmige, äußerst scharfe Schneidezähne, von denen die untern schmäler, spitziger und länger als die obern sind. Solange das Thier lebt, behalten die an der vorwärtsgekehrten Seite pomeranzenfarbenen Schneidezähne sämmtlich eine gewisse wankende Beweglichkeit vor- und hinterwärts, auch nach den Seiten; sobald es aber verendet, hört diese auf.

Außerdem findet man in der obern Kinnlade fünf, in der untern vier zum Theil geriefte Backenzähne.

Die Lippen sind mit kurzen, steifen, weißen Haaren besetzt; der Nase zur Seite stehen fünf Reihen schwarzer, langer Barthaare; über den großen,

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. I, Bd. 1, Kap. 26. v. Wildungen, Taschenbuch, 1808, II. Oken, Zoologie, Abth. 2, S. 859 fg. Jester, Kleine Jagd (3. Aufl.), I, 275. W.

hervorstehenden, schwarzbraunen (fast schwarzen), mehr nach den Lauschern als nach der Nase zu gerichteten Sehern noch einige einzelne, etwas weniger lange, von gleicher Farbe. Die Lauscher selbst sind eigentlich weniger lang, als sie es durch die an den Spitzen sich emporsträubenden Haarbüschel zu sein scheinen. Der Hinterkopf ist erhaben gewölbt, der Hals kurz, der Leib schlank, der Rücken, wenn das Thier sitzt, sehr, wenn es läuft, nur wenig gekrümmt.

Die fächerförmig mit langen Haaren besetzte Fahne legt es im Sitzen fast gerade am Rücken hinauf, im Laufen aber streckt es sie von sich weg.

Die kurzen Läufe, von denen die hintern die vordern an Länge noch übertreffen, gehen in langen, starken Zehen und breiten Fußsohlen aus. An den Vorderläufen findet man vier mit scharfen, langen, grauen Krallen besetzte fingerartige Zehen nebst einem stumpfen Daumen, an den hintern fünf gleich scharf bewaffnete Zehen.

Mit den langen Fersen berührt das Eichhorn bei jedem Sprung den Boden. Es kann daher wie alle Nagethiere auf den Hinterläufen aufgerichtet sitzen, zwischen den Vorderzehen aber etwas halten und sogar schnell wenden und drehen. Sein ganzer Bau ist zum Springen und Klettern eingerichtet. Beides wird durch die stark ausdünstenden, immer feuchten Fußsohlen sehr erleichtert.

Das Haar ist ziemlich lang und weich, am gemeinen Eicher von der Wurzel an aschgrau, nur an der Fahne mit etwas Weiß gemischt; die übrigen zwei Drittheile der Länge desselben sind — die Kehle und den Bauch, wo es weiß, und die Schnauze nebst den Augenlidern, wo es weißgelb erscheint, ausgenommen — feurig braunroth gefärbt. Im Winter geht weiter nach Norden zu das Braunroth völlig in Grau über; bei uns wird es nur mit Aschgrau und Weiß gemischt. Bei sehr alten Thieren ist dies zu allen Jahreszeiten der Fall; doch bleiben an ihnen im Sommer die Fahne, die Läufe nebst den Büscheln an den Lauschern wie an den Jungen gezeichnet.

In unsern Gegenden findet man folgende Farbenvarietäten:

1) Das schwarze Eichhorn, welches auf dem Thüringerwald nicht so gar selten ist; 2) das schwarzbraune, ebenfalls dort und schon in der Gegend von Eisleben anzutreffende; 3) das immer aschgraue, bei uns sehr rare.

Aus der Vermischung dieser Varietäten untereinander und mit dem gemeinen sollen zuweilen noch andere hervorgehen, z. B. Eichhörnchen, welche überall grau und nur längs des Rückens mit einem rothen Strich gezeichnet sind; braunrothe oder schwarze, weißgescheckte. Auch sah Bechstein am Reinhardtsbrunnen im Gothaischen ein rothes mit weißer

Fahne. Endlich fand man zuweilen auch weißgelbe und weiße, von denen einige rothe Seher hatten, aber nie anders als ganz jung im Nest. Wahrscheinlich sind dies Kakerlaken, d. h. (wie die Albinos, oder weiße Mohren) Geschöpfe, bei denen diese unnatürliche Farbenveränderung eine kränkliche Organisation anzeigt. Weder bei Menschen noch bei Thieren läßt sich unter solchen Umständen Gedeihen erwarten. [1])

Ungeachtet seiner kurzen Läufe ist doch das Eichhorn nichts weniger als langsam. Auf der Erde bewegt es sich nie im Schritt oder Trabe, sondern immer in größern oder kleinern Sprüngen vorwärts. Außerordentlich ist seine Geschicklichkeit im Klettern. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit fährt es an dem glattesten Baumstamm ein großes Stück, ja, bis in den äußersten Gipfel, ohne abzusetzen, hinauf. Von da aus thut es oft von freien Stücken 14 bis 16′ weite Sätze bis auf einen der benachbarten Bäume. Dabei scheint ihm die langbehaarte und doch so leichte Fahne gute Dienste zu leisten; denn man hat Versuche gemacht, diese halb wegzuschlagen, und nicht halb so weit konnte das verstümmelte Geschöpf nachher springen. Aber auch im natürlich gesunden Zustande springt das Eichhorn nicht gerade aus, sondern immer etwas abwärts, sodaß es gegen den Ast, wo es den Anlauf nahm, gerechnet, allemal auf einem niedrigern des benachbarten Baumes ankommt. Erreicht es nur die äußerste Spitze desselben, so faßt es diese so schnell und fest, daß das Schwanken des Zäckchens ihm nie gefährlich wird; im Gegentheil läuft es schnell auf demselben hin, auch mit gleicher Gewandtheit Baum an und Baum ab.

Zwar liebt dieses kleine niedliche Thierchen das Wasser eigentlich nicht, dessenungeachtet aber wird ihm im Nothfall das Schwimmen nicht schwer. Daß es sich dabei eines Spanes statt eines Fahrzeugs und der Fahne statt des Segels bediente, oder daß es sich auf den Rücken lege, und die Fahne, Gott weiß zu welchem Behuf, ins Wasser hängen und so sich forttreiben ließe, ist gänzlich unbegründet, so oft man es auch in Schriften erzählt und wiedererzählt hat. Mehr als einmal habe ich sie auf die natürlichste Art, wie jedes andere vierfüßige Säugethier, durch Flußwasser schwimmen sehen. Leugnen will ich deshalb nicht, daß der Eicher, wenn er im Strom ein Stückchen Holz, welches ihn tragen kann, erreicht, sich desselben vielleicht zum Ausruhen bedient und sich darauf forttreiben läßt. Wie oft sieht man bei starken Eisfahrten andere Thiere auf Schollen sitzen; wem würde es aber

---

1) Ueberall, wo die Eicher vorkommen, gibt es Varietäten, die von der bekannten Grundfarbe ins Dunkle und Lichte alle möglichen Schattirungen zeigen. Einen der schönsten erlegte ich vor wenigen Jahren; er war blaßgelb, die vordere Hälfte der Fahne schneeweiß. T.

je einfallen, zu glauben, daß sie diese als bequemes Vehikel ansähen? Nothbehelf ist es gewiß in beiden Fällen, weiter nichts.

Sitzt das Eichhörnchen ruhig und ungestört, so hört es fast nicht auf sich zu lecken und zu putzen. Dies sowol als die Bemerkung, daß man nie in seinem Ruhelager oder Nest, sondern unten am Baumstamm, auf welchem jenes sich befindet, Losung findet, zeugt für seine ungemeine Reinlichkeit.

Zeichnen sich an ihm schon die Sinne des Gesichts, Gehörs und Geruchs durch scharfe Organisation aus, so scheint doch die Vorempfindung von stürmischer Witterung, welche es durch seine Unruhe, durch den dann auch ohne andere Veranlassung oft wiederholten Laut, durch theilweises oder gänzliches Verschließen seiner Wohnung, zu Tage legt, zu beweisen, daß der Sinn des Gefühls jenen an Feinheit wenigstens nicht nachsteht.

So leicht es ist oder scheint, diese Thierchen zu zähmen, wenn man ihrer in der frühesten Jugend habhaft wird, so freundlich sie sich in der Folge auch stellen, so bleiben sie doch, vorzüglich während der Begattungszeit, boshaft und tückisch. Ihre Bisse sind nicht nur sehr schmerzhaft, sondern sogar oft gefährlich.

List und Verschlagenheit, womit die Natur sie nicht stiefmütterlich ausstattete, sprechen sich durch die Maßregeln aus, welche sie zu ergreifen pflegen, wenn es auf Rettung durch Flucht ankommt. Werden sie eines wirklichen oder vermeinten Feindes gewahr, so eilen sie blitzschnell dem höchsten der umstehenden Bäume zu, fahren fast immer auf der entgegengesetzten Seite bis in die erste Zwasel [1]) hinan, kommen da höchstens nur mit dem Köpfchen zum Vorschein, gehen, wenn sie noch nicht sicher zu sein glauben, bis auf den höchsten Gipfel fort, drücken sich platt auf einem Ast dicht am Hauptstamm, hängen sich, immer der Gefahr soviel als möglich ausweichend, am Hauptstamm an, oder eilen, sobald sie sich unbemerkt wähnen, von einem Baum zum andern springend, davon.

Es gibt wenige Säugethiere, welche so immerwährend munter wären und so kurze Zeit auf einer Stelle blieben, als der gemeine Eicher während der mildern Jahreszeit und bei leidlicher Witterung. Desto ruhiger verhält er sich bei stürmischem Regenwetter und im Winter.

Sein dreifach verschiedener Laut bezeichnet genau die Stimmung, in welcher er jedesmal sich befindet. Freude und Begattungstrieb drückt er durch ein gewisses Pfeifen aus, Furcht und Schreck durch ein sonderbares, fast wie Duck, duck, duck! ertönendes Gluchzen, Zorn und Schmerz durch Murren und Zischen.

Gezähmte überleben selten das sechste oder siebente Jahr.

---

1) Der Ort, wo mehrere Aeste sich vom Hauptstamm ausbreiten. W.

§. 4. Die Begattungszeit der ältern Eicher fängt im März, die der jüngern etwas später an. Wo diese Thierchen häufig sind, versammeln sich dann oft zehn und mehr Männchen bei einem Weibchen, deren lauter Zwist gar bald in Thätlichkeit übergeht.

Ob nur dem Tapfersten unter ihnen der Minnesold zutheil wird, oder ob das Weibchen vielleicht, während die übrigen um seinen Besitz kämpfen, mit einem erkorenen Liebling entflieht, läßt sich ebenso wenig bestimmen, als es uns interessiren kann; aber soviel ist gewiß, daß das zärtliche Pärchen, wenigstens bis nach erfolgter Befruchtung, sich gegenseitig eheliche Treue beweist.

Das Weibchen geht vier Wochen tragend. Während dieser Zeit füttert es ein gut verwahrtes Nest mit Moos recht weich aus und bringt in demselben drei bis sieben Junge [1]), welche acht bis neun Tage blind und schwarzbräunlich gefärbt sind. Sie werden vier Wochen gesäugt. Die nächstfolgenden 14 Tage hindurch, während welcher die junge Familie auch schon auf den das Nest umgebenden Aesten spielend herumklettert, wird sie von der Mutter mit Aesungsmitteln versorgt, dann aber trennt sich alles, und jedes Individuum muß selbst für seinen Unterhalt sorgen.

Bechstein sagt, die alten Weibchen begatteten sich nachher oft zum zweiten mal, sodaß man im Juli und August wieder Junge in den Nestern fände; ja, er will sogar in Jahren, wo es viel Nadelholzsamen gibt, Beispiele eines dritten Geheck's erlebt haben.

Nur soviel weiß ich aus eigener Erfahrung, daß kräftigere und überflüssige Frühjahrsäsung die Zahl der Jungen eines Wurfs vermehrt. Diese sind im nächsten October völlig ausgewachsen und im folgenden Frühjahr fortpflanzungsfähig.

§. 5. Gewöhnlich leben die Eichhörnchen in Wäldern, vorzüglich gern in Schwarzhölzern, überall am liebsten in trockenen und schattigen Gegenden; denn Nässe und drückender Sonnenschein ist ihnen zuwider. Wenn manche Obstsorten und Nüsse aller Arten reifen, besuchen sie jedoch auch nahegelegene Gärten.

Da sie nur zu gewissen Zeiten einige Aesung auf der Erde und dann ebenso viele und bessere auf den Bäumen und Sträuchern finden, so leben sie meistentheils in der Höhe. Selten springen sie indessen, wenn es nicht um zu entfliehen geschieht, von einem Baum oder Strauch zum andern, sondern sie steigen bei voller Ruhe gemächlich an einem Schafte herab,

1) Nach der Versicherung meines oben (Kap. 1, §. 3, Anm.) gedachten Verwandten und Freundes brachte ein zu Neuyork mit einem Männchen im Käfig unterhaltenes Weibchen 24 Junge auf einmal. (??!) W.

hüpfen dann auf der Erde fort bis zu einem benachbarten, und klettern absichtlich oder zum Spaß an diesem wieder hinauf.

Man will bemerkt haben, daß jedes Eichhörnchen wenigstens vier Nester habe, in welchen es wechselsweise ruhe. Zum kürzern Aufenthalt benutzt es verlassene Elster-, Krähen- und Raubvogelhorste, wie sie sind; zum Nachtquartier, zum Schutz gegen üble Witterung und Kälte, und zum Heckenest hingegen werden gewöhnlich nur die vorgefundenen Materialien verwendet, das Ganze aber neu erbaut.

Ein solches Nest wird gewöhnlich in eine Zwasel, dicht an den Hauptstamm des Baumes gestellt. Der Boden desselben ist den Vogelnestern gleich geformt, oben aber erhält es eine Haube. Der Haupteingang ist vom Schafte abwärts, fast immer gegen Morgen gerichtet und gerade nur so groß, daß das Thierchen gemächlich hineinschlüpfen kann; ein etwas kleineres Fluchtloch hingegen wird gewöhnlich dicht am Schafte gelassen.

Fällt Regen oder stürmisches Wetter ein, so eilt jedes Eichhörnchen seinem auf diese Weise bereiteten Schutzort zu, verstopft den Haupteingang, im Nothfall auch wol das Fluchtloch, und wartet ruhig bessere Zeiten ab.

Im Winter schläft es viel, jedoch nicht anhaltend, erstarrt auch nicht und kommt aus seinem Schlupfwinkel hervor, so oft es vom Hunger sich gequält sieht.

§. 6. Die Aesung unserer Eicher besteht der Jahreszeit nach in Tannen-, Kiefern- und Fichtensamen, welchen sie geschickt aus den Zapfen auszumachen wissen; in Knospen der mehresten Holzarten, vorzüglich der Kiefern [1]), von denen sie im Winter die jüngsten Triebe am letzten Quirl abbrechen, um die Knospen zu erlangen; in der Schale der schwächsten frischen Reiser von alten Birken; in Heidel- und Preiselbeerblättern; in den Kernen der meisten Beerenarten; in Ahorn- und Masholdersamen. Auch nehmen sie manche Obstsorten, besonders Süßbirnen an, lieben aber ganz vorzüglich alle Nüsse, nicht zu harte Obststeine, Eicheln, Bucheckern und einige Pilzarten.

Mit Unrecht gibt ihnen Buffon schuld, sie raubten auch Vögel; häufige Versuche an gezähmten haben das Gegentheil erwiesen. Aber das glaube ich nicht verhehlen zu dürfen, daß ich einigemal frische Eierschalen am Stamm eines Baumes, das Eichhörnchen aber oben im Nest fand. Ob sie nun im wilden Zustand die Vogeleier ausschlürfen, wie ich es von einem gezähmten gesehen habe, mag ich nicht entscheiden [2]), bin aber eher geneigt

---

1) Der Genuß derselben, sowie der des Nadelholzsamens, macht, daß die Losung der Schwarzholz bewohnenden Eichhörnchen, welche viel harzige, ölige Theile enthält, aufs Feuer geworfen, hell aufbrennt. W.

2) Ein solcher einzelner Fall beweist um so weniger etwas, da die gezähmten auch gekochtes Fleisch fressen, die wilden nie. W.

zu glauben, daß sie solche nur darum aus dem Neste werfen, um es für sich einzunehmen.

Beim Aesen zeigt jede ihrer Mienen und ihr ganzes Benehmen einen hohen Grad von Wohlbehagen an. Auf den Hinterläufen allein sitzend, erheben sie alles, vorzüglich ihr Leckergericht, Nüsse, ungemein behende zwischen den Vorderzehen und führen es so der Schnauze zu. Unbegreiflich ist es beinahe, wie schnell unter fortwährendem Drehen der Nuß mit den Schneidezähnen ringsum ein Kerb bis auf den weichen Kern geschnitten und dann die harte Schale weggeworfen wird. Aber trotz der sichtbaren Begierde, recht bald zu genießen, verschluckt das Thierchen nichts eher, bis alles völlig vermittels der Backenzähne zermalmt ist. Sicher belehrt sie ein sehr zuverlässiger Instinct, daß die geringste Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregel bei einer, früher als die vollkommene Verdauung erfolgt wäre, nöthigen Anstrengung im Springen leicht tödliche Folgen haben könnte.

Für den ersten Moment scheint es, als sei das Eichhorn recht eifrig darauf bedacht, sich auf die Zeit des Mangels mit einem Vorrath an Lebensmitteln zu versorgen; denn oft trägt es eine ziemliche Menge von Nüssen, Eicheln, Bucheckern, Eierschwämmen u. dgl. zusammen, verbirgt dies alles in einem der überbauten Nester, oder in einem hohlen Baumstamm, und bedeckt seinen Reichthum auf der Erde wol vorzüglich darum so sorgfältig, um ihn den spähenden Blicken der lüsternen Holzheher zu entziehen.

Aber dennoch macht es gemeiniglich die Rechnung ohne den Wirth; denn kaum tritt die nasse Herbstwitterung ein, so denkt es nicht daran, daß oft nur zu bald der noch rauhere Winter folgt, sondern zehrt so rasch auf das Eingesammelte los, daß gewöhnlich für den Nothfall nichts übrigbleibt. Daher kommt es, daß bei anhaltend strengem Winterwetter und tiefem Schnee mancher Eicher Hungers sterben muß [2]), oder daß eine glückliche Ahnung auch in unsern Gegenden zuweilen sämmtliche Individuen dieser Art im Herbst noch zur Auswanderung aus gebirgigen Gegenden in ebene Waldungen veranlaßt.

Oefter oder eigentlich jedes Jahr tritt der letzte Fall in allen Ländern ein, welche dem nördlichen Polarkreise zunächst liegen. Dort kehren sie bei Eintritt des Frühlings in die Gebirge zurück.

In allen nördlich gelegenen Ländern aber soll, wenn im Sommer durch ungünstige Witterung Mangel an Aesung entsteht, eine ähnliche Emigration nicht zu den Seltenheiten gehören.

---

1) Nicht sowol der Hunger als das beständige Aesen von Baumrinden, welche man im Winter im Magen der Eicher fast ausschließlich findet, mag wol ihren Tod befördern, da sie eigentlich nie laufen, sondern im Sommer nur Thau, im Winter weichen Schnee lecken. Bekommt letzterer nur einen Schorf, so wird es ihm sehr schwer, seinen gesteigerten Durst zu stillen. W.

§. 7. Hauptfeind des Eichers ist der Baummarder, welcher dem alten von Baum zu Baum, von Ast zu Ast unnachlässig im eigentlichsten Sinn des Wortes nachsetzt, bis er sich aus Entkräftung ergibt, junge aber in den Nestern aufsucht. Den Nachstellungen der großen Haselmaus sind letztere gleichfalls ausgesetzt.

Auch der Fuchs gibt sich viel Mühe, sie auf der Erde zu beschleichen, obgleich es ihm nur selten gelingen mag. Raubvögeln werden alte nur selten, junge desto häufiger zur Beute.

§. 8. Vor einigen Jahren waren gezähmte Eichhörnchen sehr in Mode. Und in der That sind es possirliche Geschöpfchen, welche bei guter Behandlung wenigstens zehn Monate des Jahres hindurch sehr fromm bleiben.

Wem es Spaß macht, sich mit ihnen abzugeben, der muß die jungen, wenn er sie im Nest findet, augenblicklich ausnehmen, sonst trägt sie die sorgsame Mutter, sobald sie Verdacht schöpft, in ein anderes oft weit entferntes.

Mit Milch und Semmel lassen sie sich leicht aufziehen; späterhin gebe man ihnen Nüsse, Eicheln, Bucheckern, wenn man will, auch allerhand Backwerk und süße Mandeln; nur hüte man sich, daß sie keine bittern, oder Pfirsichen- und Aprikosenkerne zu äsen bekommen, denn diese sind ihnen, wegen ihres Blausäuregehalts, wie den übrigen blindgeborenen Thieren, unfehlbar tödlich.

Um sie so zahm als möglich zu machen, muß ihnen gleich in der frühesten Jugend ein weichledernes, mit feinem Tuch gefüttertes Halsbändchen angelegt und an dieses ein leichtes Drahtkettchen befestigt werden. Doch muß man sie oft losmachen, herumtragen, auch immer frei aus der Hand füttern.

Ganz frei sie immer herumlaufen zu lassen, würde, wenn der Besitzer sich auch über das Unreinliche hinaussetzen wollte, doch deshalb nicht räthlich sein, weil sie alles, was sie fortbringen können, leicht verschleppen.

Ihre Tücke und Bosheit verleugnen auch die anscheinend frömmsten im März und April nie ganz. Sollen ihre Bisse vorzüglich Kindern nicht gefährlich sein, und sollen sie sonst durch Nagen keinen Schaden thun, so müssen sie zu dieser Zeit wenigstens immer angelegt bleiben, oder die Nagezähne ihnen ausgebrochen werden. Natürlich kann man sie dann mit Nüssen in der Schale nicht füttern.

§. 9. Mit Unrecht werden die Bälge unserer inländischen Eichhörnchen, mit Ausnahme der Fahnenhaare, zur Verfertigung von Malerpinseln nicht benutzt. Desto höher schätzt man die der nördlichen grauen, welche unter dem Namen Grauwerk oder Vehe bekannt sind und den sogenannten Vehbam oder die Vehwamme liefern.

Nach Smith's „Unterricht zum Vertreiben schädlicher Thiere" halten die Engländer das Wildbret dieser kleinen Creaturen für das allerwohlschmeckendste. Auch im südlichen Deutschland findet man es sehr gut; nur im nördlichen gibt man, einzelne Ausnahmen abgerechnet, dem Vorurtheil noch immer Raum, daß es ungenießbar sei, so oft es auch schon gesagt ward, daß es dem Hühnerfleisch gleicht und, wenn es selbst von solchen Eichhörnchen genommen würde, die vorzüglich Nadelholzsamen geäset haben, dem Wildbret der wilden Kaninchen, gebraten sowol als mit Zwiebelbrühe zubereitet, bei weitem vorzuziehen sei. Eigene Versuche berechtigen mich, diese Meinung zu bestätigen, besonders wenn die Eichhörnchen zur rechten Zeit, d. i. im Herbst und zu Anfange des Winters, erlegt werden.

Zum Krebsfang gibt es keinen bessern Köder als rohes Eichhornwildbret und Gescheide, und man kann sich desselben sowol in der Reuse als auf dem Kätscher bedienen.

Uebrigens möchte ich, am wenigsten in Nadelhölzern, allgemeine Hegung anrathen; denn der Nutzen bleibt in unsern Gegenden, wo die Bälge keinen Werth haben, immer nur sehr unbedeutend; der Schade aber, welchen diese lüsternen Thiere auf frisch besäeten oder dem Anflug überlassenen Kiefern-, Fichten- und Tannengehauen anrichten, wird, sobald nur einige in deren Nachbarschaft sich aufhalten, leicht bemerkbar. Manche Stubengelehrte, vorzüglich solche, welche den Aufwand der kiefernen Aeste, die in Städten zu Bierzeichen verbraucht werden, sehr hoch berechnen, möchten wol den Verlust noch höher anschlagen, welcher durch das Abbrechen der äußersten Spitzen von Nadelholzzweigen und Blütenknospen entstehen könnte, weil sie in ihrem heiligen Eifer nicht bedenken würden, daß dadurch fast immer nur Seitenzweige, nicht Haupttriebe verloren gehen. Wir wollen zwar die gute Absicht nicht verkennen, aber bei Kleinigkeitskrämerei weiter uns nicht aufhalten, sondern nur beiläufig erklären, daß auch diese Wildart, wie jede andere im Uebermaß geduldete, Waldrevieren, vorzüglich aber benachbarten Gärten, am Ende lästig werden kann, und uns feierlich verwahren, daß unsere Meinung etwa dahin gehe, den Regierungen ansehnliche Fanggeldausgaben zu verursachen, wenn sie auch viel weniger groß sein sollten als die der amerikanischen, welche, nach Göze, zu befehlen sich gedrungen sah, daß jeder Einwohner wenigstens vier Eicherköpfe abliefern und für jeden 3 Pence (1 Gr. 9 Pf.) als Auslösung bekommen sollte, deren Totalsumme in einem Jahre 48000 Thlr. (wahrscheinlich doch deductis deducendis?) betrug. Dort auf den Gebirgen sollen sich aber auch die Eicher so unglaublich vermehren, daß sie in zahllosen Scharen Pennsylvanien gleichsam überschwemmen und dann zuweilen die ganze von den Maisfeldern zu erwartende Ernte in einer Nacht verheeren.

§. 10. Die Spur der Eicher zeichnet sich so sehr aus, daß sie, einmal erkannt, mit keiner andern zu verwechseln ist. Sie setzen die Tritte der Vorderläufe viel dichter nebeneinander [1]) als die der beträchtlich längern Hinterläufe, welche jedesmal vor jenen abgedrückt erscheinen. In jedem einzelnen Tritt sind beim Schnee die langen ausgesperrten Zehen wahrnehmbar.



Spur des Eichers.

§. 11. Gewöhnlich werden sie nur gelegentlich beim Herumschleichen im Holz geschossen. Für angehende sehr junge Jagdliebhaber sind sie aber in der Regel Object sehr eifriger Nachstellung. Man kann sie leicht mit Hühnerschrot schießen. Für letztere allein hier Folgendes: Kommt man dem Eichhörnchen unversehens auf den Hals, so fährt es, wie schon gesagt worden, den gluchzenden Schreckenslaut ausgebend, am nächsten Baum hinauf und drückt sich auf einem Ast oder am Stamm. Steht kein anderer so nahe, daß es ihn springend zu erreichen vermag, so hält es oft mehrere Fehlschüsse aus, ohne sich zu bewegen, oder geht, wenn es kann, höher hinan. Will es sich springend retten, so lasse man es nur nicht aus den Augen, denn bald drückt es sich wieder.

Sogar ein gutes Blaserohr reicht hin, um es durch harte, allenfalls vorher mit klarem Hammerschlag vermischte Thonkugeln zu erlegen.

Die Fangmethoden mit Schlingen, Fallen und Schlagbäumen versprechen, wenigstens bei uns, durchaus keinen lohnenden Erfolg. Wer sich aber dennoch damit beschäftigen wollte, könnte die beim Wiesel- und Marderfang zu beschreibenden Hülfsmittel mit den nöthigen Abänderungen in Anwendung bringen. So muß z. B. der kleine Schlagbaum auf die Zwasel eines Baumes kommen und an der Zunge des Stellhölzchens eine Nuß befestigt werden.

Die Schlingen können sowol auf der Erde als vor den Ein- und Fluchtausgängen der bedeckten Nester, jedoch ohne diese zu beschädigen, gestellt werden. Im erstern Fall muß man aber mit Nüssen, guten Kastanien oder Mandeln kirren, und zwar zu solchen Jahreszeiten, wo sie ähnliche Aesung sonst nicht finden.

§. 12. Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß das sogenannte fliegende Eichhorn (Pteromys volans *Geof.*), welches in den Wäldern des nördlichen und östlichen Europa und in Sibirien vorkommt, mit unserm gemeinen Eicher nicht zu einer und derselben Gattung gehört. Es zeichnet sich durch eine ausgedehnte Seitenhaut zwischen den vordern und hintern

---

1) Zuweilen auch ineinander. W.

Extremitäten aus, die es beim Springen ausdehnt und also gewissermaßen als Fallschirm benutzt. Die Füße haben lange Knochenansätze, die einen Theil dieser Seitenhaut unterstützen. Mittelst dieses Fallschirms kann das Thier 15—20 Ellen lange, schiefe Sprünge machen, aber nicht fliegen. Sein Rücken ist weißgrau, der Unterleib mit schneeweißen, ziemlich langen, nicht dichtstehenden, die Springhaut mit schwarzgrauen, seidenweichen, kurzen Haaren besetzt.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Erstes Kapitel.

Das Schneehuhn.

Tetrao Lagopus *L.* [1])

§. 1. Das Schneehuhn wird auch weißes Birkhuhn, Weißhuhn, Ptarmigan, Rypen, Felsenschneehuhn genannt, und gehört in die nämliche Ordnung und Familie wie das Auer-, Birk- und Haselwild.

§. 2. Der grimmigsten Kälte trotzend, ist es eigentlich nur in den nördlichsten Ländern der Alten Welt einheimisch. Häufig findet man es, als Standvogel, in den kältern, ältern und neuern Provinzen des russischen Reichs, in Grönland, Lappland, Norwegen, Schweden und Schottland. Im südlichen Europa bewohnt es nur die höchsten Schneegebirge, z. B. die schweizer und savoyischen Alpen, seltener die tiroler, salzburger und steiermärkischen Gebirge; auch wird es bei Nagold, am Anfang des würtembergischen Schwarzwalds angetroffen. Nur im Winter verfliegt sich zuweilen ein einzelnes in andere Gegenden Deutschlands.

Das Männchen ist 17″ lang, 22″ breit und wiegt 16—20 Unzen.[2])
Die Flügelspitzen reichen bis auf die Mitte des 4″ langen Schwanzes.

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 4. v. Wildungen, Taschenbuch, 1800, V. Meyer, Taschenbuch, I, 298: Weißes Waldhuhn. W.

2) Petri gibt es für kleiner als das Haselhuhn aus; vielleicht soll es heißen leichter. Ueberhaupt scheint man mit der Naturbeschreibung dieser Federwildart noch gar nicht im Reinen zu sein.

Der bauchig aufgetriebene Schnabel hat nur 8‴ Länge und schwarzblaue Farbe.

Von den Mundwinkeln bis an die Augen dehnen sich zur Winterszeit schwarze Zügel aus; über den Augen warzige, scharlachrothe, den Augenbrauen ähnliche Flecken. Kopf, Hals, Rücken, Schultern und Deckfedern der Flügel sind rostbraun mit schwarzen und aschgrauen feinen Linien durchschnitten, hin und wieder weißgefleckt; die Flügel, an denen nur die Schäfte der sechs ersten Schwungfedern eine schwarze Farbe haben, der Bauch, After und die langen Schwanzdeckfedern sind weiß. Von den 14 Schwanzfedern sind die äußersten schwarz, reinweiß eingefaßt, die mittlern wie der Rücken gefärbt. Die ganze Brust erscheint graubraun. Die Schenkel, die $1\frac{1}{4}''$ hohen Schienbeine, nebst den mit schwarzblauen Nägeln bewaffneten Zehen, sind mit weißen struppigen Federn besetzt.

Am kleinern Weibchen ist die Warzenstelle über den Augen blässer (gelblichroth) und weniger groß. Die schwarzen Zügel fehlen ganz oder zeichnen sich doch nur wenig aus. Der Bauch und unter dem Schwanz mehr aschgrau als weiß. Die Gefiederfarbenzeichnung ähnelt der der Birkhenne, indem der ganze Körper vom Schnabel bis zum Schwanz auf einem gelbbraunen mit Weiß gemischten Grunde, häufig mit schwarzen geschlängelten Querstreifen belegt ist. Das übrige Gefieder ist dem des Hahnes ähnlich. [1])

In Deutschland bleiben auch im Winter sämmtliche Farben so ziemlich unverändert, außer daß sich hier und da mehrere und größere weiße Flecke als in der mildern Jahreszeit zeigen.

Im Norden hingegen geht zur Herbstzeit die Sommerfarbe in Weiß über; nur an den Zügeln und den schwarzen Schwanzfedern bleibt sie sich immerwährend gleich.

Fliegend bewegt sich das Schneehuhn schwerfällig, laufend verhältnißmäßig viel leichter und schneller. Beim Auffliegen macht es wie der Fasan ein starkes Geräusch.

In Deutschland ist es weniger schüchtern als das Birkhuhn, aber mehr als das Haselhuhn. Im tiefern Norden soll seine Zahmheit an Dummheit grenzen. Im Winter sucht es dort Rettung vor seinen Feinden dadurch, daß es sich tief im Schnee verbirgt und so sich fast todttreten läßt. Heller Sonnenschein scheint es zu blenden und starker Wind ihm so zuwider zu

---

So schrieben z. B. mehrere schwedische und russische Ornithologen dem Hofrath Meyer (dessen Taschenbuch, a. a. O.), daß sie in ihren Gegenden kein Schneehuhn mit schwarzen Zügeln je gesehen hätten; das ihrige möge daher von dem unserigen wol als Art verschieden sein. Nach Retzii Fauna Suecica steht zu vermuthen, daß es in Lappland drei verschiedene Arten gebe. W.

1) Genaue Angaben über die Naturgeschichte, Eigenthümlichkeiten und Jagd des Schneehuhns finden sich in Fr. v. Tschudi, Thierleben der Alpenwelt, S. 515. T.

sein, daß es, wie bei heftigen Regengüssen, baumet und sich an der Seite, wo es geschützt ist, auf einem Ast, dicht am Hauptstamm drückt.

Der Laut desselben soll dem Gelächter eines Kindes ziemlich gleich sein; andere sagen, er ähnele dem Geschrei eines Brunfthirsches.[1]

§. 3. Man will behaupten, aber es ist weder erwiesen noch wahrscheinlich (weil dies sonst bei der Waldhühnergattung der Fall durchaus nicht ist), daß sich das Männchen nur mit einem Weibchen paare. Den Grund für die Behauptung des Paarens nimmt man von der Bemerkung her, daß, wenn das Weibchen in der Balzzeit neben dem Männchen erlegt wird, dieses so sehr an der Geliebten hängt, daß es lieber ein Opfer seiner Zärtlichkeit wird, als durch Flucht sich zu retten sucht.

Die Balzzeit fängt im April an und dauert den Mai hindurch. Im Juni legt das Weibchen 7—15 gelblichweiße, schwarzbraun punktirte Eier von der Größe der Taubeneier, in einer auf steinigem oder moosigem Grund kunstlos bereiteten Erdvertiefung, und brütet sie muthmaßlich in drei Wochen aus. Kaum dem Ei entschlüpft, folgen die Jungen der Mutter laufend, und fangen auch unter ihrer Leitung sogleich an, sich Nahrung zu suchen.

§. 4. Gewöhnlich halten sich die Schneehühner im Sommer an den Hängen der höchsten Berggipfel unter niedrigen Tannengesträuchen, Alpenrosen oder Felsabsätzen und Schneefirnen auf; im Herbst, Winter und Frühling ziehen sie sich in tieferliegende Mittelgebirge; nur in Skandinavien und Rußland bewohnen sie die Gebirge, das weiße Waldhuhn dagegen die Ebenen, trockene Wälder und Moräste. Außer der Balz-, Lege- und Brütezeit leben beide Geschlechter, wie das Haselwild, volk- oder kettenweise beisammen.

Sie äsen vorzüglich Knospen und Nadeln der Fichte, der Tanne und des Lärchenbaums; außerdem noch Kätzchen, Knospen, Schale der Schößlinge und junge Blätter verschiedener Laubhölzer, als der Birke, Aspe und Saalweide, besonders die Knospen der Alpenrose (Rhododendron alpinum et hirsutum); allerhand Beeren, Heidekraut und Heidelbeerstaudenblätter, andere Gebirgspflanzen; Gentianen, Hungerblümchen, Steinbrechen u. a. m.; auch zuweilen, jedoch selten, kleine Mistkäfer; zur Verdauung verschlucken sie Quarzkörner.

Schwer soll es sein, aber nicht unmöglich, sie eingeschränkt zu erziehen

---

1) Beide so sehr abweichende Meinungen ließen sich ja wol, bis dieser Gegenstand bestimmter entschieden ist, dahin vereinigen, daß der gleichsam lachende Laut der gewöhnliche, der andere aber der balzende der Hähne sein könnte. W.

Eintretenden Regen und Schnee verkündet das Schneehuhn durch tagelanges monotones Krö gö gö grö-Rufen, das man oft eine halbe Stunde weit hören kann. Fr. v. Tschudi, a. a. O., S. 475. T.

und zu zähmen, wenn man ihnen Ameiseneier, Lärchbaumnadeln, Hühnerdarmkraut, feinen Gebirgssand und oft frisches Wasser gibt.

§. 5. So wenig der Schade in Betracht zu ziehen ist, welchen das Schneehuhn anrichtet, so unbedeutend ist auch der von ihm zu ziehende Nutzen. Zwar sagt Bechstein, das Wildbret, der Jungen vorzüglich, schmecke vortrefflich und komme dem der Haselhühner gleich; Petri [1]) hingegen versichert, es werde in dem Theil des Nordens, welchen er beschreibt, gar nicht geschätzt und nur vom gemeinen Mann genossen. Die Grönländer pflegen es erst halb in Fäulniß übergehen zu lassen und dann mit Robbenspeck zu verzehren; das Gescheide, mit Beeren und frischem Thran angefüllt, gilt ihnen für einen Leckerbissen.

Jene Nation bereitet sich aus den befiederten Häuten der Schneehühner hemdenartige Ueberwürfe, auch machten, sonst wenigstens, die Schwanzfedern derselben einen Theil ihres größten Staates aus.

§. 6. Im höchsten Norden soll dieses Geflügel die allen Gattungsverwandten angeborene Schüchternheit, im Winter besonders, so ganz verleugnen, daß die dortigen Einwohner, um seiner habhaft zu werden, nichts zu thun nöthig haben, als daß sie, wo eine Kette beisammenliegt, etwas höher hinaufklettern und von da aus an Stäben befestigte Schlingen vorhalten. Ein mäßiges Geräusch bewirkt dann allgemeinen Aufstand und mehrere Stück bleiben in den Schlingen hängen. So erzählt man.

In Tirol, Salzburg und überall, wo die Gemsenjagd im Schwung ist, wird es oft beiläufig geschossen. Dort hat man bemerkt, daß es, zum ersten mal und ohne Schuß aufgejagt, gemeiniglich nur eine Strecke von einigen hundert Schritten, wobei es den ihm eigenen Gör, gör klingenden Laut ausstößt, fortzieht, dann wieder in einem Strauch einfällt und da den sich nahenden Jäger, aber immer nur einen Schuß desselben aushält, hernach aber sehr flüchtig wird.

Uebrigens läßt sich vermuthen, daß Laufdohnen (von denen in dem dritten Kapitel dieser Abtheilung ausführlich und in der Folge, bei Gelegenheit des Krammetsvogelfangs öfter gesprochen werden wird) an den Orten gestellt, wo es gern liegt und Aesung sucht, zum Fang angewendet werden könnten.

§. 7. Da in Deutschland, soviel ich weiß, das Gescheide von keiner Federwildgattung, Schnepfen, Krammetsvögel und Lerchen abgerechnet, für Leckerbissen gehalten, sondern vor der Zubereitung bei allen übrigen ausgezogen, d. h. ausgenommen wird, so will ich hier gleich ein für allemal das Verfahren angeben.

---

1) Esthland und die Esthen, I, 113. W.

Man schärft nämlich vom After nach der Brust eine kleine Oeffnung auf, schiebt ein kleines hölzernes Häkchen, von der Seite gewendet, im hohlen Leib oben über dem Gescheide bis an die Herzkammer hinauf und dreht das eigentliche Häkchen dann unterwärts, sodaß jenes von diesem gefaßt und mit leichter Mühe rein und ohne Verletzung herausgezogen werden kann.

Dies Geschäft sowol als das Rupfen muß bei keiner Federwildart über Nacht ausgesetzt bleiben, wenn das Wildbret keinen übeln Geschmack vom Gescheide annehmen, und wenn durch das bekannte Zehren der Federn nicht ein Theil des Fettes verloren gehen soll.

Zweites Kapitel.

Das Moorschneehuhn.

Tetrao albus *L.* [1])

§. 1. Das Moorschneehuhn, auch weißes Waldhuhn, auch Morastwaldhuhn, Weidenschneehuhn, Thalschneehuhn genannt, ist öfters mit dem ihm nahe verwandten gewöhnlichen Schneehuhn verwechselt worden, aber doch von demselben streng geschieden. [2])

§. 2. Es lebt in allen nördlichen Ländern der Erde, südlich verirrt es sich zuweilen bis nach Preußen. Sein Hauptaufenthalt ist aber vom 60° nördl. Br. nach Norden.

Seine Länge beträgt 18″, die Flugweite 25½″, das Gewicht ungefähr 24 Unzen. [3])

Der Schnabel ist schwarz, sehr große scharlachrothe Ringe umgeben die Augen des Männchens, schmälere und weniger hochrothe die des Weibchens.

Im Sommer ist das Gefieder des Kopfes, Halses und Rückens, der Flügel- und obern Schwanzdeckfedern tief orangegelb gefärbt, häufig mit

---

1) Der Inhalt des gegenwärtigen Kapitels ist fast durchgängig aus Bechstein's „Naturgeschichte Deutschlands" entlehnt. (Vermuthlich ist dies eine von den §. 2 des vorhergehenden Kapitels in der Anmerkung erwähnten drei Schneehuhnarten.) W.

2) Eine dritte Art Schneehuhn, das schottische (Tetrao [Lagopus] scoticus *Brisson*) kommt nur in den Mooren und Heiden Schottlands und einigen Gebirgsgegenden von Wales und England vor. T.

3) Eine kleinere Varietät bewohnt in Norwegen die höchsten Berge und heißt Berghuhn; die obige größere aber, welche in den ebenen Waldungen lebt, wird dort Waldhuhn genannt. Dies vielleicht die dritte lappländische Schneehuhnart. W.

dunkelbraunen Querstreifen belegt und mit großen weißen Flecken besetzt. Weiß sind die Schwungfedern, schwärzlich oder dunkelbraun und nur an den Spitzen weiß die Schwanzfedern, ausgenommen die mittlern, deren Posen ganz weiß erscheinen. Sämmtliche Schäfte der Kielfedern sind schwarz. Der Bauch hat weißes Gefieder; die Ständе sind bis zu den breiten, flachen, zum Scharren eingerichteten Klauen mit weißen haarförmigen Flaumfedern dicht besetzt.

Vor und im Anfang des Winters gehen überall die angezeigten Gefiederfarben beim ersten Mausern in Weiß über. Zum Schutz gegen die Kälte sproßt dann, Schwung- und Ruderfedern ausgenommen, aus jeder Wurzel aller übrigen noch eine Dunenfeder hervor. Zu Ende des Februar beim zweiten Mausern kommen zuerst am Rumpf die Keime des Sommerkleides in Gestalt brauner Stoppeln hervor, das Doppelgefieder fällt aus und die obenbeschriebenen bunten Farben werden von Tag zu Tag mehr sichtbar.

Schüchternheit ist dieser Waldhühnerart nur im Herbst, im Winter und bis zur Legezeit eigen. Sobald sie Junge hat und bis diese vollkommen flugbar sind, soll sie, vorzüglich an gelinden Tagen, äußerst zahm sein.

Ihr Flug ist schwerfällig, und sie ermüdet bei demselben bald; laufend bewegt sie sich verhältnißmäßig leichter.

Ihr Laut besteht in einem einfachen, hellen, abgebrochenen Ton, einem Lachen ähnlich. In der Balzzeit schreit das Männchen (wie durch die Nase) Kabauh!

§. 3. Gewisse Erfahrungen, ob die weißen Waldhühner in Polygamie oder Monogamie leben, sind bisjetzt noch nicht gemacht. Analog von andern Arten gleicher Gattung auf diese zu schließen, ist letzteres wol nicht der Fall, obgleich, wie beim Schneehuhn, die Anhänglichkeit des Männchens an das Weibchen, insofern diese auch nach der Balzzeit noch stattfindet, Paarung ahnen ließe. Wahrscheinlich tritt die Balzzeit ein, sobald der kränkliche Zustand, in welchem sich jeder mausernde Vogel befindet, im Frühjahr gehoben ist.

Das befruchtete Weibchen macht sich ein kunstloses Nest auf der Erde und legt neun bis elf schwarzbepuderte Eier. Wohnt es in der Nähe der See, so findet man die Nester meistentheils an den Ufern.

§. 4. Die Mutter bleibt pflegende Beschützerin der Jungen, bis diese vollkommen flugbar und ausgewachsen sind. Bis dahin lebt jedes Volk abgesondert. Erst im October ziehen sich die Völker in Ketten, welche nicht selten aus 200 und mehr Individuen bestehen, zusammen, welche (so sehr dieses Geflügel überall in der mildern Jahreszeit den Aufenthalt zwischen den Gebirgen, wo niederes Gesträuch vegetirt, jedem andern vorzieht) dann nach waldigen Ebenen herabgehen. Im Norden begeben sie sich zur Winters-

zeit an die Küsten, wo der Wind den Schnee von den Felsen weht, weil dort die beste und vielleicht einzige Gelegenheit sich darbietet, Aesung zu erlangen. Diese besteht in Gebirgs- und Waldbeeren, Knospen und Blättern von Bäumen und Sträuchern. In Lappland wird sie ihnen vorzüglich durch die Knospen der Zwergbirke (Betula nana *L.*) und in Grönland durch die Krähenbeeren (Empetrum nigrum) gewährt. Immer aber halten sie beim Aesen eine Zeit lang inne und rufen sich während dieser Pause wieder zusammen.

§. 5. Um diese von allen Raubthieren und Raubvögeln grausam und unablässig verfolgten Thierchen vor gänzlichem Untergang zu schützen, sorgte die immer gütige Natur dafür, daß sie ein Winterkleid erhielten, welches gleiche Farbe mit dem der Berge und Ebenen, der Wälder und Küsten in jenen kältern von ihnen bewohnten Gegenden hat. Noch mehr! Sie lehrte sie, sich noch besser zu verbergen, indem sie ihnen das Vermögen verlieh, vermittels ihrer starken und breiten Nägel sich in den Schnee einzugraben und unter demselben lange Gänge zuzubereiten, in welchen sie zur Nachtzeit Sicherheit und Ruhe suchen und finden. Am Morgen erst kommen sie hervor, fliegen gerade aufwärts in die Luft, stäuben dadurch den Schnee von den Flügeln, rufen sich dann zusammen und bringen den übrigen Theil des Tages im geselligen Verein zu.

§. 6. Das Wildbret soll ein vortreffliches Gericht liefern. Im Winter werden sie in Norwegen zu Tausenden gefangen, nicht nur frisch nach Bergen und weiter noch bis nach Stockholm zu Markt gebracht, sondern auch, halb geröstet, in Fässer gepackt und weiter auswärts versendet.

§. 7. An gelinden Tagen, wo sie, wie schon gesagt, nicht schüchtern sind, müßte ein guter, dazu angeführter Hühnerhund dem Waidmann bei der Jagd auf weiße Waldhühner vortreffliche Dienste thun. Wäre aber im Winter die Witterung auch so, daß sie anfänglich Hund und Jäger nicht aushielten, so würden sie doch, irgend rasch verfolgt, bei ihrem schwerfälligen Flug bald ermüden und fester zu liegen anfangen. Außerdem soll, wenn sie aufstieben, der nachgeahmte Laut eines Raubvogels sie so in Schrecken setzen, daß sie augenblicklich wieder einfallen und fest sich drücken. Alles bis hierher Gesagte ist auf die Schießjagd anwendbar, zu deren Ausübung die Flinte mit Schrot Nr. 5 zu laden sein würde.

Gewöhnlicher noch werden sie in Netzen gefangen, welche aus Bindfaden bestehen und 20′ ins Gevierte halten. Diese werden hinten mit Haken an der Erde befestigt [1]), vorn aber durch zwei senkrecht an den Ecken aufge-

---

1) An den Seiten und vorn werden sie wahrscheinlich durch irgendetwas beschwert und Stäbe eingezogen. W.

richtete Stäbe in die Höhe gehalten. Die am untern Theil jeden Stabes angeschleiften gleichlangen Leinen faßt ein in gewisser Entfernung außer dem Wind gut verborgener Mann zusammen und gibt Acht, wenn die von mehrern Leuten vorsichtig rege gemachten Waldhühner in größerer oder geringerer Zahl unter das große Decknetz laufen. Wird das Rücken an der Leine nicht übereilt, aber auch nicht zu lange verschoben und recht rasch bewerkstelligt, so fängt man oft 50 und mehr Stück auf einen Zug.

Die Lappländer bauen Hecken aus Birkenzweigen, lassen kleine Oeffnungen in gewissen Abständen und hängen Schleifen hinein. Wollen nun die nach dem Geäse kommenden Waldhühner durch die Lücken, so bleiben sie in den Schlingen hängen.

Dies kann man als Fingerzeig betrachten, daß Hängebohnen und Leimruthen unter den Bäumen und Sträuchern, wo dieses nicht sehr kluge Geflügel einfällt, gehörig angebracht, gute Dienste leisten müßten.

Drittes Kapitel.

Die Waldschnepfe.

Scolopax rusticola *L.* [1])

§. 1. Der Zeitraum, währenddessen sowol im Frühjahr als im Herbst in unsern Gegenden Waldschnepfen gefunden werden, heißt der Schnepfenzug.

Wenn sie im Frühjahr abends und morgens hin- und herziehen, so sagt man: sie sind auf dem Strich, oder sie streichen; im Herbst hingegen behält man die Ausdrücke ziehen und Zug bei. In der zuerstgenannten Jahreszeit wird ein Weibchen oft von mehrern Männchen verfolgt; sucht nun von diesen eins das andere zu verdrängen, so heißt dies: sie stechen aufeinander.

Statt Nahrung suchen, braucht man gleichfalls den Ausdruck stechen.

Wenn sie sich im Holze niederlassen, so sagt man: sie fallen ein. Auch liegen sie, sie sitzen nicht auf der Erde.

---

1) v. Wildungen, Taschenbuch, 1801, IV. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 14. Meyer, Taschenbuch, II, 361. Mit Interesse wird jeder Jäger die ausgezeichnete Abhandlung: „Die Waldschnepfe", in Dietzel, Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Abth. 1, S. 166, lesen. W.

§. 2. Die Waldschnepfe wird sonst auch gemeine Schnepfe, Großschnepfe, Eulenkopf, Holz-, Busch- oder Bergschnepfe, Schneppe und Wasserrebhuhn genannt.

Sie gehört zur Familie der Schnepfen (Scolopacidae) der Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores). Sie ist in der Regel Zugvogel.

§. 3. Als die eigentliche Heimat der Zugvögel sind wol die Gegenden anzunehmen, wo sie gewöhnlicherweise nisten und Junge ausbrüten. Nach dieser Regel ist die der Waldschnepfe unstreitig in den nördlichen und nördlichsten Gegenden Europas und Asiens bis nach Island und Kamtschatka hinauf zu suchen. Den Winter hingegen bringen sie in den südlichsten Theilen Europas und in Afrika zu. Sie kommen übrigens in einem großen Theil der heißen Zone der nördlichen Hemisphäre vor.

In Sachsen und Anhalt, auch im Hannoverischen, wo der Verfasser Gelegenheit hatte, die Jagd auf Waldschnepfen zu betreiben, gab es während des Zugs zwei Arten derselben. Nämlich

1. eine kleinere, von welcher das Männchen, von der Schnabelwurzel an gerechnet, in der Länge 10″ maß und eine Flugweite von 18 bis 19″ hatte; und

2. eine größere, wovon das männliche Geschlecht 2″ länger war und 3 bis 4″ mehr Flugweite hatte. [1])

Erstere findet man sowol beim Frühlings- als beim Herbstzug zuerst, aber minder häufig als die letztere, welche immer den Beschluß macht.

Bei beiden Arten ist der gerade, dünne und biegsame Schnabel 3 bis $3^1/_4$″ lang, der obere zwischen den länglich runden Nasenlöchern, welche dicht an der Wurzel liegen, stärker, nach der kolbigen Spitze zu immer schwächer gerieft, auch merklich länger, aber nicht breiter als der untere.

Da man die größere Waldschnepfenart am häufigsten bei uns findet, so soll sie, von ihr aber das Männchen deshalb ausführlich beschrieben werden, weil auch bei dieser Federwildart die Zahl des weiblichen Geschlechts von der des männlichen bei weitem übertroffen wird. Doch werde ich nicht versäumen, die Farbenauszeichnungen beider Arten und Geschlechter anzuführen.

Der Oberschnabel des Männchens erscheint an der Wurzel und bis zur schwärzlichen Spitze herab schmuzig-fleischfarben, der untere bis auf die bräunliche Spitze grüngelblich; beide Theile haben an der Spitze einen graubräunlichen Punkt.

---

1) Die mittlere, welche v. Wildungen in seinem Taschenbuch, 1801, anführt, ist mir nicht vorgekommen. W.

Dicht unter dem von vorn nach hinten gewölbten Scheitel des verhältnißmäßig kleinen, an den Seiten eckig gekanteten Kopfs stehen die großen, dunkelbraunen, fast schwarzen, stark glänzenden und hervorliegenden Augen.

Die Stirn ist bis zwischen die Augen mit aschgrauen, röthlichgelben und schwarzen kurzen Federn in ziemlich gleicher Mischung besetzt. Vom Schnabelwinkel bis zum Auge dehnt sich ein schwarzbrauner Strich aus. Gesicht und Wangen sind weißlich, schwarz gesprenkelt. Aus vier schwarzbraunen und drei rostgelben Querbändern besteht die Zeichnung des Scheitels bis zum Nacken herab. Das Genick, der obere Theil und die Seiten des Halses haben rostgelbe Grundfarbe und schwarzbraune Querstreifchen.

Der Oberrücken ist rothbraun, hin und wieder schwarz punktirt, mit feinen schwarzen Querlinien belegt. Zwischen diesen Linien und Punkten sind schmuzigweiße und größere schwarze Flecken sichtbar.

Der Unterrücken und die ziemlich langen Deckfedern des Schwanzes sind rostfarben, braunschwarz querüber bandirt. Der kurze, nur $2\frac{1}{2}''$ lange, abgerundete Schwanz besteht aus 14 Federn; oberwärts sind sie schwarz, weiter unten aschgrau, und am Rand mit dreieckigen rothbraunen Fleckchen besetzt Die Schulterfedern haben gleiche Grundfarbe mit dem Rücken, nur an den Spitzen große schmuzigweiße Flecken, welche hinten am Flügel weg ein Band bilden. Die obern Flügeldeckfedern sind rothbraun, schwarz, grau und röthlichgelb gebändert und gestreift.

Die vorderste Schwungfeder ist mit schwarzen, rostrothen und weißen Flecken geziert; die folgenden meist dunkelbraunen haben an der äußern Fahne größere rostrothe, an der innern kleinere gelbgraue, gezackte Flecken; die mittlern sind von gleicher Grundfarbe, auch ebenso gezeichnet, nur verlängern sich die gezackten Flecken; die letzten sind wie der Rücken gezeichnet. Die Kehle ist weißlich, schwarzbraun gesprenkelt, Vorderhals und Brust grauweißlich, roströthlich und braun gefleckt. Bauch, Seiten und Schenkel, nebst den Deckfedern der Unterflügel sind gelblichweiß, alle genannte untere Theile des Körpers dunkelbraun leicht durchwellt, die Seiten außerdem noch rostgelb einzeln gefleckt. Die langen untern Deckfedern des Schwanzes haben, außer den weißen Spitzen und einigen schwarzen, spitzwinkelig zusammenlaufenden Strichen, rostgelbe Farbe.

Die Ständе sind vom unbefiederten Knie bis zu den Fußgelenken $1\frac{1}{2}''$ lang, bei den Alten mit gelbröthlicher, vorn geschilderter, sonst überall netzförmiger Haut überzogen; die Zehen ebenso gefärbt und mit kurzen schwarzbraunen Nägeln besetzt, aber nicht, wie bei den meisten Sumpfvögeln, durch eine Spannhaut verbunden. Die mittelste mißt $1\frac{1}{2}''$, die nach hinten gekehrte $\frac{1}{2}''$; letztere steht näher an der Ferse als bei den Wasserschnepfen.

Die kleinere Waldschnepfe ist durchaus dunkler von Farbe, überall mehr mit schwarzen Punkten und Strichen gezeichnet, hat einen etwas kürzern, fast ganz aschgrauen, einzeln mit braunen und rostgelben Punkten bespritzten Hals und bläuliche Stände.

Bei beiden Arten unterscheidet sich das Weibchen vom Männchen nicht nur dadurch, daß es stärker ist, sondern es hat auch durchaus blassere Farben, eine weniger weiße Brust, viele ziemlich große weiße Flecken auf den Deckfedern der Flügel und einen der Länge nach ununterbrochen herablaufenden weißen Strich auf der sonst ebenso wie am Männchen gefärbten vordersten Schwungfeder.

In Rücksicht der Gefiederfarbe findet man in Gegenden, wo die Waldschnepfen sehr häufig sind, verschiedene Spielarten, z. B. strohgelbe, ganz weiße, weiße mit braunen Flügeln und röthlichem Kopf; solche, welche mit Flecken aller Schnepfenfarben unordentlich gescheckt sind, sich aber besonders durch weiße Punkte auf dem Rücken und den Schultern auszeichnen; endlich auch weißgeflügelte, übrigens wie die gewöhnliche gefärbte.

Nächst den genannten Varietäten führt Bechstein [1]) noch eine an, welche er vor einigen Jahren selbst sah: „Diese Schnepfe hatte einen gelbweißlichen Kopf bis auf den wie gewöhnlich bandirten Hinterhals, weißen Rücken, Schulterfedern und Deckfedern der Flügel; der Unterleib war weiß mit kaum sichtbaren dunkeln Querlinien gezeichnet; die graubraunen Schwungfedern hatten rostgraue Flecken, die dunkelbraunen Schwanzfedern große weiße Spitzen."

Die Waldschnepfen bewegen sich im Laufen ziemlich schnell, auch im Fluge rasch, aber regulär, d. h. sie schlagen nicht oft Haken, sondern ziehen eine weite Strecke in gerader Richtung und gleicher Höhe fort, außer in der Balzzeit und wenn sie aus dem hohen Holz auf ein junges Gehau kommen. Doch wird es ihnen schwer, gegen den Wind fortzukommen.

Ob sich an ihnen gleich kein Sinn besonders auszeichnet, so kann man doch auch nicht sagen, daß die Natur sie in Rücksicht des einen oder des andern vernachlässigt hätte. Der Tastsinn und der des Geruchs scheinen die schärfsten zu sein, da sie ihre Aesungsmittel tief aus der Erde hervorholen und sie entweder oben schon wittern, oder beim Stechen auch zugleich durch den Schnabel fühlen müssen.

Sie sind schüchtern und furchtsam, ergreifen aber nicht leicht die Flucht, um sich den Nachstellungen ihrer Feinde zu entziehen, sondern drücken sich gemeiniglich, indem sie zugleich den Hals einziehen und den Schnabel gerade

---

1) In seiner gemeinnützigen Naturgeschichte Deutschlands, 1. Aufl., III, 107. W.

vorwärts strecken. Werden sie dann nicht durch ihre großen, glänzenden Augen verrathen, so hält es schwer, sie, selbst wenn der Hühnerhund vorsteht, zu erblicken, weil die Farben ihres Gefieders sich wenig von der der Erde und des Laubes unterscheiden. Wenn sie aufstehen, entziehen sie sich dadurch oft dem Schusse, daß sie eine ziemliche Strecke hinter einem Strauch oder Baum, welcher zwischen ihnen und dem Schützen steht, fortziehen.

Nur im Frühjahr, morgens und abends auf dem Striche, zuweilen auch beim Aufstehen, geben sie einen Laut von sich, nie im Herbst.[1]) Dieser ertönt aber nicht, wie manche Naturforscher angeben, wie kätsch, kätsch, sondern, obgleich auch diese Versinnlichung nicht ganz treffend ist, wie püitz, püitz.[2]) Dieser weit hörbare Ton wechselt, wenn der Begattungstrieb erwacht, an wärmern, besonders regnigen Morgen und Abenden mit einem laut und tief quarrenden ab, geht aber, wenn, wie oft geschieht, mehrere Männchen einem Weibchen auf dem Striche folgen und aufeinander stechen, in ein kreischendes Gequietsch über. Fast wie dieses ertönt auch der Schmerzenslaut.

Obwol das Alter der Schnepfen mit Sicherheit nicht zu bestimmen ist, so glaube ich doch, daß sie, gegen anderes Geflügel, nicht alt werden, theils weil ihnen, selbst im Ei, überall sehr nachgestellt wird, theils weil sie so weichlich sind, daß sie auch bei einer für andere Wildarten nicht absolut tödlichen Verwundung leblos herabstürzen.

§. 4. Die Waldschnepfen machen ihre weiten Wanderungen (in unsern Gegenden wenigstens)[3]) zur Nachtzeit, am liebsten wenn der Mond ihnen leuchtet; nie in finstern Nächten, bei bewölktem Himmel, wohl aber in klaren sternhellen. Wenn in den nördlichern Gegenden, welche sie im Sommer bewohnen, zu Ende September der erste Schnee fällt, treten sie bei Nord- oder Nordostwinden ihren Herbstzug einzeln an und treffen deshalb zu dieser Jahreszeit nicht gar häufig auf einmal bei uns ein. Vielleicht hält sich dann keine länger als einen Tag an dem Ort auf, wo sie am Morgen, um auszuruhen, einfiel, sondern die, welche man täglich findet, sind wahrscheinlich immer neue Ankömmlinge.[4]) Je schöner die Witterung ist, desto kürzere Stationen legen sie muthmaßlich zurück, da zu dieser Zeit ihre Corpulenz ihnen öftere Ruhe nöthig macht; desto längere aber,

---

1) Im Herbst 1804 erfuhr ich von zwei zuverlässigen Männern und braven Jägern, daß sie kürzlich Schnepfen in der Suche beim Aufstehen leise, nach Art der zahmen Hühner, haben kakern hören, doch immer nur in zwei Silben. W.

2) Im untern Mainkreise des Königreichs Baiern hört man das Püitzen viel seltener als in Sachsen. W.

3) Hiermit verglichen die Bemerkung des Dr. Meyer in v. Wildungen, Waidmanns-Feierabende, II, 124, und I, 68 fg. W.

4) Dieser etwas gewagten Voraussetzung Winckell's widersprechen meine eigenen ganz genauen Beobachtungen. T.

wenn ihnen auch unser Klima zu rauh zu werden anfängt. Daher mag es wol kommen, daß sie, wenn zeitig starke Nachtfröste eintreten, oft schon zu Ende October, wenn aber der Herbst sein Recht behauptet, unsere schönste Jahreszeit zu sein, erst in der Mitte des November uns ganz verlassen.

In der Gegend, wo sie den Tag über gelegen haben, streichen sie abends, sobald der Abendstern sichtbar wird, nur kurze Zeit herum, fallen dann wieder ein, suchen und nehmen noch einige Aesung und setzen, durch diese aufs neue gestärkt, die Reise fort.

Höchst selten, und sicher nicht aus freiem Entschlusse, geschieht es, daß eine Schnepfe bei uns überwintert, und meiner Meinung nach wol fast immer nur infolge einer natürlichen Kränklichkeit oder leichten Schußverletzung. Doch ereignet sich das Verbleiben (wie im Winter von 1807—8 in Sachsen) auch dann, wenn die Schnepfen bei einem schönen, milden Herbst länger als gewöhnlich auf dem Zuge sich verweilen und von einem starken, anhaltenden Schnee überrascht werden.

Im Frühjahr besuchen sie uns auf ihrer Heimreise desto früher, je zeitiger der Winter weicht, sodaß man die ersten zuweilen schon im Februar, gewöhnlich aber im März findet. Weht der Wind zu dieser Zeit aus Süden, Südwesten oder Westen, so kommen sie starkzähliger auf einmal an als beim Ost- oder Nordwind, verweilen aber auch dann, wenn sie nicht durch Schneegestöber und Stürme aufgehalten werden, um so weniger und machen desto stärkere Tagereisen, weil das herannahende Leg- und Brütgeschäft sie zwingt, den Gegenden, wo sie selbiges gewöhnlich verrichten, zuzueilen. Je schöner und wärmer die Nächte sind, je heller der Mond scheint und je später der Frühjahrszug anfängt, desto eher geht er zu Ende, sodaß er unter diesen Umständen oft kaum drei Wochen dauert.

Dann streichen sie mit sinkendem Tage und in der Morgendämmerung, bei stürmischer, rauher Witterung stumm, oder doch nur von Zeit zu Zeit püitzend, hoch in der Luft und schnell, bei warmer hingegen, vorzüglich wenn es sanft regnet, tief, langsam, ununterbrochen laut, kürzere oder längere Zeit umher, je früher oder später sich Männchen und Weibchen zusammenfinden, und je mehr oder weniger beide der Ruhe bedürfen oder sich danach sehnen.

Zuweilen, doch nicht sehr häufig, verwechselt ein Paar Schnepfen von er größern Art, welches sich unter verliebten Tändeleien zu lange verweilt hatte, seinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt und nistet, legt und brütet bei uns, zieht auch seine Jungen meist glücklich groß. Wird aber der ganzen Familie oder einem Theil derselben das Leben gefristet, so gehen sie sämmtlich beim nächsten Herbstzug mit fort.

Sonderbar ist es, daß die Waldschnepfen in den Revieren, welche sie

besuchen, so lange als das in denselben befindliche Holz nicht zu große Veränderungen erleidet, den einmal gewohnten Zug immer wieder wählen.

Am liebsten ziehen und streichen sie über mäßig dicht und hoch bestandenen Laubholzrändern, welche von Wiesen, jungen Gehauen und Lachen begrenzt sind, in bergigen Gegenden aber in den Thälern. [1])

Schließlich muß ich bemerken, daß in Gegenden, wo irgendeine Lauchart (Allium) wild wächst, der Frühjahrszug aufhört, sobald diese Pflanze im Holzboden hervorzusprossen anfängt.

§. 5. Während ihres Frühjahrszugs balzen sie zugleich. Wahrscheinlich ist der püitzende Laut, welchen beide Geschlechter auf dem Striche hören lassen, ein Zeichen des erwachenden Begattungstriebes, durch welches die gegenseitige Annäherung bewirkt und erleichtert wird. Wenn sie nach einigen Tagen wirklich im Balz begriffen sind, kommt noch das Quarren hinzu.

Fast scheint es, als stünde gegen Abend, wenn der Strich beginnt, das Weibchen am frühesten und jedesmal püitzend auf. [2]) Ich habe mehrmals bemerkt, daß es, fortstreichend, kaum zweimal diesen Laut geäußert hatte, als aus dem unter ihm befindlichen Gehölz andere Schnepfen, vermuthlich männliche, gleich quarrend sich erhoben, der erstern ebenso abwechselnd püitzend und quarrend laut wie diese eilig folgten und, bald in nebenbuhlerische Streitigkeiten verwickelt, quietschend aufeinander stachen. Wenn die vorderste einfiel, folgte ihr blitzschnell die nächstkommende, während die übrigen fortstrichen. Gewiß war dies die Schäferstunde, in welcher beide ganz in der Stille sich, für den nächsten Sommer wenigstens, paarten. Freilich kommt der Fall sehr häufig vor, daß dieser zärtliche Verein früher als er sollte durch den Tod eines oder des andern Theils getrennt wird, und dann mag wol der zurückbleibende eben nicht säumen, neue Bande zu knüpfen.

---

1) Noch will ich hier Jagdliebhabern einen Fall erzählen, der mir nur einmal vorgekommen ist. Im Jahre 1803 suchte ich in Gesellschaft mehrerer Jäger am Nachmittag beim schönsten Frühlingswetter nach Schnepfen. Wir verweilten uns länger als es unser Vorsatz war, und konnten einen andern Theil des Reviers, wo wir uns auf den Strich anstellen wollten, nicht erreichen. So sehr wir nun auch überzeugt waren, daß da, wo wir uns befanden, der Zug schlecht sein würde, so wählten wir uns doch Plätze. Es war schon sehr düster, als ich nicht weit von mir mehrere Schnepfen ununterbrochen püitzen und quarren hörte, und dennoch sah ich auch nicht eine. Endlich kam der Jäger vom Revier, ein sehr erfahrener, geschickter Mann, um mich abzurufen, und sagte mir: es wären drei Stück weit bei ihm vorübergestrichen, im Holz eingefallen, dann auf die Wiese heraus und unaufhörlich laut sehr pathetisch neben- und hintereinander hergelaufen, ohne daß eine davon nach Aesung gestochen hätte. Uebrigens wäre es weder zu einem Begattungsact, noch zu eifersüchtigen Zänkereien gekommen. Fast vermuthe ich, alle drei waren Männchen, aber zu ermüdet, um noch weiter streichen zu können, und doch nicht so sehr, daß sie sich nicht nach dem Weibchen hätten sehnen sollen. Um womöglich eins herbeizulocken, ließen sie sich hören, und gewiß würden sie sich nicht ganz gütlich verglichen haben, wenn ihr Wunsch erfüllt worden wäre. W.

2) Nicht nur die oben mitgetheilte Beobachtung, sondern auch die, daß, wenn die vorderste von mehrern hintereinander herziehenden Schnepfen erlegt ward, diese allemal die §. 3 angegebenen weiblichen Auszeichnungen, jede der folgenden aber die männlichen an sich trug, hat mich in der geäußerten Meinung befestigt. W.

Den Weibchen kann dies um so weniger fehlen, da sich auf den ersten Wink Competenten genug melden; es kommt nur darauf an, ob sie sehr wählerisch sind, oder sich dem ersten besten hingeben.

Unglücklicher ist das arme Männchen daran, welchem die Geliebte durch den Tod entrissen wurde; denn bei der weit geringern Zahl der Weibchen bleibt ihm nichts übrig als dem ihm zunächst aufstoßenden sich an den Hals zu werfen, wenn es das Peinliche des Witwerstandes zu ertragen nicht vermag.

Naht bei dem befruchteten Weibchen die Legezeit heran, so scharrt es auf den trockenen Stellen großer, dicht mit Holz bestandener Brücher, auf der Erde, oder auf bemoosten erlenen Böcken eine Vertiefung, macht einen kleinen Rand von dünnem Reisig darum und füttert sie mit einigen Halmen aus. In dieses kunstlose Nest legt es im Mai drei, vier, höchstens fünf nicht sehr gespitzte, schmuziggelbe, blaßviolett und schwarzbraun punktirte Eier. In der Regel geschieht dies alljährlich nur einmal, zuweilen aber, wenn die Eier in den ersten Tagen weggenommen werden, auch wol wiederholt; doch steigt dann die Zahl derselben nicht über drei. [1])

Zur Vollendung des Brütgeschäfts halten neuere Schriftsteller 14 bis 16 Tage für hinlänglich; Döbel hingegen sagt, erst nach 21 Tagen kämen die Jungen aus. Genau über diesen Gegenstand etwas zu bestimmen, grenzt wol, bei der Schwierigkeit, genaue Beobachtungen anzustellen, fast ans Unmögliche; aber verhehlen will ich es dennoch nicht, daß mir die Behauptung des letztern deshalb am meisten für sich zu haben scheint, weil andere Federwildarten von fast gleicher Stärke die nämliche Brütezeit brauchen.

---

1) Die Angabe, daß die Brütezeit in den Monat Mai falle, muß, vielfältigen Erfahrungen meines Freundes, des Forstraths Fischer zu Karlsruhe zufolge, dahin berichtigt werden:

Von denjenigen Waldschnepfen, welche bei uns, besonders im südlichern Deutschland, den Sommer über bleiben, machen viele zwei Gehecke, und zwar das erste Gelege zu Anfang des Monats April, oft schon zu Ende des Monats März, das zweite zu Ende des Monats Juni oder zu Anfang des Monats Juli.

Beweis: Man findet fast alljährlich während der Zugzeit im Frühling, oder gleich darauf, im Badischen Nester mit Eiern (der Verfasser war dabei zugegen, als an der kurhessischen Grenze des Königreichs Baiern im Monat März eine Schnepfe auf der Suche geschossen wurde, unter welcher man ein im Niederfallen aus der gemeinschaftlichen Kloake herausgetretenes, vollkommen bis zum Legen ausgebildetes Ei fand; auch im Frühling 1821 fand man im Monat April bei der Suche mehrere brütende Weibchen). Vgl. Sylvan, 1819, S. 142 und 143.

Am 25. April 1821 wurden zwei junge flügge Waldschnepfen und am 9. Mai d. J. drei dergleichen nach Karlsruhe geliefert, offenbar Sprößlinge des ersten Gehecks; dagegen erhielt Forstrath Fischer am 17. Juli 1820 zwei ganz junge Schnepfen im Wollkleide, die ohne Zweifel Früchte des zweiten Gehecks waren.

Eine andere nicht minder interessante Wahrnehmung meines genannten Freundes besagt, daß nicht nur die Waldschnepfe, sondern auch die ganze Gattung Scolopax einer doppelten Mauser unterworfen ist.

Beweis: Die Verschiedenheit der Gefiederfarben zur Frühlingszugzeit bei mehr als 100 verglichenen Exemplaren (der Verfasser hat diese gleichfalls an den Waldschnepfen-Erstlingen und bei vielen während der Zugzeit untersuchten Exemplaren auch das noch bemerkt, daß die Zahl der Schwanzfedern nicht gleich war). W.

Von allen Schriftstellern, welche ich zu Rathe zu ziehen Gelegenheit hatte, erklärt sich kein einziger darüber, ob das Weibchen beim Brüten vom Männchen abgelöst werde oder nicht. Es sei mir daher erlaubt, hier die Wahrnehmungen zu erzählen, durch welche ich veranlaßt wurde zu glauben, daß es geschehe. In einem Bruch, welcher sich an dem Fuß einer Anhöhe, deren Böschung ich oft zum Anstand auf Damwild benutzte, hinzog, nistete ein Paar Schnepfen. Während der Brütezeit strich eine jedesmal abends und morgens nicht lange, und nur über dem Bruch, welchen ich ganz übersehen konnte, laut quarrend und püitzend herum, und fiel dann in der Nähe des mir bekannten Nestes ein. Fast in demselben Augenblick stieg wahrscheinlich die andere auf, machte eine weitere und längere Tour, fiel aber nicht gerade immer da wieder nieder, wo sie sich erhoben hatte. Dies leitete mich auf die Vermuthung, daß erstere den Platz der letztern eingenommen haben möchte, wenn diese die Eier verließ, um sich Bewegung zu machen und Aesung zu suchen. Auch war das Nest wirklich besetzt, als ich einst, während die zweite zog, mich hinanschlich. Der wechselsweise Zug der Alten dauerte auch dann noch fort, als die Jungen schon ausgekrochen waren. Sowie diese flugbar wurden, strichen sie, von beiden Aeltern begleitet, anfänglich kürzere, hernach längere Zeit umher, wobei Mutter und Vater bis zum August wie im Frühling quarrend laut blieben, dann diesen Laut seltener und heiser angaben, bald darauf ganz verstummten. [1])

Noch ehe ich eine andere Schnepfe im Herbst fand, verließ die ganze Familie, welche ich absichtlich, um Bemerkungen zu machen, geschont hatte, das Revier.

§. 6. Die Aesung der Waldschnepfen besteht vorzüglich aus allerlei kleinen Mistkäfern, Insekten und deren Larven, nackten Schnecken, Regenwürmern und Erdmaden; nur im Frühjahr, wo sie auf ihrem Rückzug dies alles weniger häufig, zuweilen auch gar nicht finden, müssen sie sich meistentheils mit halbverfaulten Graswurzeln, welche sie aus der aufgethauten lockern Erde und dem Schlamm an den kleinen Gewässern, Lachen und Sümpfen hervorziehen, begnügen. Diese frugale Kost sowol als die mehr beschleunigte Reise und das gleichzeitige Balzen machen, daß sie zu dieser Jahreszeit oft sehr schlecht, im Herbst hingegen, wo ihnen die nahrhafteste Aesung nirgends fehlt und ihr Zug nur langsam vorwärts geht, fast immer fett, in trockenen Jahren aber mindestens gut an Wildbret sind. [2])

---

1) Die hier befindliche Abänderung des in der ersten Ausgabe Gesagten gründet sich auf neuere Beobachtungen in hiesiger Gegend, wo die Waldschnepfen häufiger als in Sachsen ihr Geheck machen. W.

2) Von vielen wird die Frühlingsschnepfe für wohlschmeckender gehalten als die Herbstschnepfe. Der Verfasser ist nicht dieser Meinung. W.

Aus dem Gesagten erklärt sich zugleich, warum im Herbst die Waldschnepfen am liebsten in den erhabenern, mit Viehheerden bezogenen birkenen Stangenhölzern, besonders wo gangbare Triften und hutbare Wiesen in der Nähe sind, auch in Weidenhegern einfallen, da man sie im Frühjahr hingegen in kiefernen Stangenhölzern, aus welchen die Nadeln nicht weggeharkt werden und wo daher der Frost weniger eindringen konnte, am frühesten, nachher aber mehr in warmen, gut mit Holz bestandenen Brüchen und in feucht-gründigen Laubholzdistricten findet. Am liebsten halten sie sich an solchen Stellen auf, wo das abgefallene Laub infolge der Nässe bereits in Fäulniß gerathen ist, weil sie darunter immer Käfer und deren Larven finden.

Immer liegen sie gern im Dornengebüsch, zur Frühjahrszeit aber vorzüglich auch im Salweidengesträuch, wenn dieses einige Schritt vom übrigen Holz ab an Wiesenrändern oder Viehtriften sich findet.

Treffen sie auf ihrem Zug solche Gegenden, wo meilenweit vielleicht kein zusammenhängender Wald zu finden ist, so fallen sie auch in den kleinsten Feldbüschen, in Remisen, in Gärten, ja selbst an den Wänden ein, wenn nur eine Haselnußstaude oder ein Johannisbeerstrauch u. dgl. vorhanden ist, worunter sie sich drücken können. [1])

Im Herbst lebt meist jede isolirt für sich, im Frühjahr aber habe ich oft mehrere Tage nacheinander drei bis vier Stück in einem großen Strauch beisammengefunden. Wahrscheinlich sind das lauter Männchen, die sich gegenseitig über ihre Ehelosigkeit trösten. Ein zärtliches Pärchen aber ist es gewiß, wenn nur zwei dicht nebeneinander aufstehen, und fast jedesmal wird das Weibchen eher rege.

Am Tage liegen sie meistentheils still, oder suchen doch nur im dichtesten Holz auf den Dohnen- und Viehsteigen Aesung. Abends fallen sie hingegen, um ihren Appetit gemächlicher und besser stillen zu können, auf Wiesen, frischgedüngten Aeckern, Samenfeldern und Viehtriften, auch im Herbst auf Stoppel- und Krautfeldern ein. Am letztgenannten Ort habe ich, obgleich das Holz ziemlich weit entfernt war, am Tage eine geschossen.

Sie finden ihre Aesung, indem sie den langen Schnabel bis an die Nasenlöcher in die Erde stecken, waidmännisch zu sprechen: stechen. In dieser Stellung bleiben sie oft minutenlang, bis sich in dem aufgelockerten Boden das Gewürm u. dgl. regt, oder bis sie Witterung von den darin verborgenen Nahrungsmitteln bekommen. Schnell und mit Ungestüm schleudern sie dann das Untaugliche umher und erhaschen augenblicklich das, wonach ihnen gelüstet. Der verstorbene K. Slevogt hat in Hartig's Journal

---

1) Im Anhalt-Köthenschen, wie in andern holzarmen Gegenden, fallen sie im Herbst auch auf Stoppelfeldern ein, und werden nicht selten beim Lerchenfang mit Nachtnetzen gedeckt. W.

für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, Jahrg. 1807, S. 797, einige dem Jäger nicht unwichtige Beobachtungen über die Nahrungsweise der Waldschnepfe mitgetheilt, wovon ich das Erheblichste hier auszugsweise liefere.

„Die Waldschnepfe fällt der Lieblingsnahrung halber auf feuchten Rasenplätzen (überall, wo der Boden feucht und locker ist), im Herbst bei anhaltender Dürre aber an den Suhlen oder an hier und da befindlichen Pfützen und Lachen ein. Man wird sie da oft bis gegen den halben Leib ins Wasser waten (?) und nach Gewürm und Insekten suchen sehen. Ehe sie hierzu schreitet, sichert sie (späht nach allen Seiten) minutenlang mit so großer Achtsamkeit auf alles in der Nähe Befindliche, daß jeder Versuch des sich noch so gut verborgen haltenden Jägers, in dem Zeitraum des Sicherns unbemerkt sich schußfertig zu machen, vergeblich sein würde.

„Glaubt sie sich sicher, so sticht sie mit dem langen Schnabel in den Boden, läuft dann zu wiederholten malen, ein schnurrendes Getös ausgebend und mit den dieserhalb wahrscheinlich so hoch gestellten Augen die nächste Bodenfläche emsig beobachtend, im Kreise herum. Kein durch das Getös aus der Erde hervorkommender Wurm entgeht ihrem Scharfblick. Schnell zieht sie dann den Schnabel aus dem Bohrloch und den damit gepackten Wurm behutsam, um unverkürzt ihn zu erhalten, aus seinem Gang hervor. Kleinere verschluckt sie ganz, längere mit dem Schnabel in zwei oder mehrere Stücke getheilt."

Dergleichen trichterförmige Stichstellen wird man da, wo Schnepfen gern liegen, im Frühling wie im Herbst bei einiger Aufmerksamkeit nicht selten wahrnehmen können. Doch gesteht der Verfasser des gegenwärtigen Werks, daß ihm das Glück nie so wohlgewollt hat, die Schnepfe bei der von Slevogt beschriebenen Procedur beobachten zu können.

§. 7. Interesse, Leckerei und Jagdliebhaberei machen den Menschen zum bittersten Feinde dieses überall eifrig verfolgten, durchaus unschädlichen, ja, indem er manches verderbliche Insekt aus dem Wege räumt, sogar nützlichen Vogels. Nächst dem Menschen thun den Alten die Füchse, den Jungen und Eiern aber alle Marder- und Wieselarten großen Abbruch. Den Nachstellungen der Raubvögel entgehen sie durch ihre Verborgenheit am Tage und durch ihre Nachtreisen meist glücklich.

§. 8. Das Schnepfenwildbret ist in der That, vorzüglich im Herbst, so wohlschmeckend und gesund, daß man es nicht mit Unrecht dem meisten wilden und zahmen Geflügel vorzieht.

In der Regel wird die Schnepfe nicht ausgezogen (ausgenommen), sondern sie wird mit dem Gescheide gebraten, dabei aber die herausträufelnde fettige Feuchtigkeit und die Brocken — beides nennt man sehr unschicklich Schnepfendreck — auf gerösteten Semmelscheibchen aufgefangen und so für

einen Leckerbissen gehalten. In einigen Küchen zieht man sie auch aus, hackt das Gescheide klein, vermengt es dann mit geriebener Semmel, Eiern und Petersilie, bratet dies alles in Butter und streicht es gleichfalls auf geröstete Semmelschnittchen.

Dem Schnepfenragout, welches, wenn es mit Burgunder, Citronen- und Orangensaft und verschiedenem Gewürze recht gut zubereitet wird, allerdings zu den köstlichsten Speisen gehört, wird das Gescheide, klein gehackt, beigemischt.

Uebrigens sagt man, daß in den Gegenden, wo die Waldschnepfen häufig nisten, die frischen Eier derselben (wie an andern Orten die Kibitzeier) unter die vorzüglichsten Delicatessen gerechnet und besonders an Fasttagen sehr theuer bezahlt würden.

§. 9. Obgleich die Waldschnepfenjagd überhaupt, oder doch manche Art, dieselbe auszuüben, nicht geringe Mühe von seiten des Jägers fordert, und dennoch, in unsern Gegenden wenigstens, von Jahr zu Jahr weniger reiche Ausbeute gewährt: so wird sie doch von jedem rechtlichen Waidmann, wie von der zahllosen Schar wirklicher oder angeblicher Jagdliebhaber schon der Ehre wegen, welche mit dem Ruf, in der Nachbarschaft die meisten Waldschnepfen erlegt zu haben, verbunden ist, mit vorzüglicher Emsigkeit betrieben, um so mehr, da Jagdberechtigte das Wildbret derselben gar gern auf ihren Tafeln haben, minder Wohlhabende aber den hohen Preis, welchen in ansehnlichen Städten der Wildbretshändler dafür zahlt, sehr in Anschlag zu bringen pflegen. [1])

An manchen Höfen erhält derjenige Jäger, welcher im Frühjahr oder Herbst das erste Stück einliefert, jedesmal eine besondere Belohnung.

Auf jeden Fall muß der, welcher die Schnepfenjagd ausüben will, ein geübter Schütze, im Besitz eines guten, kurzsuchenden Hühnerhundes und an Strapazen gewöhnt sein; auch darf er, im Frühjahr vorzüglich, Nässe nicht scheuen. Gute Wasserstiefeln erleichtern das Geschäft, mehr noch, meiner Meinung nach, tüchtige Schuhe und Gamaschen.

Die Flinte wird mit Schrot Nr. 5 geladen. Manche Jäger mengen Nr. 4 und 5, jedes zur Hälfte, durcheinander. Der Verfasser ist weder bei dieser, noch bei irgendeiner andern Jagd ein Freund von dergleichen Gemengsel.

§. 10. Angenehm und belohnend zugleich ist im Frühjahr auf dem Striche der Anstand in solchen Gegenden, wo zu dieser Jahreszeit die Waldschnepfen häufig ziehen und einfallen. [2])

---

1) Man zahlt an manchen Orten im Frühjahr für das Stück 25 Sgr. bis 1 Thlr., im Herbst noch mehr. W.

2) Auf den Gütern, welche meine Familie an der dessauischen Grenze sonst besaß, war noch vor einigen zwanzig Jahren der Strich so vortrefflich, daß ich selbst in einem Abende zwölf- bis sech-

Zu dem Ende begibt man sich ungefähr abends nach 6 Uhr und morgens vor Tagesanbruch in solche Gegenden des Reviers, wo der Strich am besten zu sein pflegt. Da wählt man einen Stand, von welchem aus auf gehörige Weite nach allen Seiten, von großen Bäumen ungehindert, geschossen werden kann.

Ohne gerade sich sehr zu verstecken, erwarte man hier die laut herankommenden Schnepfen, schieße, wenn man eine einfache Flinte führt, nie von vorn, halte, wenn dies geschieht, eine gute Hand breit vor die Schnabelspitze, wenn sie aber seitwärts fliegen, auf die Schnabelspitze, und lasse, wenn von hinten geschossen werden muß, den Unterleib des Vogels aufsitzen, d. h. ziele so, daß man diesen auf dem Korne hat. [1])

Da es in der Dämmerung sehr schwer hält, die herabstürzende Schnepfe zu finden, weil, wie oben gesagt, ein großer Theil ihres Gefieders dem trockenen Laub und der Erde selbst gleich gefärbt ist, so gewährt es unverkennbaren Vortheil, einen Hühnerhund auf dem Anstand bei sich zu haben, welcher gut findet und im Apportiren zuverlässig ist, um so mehr, da selbst der beste Hund nicht leicht von der nur seit einer Stunde verendeten Witterung bekommt.

Gleich in den ersten Tagen des Strichs bemerkt auch der bis dahin noch ungeübte Hund so genau, worauf es abgesehen ist, daß er den Kopf oft noch eher, als der Schütze irgendetwas hört, dahin wendet, wo er den Laut der Schnepfe vernimmt. Mir kam bei dieser Gelegenheit ein ganz eigener Fall vor. Ich schoß nämlich, indem mein Hund neben mir saß, auf eine Waldschnepfe. Nie ging er sonst irgendeiner Wildart eher nach, bis er Befehl dazu erhielt. Diesmal mochte er vielleicht einige zerschossene Federn aufstieben sehen und merken, daß er im Finstern den fortziehenden, verwundeten Vogel nicht ausmachen würde, wenn er ihn nicht so lange in

---

zehnmal geschossen habe, als Anfänger damals, leider oft ohne Erfolg. Von Jahr zu Jahr fielen von jener Zeit an weniger Waldschnepfen ein, sodaß ich etwa zwölf Jahre später selten mehr als zwei Schüsse an einem Abende oder Morgen anbrachte.

Es wäre wol der Mühe werth, zu untersuchen, woher die allgemein bemerkbare Verminderung der Sumpf- und Wasservögel überhaupt, vorzüglich aber die der Waldschnepfen rühre. Vermehrte Thätigkeit, zunehmende Geschicklichkeit der Jäger, oder Anwendung unrechter Mittel bei der Jagd sind gewiß nicht schuld daran! Wenn es aber wahr ist, daß manche Religionsverwandte und andere Leckermäuler auf die Eier fast aller Sumpfvögelarten und besonders dieser einen gar hohen Werth setzen, so kann dies allerdings dazu beitragen. Ein anderer Grund mag wol in der wenigen Achtsamkeit der Schützen liegen, denen es entweder an Ueberlegung oder Ruhe fehlt, beim Schnepfenanstande es soviel als möglich zu vermeiden, ein Weibchen zu erlegen. Die Abnahme der bei uns ausbringenden Wasser-Federwildarten suche ich vorzüglich in den trockenen Jahren, die seit geraumer Zeit aufeinandergefolgt sind, sowie in der Urbarmachung großer Sümpfe. Schon auf dem natürlichen Wege wird dadurch das Brutgeschäft gestört; mehr noch aber geschieht dies durch das unleidliche, so sehr erleichterte Aufsuchen, und durch das muthwillige Zerstören der schon bebrüteten Eier, worin unsere liebe Bauerjugend so sehr excellirt. W.

1) Warum ich sonst vom Vorhalten beim Schießen kein Freund bin, und unter welchen Umständen ich es allenfalls nur billige, darüber habe ich mich schon ausgesprochen. W.

den Augen zu behalten suchte, bis er herabfiele. Er eilte daher, ungeachtet ich, in der Meinung fehlgeschossen zu haben, ihn pfeifend abrufen wollte, unaufhaltsam nach. Hitzig, wie ich damals war, dachte ich ihm schon eine harte Strafe zu. Während seiner Abwesenheit fing ich an das Gewehr zu laden; noch vor Beendigung dieses kleinen Geschäfts kam der Hund zurück. Etwas abgekühlt durch den Verzug, redete ich ihn nur hart verweisend an. Statt daß bei andern ähnlichen Gelegenheiten das gute Thier, seinen Fehler bereuend, sich demüthigte, ging es, während ich die Augen immer in die Luft gerichtet hatte und horchte, ob vielleicht eine andere Schnepfe herankäme, ruhig um mich herum, ohne sich durch den Zuruf „Leg' dich!" irren zu lassen. Noch ehe ich durch die ungewohnte Widersetzlichkeit in Harnisch gebracht werden konnte, vernahm ich den schnüffelnden Ton, welchen die Hunde ausgeben, wenn sie etwas im Maule haben, ich blickte herab, und siehe da, meine brave Manille bot mir die gefundene, noch nicht verendete Schnepfe dar. [1])

Ziehen mehrere Schnepfen dicht hintereinander her, oder stechen sie gar, so schieße man nie auf die vorderste, denn diese ist allemal das Weibchen, jede folgende aber ein Männchen. Würde beim Schnepfenstrich auf diesen geringfügig scheinenden Umstand überall mehr Rücksicht genommen, so könnte schon dadurch zur größern Vermehrung dieser so geschätzten Federwildart mitgewirkt werden. Auch kann ich es überhaupt nicht bergen, daß mir der Jäger verächtlich ist, welcher bei der Jagd auf unschädliche Zugvögel nicht ebenso genau auf möglichste Schonung des weiblichen Geschlechts Bedacht nimmt, als bei der auf Standwild.

§. 11. Eine andere bekannte Art, auf Waldschnepfen zu jagen, ist die Suche mit dem Hühnerhund. Man verfährt dabei ebenso wie bei der auf Hasen im Gesträuch. Daß, wie dort, der Hund ganz kurz suchen, vollkommen Appell haben, durchaus gehorsam sein muß und gar nicht jagen darf, versteht sich von selbst. Wie er hierzu gearbeitet wird, lese man in §. 28 des nächstfolgenden Kapitels nach.

Die beste Zeit zum Suchen geht vormittags um 9 Uhr an und dauert bis ungefähr nachmittags um 3 Uhr; denn früher morgens und später gegen Abend hält, im Frühjahr wenigstens, diese Schnepfenart selten den Hund und noch viel weniger den Schützen aus.

In der ersten Zeit des Schnepfenzuges wird man, wie schon oben gesagt, die Waldschnepfe immer im jungen Nadelholz, und da wieder im

---

1) Obenstehendes Jagdgeschichtchen steht nur deshalb da, um den ungeübtern Jäger von der Nothwendigkeit zu überzeugen, sowol bei alten als jungen Hunden äußerst aufmerksam auf den geringsten Umstand sein zu müssen, insofern er nicht wagen will, selbst den besten durch Strafen zur Unzeit zu verderben. W.

Gegenschein an einem Berghang, obwol nur einzeln, zu finden hoffen dürfen; späterhin fällt sie im Frühjahr am liebsten in den nässigsten, im Herbst in den mit Birken besetzten erhabenern Bezirken eines Reviers ein.

An jedem Tage fange man in den acht- bis zwölfjährigen Niederwaldschlägen, oder in Districten von gleicher Höhe, welche aus dem Samen erwachsen sind, zu suchen an, gehe dann in die ältern und zuletzt in die jüngsten. Der Fall ist mir öfter vorgekommen, daß ich einen ganzen halben Tag hindurch wenig ausrichtete und nachher in den drei- bis sechsjährigen Schlägen, wenn sie nicht mit filzigem Grase überzogen waren, viele Schnepfen fand. Witterung und Zufall machen, daß sie heute lieber hier, morgen lieber dort einfallen. Nie gehe man bei einem dicken Dornen- oder sahlweidenen Strauch ohne Aufmerksamkeit vorüber, denn, wie schon oben gesagt, liegen sie am liebsten in solchen.

Schon um dem Hunde leichtere Witterung zu verschaffen, ist es nöthig, überall gegen den Wind zu suchen; dies hat aber auch noch den Vortheil, daß die Schnepfe besser aushält, weil sie gegen den Wind sich nur schwer heben kann, und wenn sie gezwungen aufsteht, desto eher wieder einfällt. Auf die Einfallsstelle muß der Jäger vorzüglich Acht haben, um die Schnepfe wiederfinden zu können. Gerade dahin ihr nachzugehen, ist nicht rathsam; denn, einmal rege gemacht, hält sie gewöhnlich besser, wenn man von einer andern Seite kommt, wahrscheinlich deshalb, weil sie da, wo sie einfällt und sich drückt, jedesmal das Gesicht dahin wendet, wo sie gestört ward. Ich verdanke diese Bemerkung einem alten, braven Jäger und habe sie oft bestätigt gefunden.

Steht der Hund vor der Schnepfe, wobei er gewöhnlich die Positur macht wie vor Hühnern, so kreise man in solchem Gehölz, wo man überall hinschießen kann, bis man sie erblickt (fast immer werden, wie schon oben gesagt, ihre großen Augen an ihr zum Verräther), und schieße, wo immer möglich, im Sitzen. Wäre aber das Holz sehr geschlossen bestanden, so suche man während des Kreisens einen Standpunkt, von wo aus nach allen Richtungen, welche sie nehmen könnte, zu schießen ist, und lasse dann den Hund einspringen, oder werfe, wenn er dazu nicht gewöhnt ist, abgebrochene Zweigchen und Aestchen in die Gegend, wo die Schnepfe muthmaßlich liegt.

Im Stangenholz braucht sie einige Momente, um, da sie anfangs immer fast senkrecht sich erhebt, durch die Aeste bis ins Freie zu gelangen. Der geübtere Schütze wird diese gute Gelegenheit zum Schießen nicht ungenützt entschlüpfen lassen, im Freien hingegen sich nicht übereilen, sondern erst dann drücken, wenn er sie in der gehörigen Schußweite von 30 bis 40 Schritt genau auf dem Korne hat.

Haben sich mehrere Jäger zu einer solchen Jagd vereinigt, so müssen

diese in dem abzusuchenden Bezirk sich nicht weiter auseinanderziehen, als daß jeder seine Nachbarn im Auge behalten kann, auch im Fortsuchen stets gerade Linie zu halten suchen. Hat einer geschossen, so müssen alle übrigen so lange still stehen bleiben, bis dieser mit Laden fertig ist und durch den Zuruf „Fort!" das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gibt. Man wird ohne Erinnern einsehen, daß dies alles zu den Sicherheitsmaßregeln gegen Schußverletzungen gehört.

Sehr vortheilhaft ist es, wenn einige der gelassensten Schützen sich auf eben die Art, wie im künftigen Paragraph angegeben werden wird, vorstellen können, während die übrigen suchen. Sobald vor einem der letztern eine Waldschnepfe aufsteht, wird solches durch den Ruf „Tirez haut!" oder „Schnepfe hoch!" den übrigen kundgethan, jeder aber, der sie gewahr wird, muß, wenn er auch nicht schießen kann, doch des Wiederauffsuchens wegen auf den Einfall genau Acht haben. Daß die Suchenden nicht den Vorstehenden und diese jenen nicht entgegenschießen dürfen, wenn die Schnepfe nicht mehrere Schuh über das Holz erhoben fliegt, wird jedem ohne weiteres einleuchten.

§. 12. Endlich wird auch die Jagd auf Waldschnepfen in Gehölzen, die zu dicht bestanden sind, um in der Suche schießen zu können, durchs Treiben mit desto glücklicherm Erfolg ausgeübt, je häufiger sie in der Gegend, wo getrieben werden soll, einzufallen pflegen, je mehr man bei der Wahl der Schützen auf Qualität als auf Quantität Rücksicht nimmt, und je mehr geräumte Wege und lichte Plätze im Holz befindlich sind, welche zum Vorstellen benutzt werden können.

Da bei solcher Jagd nur kleine Bezirke auf einmal abgetrieben werden können, so bedarf man dabei keiner großen Anzahl von Jagdleuten. Ein Anführer und fünf bis sechs Knaben von 10—14 Jahren reichen vollkommen hin. Letztere ziehe ich deshalb bei allen Holzjagden den Erwachsenen vor, weil es ihnen natürlich weit weniger schwer wird, sich in den Dickungen durchzuarbeiten, und weil sie gewöhnlich ihr Geschäft eifriger, gleichsam mit Leidenschaft betreiben, auch dem Führer eher Folge leisten.

Besser ist es auf jeden Fall, besonders im Herbst, die Treiben so viel als möglich mit dem Wind zu nehmen, weil, wie schon erwähnt, die Schnepfe lieber vorwärts und bei entgegengesetzter Einrichtung eher auf den Flügeln als auf die vorstehenden Schützen hinausgeht. Läßt es jedoch die Zahl dieser zu, Haken zu stellen, so hat man nicht Ursache, auf dieses alles so sehr zu achten, als auf freie Standpunkte derselben.

Um die Schnepfen aufzujagen, können die Treiber sich entweder der Klappern, wie bei der Hasenjagd, bedienen, oder sie dürfen nur im Gange fleißig mit den Füßen stampfen und laut „Pr, pr!" auch jedesmal, wenn

eine vor ihnen aufsteht, augenblicklich „Schnepfe hoch!“ rufen. Wenn auch aufmerksamen Jägern, welche bei dieser Gelegenheit die Augen immer in die Höhe gerichtet haben, selbst ohne diesen Zuruf nicht leicht eine unbemerkt entwischen kann, so ist es doch gut, wenn ein Nachbar dem andern das Herannahen derselben auf gleiche Weise, oder durch das gewöhnliche „Tirez haut!“ anzeigt.

Die Schützen sowol als die Treiber müssen der fortziehenden Schnepfe so lange als möglich nachsehen, um den Einfall zu beobachten.

Bei dem Treiben wie bei der Suche darf ein Bezirk des Reviers, wo man Schnepfen fand, nicht eher ganz verlassen und muß jede einzelne Abtheilung desselben so lange immer wieder abgejagt werden, bis keine mehr vorhanden ist.

Mir sind Fälle vorgekommen, daß man den ganzen Tag auf einem Districte beschäftigt war, der in einer halben Stunde zu umgehen war. Auf einem solchen erlegten vier Schützen einst im Anhalt-Dessauischen 18 Stück, und gewiß blieben noch fünf bis sechs übrig, als der Abend der Jagd ein Ende machte.

Noch ist zu bemerken, daß es unnütz sein würde, sich am Abend des Tages, an welchem eine Gegend abgetrieben oder abgesucht ward, in derselben anzustellen, weil die ja noch vorhandenen Schnepfen zu ermüdet sind, als daß sie zum Streichen Lust haben könnten. Gewöhnlich aber ist dann der folgende Morgenzug sehr gut.

§. 13. Da in der Regel jedem Jäger und Jagdinhaber aus den obenangeführten Gründen daran gelegen ist, seinem Nachbar in Rücksicht der Zahl der erlangten Waldschnepfen den Rang abzulaufen, so dachte man schon von Alters her auf Mittel, dieser Federwildart auch durch den Fang Abbruch zu thun.

Eigentlich sollte dies freilich im Frühjahr nicht geschehen, weil bei aller Vorsicht schon durch das Schießen manchen Weibchens der Vermehrung Eintrag geschieht. Im Herbst hingegen muß der Jäger den Fang desto weniger vernachlässigen, je mehr durch Suchen und Treiben (der Anstand findet zu dieser Jahreszeit mit gutem Erfolg nicht statt) das andere Wildbret beunruhigt wird. Beiläufig will ich hier der Fangarten nur erwähnen welche mir nicht zweckmäßig oder zu kostbar scheinen, ausführlich aber in der Folge die beschreiben, welche, ohne Aufwand zu verursachen, wirklich Vortheil gewähren.

Zu den erstern rechne ich vorzüglich die Anwendung der Stoß- und Klebegarne, auch Hochnetze genannt, welche meiner Meinung nach deshalb weder Mühe noch Kosten lohnen können, weil die Waldschnepfen im Frühjahr, wo diese Garne doch nur anwendbar sind, in unsern Gegenden

wenigstens, höher zu ziehen pflegen, als daß sie im Netze gefangen werden könnten.

Ebenso wenig leisten mir die in Döbel's Jäger-Praktica", II, 175 [1]) beschriebenen Fallen Genüge, theils weil sie nicht so leise gestellt werden können, daß die Schnepfe die Zunge abzutreten vermöchte, theils weil sie oft zufällig über diese wegschreiten würde, ohne sie zu berühren.

§. 14. Wo die Waldschnepfen häufig einfallen, kann man sich mit vielem Nutzen der Steckgarne zum Fang bedienen.

Man stelle sie zu dem Ende, besonders an nebeligen Tagen, auf der Seite eines, den Bezirk, wo man einige zu treffen vermuthet, durchschneidenden Weges, welche dem zuerst abzutreibenden Theil zugekehrt ist, im Zickzack oder winkelig unter den Sträuchern umher. Dann begebe man sich mit einigen Knaben dahin, wo, den Garnen gegenüber, das Treiben angelegt werden soll, und lasse sie, öfters mit den Füßen auf die Erde stampfend, gerade auf den Stellweg losgehen. Wählt man zu diesem Geschäft die Mittagsstunden nicht und läßt man die Knaben im Treiben recht langsam gehen, so wird die Schnepfe nicht nur nicht aufstehen, sondern auch, dem Gepolter ausweichend, vorwärts und ins Garn laufen.

Wo man vor Raubthieren und menschlichen Unholden sicher ist, können auch die Steckgarne aufs bloße Ungefähr hin in Dickungen, vorzüglich auf Vieh- und Wildsteigen (auch quer über diese weg), nur so viel als thunlich, winkelig gestellt werden. Dort lasse man sie Tag und Nacht stehen, besuche sie aber täglich zweimal, und trockne sie einen Tag um den andern in der Sonne ab.

§. 15. Mit nicht geringerm Vortheil werden auch Laufdohnen gestellt. Die besten Dienste leisten sie, wenn sie auf folgende Art verfertigt werden:

Man nimmt einen etwa 3′ langen, fingerstarken salweidenen oder haselnen Stock und schneidet an beide Enden Spitzen. Dann biegt man selbigen, oben möglichst flach gerundet, in Form eines gemeinen Dohnenbügels so zusammen, daß er oben, wo die Rundung aufhört und unten an den Spitzen gleichweit auseinandersteht, und bewirkt endlich durch einen an beiden Schenkeln, 5″ von den Spitzen herauf fest angeschleiften Bindfaden, daß der Bügel die angegebene Form behält. Hierauf macht man gewöhnliche Dohnenschleifen [2]) von sieben bis acht schwarzen, möglichst langen Pferdehaaren, sticht in der Mitte der Bügelrundung, auch da, wo die Rundung am Schenkel aufhört, von unten nach oben eine möglichst kurze Spalte

1) S. 180 der 4. Aufl. W.

2) Vgl. Krammetsvogelfang. W.

vermittels eines dünnen Messers durch, zieht durch jede derselben eine Schleife von oben nach unten ein, und stellt diese so auf, daß durch die drei Oesen der freie Raum zwischen den Bügelschenkeln nicht nur ausgefüllt ist, sondern daß auch die Seitenrundung der einen die der nebenstehenden noch ein wenig überdeckt.

Von den im dichten jüngern Holz, wo keine Hutung stattfindet, vorhandenen Wild- und andern nicht sehr begangenen Stegen wird zu Anfang des Schnepfenzugs alles Laub weggerecht und aller Rasen erforderlichenfalls weggeschaufelt. Dann steckt man die Dohnen quer über dieselben bis an den Bindfaden, welcher die Schenkel zusammenhält, in die Erde, sodaß jede Schleife etwa $3\frac{1}{2}$ bis 4″ über dem Boden hängt.

Will man des Fanges gewisser sein und den Schnepfen das Ausweichen von dem Stege verwehren, so belegt man ihn an den Seiten mit dürrem Reisig, oder man macht einen kleinen Flechtezaun, oder stellt schwache Horten von gleicher Höhe mit den Bügeln, wenn sie in der Erde stecken, zu beiden Seiten des Steges auf. Am Eingang wird dann eine Laufdohne eingesteckt, welche den leeren Raum zwischen dem Zaun einnimmt; diesen führt man nun 5—6 Ellen fort, setzt an das Ende gleichfalls eine Dohne, unterbricht die Seitenvermachung etwa um 4—6′, legt dann wieder eine gleiche Abtheilung des Schnepfensteges an, und fährt auf ähnliche Weise fort, so weit man es für gut findet.

Noch besser habe ich die Einrichtung gefunden, wenn man den Zaun so weit auf dem gekehrten Stege fortführt, als er gehen soll, am Ein- und Ausgang aber die Flügel desselben etwas breiter werden läßt, dort auch den Rasen weghackt und den Boden aufharkt, auch bei trockenem Wetter im Herbst stark begießt. Da, wo nun der eigentliche Fangsteg angeht und der Zaun sich hinlänglich verengert, wird die erste Dohne querübergestellt. Etwa von 12 zu 12′ läßt man an den Seiten des Zaunes Lücken, welche wieder mit Laufdohnen ausgefüllt werden; nach diesen hin führt man aber wieder kurze Eingänge von 4—5′ Länge, von denen gleichfalls der Rasen abzustechen ist.

Statt der Zäune kann man sich auch spiegelig gestrickter, 10″ hoher, 8′ langer Garne, deren Maschen 2″ ins Gevierte halten, bedienen, immer zwischen je zwei dieser Netzstücken Laufdohnen einbinden und mit diesen Garnen den Steg auf beiden Seiten der Länge nach bestecken, auch den Aus- und Eingang mit besondern Laufdohnen verstellen. Längs diesem Geleiter wird die Schnepfe, welche den frischgekehrten Steg sieht, hinlaufen, bis sie an der ersten Dohne einen Eingang zu finden glaubt und sich in den Schleifen fängt.

Diese mit eingebundenen Dohnen unterbrochenen Spiegelgarne vertreten

vollkommen die Stelle der Steckgarne beim Schnepfentreiben, vorzüglich wenn sie im Dickicht recht im Zickzack herumgesteckt werden; man kann sogar überzeugt sein, daß sich Schnepfen und Hühner noch leichter darin fangen.

Fänden sich an Orten, wo Schnepfen gern einfallen, nicht zufällig Stege, so bereite man sie schon im August oder September durch Wegschaufeln des Rasens und beständiges Aufkratzen mit dem Rechen (der Harke). Wer dann die Mühe nicht scheut, kann sich gewiß viel Vortheil versprechen, wenn bis zur Fangzeit je zuweilen frischer Kuh- und Pferdemist auf den Triften gesammelt, über den Steg verbreitet und nur erst, wenn der Fang eingerichtet ist, weggeharkt wird, weil dadurch der Boden immer locker und feucht bleibt, auch die Lieblingsäsung der Schnepfen, Käfer und Würmer, sich hinziehen.

Weder in, noch außer der Fangzeit darf man abgefallenes Laub auf solchen Stegen dulden.

Daß übrigens da, wo der Schnepfenfang exercirt werden soll, vorher Raubthiere und Raubvögel möglichst vertilgt und während der Fangzeit die Stege und Laufdohnen wenigstens vormittags und gegen Abend besucht werden müssen, versteht sich von selbst.

Da der Herbstzug der Waldschnepfe mit dem der Krammetsvögel zusammentrifft, so kann man die Dohnenstege selbst, wie die Gegend um dieselben herum, zur Einrichtung der Schnepfenstege benutzen.

Viertes Kapitel.

Das Rebhuhn.

Perdix cinerea *Bris.* [1])

§. 1. Eine ganze aus dem Hahne, der Henne und den Jungen bestehende Familie dieser Federwildart heißt an den meisten Orten in der Jägersprache ein Volk, an andern eine Schar oder eine Compagnie. Hier und dort bedient man sich auch wol als gleichbedeutend der Ausdrücke Kette oder Kitte, jedoch nicht mit Recht, denn der erstere kommt vorzüglich den Haselhühnern, Schneehühnern und weißen Waldhühnern zu; der

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 5; Ornithologisches Taschenbuch, I, 242. Meyer, Taschenbuch, I, 303. Diezel, Erfahrungen, I, 347. W.

letztere hingegen wird in vielen Gegenden nur vom wilden Wassergeflügel und besonders von Enten und Gänsen gebraucht.

Den Hahn nennen einige (vorzüglich die, welche das Volk mit dem Namen Compagnie belegen) Corporal.

Wenn Rebhühner irgendwo einzeln oder volkweise beisammensitzen, so heißt das: sie liegen da.

Wenn sie auffliegen, sagt man: sie stehen auf; wenn sie tief über der Erde fortgehen: sie streichen oder ziehen; wenn sie höher steigen: sie stieben; wenn sie sich auf der Erde niederlassen: sie fallen ein. Geschieht letzteres, um an einem Orte Nahrung zu suchen, so fallen sie auf die Weide oder auf das Geäse; sie weiden und äsen deshalb auch, sie fressen nicht.

Stehen sämmtliche Individuen eines Volks einzeln oder zugleich auf, fallen aber nicht an einer Stelle, sondern vereinzelt wieder ein, so sagt man: das Volk hat sich gesprengt.

Der Locklaut wird durch Ruf bezeichnet; er ist das Wiedervereinigungszeichen für das gesprengte oder auseinandergelaufene Volk.

Das Lager ist die Benennung einer kleinen, durch gemeinschaftliche Anstrengung ausgekratzten Vertiefung, in welcher das Volk, bis auf ein gemeiniglich als Wache ausgestelltes Individuum, längere oder kürzere Zeit, gleichsam auf einen Haufen zusammengedrängt sich aufhält.

Das Gebreche[1]) nennt man die Excremente, welche man gewöhnlich im Lager findet.

Wenn Rebhühner sich im trockenen, lockern Feld, oder im Sand, nach der gemeinen Sprache, baden, so sagt der Jäger: sie stauben sich.

Wenn ein Hahn im Frühjahr mit einer Henne sich vereinigt und beide, vom übrigen Volk getrennt, isolirt zu leben anfangen, so heißt das: die Hühner fallen zu Paaren, oder sie paaren sich.

Der große braune Flecken auf der Brust, durch welchen der Hahn von der Henne in der Farbe vorzüglich unterschieden ist, wird Schild genannt. Hiervon ist auch der Ausdruck schildern hergenommen, welcher von jungen Rebhühnern gebraucht wird, wenn sie im vierten Monat ihres Alters die Farben am Gefieder bekommen, an welchen jedes Geschlecht, das männliche und weibliche, zu erkennen ist.

§. 2. Das Rebhuhn wird auch Feldhuhn, Rufhuhn, Wildhuhn genannt.

Es gehört zur Familie der Feldhühner (Perdicidae), der Ordnung der hühnerartigen Vögel (Gallinaceae).

---

1) Dieser Ausdruck wird auch von einigen synonym mit Lager gebraucht. W.

§. 3. Diese Federwildart gedeiht nur unter gemäßigten Himmelsstrichen, verträgt aber immer noch eher einen höhern Grad von Hitze als von Kälte. Eigentlich einheimisch ist übrigens das gemeine Rebhuhn nur in den europäischen, asiatischen und in einigen amerikanischen Ländern, die sich eines milden oder doch nicht ganz strengen Klimas zu erfreuen haben. [1])

Um die Stärke (Größe) desselben bestimmter, als es gewöhnlich geschieht, angeben zu können, mag hier gleich die Bemerkung ihren Platz finden: daß in den 36 Jahren, während deren ich mich fast unausgesetzt theils aus Beruf, theils zum Vergnügen mit der Jagd beschäftigte, ich in verschiedenen Gegenden Deutschlands zwei Varietäten dieser Art bemerkt zu haben glaube.

Beide unterscheiden sich in den Gefiederfarben gar nicht, oder doch nur unmerklich, wol aber in der Stärke und Lebensweise; denn die stärkere hat 12½″ Länge und 18½″ Flugweite und ist ausgemachtes Standfederwild, das sich nur der Jahreszeit nach aus einem Theil des Reviers, wo es einheimisch ist, in den andern zieht, und blos durch unablässige Beunruhigung oder andere weiter unten anzugebende Veranlassungen dahin gebracht werden kann, daß es den einmal gewählten Aufenthalt ganz verläßt.

Die andere kleinere, welche sowol in der Länge als in der Flugweite beinahe 2″ weniger mißt, scheint gewissermaßen ein Strichvogel zu sein, d. h. ein solcher, der kleinere Reisen als der Zugvogel macht.

Nie habe ich diese in unsern flachen Gegenden früher als gegen das Ende des Monats October und im November, dann immer in sehr starkzähligen Völkern, bei diesen aber oft mehr als eine alte Henne und einen alten Hahn gefunden. Sehr oft traf ich sie in Bezirken des Revieren an, wo vorher keine Rebhühner gelegen hatten, doch selten länger als drei bis vier Tage nacheinander und gemeiniglich dann nicht wieder. [2]) Diese Bemerkungen veranlassen mich zu glauben, daß diese kleinere Art in Gebirgsgegenden, vorzüglich da, wo der Weinbau stark betrieben wird, niste. Dort bleiben die aus einzelnen Familien bestehenden Völker vielleicht so lange ruhig, bis rauhere Herbstwitterung sie den baldigen Eintritt des Winters ahnen läßt, oder bis sie durch die mit der Weinlese verbundene Unruhe vertrieben und gezwungen werden, gemäßigteres Klima und Gelegenheit zur vollern Winteräsung auf der Ebene zu suchen.

Nach diesen Vorbemerkungen mag nun die genauere Beschreibung des

---

1) In Nordamerika fand daher mein öfter erwähnter Freund nie ein Rebhuhn. Man belegt dort das Haselhuhn (Tetrao Bonasia) auf französisch fälschlich mit dem Namen Perdrix. W.

2) Einigemal habe ich sie indessen auch noch in der Schneehaube gefangen, aber nur bei sehr früh eingetretenem Winter. W.

äußern Ansehens und der Farbenauszeichnungen des Männchens sowol als des Weibchens und der Jungen folgen.

a) Das Männchen. An dem beinahe 1″ langen, scharfen, bläulich ins Olivenfarbene spielend, gefärbten Schnabel überdeckt der bauchig erhabene obere Theil den untern an den Seiten. Der Augenstern ist rothbraun. Unter den Augen zieht sich ein hochrother, warziger, kahler Streifen weg und bildet hinter denselben ein spitzwinkeliges Dreieck. Von der dunkel orangerothen Stirn dehnt sich ein ebenso gefärbter Strich über die Augen bis in den Nacken aus. Ueber diesem läuft ein aschgrauer bis eben dahin. Der olivenbraune, mit gelblichweißen, feinen, einzelnen Längestreifen gezeichnete Scheitel hat eine feingetüpfelte schwarze Einfassung. Schön aschgraues, sehr schwach mit Schwarz durchwelltes Gefieder bedeckt den Hinter- und Vorderhals bis zum Rücken und bis auf die Hälfte der Brust herab; nur am Hinterhalse zeigt sich eine wenig in die Augen fallende Mischung von Rostgelb. Aschgrau mit Goldgelb gemischt ist des Rückens Hauptfarbe, auf welcher feine schwarze und stärkere schwarzbraune Querlinien sichtbar werden. Ebenso, nur mit einzelnen breiten kastanienbraunen Streifen gezeichnet, erscheinen die Steiß- und langen obern Deckfedern des keilförmigen, gewölbten, aus 18 kleinen Federn bestehenden Schwanzes. Von diesen sind die vier mittelsten wie die erwähnten Deckfedern, die übrigen aber bis an die rostgelben, schwarzbespritzten Spitzen dunkel gelbroth gefärbt. Jede einzelne übrigens rostfarbene Schulter- und Deckfeder der Oberflügel ist der Länge nach mit feinen schwarzen Querlinien und einem großen rothbraunen Flecken an der innern Fahne besetzt und ununterbrochen schwarz eingefaßt. Die einwärtsgekrümmten dunkelbraunen Schwungfedern haben hell rostfarbene Querbänder, welche an den hintern dunkelbraun bespritzt sind.

Das schön kastanienbraune Schild steht mitten auf der Unterbrust, und nicht mit Unrecht vergleicht man die Gestalt desselben mit der eines freilich gegen die Länge etwas zu breiten Hufeisens, dessen hohler Theil nach unten gekehrt ist. Auf dem hell aschgrauen Gefieder der Seiten stellen sich schwarze feine Querstreifen und rothbraune Querbinden dar.

Der weiße Bauch ist schwärzlich gefleckt, der After röthlichweiß. Der auswärtsstehende Theil der Schenkel hat rothgraues, überall schwarzgesprickeltes und weißgestreiftes Gefieder, der einwärtsgekehrte durchaus röthlichweißes.

Die fast 2″ hohen Schienbeine sind mit bräunlich fleischfarbener, geschuppter, die Zehen mit etwas dunklerer Haut überzogen. Bei zunehmendem Alter gehen diese Farben fast in Schwarz über. Die Nägel sind horngrau.

b) Das Weibchen. An ihm ist der kahle Warzenflecken unter den Augen schmäler und weniger lebhaft gefärbt, der Scheitel rostbraun, mit

eirunden weißgelben Sprickeln besetzt, der Rücken überhaupt dunkler als am Hahn, und der bei diesem rothbraune Flecken auf den Schulter- und Flügeldeckfedern schwarzbraun.

Das Schild fehlt an einigen (nach der Meinung mehrerer Jäger an sehr alten Hennen) ganz, an den meisten aber sieht man an dessen Stelle einen oder einige unzusammenhängende braune rundliche Flecken.

Der Schwanz besteht aus hell rostfarbenen Federn. Er ist das Kennzeichen, an welchem man im Fluge die Henne vom Hahn am leichtesten unterscheidet, weil er um vieles heller und überall gleich gefärbt ist, und weil ihn erstere, bis zum Spätherbst wenigstens, fast immer etwas ausgebreitet hält.

c) Die Jungen. Ihr Unterleib ist in den ersten Wochen ihrer Existenz mit wolligen röthlichen Federn besetzt; die ganzen Ständе sind an den kahlen Stellen gelb behäutet. Nach und nach bekommt das Gefieder immer mehr Aehnlichkeit mit dem der Alten; die Stände werden grüngelblich, der Schnabel bleibt das ganze erste Jahr hindurch hornbraun. Bis sie, gewöhnlich im September, zu schildern anfangen, wird das junge Männchen an dem, wie am alten Weibchen, gesprickelten Kopfe und Oberhalse erkannt; auch sind die Gefiederfarben durchaus heller als an den alten Rebhühnern. Ist diese Periode vorüber, und sind die Jungen vollkommen ausgewachsen, so erkennt man zwar wol am Schnabel und an der Haut der Stände, daß sie noch im ersten Jahre ihres Alters stehen; außerdem aber unterscheidet sich, wie einige Jäger behaupten, das junge Männchen und Weibchen von den Alten einzig und allein durch die vorderste spitzige Schwungfeder jedes Flügels, welche beim Mausern [1]) des folgenden Jahres eine abgerundete Form annehmen soll. [2])

Auch bei dieser Federwildart gibt es mancherlei Farbenvarietäten. Bechstein führt an:

a) Das weiße Rebhuhn. Es erscheint reinweiß, oder grauweiß, oder gelblichweiß mit graulicher Schattirung an einem oder dem andern Körpertheil.

b) Das bunte oder gescheckte, welches weiße Flecken oder Theile hat. Auch gibt es gelbroth- und schwarzgefleckte.

c) Das Rebhuhn mit dem weißen Halsband, übrigens wie

---

1) Alle Vögel verwechseln jährlich, die meisten Arten einmal im Juli und August, einige aber zweimal, im Frühjahr und Herbst, ihr altes Gefieder mit neuem. Man nennt dies mausern. Jeder Vogel befindet sich während dieser Periode in einem kränklichen Zustand. Der alte ist dann einige Zeit zum Fluge ganz ungeschickt, weil er jedesmal alles alte Gefieder wechselt; der junge hingegen kann sich, obwol nur mit Anstrengung, heben, weil er beim ersten Mausern die Schwung- und Ruderfedern nicht verliert. W.

2) Ich fand diese Angabe bei Jester, und alte Jäger, die ich befragte, bestätigten sie. Eigene Erfahrungen habe ich darüber nicht gemacht. W.

gewöhnlich gefärbt: auch mit weißem Unterleib und bräunlich aschgrauem, schwarz gestricheltem Halse. [1])

Das Rebhuhn hat einen stark mit Wildbret belegten und daher schweren Körper, der aber nur kurz und nicht eben stark befiedert ist. Deshalb steht es zwar mit hörbarem Geräusch, doch ohne merkliche Anstrengung auf, fliegt auch immer gerade aus, ziemlich schnell, aber nicht gern so, daß ihm der Wind von hinten in die Federn weht. Selten erhebt es sich hoch in die Luft [2]) und fällt meist ziemlich bald wieder ein, um auszuruhen.

Sonderbar ist es, daß es gegen Ende des October und im November, zu welcher Zeit es am Wildbret besser zu sein pflegt als zu jeder andern — obgleich es auf dem Rücken und an den Keulen überhaupt nur wenig Fett, auf der Brust aber gar keins auflegt —, am flüchtigsten ist und am höchsten steigt.

Schneller noch läuft es verhältnißmäßig, besonders zur ebenerwähnten Zeit, und fast immer, außer wenn es weidet, mit aufgerichtetem Halse und unter oft wiederholtem Kopfnicken. Den höchsten Grad von Unruhe bezeichnet es bei dieser Gelegenheit durch ein gewisses Schnippen (Schnellen) mit dem Schwanz, welches ein sicheres Anzeichen vom baldigen Aufstehen ist.

Der Sinn des Gesichts scheint bei ihm unter allen der schärfste zu sein.

Scheu und furchtsam drücken sich im Frühjahr, Sommer und im Anfang des Herbstes die Rebhühner, junge und alte, bei anscheinender Gefahr sogleich. Späterhin suchen sie sich laufend zu entfernen und stehen erst dann

---

1) Zu den Varietäten rechnet Bechstein auch das Feldhuhn, welches Frisch in seinen Abbildungen der Vögel Deutschlands, Taf. 124, B, als Bergrebhuhn aufführt, indem jener es für einen alten Hahn hält, welcher einen braunen Kopf und am ganzen Unterleib die Farbe des Schildes hat. Als eigene Art der Gattung Perdix verdient das schon von Brisson als Perdix Graeca beschriebene, dann von Meyer als deutscher Vogel angeführte Steinhuhn (Perdix saxatilis) Erwähnung. „Kehle weiß, mit einer großen, schwarzen, ungetüpfelten Binde eingefaßt; Scheitel, Hals, Nacken, Brust, Oberleib und die mittelsten Schwanzfedern hell aschgrau, schwach gelbröthlich überlaufen; die gelblichen, mit schwarzen, halbmondförmigen Streifen versehenen Seitenfedern mit kaum bemerkbaren orangefarbenen Binden, Schnabel und Füße roth. Länge 14 bis 15″. Das Weibchen ist beträchtlich kleiner, der Schnabel dunkler, die aschgraue Farbe schmuziger und mehr mit Gelbroth überlaufen; die schwarze Binde, welche den Hals einfaßt, weniger breit; die schwarzen Binden der Seitenfedern schmäler, die orangegelben Streifchen heller. — Aufenthalt. Die südlichen Alpen von Deutschland, auf mittlern Berggegenden, weder höher hinauf, oder doch nur im höchsten Sommer, noch tiefer hinab in den Ebenen und tiefen Thälern. Ein Standvogel. — Nahrung. Kräuter, Sämereien, Insekten und besonders Ameisenpuppen; im Winter Baumknospen, Beeren, Tannen-, Fichten- und Lärchennadeln. — Fortpflanzung. Nest unter Baumwurzeln oder unter überhängenden Steinen, im Gebüsch oder auch im bloßen Heidekraut mit 15—20 röthlichen, schwarzgefleckten Eiern. — Bemerkung. Das eigentliche Rothhuhn (Perdix rufa *Lath.*) ist zuverlässig als Art von dem Steinfeldhuhn verschieden, obgleich es zeither von mehrern Ornithologen mit dem letztern für einerlei Art gehalten wurde. Das in Frankreich (überhaupt im südlichen Europa), Asien, Afrika u. s. w. einheimische, in Deutschland nicht vorkommende Rebhuhn ist kleiner und legt weiße, mit rothen Punkten bestreute Eier.“ (Vgl. oben Fortpflanzung des Steinfeldhuhns.) W.

Die in Spaniens Felsengebirgen, auf den Balearischen Inseln, in Sicilien, Calabrien, Sardinien, sowie auch in Nordafrika vorkommende Rebhuhnart ist das Felsenhuhn (Perdix petrosa *Lath.*). Index Ornith., II, 648, Nr. 14. T.

2) Doch fehlt ihm hierzu das Vermögen nicht. Waidewund geschossene beweisen das, obgleich bei ihnen die Todesangst außerordentliche Anstrengung hervorbringen mag. W.

auf, wenn auf jene Weise Rettung unmöglich ist. Noch flüchtiger werden sie, wenn Frost eintritt, indem sie dann, um ihren Feinden zu entgehen, fast immer, ohne vorher zu laufen, in großer Entfernung aufstehen und weitere Strecken als vorher fortgehen, ohne wieder einzufallen. Nur die beängstigende Erfahrung, daß Flucht sie vor ihren gefährlichsten Verfolgern, den Raubvögeln, nicht retten kann, macht, daß sie, sobald ein solcher sich blicken läßt, selbst in Zeiten, wo sie sonst weder den Menschen noch den Hund aushalten, augenblicklich auf der Stelle sich drücken und unbeweglich da bleiben, wo sie eben sich befinden.

Unverbrüchliche Gattentreue, zärtliche Liebe der Aeltern zu den Kindern, immerwährende Anhänglichkeit der ganzen Familie aneinander sind schöne Züge ihres Naturells.

Der Ruf der Henne ist kurz und klingt ungefähr wie Girl, der des Hahnes ist länger und ertönt fast wie Girrlitt. Auf den Ruf des letztern versammelt sich die ganze Familie, auf den der erstern ziehen sich die entferntern Jungen wie der Hahn zur sorgsamen Mutter und Gattin.

§. 4. Sobald des Winters Strenge nachläßt und der Schnee größtentheils weggethaut ist, fallen die Rebhühner zu Paaren, d. h. die Aeltern trennen sich von den Kindern; diese aber schließen unter sich, soweit es das ungleiche Verhältniß des weiblichen Geschlechts zum männlichen zuläßt, den ehelichen Verein. Jedes Pärchen sucht die Einsamkeit, um womöglich ungestört den Begattungstrieb zu befriedigen. Nur der Tod des einen oder des andern Theils kann das einmal geknüpfte Band zerreißen und berechtigt den zurückgebliebenen zu einer zweiten Paarung.

Zwischen den unbeweibten Männchen kommt es, im Anfang der Paarzeit vorzüglich, um so öfter zu heftigen Kämpfen, da es im ganzen gewiß drei- bis viermal mehr Hähne als Hennen gibt. [1]) Dem Sieger wird der Minnelohn zutheil, den ihm freilich Nebenbuhler noch oft genug streitig machen. Alte Hähne wissen jedoch ihre Gattenrechte so gut zu vertheidigen, daß sie bald in Ruhe kommen.

Gibt es der Männchen zu viele, so wird dadurch allerdings die Fortpflanzung gemindert, weil das, welches sich schon gepaart hat, durch den immerwährenden Kampf entkräftet, das Weibchen aber so unaufhörlich durch die Zudringlichkeit der Gunstcompetenten gequält wird, daß es nicht einmal soviel Ruhe hat, seine Eier in ein und] das nämliche Nest zu legen, sondern

1) Im Winter von 1803 auf 1804 fand ich unter drei eingefangenen Völkern, welche zusammen, nachdem im Herbst schon mehrere Hähne und nur zwei junge Hennen davon weggeschossen worden waren, aus 36 Stück noch bestanden, nur 10 Weibchen. Außerdem beweist sich auch die größere Zahl der Männchen dadurch, daß, wenn man im Frühling einen Hahn von der Henne wegschießt, letztere in einem nur leidlich besetzten Revier gemeiniglich schon am folgenden Tage wieder gepaart ist. W.

solche hier und da vereinzelt fallen lassen muß, dann aber natürlicherweise gar nicht brüten kann. Auch ziehen solche von vielen Hähnen verfolgte Hennen sich entweder allein, oder mit dem Gatten, um Ruhe zu suchen, nicht selten ganz aus dem bisherigen Standrevier in ein benachbartes.

Der Fall, daß, der Behauptung einiger alten Jäger und neuern Schriftsteller zufolge, ein Hahn sich mit zwei Hennen gezüchtet (doppelt gepaart und begattet) hätte, ist mir nie vorgekommen, kann auch, meines Erachtens, nicht wohl stattfinden, weil es da, wo unbeweibte Hennen sind, an überzähligen Hähnen gewiß nicht fehlt. Außerordentlich starke Völker beweisen dies auch nicht, da man bei den aus Standhühnern bestehenden nie zwei alte Hennen findet.

Haben sich die Hühner einmal gepaart, so trennt sich das Paar um so weniger weit voneinander, je mehr einzelne Hähne vorhanden sind, und nur auf dem Geäse kann es unvermerkt zuweilen geschehen. Sobald das Männchen die Henne nicht gewahr wird, fängt es, besonders in den Abend- und Morgenstunden, eifrig zu rufen an. Schnell antwortet diese und nähert sich eilig. Sobald beide zusammenkommen, duckt sich die Henne, während der Hahn unter beständigem Kopfnicken und kurzem Gluchzen mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz um dasselbe herumläuft und endlich den Act des Tretens mit Eifer vollendet.

Ist die Frühjahrswitterung günstig, so fangen alte Hennen schon in der Mitte des April, junge erst gegen Ende dieses Monats, oder des oft lange unentschiedenen Kampfes der Hähne wegen (welcher nicht selten macht, daß sie gelte bleiben) wol gar erst im Mai an, täglich ein Ei zu legen. Sie bereiten sich zu diesem Behuf im Getreide [1]), auf Wiesen und Lehden, oder in Vorhölzern und Sträuchen ein kunstloses Nest aus trockenen Grashalmen oder Binsen, zu dessen Anlage im Freien, der Verborgenheit wegen, eine Vertiefung, Ackerfurche, oder wol gar der Fußtritt eines Pferdes oder Ochsen benutzt wird.

Nicht leicht geht die Zahl der Eier von einer Henne, welche sich zum ersten mal gepaart hat, über 10—11 Stück hinaus, bei ältern hingegen beläuft sie sich oft auf 14—18.[2]) Findet man mehr in einem Nest, so ist mit ziemlicher Gewißheit vorauszusetzen, daß die übrigen von einer andern, durch viele Hähne so sehr verfolgten Henne, daß sie ein eigenes Nest sich zu bereiten nicht im Stande war, dazu gelegt worden sind. Bebrütet eine Henne weniger als acht Eier, so kann man annehmen, daß einige durch

---

1) Besonders gern in Kleefeldern. Leider! Weil da beim Abmachen die Brut häufig zerstört, nicht selten sogar den Bruthennen der Kopf abgehauen wird. W.

2) Zur Starkzähligkeit der Völker trägt erfahrungsgemäß auch die Güte und Fülle der Aesung im Frühjahr viel bei. W.

Marder oder andere Zufälle zerstört worden sind, oder daß sie vor der Bereitung des eigenen Nestes einige in ein fremdes gelegt oder verstreut habe.

Nie fängt das Weibchen eher zu brüten an, bis das ganze diesjährige Gelege vollzählig ist [1]), dann aber verläßt es das Nest immer nur auf kurze Zeit, um Weide und Aesung zu suchen; auch wird es während der Brütezeit vom Männchen, welches immer in der Nähe liegt, eifrig bewacht. Es bringt in drei Wochen die Jungen aus, welche, oft die Eierschale noch auf dem Rücken tragend, den Aeltern folgen und, wie die zahmen Küchlein, von den Alten gehübert werden. Fast immer verliert die alte Henne beim Brüten sämmtliche Bauchfedern.

Nach 14 Tagen, höchstens drei Wochen, fangen die Jungen schon zu flattern an, wachsen dann allmählich heran, bis sie, gemeiniglich im September, schildern und im October völlig ausgewachsen sind. Findet man zu diesen Zeiten noch schwächere Hühner als sie der Regel nach sein sollten, so verdanken diese ihre Entstehung gewiß einem zweiten Gelege, indem das erste durch Raubthiere, Menschen oder Platzregen zerstört worden ist.

Anziehend und selbst für vernünftige Wesen nachahmungswürdig ist die Sorgfalt der Alten für die Jungen, bewundernswerth die Achtsamkeit der letztern, vom ersten Monat ihres Lebens an, auf die Befehle und Winke der Aeltern; unleugbar eine mehr als instinctmäßige Ueberlegung bei Jungen und Alten, vorzüglich bei letztern, wenn es darauf ankommt, schnelle Rettungsmittel bei nahender Gefahr zu ergreifen.

Nie oder doch nur höchst selten, weder bei Nacht noch bei Tage, kann die Wachsamkeit der zärtlichen Aeltern von irgendeinem Feinde, sei es ein Fuchs, Hund oder anderes Raubthier, hintergangen werden. Beim geringsten Anschein von Ueberfall ertönt ein kurzer Warnungslaut. Augenblicklich eilen demzufolge selbst die schwächsten Jungen zur Mutter, welche die erste beste Gelegenheit wahrnimmt, ihren Lieblingen im hohen Grase oder Getreide, unter Sträuchen oder in einer Furche einen Zufluchtsort anzuweisen.

Aengstlich spähend, von welcher Seite die Gefahr drohe oder wie sie abzuwenden sei, läuft unterdessen der Vater überall umher.

Sobald die Jungen verborgen sind, wenden beide Aeltern alles an, was in ihren Kräften steht, jeden ernsten Angriff auf die Jungen zu hintertreiben oder zu vereiteln.

Mit Muth stellen sie sich dem Feind entgegen, reizen seine Lüsternheit, indem sie tief am Boden, aber immer von den Jungen abwärts, kurz vor ihm hinstreichen, oft, gleichsam als sei es ihnen nicht möglich weiter zu kommen, einfallen und ihn so durch Hin- und Herlaufen irremachen.

---

1) Daher die Möglichkeit der Vermehrung der Eier in einem Neste durch eine andere Henne. W.

Ist dieser Zweck nur erst einigermaßen erreicht, so überläßt die Mutter die Fortsetzung des Rettungsgeschäfts dem Vater allein, sie aber eilt zu den Kindern, die den ihnen angewiesenen Ort nicht um einen Schritt breit verlassen, und führt sie, wenn sie noch nicht fliegen können, laufend, außerdem aber abwechselnd flatternd, eilig ein Stück fort.

Sobald durch diese sinnreichen Bemühungen die Gefahr hinlänglich entfernt und alles ringsumher ruhig ist, fängt der Hahn zu rufen an und sucht sich, auf die sogleich ihm ertheilte Antwort der Henne, mit der Familie wieder zu vereinigen, indem er ihr zueilt.

Erst wenn die Jungen stärker werden, scheint sich die Sorgsamkeit der Alten, im Vertrauen auf das zunehmende Vermögen jener zu fliegen, einigermaßen zu mindern. Gewöhnlich drückt sich dann das ganze Volk so lange da, wo es sich befindet, bis ihm der Feind ganz auf den Hals kommt. Liegt es dicht beisammen, so steht es auch zugleich auf, geht eine Strecke fort und fällt etwas zerstreut ein. Bis dahin verfolgt, steht jedes Individuum allein, oder doch nur der Theil der Familie, welcher zufällig ganz nahe beisammenliegt, mit einem mal auf, und indem nun eins dahin, das andere dorthin stiebt, sprengt sich das Volk. Durch diese ungewohnte Trennung wird Aengstlichkeit erzeugt, und diese wirkt so nachtheilig auf das Rettungsgeschäft im allgemeinen, daß dadurch in dem Zeitraum vom Monat Juli bis zur Mitte September manche junge Henne ein Opfer der Raubthiere wird, und daß sehr wenig dazu gehört, die ganze Familie aufzureiben.

Alle übriggebliebenen Glieder derselben durch eifriges Rufen um sich her zu versammeln, bemühen sich sogleich nach eingetretener Ruhe die Aeltern gemeinschaftlich.

Auch nachdem die Jungen geschildert haben, erhält sich der Familienverein, wenn er nicht gewaltsam zerrissen wird, immer fort bis zur nächsten Paarzeit; nur übernimmt jedes derselben von der Zeit des Schilderns an bis zur Trennung im Frühling, mit den Alten abwechselnd, das Geschäft der Wache, die es etwa einen Schritt vom Lager der übrigen genau hält, während das Volk in demselben ruht.

So friedlich aber auch sämmtliche auf einem Revier liegende Völker nebeneinanderleben, und obgleich sie sich auch nicht einmal von der Weide verdrängen, so geht bei den gemeinen, großen Rebhühnern der Hang zur Geselligkeit doch nicht soweit, daß benachbarte Familien sich in ein Volk vereinigen [1]), sondern die Glieder einer jeden kennen sich genau und dulden nie die einer andern unter sich; den einzigen Fall ausgenommen, wenn etwa

---

1) Nur bei den kleinern Zughühnern ist dies zuweilen auf der Reise der Fall, wie schon zu Anfang des dritten Paragraphen gesagt worden ist. W.

durch ein unglückliches Ereigniß ein junges Volk im September oder früher zu vater= und mutterlosen Waisen gemacht würde und nur noch aus fünf bis sechs Stück bestünde. Diese werden von den treuen Nachbarn mitleidig aufgenommen und gleichsam bevormundet, bis im nächsten Frühling die allgemeine Trennung erfolgt.

Auch ohne weitere Veranlassung von außen her laufen die zu einem Volke gehörigen Individuen gegen Abend auf der Weide auseinander, vereinigen sich aber wieder vor völligem Einbruch der Nacht auf den Ruf der Alten. Im Holze geschieht dies auf folgende Weise:

Sobald die Henne nur einige Junge um sich her versammelt hat, streicht sie mit ihnen hinaus aufs Freie; der Hahn hingegen läuft lockend im Gebüsch umher und führt, nachdem auch er einige an sich zog, diese der Mutter zu, welche von Zeit zu Zeit ihren gegenwärtigen Aufenthalt durch einen kurzen einzelnen Ruf kundthut. Ist die ganze Schar noch nicht beisammen, so stiebt der alte Hahn nochmals zurück und streicht emsiger rufend am Holzrand hin und her, auch im Gebüsch umher. Gleich melden sich die etwa noch zurückgebliebenen Kleinen. Im Mittelpunkt der Gegend, wo dies geschieht, fällt dann der Hahn ein und eilt, sobald sie alle bei ihm sind, zur harrenden Henne.

Gingen an einem Tage vielleicht einige Glieder der jungen Familie durch die Jagd verloren, so dauert dies Verfahren so lange fort, bis beide Alte sich von der Fruchtlosigkeit fernerer Bemühungen überzeugt haben. Ward eins von diesen erlegt, so übernimmt das andere das Versammlungsgeschäft allein; sind aber die Jungen ganz verwaist, so schließen sie sich, wie oben gesagt, entweder einem andern Volke an, oder sie locken, wenn sie nicht ganz schwach sind, sich untereinander zusammen. Nie bleiben die Rebhühner über Nacht im Holze.

Im Felde geht das Zusammenziehen der zu einem Volke gehörigen Individuen auf ähnliche Art, aber leichter und schneller von statten.

Dann steht die ganze versammelte Schar auf, fällt aber in kurzer Entfernung wieder ein. Hier ertönt der Ruf der Alten wieder einigemal, alle laufen einige Schritt weit, stieben noch ein Stück fort, und fallen nun gewöhnlich dicht beisammen da ein, wo sie übernachten wollen. Dort laufen sie nie umher [1]), sondern bereiten sich, gemeinschaftlich die Höhlung dazu auskratzend, das Lager, in welchem alle, die ausgesetzte Wache abgerechnet, Kopf gegen Kopf gerichtet, kreisförmig sich einschichten und drücken.

---

1) Wahrscheinlich deshalb, damit die etwa sich nahenden Raubthiere nicht so leicht auf mehreren Punkten, sondern nur unter dem Winde, wo die Wache ausgesetzt wird, Witterung bekommen können. W.

Wenn der Morgen graut, läuft das ganze Volk aus demselben heraus, während die Alten, um Vereinzelung zu verhüten, eifrig rufen. Kurze Zeit darauf stiebt die gesammte Schar eine Strecke weit fort, wird aber immer noch nach dem Einfall durch Locken zusammengehalten. Doch bleibt sie auch da nicht. Erst auf dem Punkt, wo der dritte Ruf ertönt, hält sie sich gewöhnlich mit aufgerichteten Köpfen so lange auf, bis die Sonne aufgegangen ist. Dann geht sie auf die Weide, bis sie gesättigt und der Thau größtentheils abgetrocknet ist. Gestattet es die Witterung und Trockenheit des Bodens, so vergnügt sich jetzt jedes einzelne Glied der Gesellschaft mit Stauben; hierauf ziehen sich alle lockend zusammen, stehen, jedoch nur bei sehr warmem Wetter, insgesammt auf und bleiben nach erfolgtem Einfall, wenn keine Störung erfolgt, fest liegen, bis das Verlangen nach Geäse oder Weide, gemeiniglich erst gegen Abend, sie wieder in Bewegung setzt.

§. 5. Im Frühjahr liegen die Rebhühner paarweise theils in Feldern, vorzüglich im gepflügten Acker, theils in Gebüschen und überall in solchen Gegenden, wo sie schickliche Gelegenheit und hinlängliche Ruhe zum Legen und Brüten zu finden hoffen. Auch darf gutes Geäse in der Nachbarschaft nicht fehlen, welches zu dieser Jahreszeit in den Körnern des ausgestreuten Sommergetreides und in denen, welche im Strohmist bleiben, auch in den grünen Spitzen der jungen Winter- und Sommersaat besteht.

Im Sommer und Herbst findet man sie volkweise in den Getreide- und Sömmerungsfeldern, in mit Gras bestandenen Wiesen, vorzüglich aber in solchen Gegenden, wo Feldhölzer, Weinberge, Hecken und Weidenheger in der Nähe sind, in denen sie am Tage Rettung vor Raubvögeln und überhaupt Ruhe suchen können. Unter den Feldern ziehen sie die, wo Mergel steht, allen andern vor, und nicht leicht entfernen sie sich ohne dringende Noth weit von dem einmal gewählten Aufenthaltsort. Tief in Wäldern werden sie selten gefunden. Je nachdem es die Jahreszeit mit sich bringt, machen jetzt grüne Gras- und Kräuterspitzen, Gesäme, Getreidekörner, auch Buchweizen und Hirse, Kohlblätter und Wachholderbeeren ihre Weide und Aesung aus. Die Aesung der ganz Jungen besteht vorzüglich in Ameiseneiern und kleinen Insekten, welche die Alten sie aufsuchen und auskratzen lehren.

Im Winter ziehen sie sich in die Nähe der Dörfer und Gärten, liegen, um sich gegenseitig zu erwärmen, wenn sie nicht weiden oder äsen, in dicht gedrängten Haufen, und lassen sich, wenn Schnee fällt, nachdem die sonst nie vernachlässigte Wache eingezogen ist, völlig verschneien, bis das ungestüme Wetter ihnen hervorzukommen erlaubt. Jedes Gesäm, müßten sie es auch auf den Wegen in frischem Mist suchen, jedes grüne Sprößchen, besonders vom Braunkohl, ist ihnen willkommen.

§. 6. Im ganzen Thierreich gibt es wol wenige Geschöpfe, welche

den Nachstellungen aller Raubthiere und Raubvögel mehr ausgesetzt wären, als das Rebhühnergeflügel.

Bei aller Unschädlichkeit und Liebenswürdigkeit desselben bleibt doch sein bitterster Verfolger aus Leckerei und Habsucht der Mensch, der Jäger besonders aus Pflicht, Leidenschaft und Interesse.

Die allgemeine Verminderung dieser Federwildart seit mehrern Jahren ist offenkundig, die bisjetzt noch nicht vollständig erfolgte Vertilgung derselben aber nur aus der starken Vermehrung erklärbar. [1])

Soll dieser Fall jedoch am Ende nicht eintreten und will der rechtliche Waidmann die Benutzung und das Vergnügen, welches die Hühnerjagd gewährt, nicht ganz entbehren, so muß er nicht nur die Veranlassungen der jährlich sichtbarern Verminderung aufsuchen, sondern sich auch durch alle ihm zu Gebote stehenden, erlaubten Mittel ihr entgegenzuwirken bestreben.

Unter den Verminderungsursachen scheinen mir folgende die wichtigsten zu sein:

1) Der Verfall der Jägerei überhaupt. Denn unsere jungen Jäger kommen jetzt meist so unwissend aus der (sogenannten) Lehre, daß sie nicht den geringsten Begriff von der Behandlung eines gutbesetzten Jagdreviers, viel weniger von den Mitteln und Wegen, einem heruntergekommenen aufzuhelfen, haben. Zunächst mag hieran theils eigene Unwissenheit und auffallende Bequemlichkeit der Lehrherren, auch die unverantwortliche Gewohnheit derselben, ihre Lehrlinge zu häuslichen und ökonomischen Geschäften als Tagelöhner zu gebrauchen, theils der Mangel an nöthigen Vorkenntnissen der Lehrlinge schuld sein.

2) Die aus der Unbekanntschaft der meisten Revierjäger mit dem Raubthier- und Raubvogelfang entspringende Vermehrung dieser dem Wilde so gefährlichen Feinde.

---

1) Daß die Verminderung der Rebhühner nicht im allgemeinen zu beklagen ist, geht aus den Abschußlisten in Mähren und Böhmen hervor, wo oft an einem Tage über ein halbes tausend Hühner erlegt werden. Ich kann nicht umhin, folgendes von einem gewissen Forstmeister Hönig, in der Jagdzeitung, 1859, S. 581, mitgetheilte Resultat einer Hühnerjagd anzuführen.

Jagdort: zwischen Schönau und Daubrowitz in Mähren. — Terrain: eine offene Feldfläche von 400 niederösterreichischen Joch (à 1600 Quadratklaftern), sanft wellenförmig, fruchtbares Ackerland ohne Wiesen, inzwischen eine Streifremise von 8 Joch und eine Einfallremise von 3 Joch. — Jagd: eine ganz freie, ohne alle Zuthat eingefangener Ketten- oder eingedrückter Nachbarhühner. — Jagdzug: 14. September 1859. — Jagdzeit: 5 Stunden (= 300 Minuten). — Zahl der Schützen: neun. — Abschuß: 980 Rebhühner, 4 Fasanen und 1 Wachtel. — Der Schütze, der am meisten erlegte (Fürst Bohuslav Radziwill), schoß 168 Stück; er mußte also durch fünf Stunden jede zweite Minute ein Huhn geschossen haben. — „Aehnlich dieser Jagd waren auch die Resultate von noch einigen andern solchen cynegetischen Vergnügungen", fügt der gelehrte Herr Forstmeister bei, „so wurden z. B. am 3. September bei einer Hasenjagd, auf beinahe puren Sturz- und Stoppelfeldern, ohne alle Remisen u. dgl., auf einem Areal von 280 Joch in fünf Stunden von sechs Schützen 586 Rebhühner erlegt. Also wohlgemerkt: nicht auf einer Hühnerjagd, sondern nur gelegentlich einer Hasenjagd."

Was würden wol die Altmeister v. Wildungen, Winckell und Diezel zu solchen Mittheilungen sagen? T.

3) Das durch eigenes Verschulden sowol als aus andern Ursachen täglich zunehmende Sinken des Ansehens der Forstbedienten und Jäger beim Landmann, welcher weder Hunde noch Katzen innezuhalten für nöthig findet.
4) Die Zügellosigkeit der Knaben im unaufhörlichen Suchen und schadenfrohen Zernichten aller Vogelnester.
5) Wilddieberei.
6) Das Ausrotten der Hecken und Remisen an den Feldmarken und harte Winter.
7) Ueble Frühjahrs- und Sommerwitterung.
8) Der immer mehr überhandnehmende Klee- und Oelsaatenbau. Man wird mir hoffentlich zutrauen, daß ich den überwiegenden Nutzen dieser Gewächse nicht verkenne; aber wahr bleibt es, daß bei dem Abmähen derselben in der Brütezeit ein großer Theil der Hühnernester zu Grunde geht.
9) Misverhältniß zwischen den Hähnen und Hennen.
10) Das zu zeitige und unpflegliche Beschießen der Völker im Herbst.
11) Das zu späte Wegschießen überzähliger Hähne in der Paarzeit. [1])

Man prüfe nun folgende Vorschläge, welche Abwendung des völligen Ruins der Hühnerjagd bezwecken. Möchten Sachverständige sie ausführbar finden!

Zu 1) Die Zeiten können, dürfen und werden hoffentlich nicht weit mehr entfernt sein, wo weise Regierungen durch Errichtung guter Lehranstalten zur Bildung geschickter Forstmänner dem tiefern Verfall der Waldungen steuern werden. Dort lasse man von praktisch-erfahrenen und sonst der Sache gewachsenen Männern den Zöglingen zweckmäßigen Unterricht in der gesammten Jagdkunde geben, sorge auch dafür, daß die Lernenden zugleich Anleitung zur Ausübung der Jagd selbst erhalten, so kann es in der Folge weniger schwer werden (auf gewissen Posten wenigstens), Männer anzustellen, welche guten Willen, Kenntnisse und Erfahrung genug haben, um andere junge Leute zu bilden, den Zweck aber auch, warum diese bei ihnen sich befinden, nicht aus den Augen setzen oder verrücken.

Zu 2) Machen dann Lehrer und Lehrherren nicht mehr, wie bisher, gegen ihre Zöglinge ein Geheimniß aus den Fangarten, durch welche Raub-

1) Einige haben auch hierher die Liebhaberei, Doppelflinten zu führen, rechnen wollen. Ich kann ihnen nicht beistimmen. Denn nur in der Hand eines guten Schützen können diese den Abgang vermehren. Ein solcher weiß aber auch gemeiniglich, wo und wenn er aufhören muß, auch zu welcher Zeit etwas und wieviel von jedem Geschlecht einer Wildart ohne Schaden erlegt werden darf. Schlechte Schützen mögen einfache oder doppelläufige Gewehre haben, sie richten mit diesen so wenig als mit jenen aus. Ausgemacht schädlich hingegen ist das modische Weitzuschießen. Sei die Flinte in England oder Frankreich gebaut, sie bleibt doch immer nur Flinte und kann keine Wunder thun. W.

thieren und Raubvögeln am füglichsten Abbruch gethan werden kann, so muß durch diese mehr verbreitete Kenntniß auch der niedern Jagd unfehlbar großer Vortheil erwachsen. Der Verfasser wird sein Möglichstes thun, in der dritten und vierten Abtheilung des gegenwärtigen Abschnitts hierzu, soweit es schriftlich sich thun läßt, das dahin Gehörige genau und verständlich darzustellen.

Zu 3) Man sei in der Wahl der Forstbedienten und Jäger vorsichtig, verschaffe ihnen aber zugleich ein hinlängliches bestimmtes Einkommen, damit sie nicht mehr, wie bisher, durch das größtentheils von den Bauern (per fas et nefas) zu ziehende Accidenz gezwungen werden, jenen nebst andern dem Forst- und Jagdwesen noch nachtheiligern Ungebührnissen auch das Herumlaufenlassen der Hunde und Katzen nachzusehen.

Zu 4) Den dort angeführten Freveln kann nur durch Thätigkeit der Forstbedienten und durch strenge Bestrafung der ertappten Knaben von seiten der Obrigkeit Einhalt gethan werden.

Zu 5) Ebenso verhält es sich mit der täglich mehr überhandnehmenden Wildbieberei. Nur fordere man nicht vom Jäger, daß er, ohne auf thätige Unterstützung von seiten der Gerichtsbehörden rechnen zu dürfen, sein Leben gegen Aasjäger und Wildbiebe, die durch Straflosigkeit immer kühner werden, unnützerweise in Gefahr bringen soll.

Zu 6) Das Ausrotten der auf den Wiesen befindlichen Sträucher und der Hecken und Remisen an den Feldrändern macht, daß die Rebhühner, sobald die Wiesen grasleer und die Feldfrüchte eingeerntet sind, vorzüglich aber im Winter, wenn viel Schnee fällt, in holzleeren Gegenden keine Zufluchtsorte mehr finden, wo sie sich vor den Raubvögeln verbergen können.

Unsinnig wäre es zu leugnen, daß jenes Ausrotten mehr ökonomischen Vortheil gewährt als die Hühnerjagd. Auch kann diese recht gut bestehen, wenn der Jäger nur seine Anstrengung verdoppelt, den Raubthieren und Raubvögeln durch geschickte Anwendung aller in seiner Macht stehenden Hülfsmittel Abbruch zu thun.

Nächstdem bemühe er sich eifrig, im Spätherbst schon so viel Hühner als möglich einzufangen, füttere aber in den Aufbewahrungsbehältnissen [1]) die zum Wiederaussetzen bestimmten hinlänglich, doch nicht zu stark — denn

---

1) Jede trockene Kammer eignet sich hierzu, nur ziehe man, etwa eine Elle abwärts von der Decke, über das ganze Zimmer ein enges Spiegelnetz oder Leinwand, damit sich die Hühner, wenn sie auffliegen, die Köpfe nicht einstoßen; vermache auch die Fenster, welche nach außen aufgehen müssen, im Zimmer mit gleichen Netzen, um, so oft man es nöthig findet, Luftzug bewirken zu können.

Den Hühnern, welche wieder ausgesetzt werden sollen, die Flügel zu verschneiden oder zusammenzubinden, taugt nichts; nur bei den zum Verspeisen bestimmten Hähnen darf dies geschehen. Da diese aber auch reichlicher gefüttert werden müssen als jene, so sollten sie an verschiedenen Orten aufbewahrt werden. W.

sonst bleiben sie meist gelte — mit schlechtem Getreide und Kohlblättern; breite in den Ecken nicht ganz reingedroschenes Weizenstroh aus, unter dem sie sich verbergen und aus welchem sie die Körner äsen können; lasse auch trockenen Sand zum Stauben und frisches Wasser zum Saufen nie abgehen.

Wo Hecken, Remisen, Feldhölzer und Sträucher nicht fehlen, ist das Einfangen der Hühner, um sie zu erhalten, vor Winters nicht nöthig. Sobald aber nur mäßig starker Schnee fällt, lege man Fütterungen in und an den Hölzern und Gesträuchen, auch in Gärten an. Bei sehr strenger Witterung und hohem Schnee ist es dann immer noch Zeit, den Fang mit dem Glockengarn, der Schneehaube und der Steige zu betreiben.

Läßt gegen Ende des Februar die Kälte nach und ist der Schnee weggethaut, so schenke man allen bis dahin eingeschränkt erhaltenen Rebhühnern paarweise die Freiheit, aber nur in solchen Bezirken, wo sie gern liegen und bald Weide finden. Träte unvermuthet ein Nachwinter ein, welcher von Dauer wäre, so muß entweder recht gut im Freien gefüttert, oder das Einfangen wieder vorgenommen werden; doch ist ersteres mehr anzurathen. Daß sämmtliche Kosten der Herrschaft zur Last fallen, versteht sich von selbst. [1])

Zu 7) Gegen schlechte Witterung im Frühjahr und Sommer kann freilich geradezu kein Mittel angewendet werden. Platzregen, Schloßen und Ueberschwemmungen richten nicht selten die ganze Brut oder doch einen großen Theil derselben zu Grunde.

Unter solchen unangenehmen Verhältnissen wird der rechtliche Jäger während der folgenden Schießzeit nur wenige oder gar keine Hühner schießen, desto emsiger aber den Fang betreiben und die Winterfütterung unterhalten.

Zu 8) Großem Verlust beim Mähen des Klees, der Wiesen und der Oelsaat kann, insofern die Herrschaft etwas auf Erhaltung des Hühnerbestandes verwenden will, leicht vorgebeugt werden. Man halte nämlich zu dieser Zeit zahme Hühner oder Truthühner, welche Lust zum Brüten bezeigen, in Bereitschaft, sorge dafür, daß sämmtliche Eier eines jeden gefundenen Rebhühnernestes gegen hinlängliche Belohnung des Finders, augen-

---

1) Neuere Erfahrung hat den Verfasser darüber belehrt, daß es in Gegenden, wo die Rebhühner im Winter einigen Schutz in Feldhölzern, Remisen, Hecken und einzelnen Sträuchern finden, jedenfalls besser ist, wenn sie im Herbst gefangen, die darunter befindlichen Hennen nebst einer gleichen Anzahl von Hähnen auf der Stelle wieder in Freiheit gesetzt, die überzähligen Hähne aber für die Küche benutzt werden. Nur in ganz holzleeren Gegenden muß es bei der im Text gegebenen Vorschrift bleiben. W.

Dieses von Winckell angegebene Verfahren ist durchaus nicht zu empfehlen; denn bei gleicher Anzahl in Freiheit gesetzter Hähne und Hennen ist der Nachtheil für das Revier viel zu groß, wenn durch Raubzeug oder zufällige klimatische oder andere Einflüsse den Winter über mehrere Hähne eingehen. Will man im Herbst gleich wieder die eingefangenen Hühner aussetzen, so thut man sehr gut daran, wenn man eine etwas größere Zahl von Hähnen aussetzt, um dadurch bei allfälligem Winterabgang an solchen gedeckt zu sein, im Frühjahr können dann die überzähligen Hähne abgeschossen werden. T.

blicklich abgeliefert werden, lege solche den Glucken unter [1]), ziehe die Jungen so lange eingeschränkt auf, bis sie halbwüchsig werden, füttere sie, ehe sie Körner äsen und verdauen können, mit Ameiseneiern, gequelltem Hirse, Weizen= oder Gerstengrütze und mit Kohlsprossen, und setze sie dann volkweise aus.

Zu 9) Wie sehr und auf welche Weise das Misverhältniß der Hähne zu den Hennen der Fortpflanzung schade, ist schon oben (§. 4) gesagt worden. Man glaube daher ja nicht, daß Schonung ohne Einfangen im Herbst und Winter ein Revier gut mit dieser Federwildart besetze. Gerade das Gegentheil. Nur durchs Einfangen und Wiederaussetzen zur rechten Zeit und auf die rechte Art, so nämlich, daß nicht mehr Hähne als Hennen im Frühjahr die Freiheit wieder erhalten, wird zur Vermehrung die Hand geboten.

Zu 10) Dem zu frühen Beschießen im Herbst ist durch die gesetzliche Eröffnung der Schießzeit, vorzüglich da, wo sie den 1. September beginnt, schon einigermaßen vorgebeugt. Doch wäre zu wünschen, daß jeder Jagdberechtigte in solchen Jahren, wo der Winter sehr spät dem Frühling weicht, die Schonungsperiode nach Umständen 14 Tage bis vier Wochen verlängern möchte. Er würde davon auf keine Art Schaden, wol aber großen Nutzen haben; denn theils sind ganz schwache (kleine) Hühner nur wenig brauchbar, theils gehen die, welche zu früh der Aelten beraubt werden, in den meisten Fällen durch Raubthiere und Raubvögel zu Grunde. Nie sollte daher der Jäger eine alte Henne schießen, denn sie bringt, wie §. 4 gesagt, von Jahr zu Jahr mehr Junge aus und bevölkert so das Revier immer wieder. Hingegen ist es räthlich, den Hahn in der Schießzeit sobald als möglich vom Volke wegzunehmen, weil, wenn die Jungen nur erst zu schildern anfangen, er überflüssig und nicht nur zu ihrer Beschützung nicht mehr nöthig ist, sondern der Jagd, vorzüglich an den Grenzen, schädlich wird, weil er, bei der geringsten Veranlassung, oft das ganze Volk zur Auswanderung, auf einige Zeit wenigstens, veranlaßt.

Sämmtliche Junge von der alten Henne wegzuschießen ist deshalb nachtheilig, weil sie, ganz isolirt, leicht herumzuschwärmen anfängt und ihren Standort verläßt. Läßt man ihr nur drei oder vier Junge, so bleibt sie gewiß im Revier.

Zu 11) Der Anfang der gesetzlichen Schonzeit bestimmt zwar den Zeitpunkt, wann (Raubthiere, Raubvögel und Zugvögel ausgenommen) nichts mehr erlegt werden darf. Indessen sah man ein, daß es in Revieren, wo

---

1) Jeder natürlich nur die aus einem Nest, weil sonst die Jungen nicht zu gleicher Zeit auskommen würden. W.

alles der natürlichen, freien Fortpflanzung überlassen wird, gut, ja sogar nothwendig sei, die überzähligen Hähne wegzunehmen; man gestattete dies daher auch in der Paarzeit, und billigerweise kann dagegen nichts eingewendet werden, wenn es, um das Legen und Brüten nicht zu verspäten, in den ersten 14 Tagen derselben geschieht. Wo indessen im Herbst der Fang betrieben und im Frühling eine hinlängliche Zahl von Paaren ausgesetzt wird, ist dies Verfahren nur dann zu billigen, wenn man einige Völker in Freiheit ließ, deren überzählige Hähne den Abgang der weggenommenen ersetzen können.

In der Absicht, Rebhühner in Menge und an beliebigen Orten zuzuziehen, setzt man auch wol im Frühling Paare mit verstutzten Flügeln aus. Nicht leicht dürfte bei diesem Verfahren wol irgendwo anders als in Fasanerien der Erfolg dem vorgesetzten Zwecke entsprechen, weil in Gärten, Feldhölzern oder benachbarten Hegern nur wenige der Flugfähigkeit beraubte aufkommen möchten.

So leicht es übrigens ist, Federwild dieser Art eingeschränkt und selbst im Zimmer zu erhalten, so legt es doch seine natürliche Wildheit nie ganz und selten nur einigermaßen ab.

§. 7. Die Rebhühner gehören zu den wenigen Wildarten, die so geringen Schaden anrichten, daß, soviel ich weiß, selbst der verwöhnte Landmann, bisjetzt wenigstens, darüber noch nicht zu klagen angefangen hat. [1]) Alles, was man ihnen etwa schuld geben kann, ist, daß sie im Frühling nach frisch gesäeten Getreidekörnern, doch ohne auf einer Stelle zu bleiben, kratzen, zur Herbstzeit die untersten reifen Trauben in Weinbergen belesen, im Winter aber, besonders wenn Schnee liegt, die grünen Sprossen und Blätter des in Gärten eingeschlagenen Braunkohls annehmen. Zu bewundern ist es, daß so wichtige Gegenstände in Zeitungen und Journalen noch keine weitläufige Abhandlung veranlaßt haben, in welcher Regenten und allen Jagdberechtigten die Ausrottung der dem Aufkommen der Oekonomie so schädlichen Thiere zur Pflicht gemacht würde.

---

1) Gegründeten Beschwerden über Wildschaden sollte billigerweise überall durch Wegschaffen des Ueberflüssigen abgeholfen werden; ungegründeten hingegen könnte man wol nicht besser begegnen, als wenn man sich sehr bereitwillig zeigte, Wünsche derart zu erfüllen, sobald alle Hut- und Triftberechtigten sich dazu verstünden, die Hutung auf Wiesen im Frühling völlig und in dem Gehölz so lange wenigstens aufzugeben, bis es dem Maul des Viehes ganz entwachsen wäre. Denn gewiß erwächst dem Gemeindewesen jetzt durch unpflegliche Hutung weit mehr Nachtheil, als durch das Wild. Wie selten aber sind die Beispiele, daß, selbst bei billiger Entschädigung, Vasallen und Unterthanen sich geneigt finden lassen, Vergleiche dieser Art einzugehen? — Das Jahr 1818 hat den Verfasser nun wirklich darüber belehrt, daß der Bauer, bei voller Entschädigung — übermäßiger sogar — für oft nur eingebildeten Wildschaden, auch den Rebhühnern das Leben nicht mehr gönnt. Denn in der That wurde im Frühling des gedachten Jahres von einem der dem Verfasser untergebenen Revierförster verlangt, er solle ein einziges Paar Hühner, das auf dem Saatfeld gesehen worden war, todtschießen!! W.

Bei den hohen Preisen, in welchen jetzt alles Wildbret steht, ist auf der andern Seite der Nutzen, welchen ein gutbesetztes Hühnergehege abwirft, sollte auch der nöthige Winterunterhalt einen Theil davon wegnehmen, ziemlich hoch zu veranschlagen.

Auch ist das Rebhühnerwildbret, vorzüglich das der Jungen, wenn sie zu schildern anfangen, sehr zart, saftig, gesund und wohlschmeckend. Leckermäuler finden es vom August bis zum December am feinsten; doch verachten sie es auch späterhin nicht, besonders wenn von Zeit zu Zeit ein Theil der eingefangenen Rebhühner im sogenannten Rebhühnerkasten [1]) gleichsam auf die Mast gethan wird, obgleich sich der eigentliche Wildbretsgeschmack bei diesem Verfahren einigermaßen verliert.

Die Eier und besonders den Dotter derselben hält man für eine Kraft verleihende Speise; doch wird, da es mehrere, wenigstens ebenso kräftige Stärkungsmittel gibt, der Waidmann und Jagdberechtigte sich Experimente solcher Art so lange verbitten, bis ein geschickter Arzt sie zu machen für nöthig erachtet.

§. 8. Zum regelmäßigen Betrieb der Hühnerjagd sowol als der meisten jägermäßigen Fangarten ist der Hühnerhund, und zwar der ganz fest dressirte, durchaus unentbehrlich. [2])

Soll der Hühnerhund den Ruhm der Vollkommenheit verdienen, so darf ihm keine der folgenden Eigenschaften fehlen.

Auf dem Lande muß er die Nase nicht tief-, sondern hochhaltend, unter stetem, nicht zu wildem, aber doch nicht zauderndem Hin- und Herrevieren vor dem Jäger Hühner, Wachteln, Schnepfen und Hasen leicht in die Nase bekommen (wittern), behutsam und langsam anziehen, d. h. sich nähern; wenn Federwild vor ihm hinläuft, immerfort anziehend der Spur folgen, und da, wo selbiges sich drückt oder liegt, in nicht zu großer Entfernung, fest vorstehen; weder durch wiederholtes Kreisen des

---

1) Sie sind gewöhnlich 12′ lang und 4 bis 6′ breit. Die Höhe richtet sich nach der Zahl der Fächer, welche man nöthig zu haben glaubt. Jedes derselben wird durch einen breternen Boden von den andern geschieden, nicht höher gemacht, als daß ein Rebhuhn aufgerichtet darin stehen kann, und an den schmalen Seiten mit einem Drahtgitter umzogen. An einer Seite läßt man ein Thürchen anbringen, um vermittels desselben den Gefangenen Futter und Saufen darreichen und sie nach Belieben haschen zu können. Wirft man ihnen außer den Weizenkörnern immer eine Braunkohlstaude mit vor, so werden sie besonders gut am Leibe. Der Boden jedes Faches wird stark mit trockenem Sand bestreut, der Kasten aber so gestellt, daß frische Luft stets frei hindurchziehen kann. Auch muß öfters das Gebreche und der alte Sand durch die Gitter ausgeschüttet und frischer Sand hineingestreut werden. W.

2) Jägern und Jagdfreunden, die sich mit der Dressur der Vorstehhunde abgeben, überhaupt eine vollständige Kenntniß der Naturgeschichte, Abrichtung und Behandlung des Vorstehhundes erlangen wollen, ist nicht genug das ausgezeichnete Werk Oswald's, „Der Vorstehhund“, zu empfehlen. Der pseudonyme Verfasser hat sich — jeder Sachverständige wird mir gewiß von Herzen beipflichten — ein wahres Verdienst durch die Veröffentlichung seiner ebenso humanen als zweckmäßigen Dressurmethode erworben. Viele sehr werthvolle Angaben finden sich in Diezel, Niederjagd, Abth. 1, S. 1—165. T.

Jägers, noch durch das Ueberziehen mit dem Tiras sich irremachen, erforderlichenfalls aber auch sich abpfeifen oder abrufen lassen. Er darf den nicht aushaltenden, gesunden Hasen nie jagen und selbst dem angeschossenen, gegen den Willen seines Herrn, nicht folgen, viel weniger dem vor ihm aufstehenden (herausstreichenden) Federwild nachprellen (flüchtig folgen).

Das Wasser muß er zu keiner Jahreszeit scheuen, sondern rasch an jedem ihm vom Jäger bezeichneten Ort hineinfahren, wenn er auch nichts in die Nase bekommt.

Er muß selbst im dichtesten Schilf mühsam arbeiten und alles Wassergeflügel heraus- und aufzutreiben suchen, sich aber hier gleichfalls augenblicklich abrufen lassen.

Ferner ist es seine unverbrüchlichste Schuldigkeit, alles sowol auf dem Lande als im Wasser Erlegte oder Gefangene schnell und unverletzt, d. h. ungerupft, ungequetscht und unangeschnitten, zu apportiren; das verwundete Wild mit Vorsicht und Unverdrossenheit auszumachen; auf Befehl seines Herrn dem angeschossenen Hasen oder Fuchs, so lange als eigene Kräfte es irgend gestatten, mit höchster Anstrengung zu folgen; auch, wenn er eins oder das andere selbst in stundenweiter Entfernung eingeholt und gefangen hat, es unbeschädigt zu bringen.

Schon das hier Gesagte zeigt, daß der gute Hühnerhund bei der Niederjagd für den Waidmann eben den Werth hat, welcher dem Leithunde bei der hohen mit Recht zugestanden wird.

Erziehungsfähigkeit (Klugheit), gute Nase und Suche sind Gaben, mit denen die Natur ihn ausgestattet haben muß. Diese Anlagen aber durch Dressur (Abrichtung) gehörig auszubilden, ist Sache des Jägers und eine Kunst, deren Ausübung mit nicht geringen Schwierigkeiten und vieler Mühe verbunden, immer aber praktisch, unter guter Anleitung leichter zu erlernen als schriftlich mitzutheilen ist.

Da es jedoch nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, die Hauptsache dieses Geschäfts deutlich darzustellen, so wird der Verfasser sich bemühen, seinen Lesern das ausführlich mitzutheilen, was er als zweckmäßig und ausführbar erprobt hat, nachdem zuvor über Aufbewahrung, Fütterung, Zuzucht u. dgl. das Nöthige erörtert worden ist.

§. 9. So sehr ich gegen allzu sklavische Behandlung des Hühnerhundes stimme, so wenig kann ich im allgemeinen das freie Herumlaufen desselben billigen. Da ich wol auf keine Weise hoffen darf, daß das schöne Geschlecht dieses Werks je eines Blickes würdigen möchte, so kann ich auf keinen Fall dem Verdacht ausgesetzt sein, als berücksichtigte ich bei dieser Behauptung den Beifall der Hausfrauen und Köchinnen, denen die angeborene Naschhaftigkeit dieser Thiere manchen Verdruß zu machen pflegt. Und, was noch

mehr ist, ich bekenne sogar, daß, bei aller schuldigen Hochschätzung der Frauen, sie mir, ehe ich diese Zeilen schrieb, nicht in den Sinn kommen konnten, da, meiner Meinung nach, Schäden der Art durch Ordnung und Achtsamkeit leicht zu verhüten sind und Furcht vor einem spitzbübischen Hund das Küchenpersonal aufmerksam und ordentlich macht.

Den Jäger müssen folgende Betrachtungen zur eingeschränkten Aufbewahrung der Hühnerhunde bestimmen. Der sich selbst überlassene gewöhnt sich, wenn er nicht immer volle Arbeit hat (was doch zu manchen Zeiten nicht möglich ist), das Auslaufen aufs Revier und das Jagen auf eigene Hand nur zu leicht an, geräth nicht selten an ungesunden Fraß, z. B. von gestorbenem, schon in Fäulniß übergegangenem Vieh, wird wild und ungehorsam und bei verliebten Händeln oft übel zugerichtet, kommt zu andern Hunden, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind, oder wird wol gar (dies ist unstreitig der wichtigste Punkt) von einem tollen Hund gebissen und kann dann in der Folge unübersehbares Unglück anrichten.

Auf welche Art aber kann er am füglichsten vor allen diesen Nachtheilen und Unglücksfällen bewahrt werden? Der in Ställen eingekerkerte verliert den Muth und nicht selten auch die Liebe und Anhänglichkeit an seinen Herrn; Ueberdruß, Beraubung des Tageslichts und der erwärmenden Sonne macht ihn traurig und matt; die mit übeln Dünsten geschwängerte, eingeschlossene Luft, die er einathmen muß, kann nicht anders als nachtheilig auf seine Gesundheit, vorzüglich aber auf die Nase (Geruchsnerven) wirken; Mangel an hinlänglicher Bewegung endlich bringt Steifheit hervor und schwächt die Dehnkraft der Sehnen. Diese Behandlung ist also durchaus verwerflich.

Zwinger anzulegen scheint demnach am räthlichsten zu sein. Aber theils ist die Einrichtung derselben mit nicht geringen Kosten verknüpft, theils will es sich doch nicht wohl thun lassen, den Hühnerhund mit andern Hunden zusammenzusperren: einmal, weil dies oft zu gefährlichen Beißereien Anlaß gibt, und dann, weil die beständige Gelegenheit zum Spielen und Kälbern ihn läppisch macht und des gesetzten Wesens, welches eine seiner Haupttugenden ausmacht, beraubt.

Am besten ist es daher gewiß, ihn an einer, im Winter gut mit Moos und Stroh bedeckten, hölzernen geräumigen Hütte, welche so gestellt sein muß, daß sie von den wohlthätigen, Kraft verleihenden Strahlen der Morgensonne, nicht aber von den ermattenden der Mittagssonne beschienen werden kann, an die Kette zu legen. Diese beständige Wohnung lasse man in einer solchen Entfernung mit starkem, 5 Fuß hohem, engem Gatterwerk umgeben, daß der Hund, wenn er auch an der nicht zu kurzen Kette so weit hinausgeht als sie reicht, doch nicht ganz nahe an die Vermachung gelangt.

Hier kann er sich Bewegung machen, sich vor Hitze und Kälte schützen, der freien Luft genießen und ist, bei irgendeiniger Aufmerksamkeit auf beständiges Zuhalten der Eingangsthür, vor dem Bisse toller Hunde hinlänglich geschützt.

Nur sorge man, daß es ihm an gutem Futter und Saufen und ebenso wenig an immer frischer Streu nicht fehle, lasse das Innere der Behausung und das Aeußere des Aufenthaltsorts oft reinigen und mit frischem Sand bestreuen, den Hund selbst aber fleißig baden und kämmen.

Versäumt es nun vollends der Jäger nicht, ihn wenigstens alle zwei Tage, wäre es auch ohne irgendeinen bestimmten Jagdzweck, zu führen, d. h. beim Ausgehen ihn mitzunehmen und auch da ihm den geringsten Fehler nicht nachzusehen, so ist er zugleich vor jeder Abnahme an Gehorsam und Geschicklichkeit, mit Einem Worte vor dem Verliegen gesichert.

Uebrigens ist es meine Meinung nicht, dem Besitzer eines fermen, reinlich gewöhnten, nicht beißigen Hundes das Vergnügen zu versagen, seinen Liebling, wenn er ihn immer unter Aufsicht halten kann, stets um sich zu haben; nur lasse er es ihm nie zu, unter dem warmen Ofen zu liegen, und treffe deshalb die Veranstaltung, daß unter und um diesen herum Breter befestigt werden, in welche, 6 Zoll weit voneinander entfernt, aufgerichtetstehende, handhohe hölzerne Spitzen eingeschlagen sind. Weil aber doch Fälle eintreten können, daß er beim Ausgehen oder auf der Reise den Hund nicht mitnehmen kann, so ist es nothwendig, daß dieser vom Kettenliegen nicht ganz entwöhnt werde, sondern während der Abwesenheit seines Herrn eine, wie oben gesagt, unzugänglich gemachte Hütte bewohne.

§. 10. Um unnütze Wiederholung zu vermeiden, verweise ich in Rücksicht der Fütterung und des Saufens auf das, was über diesen Gegenstand beim Leithund gesagt worden ist.

Hier nur einige Zusätze, deren Befolgung bei allen andern Hunden gleichfalls von Nutzen sein wird.

Will man Brühe aus Schafbeinen gekocht geben, so dürfen diese nicht von lange vorher geschlachtetem Vieh und noch weniger von gestorbenem genommen, auch nicht zu klein geschlagen werden. Sicherer ist es sogar, die Brühe von den Knochen abzuseihen und letztere nie mitzufüttern, weil ein kleiner spitziger verschluckter Splitter leicht dem Hund tödlich werden kann.

Nur so viel Schrot lasse man aufbrühen, als an einem Tage verbraucht werden kann, damit es nicht versauere. Was jeder einzeln zu fütternde Hund von einer Mahlzeit bis zur andern nicht auffrißt, nehme man weg und lasse es lieber für die Schweine verwenden.

Daß das Futter nie heiß vorgesetzt werden darf, kann nicht oft genug gesagt werden.

Im Sommer gebe man, statt der Suppe, wöchentlich wenigstens zweimal sauere Milch und Brot.

Ehe man mit dem Hund auf die Jagd geht, reiche man ihm entweder gar nichts zu fressen, oder doch nur ein wenig mit sauerer Milch übergossenes oder trockenes, gut ausgebackenes Brot. [1]) Suppe, zu dieser Zeit gegeben, macht den Hund faul und vermindert, in der ersten Stunde wenigstens, die Feinheit der Nase.

Ist beim Nachhausekommen der Hund sehr ermüdet oder erhitzt, so lasse man ihn eine halbe Stunde, nach Befinden noch länger, ruhen, ehe ihm Futter vorgesetzt wird.

Daß das Gefäß, in welchem es bereitet wird, gleich dem, aus welchem er frißt und säuft, stets sehr reinlich gehalten werden müsse, versteht sich von selbst. Hierüber streng zu wachen ist Pflicht des Jägers, sowie es seine erste Sorge sein muß, daß den Hunden frisches, reines Saufen nie fehle.

§. 11. Mag jedoch in allen vorerwähnten Stücken die Anordnung und Aufsicht noch so musterhaft, die Pflege noch so sorgfältig sein, so kann es doch nicht fehlen, daß Krankheiten, unvorherzusehende Zufälle oder Altersschwäche, welche den gleich von der Dressur an stark angegriffenen Hühnerhund früher überfällt und, für den raschen Jäger wenigstens, eher unbrauchbar macht als jeden andern, Abgang veranlassen.

Um durch diesen nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden, sei der Jagdliebhaber wie der Mann vom Metier für gute Zuzucht von Aeltern, die sich sowol durch Tugenden als durch äußeres Ansehen auszeichnen, besorgt und suche die Rasse stets rein zu erhalten, d. h. er gebe genau Acht, daß die läufische Hündin nie mit einem andern als einem vorzüglich guten Hühnerhunde zukomme. Wer daher in dem Fall ist, mehr als einen Hühnerhund ausfüttern und mehrern Arbeit verschaffen zu können, der wird wohlthun, wenn er immer auf die Erhaltung einer vorzüglich fermen, gut gebauten Zuchthündin besondere Sorgfalt verwendet.

Vermag der Jäger hingegen nur einen, welchen Geschlechts er sei, zu unterhalten, so wird es, insofern der Hund wirklich Vorzüge besitzt, nicht leicht fehlen, in der Nachbarschaft einen schicklichen Gatten finden, dadurch

---

1) Gutes Roggenbrot ist für jeden Hund unleugbar die kräftigste Kost. Nahrhafter, schmackhafter und gesunder wird sie jedoch unfehlbar, wenn man Schöpsknochensuppe oder Mehlsuppe lauwarm gewöhnlich, im heißen Sommer aber von Zeit zu Zeit geronnene Milch zum Einquellen verwendet. In nicht ganz wohlfeilen Zeiten kann jedoch der, welcher mehrere Hunde unterhalten will oder muß, den durch dieses Futter verursachten Aufwand selten, der Revierjäger durchaus nie bestreiten. Bei Befolgung obiger Vorschriften, welche für das Allgemeine berechnet sind, werden die Hunde sich wohlbefinden, selbst dann, wenn gesottene Kartoffeln, nur nicht bei jeder Mahlzeit und in zu großer Menge, hinzukommen.

Der Verfasser spricht aus vieljähriger Erfahrung und bittet jeden Hundeliebhaber, durch Vorschriften anderer Art sich durchaus nicht irremachen zu lassen. W.

eine an sich gute Rasse fortpflanzen, ja sogar bei vorsichtiger Auswahl verbessern und sich von derselben in zeiten einen Jungen aufziehen zu können.

Von dem Vorurtheil, daß es schädlich sei, ganz nahe verwandte Hunde miteinander zu begatten, ist der vernünftige Theil der Jäger schon längst zurückgekommen. Erfahrung hat sie belehrt, daß Vater und Tochter, Sohn und Mutter, wenn sie sonst vermöge ihres Temperaments und Alters füreinander passen und die erforderlichen Eigenschaften besitzen, eine treffliche Nachkommenschaft hervorbringen.

Wenn hingegen unter mehrern meiner Vorgänger namentlich Jester[1]) behauptet: die Einmischung fremden Bluts sei nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich, so glaube ich unter der Bedingung, daß man vorsichtig in der Auswahl sei, widersprechen zu müssen; denn sei eine Rasse auch noch so gut, so wird man immer noch Fehler oder Schwächen entdecken, welche jedem Individuum, oder doch den meisten Gliedern der Familie ankleben. Kann ich nun einen Sprößling von fremder Abkunft finden, dem jener Fehler oder jene Schwäche nicht eigen ist, der aber in Rücksicht des Körperbaues, der Abzeichnung und der Eigenschaften Vorzüge besitzt, warum soll ich meiner Rasse durch Einmischung des bessern Bluts nicht größere Vollkommenheit zu verschaffen suchen? Ist nicht das Nützliche dieses Verfahrens bei andern Thieren, z. B. bei Pferden, Schafen u. a. m., erwiesen? Was soll uns wol berechtigen, mit Hunden eine Ausnahme zu machen? Die Einbildung, im Besitz des Besten zu sein, zeugt immer von Egoismus, das Versäumen der Gelegenheit, sich das anerkannt Bessere auf erlaubte Art eigen zu machen, von Eigensinn. Ueber die nöthige Vorsicht in der Wahl der zusammenzubringenden Gatten ist schon bei mehrern ähnlichen Gelegenheiten gesprochen, dabei aber noch nicht gesagt worden, daß die Vereinigung gleicher Temperamente vermieden werden muß.

Wenn ich übrigens mich hier noch etwas umständlicher über einige die Fortzucht der Hunde betreffende Gegenstände erkläre, so geschieht es deshalb, weil die des Hühnerhundes am häufigsten betrieben wird. Die vorzuschreibenden Maßregeln werden aber auch fast durchgängig bei andern Hunderassen anwendbar sein.

Will man die Kräfte einer Hündin nicht muthwillig schwächen, so darf sie zum ersten mal nicht früher zugelassen werden, bis sie im dritten Jahre steht. Bis dahin muß sie, obgleich sie schon im zweiten ein-, auch wol zweimal hitzig werden wird, verliegen, wovon weiter unten mehr gesagt werden wird. Bei Befolgung dieser Regel kann man die Sage,

---

1) In seinem oft angeführten Werke: Ueber die kleine Jagd, I, 21. W.

„der erste Wurf tauge nichts", verlachen. Der männliche Hund soll volle zwei Jahre alt sein, ehe er zum Belegen kommt.

Sobald an der Hündin die ersten Kennzeichen der Hitze oder des Läufischwerdens, zärtliches Anschmiegen an den Hund, Liebkosen desselben, stete Aufforderungen zu verliebten Neckereien und endlich Anschwellen der Tasche sichtbar werden, sperre man sie in einem abgelegenen kühlen, für andere Hunde unzugänglichen Stall ein. Soll sie zukommen (belegt werden), so gebe man genau Acht, wenn sie zu färben (am Geburtsglied zu schweißen) anfängt, dann erst bringe man den gewählten Gatten zu ihr. Hat sie mit ihm vier- bis sechsmal sich gebunden (trivial: gehangen, d. h. sich begattet), worauf man gewöhnlich einen Zeitraum von 48 Stunden rechnen kann, so entferne man jenen wieder, halte sie aber noch immer eingesperrt allein, bis alle Zeichen des Läufischseins verschwunden sind. Dieses ist bei manchen Hündinnen nach 9, bei den meisten aber erst nach 12—14 Tagen der Fall. [1])

Bekanntlich trägt die Hündin 60—63 Tage. Während dieser Zeit lasse man es weder an guter nahrhafter Kost, noch an mäßiger Bewegung fehlen, übe sie auch, besonders in der ersten Hälfte des Trächtigseins, nur nicht bis zur Ermüdung, in Jagdgeschäften. Dies scheint bei dieser Hunderasse wie bei jeder andern sehr vortheilhaft auf die Nachkommenschaft zu wirken.

Der gute Jäger wird ohne mein Erinnern die Begattungstage anmerken und danach den Zeitpunkt des Wölfens oder Werfens berechnen, zwei oder drei Tage vor dem muthmaßlichen Eintritt desselben der Hündin in einem mäßig warmen Behältnisse ein gutes Lager von Stroh bereiten und sie dort genau beobachten. Gemeiniglich geht alles auf dem natürlichen Wege glücklich von statten; zuweilen aber, besonders wenn die Jungen im Mutterleibe todt sind, muß Hülfe geleistet werden.

Die bisher nicht ohne Nutzen angewendeten Mittel sind früher bei den Hundekrankheiten mitgetheilt worden.

Auf einen Wurf fallen bald mehr, bald weniger Junge (auch Wölfe genannt), zuweilen 12—14. Mehr als vier kann die Mutter, ohne sehr entkräftet zu werden, nicht säugen; auch sehe ich keinen Grund, weshalb man mehrere ihr lassen sollte. Man bringe daher, nach Verlauf von etwa 24 Stunden nach der Geburt, den ganzen Wurf ans Tageslicht und wähle unter demselben die stärksten und zugleich am besten gezeichneten, oder die, welche im Bau und Aeußern ihren Aeltern oder vorzüglichsten Ahnherren

---

[1]) Jede hitzige Hündin, sowie der ihr zugetheilte Hund, muß kräftiges und kühlendes Futter, d. h. gute Suppe und saure Milch, abwechselnd, und immer frisches Saufen bekommen. W.

(denn Rückschlag findet oft statt) ähnlich zu sein scheinen, aus, mit gehöriger Rücksicht auf den Bedarf des männlichen oder weiblichen Geschlechts. Alle übrige sind sogleich beiseite zu schaffen und auf die möglichst leichte Art zu tödten.

Manche Jäger überlassen der Mutter selbst das Geschäft der Auswahl, indem sie den ganzen Wurf ein Stück vom Lager wegbringen und darauf achten, welche Junge von jener zuerst zurückgetragen werden. Ich selbst habe zwar hierauf nie genaue Rücksicht genommen, gehöre aber doch nicht zu denen, welche dies Verfahren unbedingt verwerfen, weil ich mehr als einmal Augenzeuge war, daß die alte Hündin, besonders wenn sie etwa 48 Stunden vorher gewölft hatte, immer wieder nach demselben Jungen zuerst griff, wenn man den Versuch wiederholte.

Auch läßt sich, glaube ich, einiges für die Sache sagen. Jedes Säugethier nämlich, welches mehrere Junge auf einmal bringt, wählt sich, der Erfahrung zufolge, vom ersten Augenblick an einen oder mehrere Lieblinge, welche es mit vorzüglicher Sorgfalt behandelt. Ihnen wird immer das bequemste Lager zutheil; sie findet man stets da am Gesäuge, wo es am meisten mit Milch geschwängert ist, während die übrigen Geschwister zurückgesetzt oder nur dann erst kärglich genährt werden, wenn jene schon gesättigt sind.

Ebenso ist es bei den Hunden; daher beim Zurücktragen der Jungen ins Wochenbett das Vorziehen der Lieblinge, welche dann natürlich auch die stärksten und wohlgenährtesten sind. Insofern nun Farbe und Geschlecht uns nicht anders bestimmen, wüßte ich nicht, warum dieser Fingerzeig der Natur, der fast immer mit unserer Wahl zusammentreffen muß, nicht befolgt werden sollte.

§. 12. Weder gleich oft (gewöhnlich aber zweimal in jedem Jahre), noch immer in derselben Jahreszeit wird die Hündin hitzig. Gleichwol ist es nicht gleichgültig, in welchen Monaten sie belegt wird, theils weil sie oft dem Jäger zu seinen Geschäften unentbehrlich, theils weil nicht jede Jahreszeit zur Auferziehung der Jungen gleich schicklich ist. Für unser und für das nördliche Klima überhaupt geschieht es in den Monaten Februar und März mit dem besten Erfolg; doch kann man allenfalls auch den Anfang des April dazu wählen, indem die Hündin dann noch in der Hühnerpaarzeit und auf Schnepfen geführt werden kann, in einer Periode wölft, wo die Witterung gemäßigt zu sein pflegt und das Ungeziefer aller Art noch nicht zu sehr überhand genommen hat, auch keine Jagdbetriebsart zur Zeit des Säugens vorzufallen pflegt.

Ist der Zeitpunkt des Läufischwerdens zum Zulassen nicht schicklich, hat die Hündin das zweite Jahr ihres Alters noch nicht zurückgelegt, oder will

man ihre Kräfte durch öfteres Werfen und Säugen nicht schwächen, so muß man sie, um die Heftigkeit des Begattungstriebes durch Reiz nicht zu vermehren, gleich bei den ersten Anzeichen aus der Nachbarschaft anderer Hunde entfernen, in einen kühlen gut verwahrten Stall sperren und so das Zukommen verhindern, d. h. sie verliegen lassen. [1])

Ich will die Möglichkeit nicht bestreiten, durch Kampher in kleinen Portionen, oder durch Pfefferkörner einzeln, gleich bei den ersten Zeichen der Hitze gegeben, diese für immer oder doch für den gegenwärtigen Fall unterdrücken zu können; aber meiner Meinung nach müssen diese gewaltsamen Mittel immer nachtheilig auf die Gesundheit des Thieres wirken, können auch wol gar zur Tollwuth Veranlassung geben, denn selbst beim bloßen Verliegenlassen ist immer noch große Vorsicht nöthig, wenn man dies größte aller Uebel verhüten will. Aus Erfahrung kann ich nachstehende Behandlung empfehlen:

Man habe genau Acht, ob die abgesperrte Hündin immer Freßlust zeigt und gleich munter bleibt. Ist dies nicht der Fall, so gebe man augenblicklich ein aus 1—2 Loth karlsbader Salz oder Glaubersalz bestehendes oder ein anderes kühlendes Purgirmittel, schütte ihr am andern und allen folgenden Tagen früh einen gehäuften Theelöffel voll Schießpulver ein, und lasse vier bis fünf Stunden darauf zum Futter (den Laxirtag ausgenommen, an welchem dasselbe aus dünner Suppe bestehen muß) größtentheils sauere Milch und Brot reichen.

Wollen diese Mittel nicht anschlagen, so bleibt nichts übrig als das Zulassen mit einem Hund von guter reiner Rasse.

Bei einer Hündin, welche noch nicht drei Jahre alt ist, oder wenn das Wölfen zur unrechten Zeit erfolgt, müssen sämmtliche Junge, meiner Erfahrung nach, nicht, wie Jester will, gleich nach dem Ausschütten (Werfen), sondern etwa zwölf Stunden darauf, wenn die erste unreine, gewissermaßen veraltete Milch abgesogen ist, beiseite geschafft werden.

Länger lasse man sie nicht bei der Mutter liegen, einmal, weil diese sich mehr abhärmt, und dann, weil sonst das Gesäuge oft anschwillt, dadurch aber zu Knoten, Verhärtungen und Entzündung an demselben Anlaß gegeben wird. Um diesem allen und zugleich dem Uebelstand eines immer herunterhängenden Gesäuges vorzubeugen, hat man verschiedene Mittel.

Oefteres Baden in kaltem, womöglich fließendem Wasser verdient unter allen den Vorzug.

Kampher und Seifenspiritus zu gleichen Theilen gemischt, auch Umschläge von Hefen thun gleichfalls gute Dienste.

---

1) Sollte eine junge Hündin während der Dressur hitzig werden, so müssen, solange diese Periode dauert, die Lectionen ausgesetzt bleiben. W.

Im Winter, wo kalte Mittel nicht anwendbar sind, schlage man schwarze Seife, in heißem Wasser aufgelöst, oft und lauwarm um.

Bei überhandnehmender Entzündung aber ist nichts wirksamer als Essig und Ziegelmehl vermischt, und dieses, so oft es trocken wird, immer frisch übergeschlagen.

Das oben vorgeschlagene Laxirmittel ist während der Cur, oder gleich nach Vollendung derselben zu geben.

Hier noch einige auf beide Geschlechter Bezug habende Bemerkungen: Keine, außer die zu junge Hündin halte man öfter als zweimal hintereinander vom Zukommen ab.

Jedem über zwei Jahr alten Hund männlichen Geschlechts verschaffe man wenigstens jährlich einmal Gelegenheit zur Befriedigung des bei ihm so heftigen Begattungstriebes.

Ich bin überzeugt, daß Hunde überhaupt durch nichts anderes so gewiß vor der Tollwuth, insofern diese nicht durch den Biß herbeigeführt wird, zu schützen sind, vorzüglich wenn sie passendes Futter und reines frisches Getränk bekommen, im Sommer und Winter kein zu heißes Lager haben, in der letztgedachten Jahreszeit aber auch, ohne freie Bewegung zu haben, der strengen Kälte nicht zu sehr ausgesetzt bleiben.

§. 13. Unmittelbar nach dem Wölfen, besonders bei merkbarer Entkräftung, gebe man der Hündin etwas reine, ungewürzte Fleischbrühe, mit einem Eßlöffel Leinöl, welches ein gutes Heilmittel bei innerer Verletzung ist, und mit gutem, altem Brot vermischt, in der Folge aber auch dann und wann, um die Milch zu vermehren, Hausbackenbrot in Kuhmilch geweicht, mit Erbsenmehl bestreut. Frisches Saufen stehe immer bereit.

Auch vernachlässige man es nicht, die Lagerstätte der Wöchnerin stets trocken und reinlich zu halten, täglich von Anfang an die Mutter, weiterhin auch die Jungen kämmen zu lassen, und ebenso oft das Stroh zu wechseln. Sollte dessenungeachtet das Ungeziefer an Alt oder Jung überhandnehmen, so wende man folgende Salbe an [1]), die ich sehr zweckmäßig gefunden habe: Man nehme eine Hand voll frischer Brunnenkresse, zerquetsche sie in einem Mörser, presse den Saft durch einen reinen Lappen, vermische ihn mit einem Eßlöffel voll Nußöl und zwei Messerspitzen geriebenem Safran.

Wenn diese Bestandtheile auf einem Malerreibstein oder in einem Serpentinmörser zur Salbe gerieben sind, bestreiche man damit Mutter und Junge einen Tag um den andern am Halse und an dem Behänge, und bald werden sie von der Plage befreit sein.

Gewöhnlich werden die jungen Hühnerhunde, sobald sie sehen lernen,

---

1) Vgl. Jester, I, 30.

gestutzt, d. h. es wird ihnen ein Stück von der Ruthe (dem Schwanze) abgeschlagen, wodurch sie in der Folge allerdings ein leichteres Ansehen bekommen. [1]) Um die Operation schnell zu machen, darf man die Ruthe nur an den Hinterläufen hinablegen, sie, etwa 1″ hoch über den Hessen zwischen zwei Finger gefaßt, auf einen hölzernen Block legen und, nachdem ein scharfes Messer aufgesetzt worden, mit einem Stückchen Holz darauf schlagen. Bestreicht man die Wunde dann gleich mit etwas warmem Lein- oder Baumöl und streut etwas Asche darauf, so kann die fernere Heilung derselben dem Lecken der Mutter ganz überlassen werden. Wird das Stutzen länger und vielleicht gar bis dahin verschoben, wenn die Jungen nicht mehr saugen, so muß die wunde, starkschweißende Stelle mit einem glühenden Eisen gebrannt, dann gleichfalls mit Oel bestrichen und mit Asche bestreut werden.

Der Fall ereignet sich zuweilen, daß die Hündin während der ersten sechs Wochen nach dem Wölfen durch Krankheit entweder schlechte Milch bekommt oder sie ganz verliert, zuweilen auch eingeht. Im letztern sowol, als bei den ersten Anzeichen einer irgendetwas ernsthaften Unpäßlichkeit müssen die Jungen entweder einer gesunden Bauerhündin untergelegt [2]) oder künstlich genährt werden.

Will man sich der Amme bedienen, so müssen die eigenen Kinder derselben bis auf eins ganz beiseitegeschafft, das zurückbehaltene aber und die drei an die Stelle der weggeworfenen zu bringenden Zöglinge (wie schon anderwärts gesagt) mit Branntwein gewaschen werden; dennoch muß man oft die Pflegemutter noch beim Säugen so lange halten, bis sie dies Geschäft willig verrichtet, die Stiefkinder zu lecken und überhaupt zu bemuttern anfängt.

Soll aber die künstliche Behandlung stattfinden, so kann zwar nicht geleugnet werden, daß solche mit mancher Schwierigkeit verbunden ist, aber sie gewährt doch auch mancherlei Vortheile und gelingt bei folgendem, sorgfältig beobachteten Verfahren fast immer. Man nehme einen langen, starken Federkiel, spalte diesen an dem untern Ende, auf beiden Seiten oder übers Kreuz 1″ breit auf, klemme hier ein Stück Schwamm in Gestalt einer Hundszitze ein, ziehe ein feines, reines Leinwandläppchen darüber und binde dieses über den Einschnitten am Kiel fest. Dann tauche man diese Säug-

1) Alte Jäger wollen behaupten, daß die Erscheinung natürlicher Mutzschwänze, welche nicht so gar selten ist, daher rühre, wenn die Hündin zu Ende der ersten Hälfte der Schwangerschaft stark auf die Ruthe getreten oder mit derselben eingeklemmt würde, und daß, je höher nach der Ruthenwurzel hinauf die Quetschung stattfinde, der Mutz desto kürzer werde. W.

2) Nur keiner solchen Amme, die viel Hang zum Jagen auf Hasen u. dgl. hat; denn dieser scheint durch die Milch auf die Jungen überzugehen und ist dann sehr schwer zu unterdrücken. W.

knubbe in frische, warme Kuhmilch und fülle zugleich den übrigen Theil des Kiels damit an. Wird den Jungen anfänglich dieser Zulp einigemal ins Maul gesteckt, so fangen sie bald mit großer Begierde zu saugen an und nehmen ihn fernerhin beim bloßen Vorhalten an. Es wird jedem einleuchten, daß dies wenigstens aller drei Stunden wiederholt, daß Schwamm und Läppchen nach jedesmaligem Gebrauch gut gereinigt, auch öfter gewechselt, und daß stets frische, nie sauere Milch gegeben werden muß.

Nicht selten geschieht es bei der künstlichen Erziehung, zuweilen aber auch, wenn die Mutter oder Amme von irgendeiner geringen Unpäßlichkeit befallen wird, meist aber erst in der Periode, wenn man die Jungen mit ans Futter zu gewöhnen anfängt, daß Mangel an Appetit, triefende Augen, warme Nasen und Traurigkeit einen kränklichen Zustand bei diesen anzeigen. Dann gebe man jedem derselben wöchentlich einmal, oder nach Befinden einen Tag um den andern ein Purgirmittel, wozu ein Theelöffel voll Provenceröl, mit etwas gestoßenem Zucker vermischt, angewendet werden kann; die Mutter oder Amme aber laxire man nur einmal mit einer aus Rhabarber und Salzen bestehenden Latwerge.

§. 14. Gut ist es, wenn die Umstände es irgend erlauben, die Jungen acht volle Wochen an der Mutter oder Amme saugen zu lassen, auch bei der künstlichen Erziehung die Milchnahrung bis zu diesem Alter zu reichen. Unter sechs Wochen aber sollte man sie nie zum Futter gewöhnen. Auch dann darf das Gesäuge nicht auf einmal ganz entzogen werden, sondern man muß Brotkrumen in frischer Milch zu einem Brei aufweichen, diesen mit dem Finger den Jungen ans Zahnfleisch streichen, wenn sie ihn einigemal da abgeleckt haben, sie sanft mit der Nase in noch dünnern Brei dieser Art drücken, und dies so oft wiederholen, bis sie selbst ihn willig aufzulecken anfangen. Ist dies der Fall, so entferne man nach und nach während der nächsten vier bis fünf Tage die Mutter, reiche auch noch etwa ebenso lange nachher den Jungen oft frischen, aus Milch und Brot bestehenden Brei. Dann wird es Zeit, Mehlsuppen, mit etwas Schöpsknochenbrühe und Brotkrumen vermischt, mit dem Milchbrei abwechseln zu lassen. Späterhin entziehe man die Milchkost ganz, doch ebenfalls nicht auf einmal, und gehe zu der gewöhnlichen Hundefütterung über.

§. 15. Die Erziehung des jungen Hühnerhundes fordert, bis er das gehörige Alter zur Dressur erreicht, ebenso große, fast noch größere Sorgfalt als die des Leithundes.

Man wird daher folgende umständliche Auseinandersetzung nicht überflüssig finden, um so weniger, wenn man bedenkt, daß nach der richtigen oder unrichtigen Behandlung des Hundes in der Jugend seine künftige Brauchbarkeit oder Untauglichkeit sich beinahe mit Gewißheit vorherbestimmen

läßt, und daß vorsichtiges Benehmen in dieser Periode die Dressur ungemein erleichtert.

Nie gestatte man den jungen Hühnerhunden das freie Herumlaufen. Nur zu leicht gewöhnen sie sich nicht blos das Alleinausgehen aufs Revier an, sondern richten auch dort, besonders aber im Hof unter dem Federvieh, beträchtlichen Schaden an, kommen oft ins Haus und in die Küche und werden durch unverständiges Prügeln der Unreinlichkeit oder des Naschens wegen wo nicht verkrüppelt, doch launisch und furchtsam gemacht, ja wol gar aus Versehen oder aus Bosheit von den Küchenleuten verbrüht.

Wer daher die Kosten irgend bestreiten kann und Gelegenheit dazu hat, der lasse einen kleinen Zwinger von Lattenwerk anlegen, ihn unten herum an der innern Seite, etwa zwei Fuß hoch, mit Schwarten verschlagen und den planirten Boden desselben mit frischem Sand bestreuen. Dies sei am Tage der Tummelplatz der jungen Hunde, deren Behausung zur Nachtzeit aus einem stets reinlich zu haltenden, oft mit frischer Streu zu versehenden Stall bestehen muß.

Soll ein einzelner Hund im Hause aufgezogen werden, so halte man wenigstens darauf, daß das Gesinde ihm keine Gelegenheit zum Naschen oder Würgen gebe, und daß, wenn eins oder das andere ja geschieht, nur dem Herrn oder einer als vernünftig anerkannten Person die desfallsige Bestrafung überlassen bleibe. Ebenso muß es bei der anfänglich unabwendbaren Verunreinigung des Hauses gehalten werden.

Nie darf ein Züchtigungsact anders als mit Mäßigung, im Augenblick des Vergehens, unter gewisser Hindeutung auf dasselbe, ausgeübt und kein anderes Instrument als eine Ruthe dazu angewendet werden Auch versäume man es nicht, den Gestraften einige Zeit darauf freundlich wieder an sich zu locken, und wenn er kommt, ihm durch Schmeicheln Wohlwollen zu bezeigen.

Mehrere junge Hunde im Zwinger, wie der einzelne im Hause, dürfen das Futter blos aus der Hand des Herrn, oder womöglich von dem, der die Abrichtung in der Folge übernehmen soll, gereicht erhalten [1]), und dieses muß, bis sie sechs Monat alt sind, täglich drei- bis viermal, späterhin aber mittags und abends gegeben werden, auch frisches Saufen jederzeit bereitstehen.

So früh als möglich ist jeder junge Hühnerhund an einen bestimmten Namen (man wähle einen zweisilbigen, weil das den Ruf erleichtert) und an einen unveränderlichen pfeifenden Laut zu gewöhnen.

Nie gestatte man das Spielen mit einem Ball, Lappen, Flederwisch

---

1) Man vergleiche darüber die Gegenansicht von Diezel, Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Abth. 1, S. 143. T.

oder andern ähnlichen Dingen, und noch weniger Versuche, ihn etwas spielend zu lehren. Vor dem Genusse rohen Fleisches, Blutes oder Schweißes, Eingeweides oder Gescheides hüte man jeden Zögling dieser Art sorgfältig.

Fängt ein frei herumlaufender junger Hühnerhund an, bekannten oder unbekannten Menschen, oder auch Thieren still nachzuschleichen und sie hämisch zu kneifen und zu beißen, so muß er deshalb auf der Stelle mit der Ruthe tüchtig gezüchtigt und bei wiederholtem Vergehen in einem zwingerartigen Behältnisse verwahrt werden. Ihn an die Kette zu legen, ist eher nicht rathsam, bis er ein volles Jahr alt ist. Tägliche Reinigung vom Ungeziefer darf in keinem Fall fehlen, und öfteres Waschen mit kaltem Wasser und Seife wirkt vortheilhaft auf Gesundheit, Wachsthum und Ansehen. Nur werfe man ihn nie des Badens halber in einen Teich oder Fluß, denn dadurch wird er wasserscheu und die Abrichtung zur Wasserarbeit erschwert.

Im dritten Vierteljahre seines Alters kann und muß man schon anfangen, ihn leinenführig zu machen. Dies geschieht am leichtesten, indem dieser sowol, als ein alter fermer Hund, an den Enden einer langen Fangleine angenommen, dann mit beiden ausgezogen, auch auf dem Weg einer wie der andere unter dem Zuruf „Derrière!" oder „Zurück!" angehalten wird, ohne an der Leine zu dehnen, neben oder hinter dem Jäger herzugehen.

Den dritten oder vierten Tag verfahre man ebenso mit dem jungen Hund allein, und setze diese Uebung täglich fort, bis er, ohne vorzudringen oder zurückzubleiben, willig nebenherläuft. Während der Zeit spreche man viel und freundlich mit dem Lehrling. Bald wird er dann anfangen, seine Augen auf den redenden Herrn zu richten und ihm immer treuer werden.

Späterhin nehme man den alten und den jungen wieder zusammen an die Leine, ziehe ins freie Feld, löse sie da beide und beobachte, ob letzterer Lust zum Suchen, feine Nase und Neigung, Spur und Witterung des Wildes aufzunehmen, äußert. Sobald er diese nöthigen und natürlichen Anlagen zeigt, lasse man den alten zurück, gehe oft mit dem jungen allein aus, nur nicht viel auf Wegen und im Holze, lasse ihn revieren, schwärmen und jagen so viel er will, doch nie bis zur Entkräftung, und verhüte sorgsam, daß er keinen jungen Hasen oder anderes Wild fängt.

Aeußert er in den ersten 14 Tagen keine Neigung zum Revieren, oder geschieht dieses mit immer zur Erde gesenktem Kopf, will er nie die Nase hochtragend Wind nehmen, sondern nur auf der Spur oder auf dem Boden schnüffelnd das Wild ausmachen (alles Anzeichen schwacher Geruchsnerven), so schaffe man ihn weg, ohne weitere Mühe auf das Dressiren zu verwenden; denn nie oder selten wird sie sich unter diesen Umständen belohnen. Je rascher er hingegen sucht, je leichter er, Kopf und Nase hochtragend, das Wild wittert und findet, je mehr er es überhaupt, vorzüglich

aber Hasen und Hühner, zu lieben scheint, desto mehr Hoffnung und selbst Gewißheit kann man haben, daß er unter guter und richtiger Behandlung bei der fernern Abrichtung ferm werden wird.

§. 16. Ist ein junger Hund unter diesen Vorübungen, welche zugleich dazu dienen, sein Temperament kennen zu lernen, d. h. zu beobachten, ob er hart, weich oder launisch ist, ein volles Jahr, oder besser noch, 18 Monate alt geworden, so kann man zur förmlichen Dressur fortschreiten.

In ältern Zeiten quälte man sich jahrelang, dem jungen Hühnerhund spielend alles beizubringen, und nur bei außerordentlichen, natürlichen Anlagen und Fähigkeiten desselben erreichte man seinen Zweck. War dies aber auch ja der Fall, so suchte er und stand vor Hühnern, Hasen u. s. w., apportirte, arbeitete im Wasser und hatte Appell (hörte) nur wo, wenn und so oft er wollte, schlug auch nicht selten noch völlig um, wenn man ihn schon für ferm und völlig ausgearbeitet hielt oder ausgab.

Dergleichen unangenehme Erfahrungen leiteten in der Folge auf die Erfindung der sogenannten Parforcedressur, durch welche ein Hund, nach einigen für ihn und den Lehrer freilich harten Monaten, auf seine ganze Lebenszeit zu jedem ihm zukommenden Geschäft vollkommen brauchbar gemacht, auch nur in ganz unerfahrenen und ungeschickten Händen wieder verdorben werden kann.

Leider findet man jetzt, wo vermöge der Gemächlichkeit und zum Theil der eigenen Unerfahrenheit der meisten Lehrherren so wenig gute junge Jäger gebildet werden, viele unter diesen, die nicht einmal einen ferm dressirten Hund zu führen, viel weniger denn einen rohen zu behandeln und abzurichten verstehen. Aergerlich muß dem erfahrenen Waidmann diese nur zu wahre Bemerkung sein; lächerlich aber wird ihm der Vorwurf der Grausamkeit, wenn er auf dem möglichst kurzen Wege, wenn auch oft mit unvermeidlicher Strenge, den Hühnerhund für immer zu seiner Bestimmung geschickt macht, da er allein es zu beurtheilen vermag, daß auf andere Art dieser Zweck nicht erreicht werden kann, und daß bei der spielend scheinenden Abrichtung, wenn sie auch zuweilen gelingen könnte, der Hund (auf den Zeitverlust nicht gerechnet) doch gewiß ebenso viele und nicht weniger scharfe Strafen ertragen muß, als während der kurzen Zeit der festen Dressur, wie ich in der Folge die Parforcedressur nennen werde, um durch einen weniger harten Namen der guten Sache den Schein allzu großer Strenge, die immer nur von unverständigen Menschen angewendet wird, zu benehmen.

Doch bei Unkundigen würde man, selbst durch noch genauere Auseinandersetzung der wesentlichen Vortheile dieser Abrichtungsart, nur tauben Ohren predigen; lernbegierige Leser hingegen werden, wenn sie das, was ich

ihnen in der Folge sage, gehörig ausüben, bei vorher nicht zu berechnenden Ereignissen aber eigenes Nachdenken anwenden, bald einsehen lernen, daß nur auf diesem Weg der Hühnerhund vollkommen ausgearbeitet werden kann. Bei mehrerer Erfahrung und nach angestellten Versuchen können sie sich sogar davon überzeugen, daß, obwol mit mehr Mühe, jeder Hund anderer Rasse, wenn er nur Suche und Nase hat, durch die feste Dressur zum Gebrauch bei der niedern Jagd geschickt zu machen ist. [1])

Uebrigens wähle der junge Jäger zum ersten Versuch im Dressiren einen rohen Hühnerhund von natürlich-folgsamer, sanfter Gemüthsart, aber ja keinen launischen oder weichen (furchtsamen, blöden), und ebenso wenig einen offenbar hartnäckigen oder widerspenstigen; denn der launische würde Erfahrungen, der weiche Ruhe, Fassung und Geduld bei der Dressur voraussetzen, lauter Dinge, die man sich erst durch Uebung erwirbt; der allzu widerspenstige aber möchte bald den Meister spielen, und in beiden Fällen könnte das Mislingen der Arbeit dem jungen Mann das Zutrauen zu sich selbst benehmen. [2])

§. 17. Die feste Dressur zerfällt in vier Perioden, und diese sind: 1) Die Stubendressur; 2) die Feldarbeit; 3) die Holzarbeit; 4) die Wasserarbeit.

Die erste würde man zu allen Jahreszeiten vornehmen können, wenn nicht darauf Rücksicht zu nehmen wäre, daß gleich nach Vollendung derselben die Feldarbeit angefangen werden muß. Es ist daher einleuchtend, daß der Monat Februar, oder Juli und August, sich zur Stubendressur am meisten

---

1) So habe ich einen äußerst widerspenstigen, bösen Hatzhund gesehen, welcher, auf diese Art abgerichtet, den genauesten Appell hatte, vor Hasen, Hühnern und Schnepfen ferm stand, herrlich im Wasser arbeitete, überall alles apportirte, ja selbst auf Befehl seines Herrn ein auf der obersten Sprosse einer Leiter aufgehangenes Tuch herunterholte, indem er ohne Anstand hinauf- und herunterstieg, jedes ihm vorgehaltene Papier auf den Zuruf „Friß!" verschlang, und überhaupt jeden Befehl seines Herrn nicht nur fast wörtlich verstand, sondern auch ungesäumt ausführte. Unmöglich kann ich es mir versagen, von diesem seltenen Thier folgende Geschichte, die mich immer noch mit Rührung und mit Dankgefühl gegen den braven Besitzer desselben erfüllt, zu erzählen, obgleich ich nicht Augenzeuge war.

Ein Offizier besuchte nämlich meinen Bruder in Begleitung jenes Hundes, „Mann" genannt. Dicht am Muldenstrom auf einer Anhöhe liegt das Rittergutsgehöft. In einiger Entfernung vom jenseitigen Ufer führt der Lehrer der Kinder meines Bruders seine Eleven spazieren, während ihr Vater und der Offizier im Garten, welcher vom Strom begrenzt wird, umhergehen. Mit einem mal kommt der Lehrer mit seinen Zöglingen, ängstlich um Hülfe rufend, ans Ufer gelaufen, weil er in nicht gar großer Entfernung einen tollen Hund gewahrte. Schnelle Rettung mit dem Kahn war unmöglich, da dieser diesseits stand. Alles verliert die Fassung, nur der brave Offizier nicht. Er springt nebst seinem „Mann" über die Mauer ans Ufer und zeigt diesem unter dem Zuruf „Faß!" den tollen Hund. Augenblicklich stürzt das verständige Thier sich in den Strom, kommt noch zeitig genug ans Land, um das wüthende Geschöpf anzuhalten, faßt es jedoch nicht, sondern hält es, in gewisser Entfernung herumfahrend und stellend, so lange auf, bis sein Herr mit dem Kahn angelangt ist. Dieser nähert, während die Kinder nebst ihrem Lehrer sich mit dem Kahn vom Ufer entfernen, sich vorsichtig dem tollen Hund, erlegt ihn glücklich, ohne daß weder er noch sein kluger guter „Mann" beschädigt wird, und befreit so mit Hülfe desselben auch die Nachbarschaft von diesem unheildrohenden Thier. W.

2) Manche werthvolle Winke über die Dressur der Vorstehhunde enthält das Werk: „Geschichte meiner zehn Vorstehhunde", von Ladislaus v. Bujanovics (Wien 1862). T.

eignen. War die Kälte nicht zu groß, so habe ich meinestheils den zuerst genannten Monat deshalb immer vorgezogen, weil dem Hund sowol als dem Jäger die Sommerhitze bei der Arbeit höchst beschwerlich, und ersterm bisweilen sogar gefährlich wird; weil ferner die Paarzeit der Hühner, während welcher man sie auch eher als im Herbst liegen sieht, die Feldarbeit um so mehr erleichtert, indem sie den Hund dann gewöhnlich sehr gut aushalten. Ist er nun zu dieser Jahreszeit zur Hühnerjagd gehörig abgerichtet, so kann im Sommer die Wasserarbeit vorgenommen, im September aber die Feldarbeit auf Hühner und Hasen fortgesetzt und beendigt, späterhin aber die ganze Dressur mit der Holzarbeit beschlossen, und endlich dem Hund Uebung auf Wald- und Wasserschnepfen verschafft werden.

Wählt man indessen das Ende des Winters oder den Spätsommer zum Anfang der Dressur, so muß man in der erstgedachten Jahreszeit ein nicht zu kaltes, im Sommer aber ein nicht heißes, jedem andern als dem Lehrer unzugängliches Behältniß haben, wo der Hund, ehe die Arbeit beginnt, an die in der Wand befestigte Kette gelegt, auch immer isolirt und ungestört bleiben kann.

Hier muß er nur einzig und allein aus der Hand dessen, der ihn dressiren soll, Fressen und Saufen erhalten, ersteres jedoch nie gleich vor der Lection.

Endlich halte man vor dem Anfang der Dressur folgende Erfordernisse bereit:

a) Die Dressirleine. Es ist dies eine 10—12′ lange, an dem Vorderende mit einem 3″ langen Oehr (Oese) versehene Arche (Senne, Leine) von der Dicke des Stiels einer thönernen, sogenannten Kaminpfeife, wo selbiger am stärksten ist. Vom Oehr an werden in gleicher Entfernung von 2 zu 2″ so viele 1″ dicke Knoten geschürzt, daß, wenn man das andere Ende der Arche durch das Oehr und das Oehr über den letzten Knoten schiebt, eine Halsung (Halsband) sich bildet, welche, dem Hund angelegt, den Hals hinlänglich umschließt, um den Kopf bei höchst möglicher Kraftanwendung nicht herausziehen zu können, jedoch nicht so enge, daß Würgen dadurch erregt wird. Bei Hunden mittlerer Stärke und nicht allzu störrigen Sinnes reicht man in der Regel mit diesem Züchtigungs- und Zwangsmittel aus. Nicht so bei sehr starken, bösen und widerspenstigen. Für diese gehört

b) das Stachel-Korallenhalsband von der unter a) bemerkten Weite. Man nimmt dazu ein hinreichend langes Stück von obenerwähnter Arche, befestigt an dem vordern Ende derselben, unzerreißlich haltbar, einen $1\frac{1}{4}$″ im offenen Durchmesser haltenden starken Ring von Messing und schürzt zunächst dem Ringe einen einfachen Knoten in die Leine.

Hierauf wird nach Maßgabe der Halsstärke des Hundes von sechs bis sieben $1^1/_2''$ dicken hölzernen Kugeln, welche so weit, daß die Leine gemächlich durch das Loch geht, durchbohrt, auf dem obern Sphärentheile mit im Quincunx fest eingetriebenen, starken, oben stumpf abgefeilten, 2 bis 3‴ über die Oberfläche hervorstehenden Drahtstiften in drei gleichweit voneinander abstehenden Reihen besetzt sind, eine Kugel an die Leine gereiht, dann wieder ein einfacher Knoten gemacht und so mit Kugeln und Knoten abwechselnd fortgefahren. Hinter der letzten Kugel folgen noch zwei bis drei 1″ dicke, 2″ voneinander entfernte Doppelknoten. 2″ weit vom letzten Knoten wird endlich ein beiläufig 4″ langer Knebel von Eisen oder sehr festem, hartem Holze möglichst haltbar an der Leine befestigt, an welchem man bei der Arbeit selbst die 10—12′ lange Dressirleine anschleift.

Nächstdem ist es räthlich,

c) einen starken, beweglichen, eisernen Ring in dem Fußboden fest einschlagen zu lassen, von dessen Gebrauch im Nothfall weiter unten die Rede sein wird. Noch braucht man

d) den Dressirbock. Man nimmt dazu so viel Roggenstroh, daß, wenn es unten am starken Ende des Halmes scharf zusammengedrückt wird, der dadurch entstehende Kreis $1^1/_4''$ im Durchmesser hält. 15—18″ von unten hinauf schneidet man dann das übrige Stroh ab, läßt an jedem Ende 3″ frei, und umwindet das übrige dicht und fest mit dünnem Bindfaden. Wenn dies geschehen ist, werden sämmtliche nicht bewundene Halmtheile, dicht am Bindfaden soviel als möglich nach allen Seiten gleich, auswärts umgeknickt, damit der Bock, wenn er hingeworfen wird, in der Mitte nicht aufliegt.

Diese Art verdient den Vorzug vor der sonst gewöhnlichen hölzernen, mit Kreuzstiften an den Enden, theils weil sie leichter ist, theils weil der hölzerne Bock beim Hinwerfen ein starkes Geräusch macht, durch welches der junge Hund schon gewissermaßen in Furcht gesetzt wird. Endlich braucht man noch

e) eine kurze, nicht zu starke Hetzpeitsche.

Außerdem bewaffne sich der Jäger, ehe er die allerdings mühevolle Arbeit unternimmt, mit unerschütterlicher Geduld und Ruhe. Wie nöthig ihm beides sei, mögen folgende allgemeine, auf die Dressur Bezug habende Regeln, welche nie und unter keinen Umständen vernachlässigt werden dürfen, beweisen.

1) Ehe die Dressur unternommen wird, verwende man mehrere Tage oder Wochen darauf, das Temperament des Hundes durchaus kennen zu lernen, um gleich vom Anfang an die Behandlung danach einrichten zu können.

2) Bei der Arbeit selbst gebe man genau darauf Acht, ob der Hund aus Unverstand oder aus Widersetzlichkeit fehlt. Im ersten Fall suche man alle mögliche Mittel hervor, ihm begreiflich zu machen, was man von ihm verlange, und strafe nie, oder doch nur bei wiederholter Faselei, sehr gelinde. Bei offenbarer Widerspenstigkeit hingegen (welche dadurch allein sich äußert, wenn er etwas begriffen und dann gut gemacht hat, es aber bei fernerer Uebung nicht wieder leisten will) steigere man die Züchtigung, bis er nachgibt.

3) Man strafe immer auf frischer That und

4) jedesmal, wenn der Hund eine ihm bekannte und geläufige Sache auf Verlangen nicht sogleich leistet oder auf den ersten Pfiff und Ruf nicht augenblicklich herankommt; denn nur dadurch ist ihm unbedingter Gehorsam und Appell (feines Gehör) beizubringen.

5) Man züchtige, so schwer es auch bei einem lebhaften Temperament dem Jäger fallen mag, stets mit kaltem Blute, auch nur in dem Grade, welchen die Größe oder Geringfügigkeit des Fehlers nothwendig und die Gemüthsart des Hundes zulässig macht, nie aber ohne hinlänglichen Grund, oder ohne darauf hinzudeuten und ohne ihm begreiflich zu machen, worin eigentlich sein Versehen bestand.

6) Noch weniger strafe man in unterbrochenen Reprisen; denn das ist immer ein Beweis von böser Laune des Lehrers, die nur zu bald auf den Lehrling übergehen wird.

7) Bezeigt sich der Hund in einer Lehrstunde vorzüglich willig und gelehrig, so kürze man sie ab; man verlängere sie hingegen, wenn er ungehorsam und störrisch ist, beschließe sie aber auch nie eher, bis er die letzte Aufgabe gut ausgeführt hat. Bei dem ihm eigenen Rückerinnerungsvermögen wird er hierdurch bald gewahr werden, daß Folgsamkeit ihn früher aus der allerdings unbehaglichen Lage befreit, und sonach, um eher zur Ruhe zu kommen, nachgiebig sich bezeigen.

8) Sobald der Hund nicht mehr an der Leine arbeitet, versäume man es ja nicht, selbst wenn er völlig dressirt ist, ihn nach jeder Strafe, je nachdem sie gelinder oder strenger sein mußte, kürzere oder längere Zeit an der Leine zu führen, ehe man ihn wieder sich selbst überläßt. Denn bei der Stubendressur wird er begreiflicherweise furchtsam, kann jedoch schlechterdings nicht ausweichen oder entkommen. Erhält er aber (besonders zu Anfang der Feldarbeit) gleich nach der Züchtigung seine Freiheit wieder, so wird er aus Furcht oder Tücke sicher die Gelegenheit, sich vor fernerer Anstrengung durch die Flucht zu schützen, ergreifen, oder wenigstens sich in der Folge schwer annehmen lassen. Beides verdirbt ihn gemeiniglich für immer.

9) Nie unterlasse man es, dem Hunde schmeichelnd Recht zu geben, wenn er den Willen des Lehrers befolgt, und spreche

10) viel und freundlich mit ihm, nicht nur jedesmal, ehe der Unterricht angefangen wird, sondern auch in den Erholungspausen, besonders aber, wenn er an der Leine geführt wird. Dies macht ihn aufmerksam und dem Lehrer geneigt.

§. 18. Hat der zur Dressur erwählte Hund fünf bis sechs Tage in dem Behältnisse an der Kette gelegen, so schreite man, mit starken ledernen Handschuhen bekleidet, in den Frühstunden vor der Fütterung zur Arbeit selbst.

In der ersten Lection, welche über acht, höchstens zehn Minuten nicht dauern darf [1]), mache man dem Hunde die lederne Halsung ab, lege dem weichen, anscheinend gelehrigen die Knotenleine, dem härtern, bösen das Stachelkorallenhalsband um den Hals, schiebe in jedem Fall das daran befindliche Oehr über so viele Knoten, daß es ihm nicht möglich ist, sich loszustreifen, nehme aber, da man anfänglich vor starker Widersetzlichkeit, die nicht selten in einen heftigen Anfall auf den Jäger ausartet, nie ganz sicher sein kann, die Peitsche zur Hand und entferne sich nicht weit von dem an dem Fußboden eingeschlagenen Ringe.

Dann ziehe man ihn das erste mal gelinde und unter dem Zuspruche „Ici“ oder „Hierher!“ — nur bediene man sich hier und überall immer des nämlichen Wortes, und so pfeifend, wie man ihn in der Folge aus der Ferne zu rufen gedenkt [2]) — an sich heran und wiederhole dies einigemal. So oft er kommt, liebkose man ihn unter dem freundlichen Zuspruche „So recht!“ Bleibt er aber stöckisch stehen, so ziehe man ihn mit nach dem Grade der Widersetzlichkeit vermehrter Kraft, wie oben rufend und pfeifend, an sich. Sollte er jetzt oder in der Folge versuchen, auf den Lehrherrn beißend zuzufahren, so packe dieser ihn sogleich mit der rechten Hand kräftig im Genick, drücke ihn fest zu Boden, stecke mit der linken Hand das in derselben gefaßte andere Ende der Dressirleine durch den Ring, ziehe ihn da so fest hinan, daß er keinen Spielraum behält, und gebe ihm durch harte Züchtigung mit der Peitsche das Uebergewicht an Stärke, welches der Mann über ihn hat, recht fühlbar zu erkennen. Eher darf nicht nachgelassen werden, bis man

---

1) Wenn ein neuerer Schriftsteller, der in seinem eigentlichen Fache sich hohe Achtung und Celebrität erworben hat und nachher auch in das der Jagdkunde übergegangen ist, den Zeitraum für jede Lection obiger Art auf eine ganze Stunde setzt, so möchte man ihn an das Sprichwort „Was du nicht willst“ u. s. w. parodirend erinnern: Was du nicht willst, daß man dem lernenden Kinde thu', daß thu' du auch keinem lernenden Hunde! W.

2) Wer auf dem Finger pfeifen kann, bleibe dabei; außerdem bediene man sich einer hölzernen oder andern helltönenden Pfeife. Der Ruf besteht gewöhnlich in lauten, gleichen, langgezogenen, zwei-, drei- bis viermal hintereinander wiederholten Tönen. W.

bemerkt, er sei so in Furcht gesetzt, daß er ferner sich zu widersetzen nicht wagen werde. Selten wird die Wiederholung dieses allerdings harten Verfahrens öfter als einmal nöthig sein.

Hierauf fange man, ebenso wie zuvor, das Heranziehen wieder an, versäume aber ja das Rechtgeben und Liebeln bei der ersten Aeußerung von Folgsamkeit nicht, und füge einige Bissen Brot zur Belohnung hinzu.

Endlich nach noch einigen kurzen Wiederholungen führe man den Hund, ziemlich kurz an der Leine gefaßt, nach allen Seiten, und lasse ihn unter dem Zuruf „Herum!" auch zugleich mit dem bloßen Munde animirend, pfeifend [1]), bald hierhin bald dorthin wenden.

Dies alles geschieht nur, um ihn an die Leine zu gewöhnen und um ihn vorläufig einen Theil ihrer Wirkung kennen zu lernen.

Hierauf wird der Unterricht zum ersten mal beschlossen, indem man den Lehrling, wie in der Folge immer, an die Kette legt. Nach einiger Zeit bekommt er Futter.

Da es überhaupt besser ist, den Hund öfters und jedesmal auf kurze Zeit an die Leine zu nehmen, so gebe man ihm gleich anfangs täglich zwei Lectionen, in der Folge aber womöglich drei.

Die zweite am ersten Tage wird mit zwei- bis dreimaliger Wiederholung des Anziehens und Herumführens angefangen. Zeigt sich, wie es gewöhnlich geschieht, der Lehrling folgsam, so schreitet man fort zur Anweisung im Apportiren, d. h. zum Einnehmen, Aufnehmen und Tragen des Bocks nicht nur, sondern auch aller möglichen vorgeworfenen Gegenstände.

Unstreitig ist dies das Wichtigste [2]) und zugleich Schwerste bei der ganzen Stubendressur. Werden indessen folgende Vorschriften befolgt, so kann man auf einen glücklichen, wenn auch nicht immer gleichschnellen Erfolg, mit Gewißheit rechnen.

Man lege nämlich den Bock auf die Erde [3]), ziehe den Hund an der Leine mit dem Kopfe dicht hinan, drücke den ganzen Körper platt auf die Erde, fasse mit der Hand, in welcher man die Dressirleine gewöhnlich hält,

---

1) Indem man mit einem höhern kurzen Tone beginnt, ihn dann um eine Septime sinken läßt und auf dieser langsam trillert. W.

2) Ein mir mitgetheilter Brief aus Rußland enthielt unter andern Jagdnachrichten auch die, daß man dort aufs Apportiren nicht viel halte, in der Meinung, daß die Hunde davon blind würden. Daß dies der Fall nicht sei, bestätigen sehr viele alte gute Hunde in unsern Gegenden; geschähe es aber auch je zuweilen, so würde das doch erst in den Jahren sein, wo der Hund ohnedies aufhört, brauchbar zu sein, nnd wie wenig könnte überhaupt dieser seltene Zufall gegen den Abgang einer Haupttugend, ohne welche der Hund nicht den halben oder eigentlich gar keinen Werth hat, in Anschlag kommen. W.

3) Ich warne jeden vor der von andern Schriftstellern empfohlenen Methode, dem sitzenden oder stehenden Hunde den Bock vorzuhalten und aus der Hand nehmen zu lassen. Er lernt auf diesem Wege zwar das Einnehmen leicht, aber das Aufnehmen, als die Hauptsache, desto schwerer. Wer wirklich dressirt hat, kann dazu nicht rathen. W.

diese ganz kurz, und erhalte den Hund, im Genick gegriffen, in der liegenden Positur. Hierauf schiebe man ihm mit der andern Hand den Bock dicht vor das Maul und rufe gelassen: „Faß!“ Auf keinen Fall kann der Hund jetzt schon wissen, daß er den Bock einnehmen soll; man greife daher, um ihm dies zu zeigen, mit der Hand, welche die Leine führt, an der Nasenwurzel über den Obertheil des Maules herab und suche es durch einen leisern oder stärkern Druck an den Kinnladen zu öffnen. Sobald dies bewirkt ist, sage man freundlich „Ah, recht!“, schiebe mit der andern Hand den Bock der Breite nach bis hinter die Fänge (Eckzähne), fahre dann so schnell als möglich mit eben dieser Hand, das Wort „Faß!“ dazu aussprechend, unter den Unterkiefer und verhindere dadurch den Hund am Fallenlassen des Bocks. Weigert er sich, was freilich anfänglich nicht fehlen wird, ihn festzuhalten, so wende man alle Vorsicht an, zu verhindern, daß er nicht dazu kommt, ihn auszuwerfen, wiederhole dabei oft den warnend ausgesprochenen Zuruf „Faß!“, gebe ihm auch wol einen mäßigen, bei fortdauernder Widersetzlichkeit aber einen stärkern Ruck mit der Leine.

Macht er irgend Miene fest zuzugreifen, so gebe man ihm schmeichelnd Recht, lasse den Bock nur einen Augenblick halten und nehme ihm denselben dann beim Zuspruch „Aus!“ sogleich ab.

Nach einer kurzen Pause wird dasselbe Verfahren wiederholt. Oft weigert sich dann der Hund so hartnäckig den Rachen zu öffnen, daß er mit einem Knebel (den man im voraus zur Seite in Bereitschaft legt) erbrochen werden muß, und nicht selten wird man sich sogar in der Folge zur gradweisen Anwendung noch härterer Mittel gezwungen sehen, wenn öftere Versuche, ihn auf diese Weise zum Einnehmen zu bringen, nicht fruchten wollen; indem man nämlich den Bock gegen das Zahnfleisch drückt und durch schwächeres oder stärkeres Reiben mit demselben den Hund unter dem Zuruf: Faß! zum Oeffnen des Maules zu bringen sucht. Sobald die schmerzliche Empfindung ihn nöthigt, es zu thun, schiebe man den Bock hinein und verfahre übrigens, wie oben gesagt.

Bei noch zunehmender Widersetzlichkeit im Einnehmen oder Halten müssen nun freilich die Rucke mit der Leine vermehrt und verstärkt werden. Zeigt er sich aber auch dadurch zum erstern noch nicht bereitwillig, so hüte man sich, das Zahnfleisch wund zu reiben und suche das Oeffnen des Maules dadurch zu bewirken, daß mit der linken Hand an dem Oehr der Dressirhalsung, in diese hineingegriffen, durch eine Wendung der Hand, Verengerung des Knoten- oder Stachel-Korallenhalsbandes, ein Würgen und schmerzliches Gefühl erregt und hierdurch wie durch fortgesetztes gelindes Reiben mit dem Bocke am Zahnfleische jene Wirkung hervorgebracht wird. Sobald dies geschieht, verfahre man, wie schon gesagt, mit dem Einschieben des

Bocks, lasse aber auch in demselben Augenblicke mit der Verengerung der Halsung nach, damit der Hund das Maul wieder schließen und zufassen kann.

Wie immer wird er dann geliebelt, ihm nach einem kurzen Zeitraume der Bock unter dem Zuruf „Aus!" abgenommen und die allerdings angreifende Lehrstunde, welche immer noch nicht über 10 und an den folgenden Tagen nicht über 12—15 Minuten dauern darf, beendigt.

Noch glaube ich hier dem jungen Jäger den Rath ertheilen zu müssen, daß er das zuerst angeführte gelindere Verfahren nicht gleich bei den ersten mislungenen Versuchen mit dem strengern verwechsele. Meist wird er mit jenem ausreichen und daher sich und dem Hunde viel Anstrengung ersparen können.

§. 19. Zu Anfang jeder folgenden Lection repetire man alles in den vorhergehenden Geübte, zuerst aber und vorzüglich oft das, daß er auf den Ruf „Ici!" und auf den sogenannten Doppelpfiff schnell herankommt; denn dadurch wird er auch im Freien desto mehr Appell erhalten.

Nächstdem nehme man auch besonders das immer wieder und am häufigsten vor, wobei er sich am wenigsten gelehrig bewies, und gehe nie eher weiter, als bis er alles das willig leistet, wozu er früher schon Anleitung erhielt.

Nimmt er dann ohne weitern Zwang ein und fängt er an den Bock festzuhalten, so ziehe man ihn an der Leine unter dem Zuruf „Apporte!" (indem die Kinnlade immer noch mit der Hand unterstützt wird) von der Erde so in die Höhe, daß er, ohne den Bock fallen zu lassen, aufstehen muß und so nur einen oder zwei Schritte vorwärts thut. Folgt er, so gebe man ihm Recht, lasse den Bock ausgeben, spreche ihm auch freundlich und schmeichelnd ein Weilchen zu.

Je rascher der Hund einnimmt und je williger er trägt (apportirt), desto weniger wende man hierzu noch Zwangsmittel an, unterstütze auch die Kinnlade nur so lange, bis er festzuhalten anfängt; doch halte man die Hand immer noch bereit, um, wenn er zum Fallenlassen Miene macht, dies sogleich verhindern zu können, wobei dann ein Ruck mit der Leine, welcher bei jeder Aeußerung von Widerspenstigkeit verstärkt und öfter wiederholt werden muß, nicht fehlen darf.

Hat er einigemal freiwillig ein- und aufgenommen, auch getragen, so lasse man ihm den Bock nach und nach immer länger und weiter apportiren, indem er an der Leine erst vor- und rückwärts geführt, in der Folge aber auch nach allen Seiten gewendet wird. Nie darf er von nun an, ohne strenge Züchtigung durch Rucken, den Bock eher fallen lassen, bis er ihm unter dem Zuruf „Aus!" abgenommen wird. Thut er es ja, so muß er augenblicklich wieder aufnehmen.

Endlich werfe man den Apportirbock ein Stück weg, lasse unter dem Zuruf „Apporte!" den Hund an der Leine schießen und versuche, ob er von selbst aufnimmt; will er das nicht, so zwinge man ihn dazu nach der im Vorhergehenden gegebenen Vorschrift, lasse ihn dann auch zur Strafe länger tragen.

Nur behandle man ihn ohne Noth nicht zu hart und immer mit gehöriger Rücksicht auf sein Temperament.

Nie lasse man sich durch Hitze verleiten, da zu strafen, wo es vielleicht eigene Schuld war, wenn der Hund nicht verstand, was man wollte und verlangte, sondern denke stets darauf, ihm das recht deutlich zu machen. Ebendeshalb verwechsele man die einmal gewählten Zurufsausdrücke nie mit andern, und setze sie jedesmal hinzu, wenn der Hund das damit Bezeichnete verrichten soll.

§. 20. Begriff er alles bisher Erwähnte in kürzerer oder längerer Zeit, that er es in den letzten Lehrstunden ohne sichtbaren Zwang oder gar mit Freudigkeit, so kann man ihn nun, wenn es für nöthig erachtet wird, dazu anhalten, das, was er apportirt, entweder sitzend oder Adroit machend (d. h. den Rücken nach dem Herrn zukehrend, auf den Hinterläufen aufgerichtet, ohne sich anzulehnen) auszugeben.[1])

Im ersten Fall drücke man beim Zuruf „Sitze!" das Hintertheil des Hundes, welcher den Bock unterdessen tragen und festhalten muß, mit der einen Hand nieder, während man mit der andern die Leine so faßt, daß er, auf den Vorderläufen stehend, die natürliche sitzende Positur macht, erhalte ihn in dieser einige Momente und nehme ihm bei dem Worte „Aus!" endlich den Bock ab.

Soll er hingegen Adroit machen (man sagt auch „Hoch machen"), so tritt man hinter ihn, zieht ihn unter dem Zuruf „Adroit!" so, wie oben in der Erklärung dieses Ausdrucks gesagt worden, vor sich in die Höhe, und verfährt übrigens wie beim Auftragen im Sitzen.

Der Verfasser gesteht, daß er auf beides nicht viel hält. Denn verschafft das Adroit-Machen auch einige Bequemlichkeit, indem der Jäger in der Folge, wenn der Hund erlegtes Wild apportirt, sich nicht bücken, oder, wenn er zu Pferde ist, nicht erst absteigen darf, um es ihm abzunehmen, so ist diese doch wol nicht gegen den Aufwand von Kraft, welchen sie dem Hunde kostet (wodurch sein Hintertheil nicht wenig geschwächt wird), in

---

1) Einige nehmen diesen Theil der Dressur eher vor als das Apportiren. Mir scheint es aber, als begriffe der Hund diese Uebung leichter, wenn er schon aufträgt, weil er, wenigstens so lange als er an der Leine gearbeitet wird, gern alles thut, um den Bock los zu werden. Auch kann man sie als Erholung für den in den letzten Tagen stark angegriffenen Lehrling ansehen. W.

Anschlag zu bringen. Das öftere Sitzenbausgeben aber macht ihn faul und lässig, oder gibt ihm doch den Schein dieser Fehler und nutzt eigentlich zu gar nichts.

§. 21. Nach der §. 20 erörterten Episode, wenn sie stattfindet, wird die Ausarbeitung im Apportiren fortgesetzt, indem man den Hund anhält, den Bock, welcher, nachdem das übergebogene Stroh nun abgeschnitten worden ist, platt auf der Erde liegt, aufzunehmen und solange man will zu tragen. Viele thun dies (besonders wenn sie in dem, was über das Apportiren §. 18 und 19 gesagt worden ist, hinlänglich geübt sind) ohne Weigerung; manche wollen aber auch hierzu aufs neue mit Strenge angehalten sein.

Nur im Nothfall nehme man wieder zum Reiben am Zahnfleische, und lieber zum Verengern der Dressirhalsung bis zum Würgen (s. §. 18 am Ende) Zuflucht, indem man dabei den Hund mit dem Maule auf den Apportirbock drückt. Sobald er aufthut, lasse man an der Leine unter dem gewöhnlichen Zuruf „Faß!" nach, unterstütze, wenn er einnimmt, wie oben gesagt, die untere Kinnlade anfänglich beim Aufnehmen aber nur unmerklich und so lange als es höchst nöthig ist.

Hat man auch hier seinen Zweck erreicht und dies nebst allen andern Uebungen oft wiederholt, so wird ein rundes Stück Holz genommen und der Hund zum Apportiren und immer längern Tragen desselben auf eben beschriebene Art angehalten.

Hierauf nehme man einen Handschuh, ein Schnupftuch, hernach auch Eisen, Schlüssel, Feuerstahl, Geld, Steine, und endlich einen Strohhalm statt des Apportirholzes, werfe auch alles so weit weg, als der Hund, ohne sich selbst zu rucken, an der Leine fortkann, und lasse es bringen und tragen. Dies alles wird mehr oder weniger Zwangsmittel fordern, oft durch einen einzigen Leinenruck, oft erst durch öfteres Verengern der Halsung bewirkt werden, je nachdem der Hund gelehrig oder widerspenstig ist.

Aber noch immer ist man nicht über den Berg; denn nun muß er erst einen mit Federn bewickelten Apportirbock, dann einen ausgestopften, nach und nach mit Steinen immer mehr beschwerten Hasenbalg, hierauf junge und alte Hasen, schwächeres und stärkeres wildes Geflügel ohne Anstand aufnehmen, tragen und bringen. Schon dies macht zuweilen dem Jäger viel Arbeit und fordert viel Geduld, wenn er dem Hunde immer begreiflich machen will, was und warum er es thun soll; zuweilen wird man sogar wieder zu sehr strengen Strafen, durch wiederholtes immer verstärktes Rucken mit der Leine, schreiten müssen. Nur hüte man sich, den Hund nicht überall in der Kammer herumzuzerren, sondern rucke ihn jedesmal so, daß das Maul nach dem Gegenstande, den er aufnehmen soll, hingerichtet steht. Oft wird



Zu I, 256.

Das Reh.



Zu I, 274.

Die wilde Sau.



Zu I. 309.

Das Haselhuhn.

Zu I, 420.



Die Biberschwelle.

bei dieser Gelegenheit die ganze Schule wieder von vorn angefangen und alles vorher Erwähnte in Anwendung gebracht werden müssen.

Noch häufiger ist dies der Fall, wenn man zum Beschlusse Raubthiere und Raubvögel, Elstern und Krähen hinwirft; gleichwol muß auch das alles der Hund augenblicklich fassen und tragen so lange man es verlangt, ehe man sagen kann, er apportire ferm.

Vorzügliche Aufmerksamkeit richte man darauf, daß er alles Aufzunehmende rasch, im Gleichgewicht und in der Mitte fasse, auch allerdings festhalte, aber keineswegs daran kaue, reiße oder es hin- und herschüttele. Da letztgedachte Untugenden bei der Stubendressur selten bemerkbar werden, indem Angst und Furcht ihn an dergleichen Spielereien nicht denken lassen, so soll über das Abgewöhnen derselben bei der Feldarbeit am gehörigen Orte gesprochen werden.

§. 22. Ist der Hund in allen bisher erwähnten Uebungsstücken, soweit man es verlangen kann, fest, so tritt der schicklichste Zeitpunkt ein, ihn durch das Tout-beau- oder Couche-Machen [1]) und Avanciren theils noch mehr in Gehorsam zu bringen, theils ihn hierdurch mehr als durch irgendetwas anderes auf das vorzubereiten, was in der Folge eine der unerlaßlichsten Forderungen an einen irgend brauchbaren Hühnerhund ist, ich meine: auf das Vorstehen. Auch ist es jetzt allenfalls noch Zeit, den beim Apportiren oder überhaupt zu hitzigen durch diese Uebungen gelassener zu machen und ihm auf diese Weise, ohne zu Mishandlungen Zuflucht zu nehmen, die üble Gewohnheit des Reißens und Schüttelns der aufzutragenden Gegenstände aus dem Kopfe zu bringen. Je mehr Neigung zu diesem Fehler sich zeigt, desto schneller muß zur gegenwärtigen Uebung geschritten werden.

Das Tout-beau- oder Couche-Machen und Avanciren besteht aber darin, daß der Hund jedesmal auf den Zuruf „Tout-beau!" oder „Couche!" augenblicklich sich platt auf den Bauch niederlege, die Hinterläufe unter den Leib ziehe, die vordern gerade ausstrecke und den Kopf auf und zwischen letztern ruhen lasse, in dieser Stellung aber, ohne sich zu rühren, so lange bleibe, bis der Lehrer ihn entweder zum Avanciren, d. h. langsam kriechend sich dem vorgeworfenen Gegenstande zu nähern, durch den Zuruf „Avance!"

---

1) Andere Jäger sind der Meinung, dies müsse er zugleich mit dem Apportiren lernen. Auch ich gehörte so lange zu dieser Partei, bis ich von einem sehr erfahrenen Manne in diesem Fache durch folgende Gründe eines Bessern belehrt wurde, auch seitdem von der Triftigkeit derselben mehr als einmal mich überzeugt habe. Dieser durchaus brave Waidmann behauptete nämlich: durch das Anhalten zum längern oder kürzern Couche-Machen, welches nach jener Methode dem Apportiren vorausgeht, bekomme der Hund Widerwillen gegen den Bock, der dabei vorgeworfen werden muß, und also gegen das Aufnehmen; aber auch hiervon abgesehen, entspringe noch der Nachtheil, daß der Hund beim Apportiren zaudern lerne und so die Tugend, recht rasch zu bringen, nicht in dem Maße erlange, als bei dem oben anzugebenden Verfahren. W.

oder zum schnellen Apportiren durch die Worte „Faß!", „Apporte!" auffordert.

Um ihn dahin zu bringen, legt man zuvörderst den Bock einige Schritte vor dem Hunde auf die Erde, drückt mit der linken Hand (in welcher zugleich die Dressirleine kurz gefaßt wird) den Kopf desselben, mit der rechten aber den Rücken so nieder, daß er, während ihm dabei eines der Worte „Tout-beau!" oder „Couche! (nur jedesmal dasselbe) zugerufen wird, die oben beschriebene Lage annimmt. In dieser sucht man ihn, unter öfterer Wiederholung des einmal gewählten Warnungswortes und des warnenden Pfeifens [1]), einige Momente dadurch zu erhalten, daß die rechte Hand den Rücken, die in der linken gefaßte, über den Kopf gezogene, dicht vor demselben auf dem Boden fest aufgedrückte Leine aber das Vordertheil niederhält, indem man zugleich mit einer oder der andern Hand das an der Positur verbessert, was etwa noch linkisch aussieht. Jeden Versuch des Hundes, sich zu bewegen oder diese Lage zu verlassen, bestraft man anfänglich durch einen gelinden, in der Folge, wenn er erst einige Begriffe von dem hat, was er leisten soll, unter Wiederholung des warnenden Pfeifens und Wortes, durch einen stärkern Ruck mit der Leine, welche aber dabei nicht von der Erde gehoben, auch die andere Hand, im Anfange wenigstens, nicht vom Rücken weggenommen wird.

Hat der Hund erst kürzere, hernach längere Zeit auf diese Weise Tout-beau gemacht, so zieht man ihn mit der immer tief am Boden geführten Leine und niedergedrücktem Rücken, sodaß er blos kriechen muß, unter dem Zuspruch „Avance!" näher nach dem vorgeworfenen Gegenstande hin, läßt ihn noch einmal Couche machen, dann bis dicht vor denselben avanciren [2]), da etwas länger im Tout-beau aushalten, und dann endlich unter dem Zuruf „Faß!", „Apporte!" schnell ihn aufnehmen und bringen.

Vorzüglich oft wiederhole man diese Uebung in jeder Lection und nehme, statt eines andern Vorwurfs, sobald der Hund Couche macht, ohne mit der Hand niedergedrückt zu werden, ein Stück Brot, sehe aber auch darauf, daß er dieses beim Zuruf „Apporte!" nicht verschlucke, sondern bringe und ausgebe. Es wird deshalb anfänglich nöthig sein, den unterwärtsgekehrten Theil des Brotstücks mit der Hand, in welcher die Leine nicht gehalten wird, zu ergreifen, dann „Apporte!" zu rufen und es ihm unter dem Zuspruch „Aus!" abzunehmen, wenn er es anfänglich nur einen Augenblick trug.

---

1) Dies geschieht mit einem einfachen, langgezogenen, nach und nach schwächer werdenden Tone.

2) Jetzt und immer sehe man darauf, daß der Hund beim Avanciren langsam vorwärts krieche, ja nicht eile, was er in den folgenden Lehrstunden oft versuchen wird. Ein leiser Leinenruck und das Wort „Sachte!" oder „Langsam!" oder „Wahre dich!" halte ihn bei jeder Uebereilung im Zaume. Der hieraus entspringende Vortheil wird sich bei der Feld- und Holzarbeit zeigen. W.

Jedesmal indessen, wenn er in stiller Resignation diesen Leckerbissen unversehrt brachte und hergab, muß ihm dieser nachher zutheil werden.

§. 23. Endlich wenn alles von §. 18 bis hierher Gesagte in nach und nach verlängerten, nur dann und wann zur Belohnung vorzüglicher Gelehrigkeit abgekürzten Lectionen theils beigebracht, theils wiederholt geübt und vom Hunde, ohne irgendeine Art von Faselei oder Widersetzlichkeit blicken zu lassen, zufolge der einmal gewählten Ausdrücke auf das erste Geheiß öfters geleistet worden ist, lege man in der nächstfolgenden Lehrstunde (nach vorheriger nochmaliger kurzer Repetition der schwersten Aufgaben aus den vorigen) die Leine ganz bei Seite und lasse dem Lehrling erst das Leichtere, dann das Schwerere frei, jedoch noch immer eingeschränkt im Dressirbehältnisse machen.

Weigert er sich, eins oder das andere auszuführen, so wird er wieder an die Leine genommen und jeder, auch der kleinste Fehler härter durch Rucken bestraft als vorher, und so längere oder kürzere Zeit fortgefahren, bis er alles an der Leine Geübte, ohne dieselbe noch anwenden zu müssen, zwanglos und mit Freudigkeit thut.

Ist dies der Fall, so kann man die Stubendressur für vollendet halten, insofern das Verlorensuchen nicht verlangt wird. Apportirt indessen der Hund erst ferm, so ist es nicht schwer, ihn dies zu lehren, indem man, während der Hund an der Leine nach dem entgegengesetzten Ende der Kammer geführt und freundlich mit ihm gesprochen wird, einen Handschuh unvermerkt fallen läßt, noch einige Schritte mit ihm fortgeht, dann umwendet und ihn unter dem oft wiederholten Zurufe „Such' verloren!“ genau auf dem genommenen Wege zurückleitet, bis er an den Gegenstand kommt, den man fallen ließ. Hier bleibe man stehen, zeige ihm diesen und rufe nun „Apporte!“ Nach einigen Wiederholungen und besonders wenn der Hund nach dem Zurufe „Such' verloren!“ selbst die Rückfährte annimmt und die Nase braucht, um das Verlorene auszumachen, es auch, ohne ihm „Apporte!“ zuzurufen, aufnimmt, nehme man dieselbe Uebung ohne Leine in der Kammer vor. Oft hat diese Geschicklichkeit großen Werth für den Besitzer des Hundes und lohnt gewiß die Mühe, es ihn zu lehren.

§. 24. Alles bisher über die Dressur Gesagte übe man hierauf in einem ringsum gut vermachten Garten, erst an der Leine, dann ohne dieselbe; doch behalte der Hund, besonders der hitzige und störrige, die Korallen- oder Knotenschnur stets am Halse. Vorzüglich suche man ihm hier auch dadurch wieder Muth zu geben, daß man ihn mit dem Zuspruch „Allez, cherchez!“ auch nöthigenfalls so pfeifend, wie in der dritten Anmerkung §. 18 angegeben worden, zum Revieren anfeuert, rufe ihn aber mit dem

Worte „Ici!“ oder „Hierher!“ oder „Herein!“ und pfeifend oft heran, um ihn immer mehr auf den Appell zu üben.

Ebenso oft muß auch das Apportiren der verschiedenartigsten Dinge, das Couche-Machen vor denselben und das Verlorensuchen hier wiederholt werden.

Beim Apportiren lasse man den Hund nun immer länger tragen, beim Couche-Machen geraumere Zeit vorliegen, während man öfter kreist, und beim Verlorensuchen führe man ihn auf mehrern, doch, um ihn nöthigenfalls zurechtweisen zu können, übersehbaren Umwegen immer weiter von dem zu holenden Gegenstande weg, ehe er zurückgeschickt wird, damit er beim Ausmachen der Fährte des Jägers sowol, als der so hingeworfenen Sache, daß er sie nicht liegen sieht, die Nase brauchen lernt.

Auch kann man ihn hier schon mit Nutzen im Vorstehen oder Vorliegen vor Hühnern, wenn man noch einige eingefangene vom Herbste her aufgehoben hat, üben, und zwar so: Man bindet einen langen dünnen, aber festen Faden an einem Stande (Fuße) des Huhnes fest, geht in den Garten und läßt das Huhn laufen, befestigt aber das andere Ende des Fadens tief auf der Erde an einem Bäumchen. Dann, erst nach einigen Minuten, holt man den Hund und arbeitet ihn ebenso, wie bei der Feldbressur §. 26 gelehrt werden wird. Nur muß man ihn hier anfänglich an eine lange Leine nehmen, damit er beim etwaigen zu raschen Einspringen nicht dazu komme, das Huhn, welches sich durch den Flug nicht retten kann, zu fangen. Auch das am angezeigten Orte vorgeschriebene Auffagen desselben durch den Jäger kann nicht stattfinden. Um aber schon hier den Hund zur Resignation und Geduld zu gewöhnen, pfeife man ihn erst einigemal vom Vorstehen ab und kreise zu wiederholtenmalen, ehe das Huhn geschossen wird.

§. 25. Hatte man schon bei dem im Vorhergehenden abgehandelten Theile der Dressur mit nicht geringen Mühseligkeiten zu kämpfen, erforderte die gehörtge Benutzung der Temperamentsbeschaffenheit des Hundes nicht wenig Urtheilskraft, machte die Wahl zweckmäßiger Mittel, seiner Widersetzlichkeit bei unvorherzusehenden Fällen zu begegnen, schnellen Entschluß und unerschütterliche Gelassenheit unentbehrlich, so häufen sich bei der Feldarbeit die Schwierigkiiten noch weit mehr; denn zu dieser gehören auch noch ausgebreitete Jagdkenntnisse und hinlängliche Fertigkeit in Anwendung derselben, besonders im Schießen.

Auch treten fast täglich dabei um so verwickeltere und unerwartetere Umstände ein, als der Hund während der Lection nicht mehr in vier Wänden eingeschlossen bleibt und also sich nicht mehr so ganz in der Gewalt des Jägers befindet.

Von nun an, großentheils wenigstens, sich selbst überlassen, ist er von

mancherlei Gegenständen umgeben, die, verführerisch auf die Sinne des Gesichts und der Nase wirkend, ihn zerstreut machen können.

Nur durch den bei der vollendetsten, fermsten Stubendressur ihm eingeprägten Gehorsam und durch das immer lebhaft erhaltene Gefühl der Abhängigkeit ist es möglich, die Ungebundenheit desselben zu beschränken und seinen natürlichen Anlagen eine zweckmäßige Richtung zu geben.

§. 26. Das erste, worauf der, welcher einen jungen Hund im Felde arbeiten will, sein Augenmerk richten und es gehörig auszubilden sich bemühen muß, ist die Suche und der Appell.

Folgendes Verfahren hat sich mir bewährt erwiesen.

Man lege dem Hunde, welcher immer noch im Dressirbehältnisse an der Kette liegen und von seinem Lehrer allein gefüttert und überhaupt besucht und gewartet werden muß, das Korallenhalsband so fest um, daß er es bei der höchsten Anstrengung nicht abzustreifen vermag, befestige vermittels der Jägerschleife die Dressirleine daran und führe ihn sodann in eine Feldgegend, wo er stets zu übersehen ist.

Auf dem Wege spreche man viel und freundlich mit ihm, lasse ihn aber nie an der Leine dehnen, sondern rucke ihn unter dem warnenden Zuruf „Zurück!“ oder „Derrière!“ bei den ersten Versuchen gelinder, bei öftern immer stärker mit derselben, bis er gelassen an der linken Seite des Lehrherrn, doch ohne zu drängen, hergeht. Da man von nun an die Peitsche stets bei sich führen muß, so kann er auch, wenn das Rucken allein nicht fruchten will, unter dem nämlichen Zuruf wie vorher, einen mäßigen Hieb bekommen; doch darf er nie gleich darauf gelöst werden.

Gelangt man nun an einen zur Arbeit schicklichen Ort (wo sich das wenigste Wild befindet, ist es anfänglich am besten), so löse man ihn, lasse ihm aber immer die Korallen am Halse, denn das leise Gefühl derselben und die Erinnerung an die schmerzlichen Empfindungen, welche sie ihm bei sonst begangenen Fehlern schon verursacht haben, wird immer ein Bewegungsgrund zur Folgsamkeit für ihn sein.

Hauptsächlich sehe man darauf, daß er nicht zu viel Feld nehme, d. h. daß er nicht über 40—50 Schritt vom Jäger entfernt hin und her reviere. Ueberschreitet er diese Distanz, so pfeife man ihm erst zu und rufe „Herum!“ Folgt er und kommt wieder nahe genug, so sage man freundlich „So recht!“, warne ihn aber auch gleich durch den Zuspruch „Sachte, sachte!“ vor fernerer Uebereilung.

Wendet er nach der ersten Aufforderung sich nicht augenblicklich um, und nähert er sich nicht, oder mäßigt er, der durch die Worte „Sachte, sachte!“ erhaltenen Warnung zufolge, sein übermäßiges Feuer nicht, so pfeift man ihn heran, ruft ihm „Ici!“ zu, nimmt ihn an die Leine, ruckt, wenn er

sich nicht näherte, unter dem Rufe „Herum!“, wenn er aber gleich wieder zu weit hinaus revierte, bei den Warnungsworten „Sachte, sachte!“ einmal gelinde damit, führt ihn aber, sobald er nur den geringsten Grad von Furchtsamkeit äußert, so lange an derselben, bis er, wenn man ihm freundlich zuspricht, sich freudig bezeigt.

Begeht er dieselben Fehler, wenn er wieder gelöst ist, zum zweiten mal, so wird, bei übrigens gleichem Verfahren, die Strafe verstärkt und verdoppelt. Immer nachdrücklicher muß diese werden, je öfter Unfolgsamkeit sich äußert; immer länger muß man aber auch dann das Führen an der Leine fortsetzen.

Sucht der Hund stets nur gerade aus (fast immer ein Rassefehler, der schwer abzugewöhnen und deshalb schädlich ist, weil der Hund nur das in die Nase bekommt, was ihm zunächst und im Winde liegt), so folge man nicht in der nämlichen Richtung, sondern wende sich auf kurzen Strecken mehrmals rechts und links, rufe ihm, so oft dies geschieht, „Herum!“ zu und nöthige ihn dadurch, hin und her zu revieren. Dies ist das einzige mir bekannte Mittel, ihm nach und nach vielleicht eine bessere Suche beizubringen.

Um den lebhaften raschen Hund zur Geduld und jeden immer mehr zum Appell und Gehorsam zu gewöhnen, pfeife oder rufe man ihn öfters aus der Suche zurück und lasse ihn, unter dem ernsten Zuspruch „Derrière!“ oder „Zurück!“, eine Weile langsam neben sich hergehen. Wenn er wieder fortsuchen soll, so bezeichne man diesen Zeitpunkt durch die Worte „Allez, cherchez!“ und um ihn erforderlichenfalls zum raschern Revieren anzufeuern, rufe man „Such' fort, such' fort!“ und pfeife animirend. Nur übertreibe man letzteres nicht, denn nur zu leicht macht man ihn sonst gegen den Zuspruch gleichgültig, und natürlich verliert er dann auch am Appell.

Noch weniger erlaube man sich das Toben und Schreien, wenn man ihm etwas befiehlt; denn dies sind sichere Mittel, ihn ganz harthörig zu machen. Jeder Zuruf sei in der Entfernung, immer nach Verhältniß derselben, gemäßigt laut, aber vernehmlich, in der Nähe leise. Späterhin muß sogar ein bloßes „Bst!“ hinreichen, der zu großen Lebhaftigkeit des Hundes Schranken zu setzen.

Einen anfänglich zu raschen Hund lasse man, wenn Rufen und mäßige Strafe der Uebereilung und dem Feuer nicht Einhalt thun mit angeschleifter Leine suchen, doch ohne das Ende festzuhalten. Beim ganz unbändigen befestige man an einer sehr langen Leine, welche an der gewöhnlichen angeknüpft wird, einen Stein, der ein paar Pfund wiegt, und welchen er entweder nachschleppen muß, oder den man beim Revieren in der Hand behält. Fährt der Hund im letztern Fall immer noch zu wild vorwärts, so rufe man, ehe die Leine ganz straff gezogen ist, ihm das Wort „Sachte!“ zu und lasse den Stein fallen. Durch den empfindlichen Ruck, welchen er dadurch erhält,

wenn die Leine ganz ausgedehnt wird, bestraft er sich selbst und lernt nach und nach sein Feuer unterdrücken.

§. 27. Der übrige Theil der Feldarbeit wird durch die §. 15 vorgeschlagene Maßregel, den jungen Hund vom neunten Monate seines Alters an oft auszuführen und frei suchen zu lassen, gar sehr erleichtert, weil er zu der Zeit schon, wenn er bisweilen an Wild oder auf die Spur desselben kam, seine Nase gewissermaßen brauchen, der Jäger aber die Schärfe oder Schwäche der Geruchsorgane und sein ganzes Temperament und Benehmen beurtheilen lernte. Die meisten jungen Hühnerhunde von guter Rasse nehmen die Witterung jeder Federwildart und die Witterung und Spur jeder Haarwildart gleich gern auf. Man sieht dies an dem eifrigen Bemühen, alles auszumachen, was sie in den Wind bekommen. So gern man das in jener Vorübungsperiode nachsah, so vorsichtig muß nun bei der Dressur die Behandlung sein.

Unter den kleinen Vögeln reizt die Lerche die Geruchsnerven des jungen Hühnerhundes am meisten. So oft er in der Suche auf diese oder andere Vögelchen mit der Nase anfällt, muß man ihn unter dem Zuruf „Pfui, Vogel!" davon abzuhalten suchen. Prellt er beim Auffliegen nach, so pfeife man ihn ab, nehme ihn an die Leine und bestrafe den Fehler erst durch gelinderes, in der Folge aber durch schärferes, öfteres Rucken.

Nie schieße man in seinem Beisein einen kleinen Vogel, lasse ihm auch während der Feldarbeit keinen außerdem erlegten apportiren; dann wird er, wenn erst anderes Wild vor ihm geschossen worden ist, auf solche Kleinigkeiten von selbst nicht mehr achten.

Ist man endlich so weit in der Dressur fortgerückt, daß der Hund in der freien Suche vollkommen guten Appell hat, überall gehorsam sich bezeigt und alles sonst im eingeschränkten Raume Geübte willig thut, so führe man ihn in solche Gegenden des Reviers, wo man Hühner, aber wenig oder gar keine Hasen zu finden erwarten kann.

Aus Gründen, welche schon §. 17 angegeben sind, bleibt zur Ausarbeitung des Hundes auf Rebhühner die Paarzeit die schicklichste.

Man lasse ihn dann unter dem Winde (dem Winde entgegen) suchen. Sogleich wenn man am eifrigern Suchen, oder am stärkern Auffallen mit der Nase gewahr wird, daß er etwas in der Nase hat (wittert), ertöne der warnend-pfeifende Ton und der Zuruf „Wahre dich! Sachte!" Macht der Hund gar Miene zum Anziehen oder Stutzen, was oft in der Rasse liegt, und man sieht die Hühner nicht laufen, so rufe man „Tout-beau!" Selten wird er im ersten Feuer einem solchen Zurufe Folge leisten, sondern rasch zufahren und die Hühner aufsprengen. Dann schleife man sogleich die Leine an das Knoten- oder das Korallenhalsband, welches er in der

Suche immer noch tragen muß, führe ihn vor das Lager der Hühner, strafe ihn durch einige mäßige Rucke und lasse ihn so lange Tout-beau machen, bis man ihn und das Lager einigemal gekreist hat.

Gab man, wie es immer geschehen muß, genau Acht, wo die Hühner wieder einfielen, so suche man sie sogleich wieder auf, bringe den Hund, an der langen Leine suchend, im besten Winde hinan, lasse ihn nur sehr kurz revieren und, wenn er sie in die Nase bekommt, unter dem Zurufe „Sachte! Wahre dich!" bis in die Nähe des Einfalls langsam avanciren, trete aber, sobald er Miene zum Stutzen oder zum Einspringen macht, unter dem Zurufe „Tout-beau!" auf die Leine. Steht er oder legt er sich, aus Gehorsam gegen den Zuspruch, oder durch die Leine festgehalten, aus Zwang, so gehe man an ihn heran, gebe ihm Recht und fange dann an zu kreisen. Sieht man, was im Frühling dem geübten Jägerauge nicht schwer wird, die Hühner liegen, und wäre der Hund weiter davon entfernt als er in der Folge davon abstehen soll, so beendige man den Kreis bis zu ihm, lasse ihn an der Leine bis auf etwa zehn bis zwölf Schritt von der Stelle, wo sie sich gedrückt haben, sehr langsam avanciren, dort Tout-beau machen oder noch lieber, wenn er will, stehen, und wiederhole und verdoppele die Liebkosungen. Dann rufe man ihn durch das Wort „Ici!" ab, führe ihn an der Leine ein Stück abwärts, lasse ihn wieder ganz kurz im besten Winde hinansuchen, anziehen und stehen, kreise hierauf Hund und Hühner ein- oder ein paarmal und stoße endlich letztere, jedoch ohne danach zu schießen, selbst auf, gestatte aber dem Hunde das Nachfahren nicht, sondern bestrafe selbiges, wenn es geschieht, hart.

Da, wo nun die Hühner einfallen, verfahre man wieder wie vorher, übe, wenn der Hund steht oder Tout-beau macht, die Geduld desselben durch öfteres Kreisen, und schieße [1]) womöglich im Sitzen, oder, wenn die Hühner von selbst aufstehen sollten und der Hund nicht hinterdrein fährt [2]), im Fluge. Nur hüte man sich bei den ersten Schüssen vor dem Fehlen, denn so gut es ist, vor dem feststehenden Hunde etwas zu erlegen, so hitzig macht man ihn durch Fehlschüsse; auch gewöhnt er sich durch nichts leichter das unzeitige Einspringen und das Nachprellen an.

Das erlegte Huhn lasse man apportiren [3]) und zwar, wenn er hitzig

---

1) Daß dies nicht eher geschehen darf, bis der Hund feststeht oder Tout-beau macht, versteht sich. W.

2) Treffer oder Fehler würde, wenn er nachprellt, gleich schädlich sein, ersterer aber deshalb am meisten, weil der Hund, welcher das Erlegte fallen sieht, recht gethan zu haben glaubt, wenn er apportirt, und, indem er nun doch des Nachfahrens wegen Strafe erhält, confus gemacht werden muß. W.

3) Die englischen Hühnerjäger lassen von ihren Vorstehhunden (Pointers, glatthaarige, und Setters, langhaarige) das geschossene Wild nicht apportiren. Sie führen zu diesem Behufe eigens Apportirhunde (Retrivers) mit. Durch diese freilich etwas kostspieligere Methode wird die Abrichtung des Vorstehhundes bedeutend vereinfacht. T.

dabei verfährt, einigemal an der Leine. Auch sehe man es durchaus nicht nach, wenn er vor dem Aufnehmen Wild, welcher Art es sei, rupft, um sich herumschüttelt, im Rachen stark zusammendrückt, oder es bald aufnimmt, bald wieder fallen läßt. Begeht er einen dieser Fehler, so lasse man ihn wieder an der langen Leine suchen, ergreife diese, wenn er vorsteht, kreise, sie in der Hand haltend, ihm aber oft „Tout-beau!" zurufend, bis das Wild herausfährt oder stiebt, schieße dann, halte ihn aber, wenn es fällt, einige Schritte davon entfernt so lange auf, bis das Erlegte sich nicht mehr bewegt und das übermäßige Feuer beim Hunde verraucht ist. Dann führe man ihn unter dem Zuruf „Sachte!" langsam hinan und lasse es aufnehmen.

Mehr als durch irgendein anderes mir bekanntes Hülfsmittel wird er von den erwähnten Ungezogenheiten bei einigen wiederholten Uebungen dieser Art entwöhnt werden, insofern sie gleich bei den ersten Versuchen des Reißens u. s. w. jedesmal stattfinden, und bald wird man ihn dahin bringen, daß er, wie er soll, alles augenblicklich, rasch und ohne es im mindesten zu beschädigen, aufnimmt und bringt. [1])

Nie lasse man den Hund nach dem Schusse schwärmen, sondern ihn, dem Zurufe „Derrière!" zufolge, so lange neben sich sitzen, bis das Gewehr wieder geladen ist. Dann erst darf er weiter suchen.

Jeder, auch der beste Schütze, thut Fehlschüsse! Tritt dieser Fall ein, so pfeife oder rufe er den Hund augenblicklich, bis er wieder schußfertig ist, zu sich. Selbst wenn man ein angeschossenes Huhn einfallen, oder den Hasen sich drücken sieht, muß ein gleiches Verfahren stattfinden. Dies wird den Hund zur Geduld gewöhnen, vor der häßlichen Untugend des Schwärmens, durch welche oft die Jagd und endlich auch der Hund verdorben wird, schützen und verursachen, daß er beim nachherigen Wiederaufsuchen des Verwundeten gelassen verfährt, mühsam wird und die Nase gehörig gebrauchen lernt.

Bemerkt man, daß der anziehende Hund der Spur vor ihm laufender Hühner folgt, so sehe man darauf, daß er nicht eile oder gar zu laufen anfange. Man halte ihn daher durch die Worte „Sachte! Wahre dich!" im Zaume und zum ganz langsamen Nachziehen an. Vorausgesetzt, daß er durch ferme Stubendressur gehörig in Gehorsam gebracht worden ist, wird es kaum nöthig sein, ihn deshalb an die Leine zu nehmen.

Auf der andern Seite darf er aber auch nicht zu blöde beim Anziehen sein und jeden Augenblick stocken, sondern muß ununterbrochen so langsam

---

1) Andere durchstechen das Wild oder einen Federball mit eisernen Spitzen. Ich bin nicht dafür, denn vom gierigen Zufassen wird zwar der Hund abgehalten, aber auch gar leicht feige gemacht und wol gar vom Apportiren völlig abgeschreckt. W.

Ein vortrefflicher Hühnerhund, der unvernünftigerweise angehalten wurde, einen lebenden Igel zu apportiren, und es auch wirklich that, wurde durch dieses dumme Manöver für länger als ein Jahr von allem Apportiren abgeschreckt. T.

vorwärts gehen, daß der Jäger im mäßigen Schritt folgen kann, endlich aber, zehn bis zwölf Schritt von dem Orte entfernt, wo die Hühner liegen, fest vorstehen. Wird er hierzu im Frühling entweder im Garten (wie §. 24 gesagt) oder im Felde gehörig angeführt, so thut er es im September, wenn die Hühner noch nicht wild sind, gewiß von selbst.

Fleißig im Herbste geführt, wird er bald gewahr werden, daß sie ihn schon im October bei zu großer Annäherung nicht aushalten, und aus eigenem Antriebe weiter abwärts stehen.

Die seltene Tugend sehr geübter Hunde, welche darin besteht, daß sie, wenn Hühner wild und schüchtern vor ihnen laufen, gar nicht nachziehen, sondern, um sie fest zu machen, erst im Weiten, dann immer enger und enger, rasch kreisen, endlich aber, wenn sie diesen Zweck erreicht haben, stehen, darf hier nur beiläufig erwähnt werden, da sie nicht durch Kunst beizubringen, sondern gewöhnlich ein vortreffliches Erbstück ist. Auch kann auf die Anlagen dazu während der Dressur selbst keine Rücksicht stattfinden. Bemerkt man sie aber an einem durchaus fermen Hunde, so überlasse man die fernere Ausbildung dieses schönen Talents ihm selbst.

§. 28. Alles im Vorhergehenden über die Behandlung des in der Dressur stehenden Hühnerhundes, wenn er auf Hühner gearbeitet wird, Gesagte ist auch anwendbar, wenn er nun auf Hasen geführt werden soll. Doch kann dieser Theil der Feldarbeit nicht eher als im September vorgenommen werden, weil gerade zu dieser Zeit der Hase am besten hält, die größtentheils getreideleeren Felder aber die beständige so nöthige Beobachtung des Hundes gestatten.

Was bei der Hasenjagd von einem fermen Hühnerhunde zu verlangen sei, ist schon im Kapitel über den Hasen gesagt worden. Aus den dort bemerkten gerechten Forderungen geht das hervor, was dem Hunde in dieser Rücksicht bei der Feldarbeit noch abgewöhnt und beigebracht werden muß.

Junge Hühnerhunde lieben den Hasen [1]) und müssen ihn lieben. Aber groß ist allerdings die Schwierigkeit, dieser Neigung durch Dressur die gehörige Richtung zu geben.

Zum Vorstehen wird der im Frühling, oder doch vorher schon auf Hühner gearbeitete Hund auf eben dem Wege gebracht, welcher im Vorhergehenden bezeichnet wurde; doch hüte man sich, irgendwo mit ihm zu suchen, wo er nicht immer zu übersehen ist. Man führe ihn daher nur auf Stoppelfelder und Sturzäcker, auf freiliegende Lehden und Wiesen.

Wenn er vorsteht, so suche man die ersten male beim Kreisen den Hasen im Lager ansichtig zu werden und in demselben todtzuschießen. Dann lasse man apportiren.

1) d. h. sie bekommen ihn leicht in die Nase, fallen seine bloße Spur eifrig an, und jagen gern auf derselben. W.

Oft genug wird es sich indessen ereignen, daß der Hase entweder durch Schuld des Hundes oder von selbst herausfährt. Weder in dem einen noch in dem andern Falle schieße man darauf, sondern pfeife augenblicklich und stark dem Hunde, rufe ihm „Ici!" zu. Wahrscheinlich läßt er sich anfänglich durch beides vom Jagen nicht abhalten. Dann gebe man genau Acht, ob der Hund das Herausfahren veranlaßte, oder ob der Hase ihn nicht aushielt.

Im erstern Falle schleife man, wenn der Hund zurück und auf den Ruf „Ici!"; der nicht zu streng ausgesprochen werden darf, kam, die Leine ans Dressirhalsband, führe ihn an das Lager, rucke einigemal mäßig und lasse ihn so lange davor Tout-beau machen, bis man ein paarmal gekreist hat, dann suche man weiter.

Je öfter ähnliche und gleiche Fehler sich ereignen, je härter muß die Strafe sein; nie dürfen sie ungeahndet bleiben. Auch kann, wenn bloßes Rucken nicht fruchten will, im Nothfall die Peitsche gebraucht werden. Immer aber, und je strenger man strafe, desto länger muß man den Hund an der Leine behalten, ihn auch nicht eher lösen, bis er sich auf die Zusprache des Jägers freundlich bezeigt.

Fährt der Hase von selbst heraus und folgt ihm der Hund, ohne sich abrufen oder abpfeifen zu lassen, so wird er nicht an das Lager geführt, sondern da, wo er stand, an und mit der Leine gestraft, auch dabei oft wiederholt rufend gepfiffen und „Pfui, Hase!" warnend ihm zugesprochen.

Im Gegentheil versteht es sich, daß, wenn er feststand oder sich abrufen ließ, ihm Recht gegeben und er sehr geliebelt werden muß.

Fortgesetzte aufmerksame Behandlung dieser Art wird ihm, insofern er schon vorher gehörig in Gehorsam gebracht war, das höchst fehlerhafte Jagen bald abgewöhnen. Nur beim verwöhnten, alten Hunde hält es sehr schwer und gelingt noch am ersten, wenn man Gelegenheit hat, ihn in ein Revier zu bringen, das stark mit Hasen besetzt ist. Dort strapazire man ihn täglich, schieße aber nie, wenn er jagt, und strafe jedesmal. Das schmerzliche Gefühl, durch Korallen und Peitsche verursacht, sowie die öftere Wahrnahme, daß er sich ohne glücklichen Erfolg ermüdet, wird das beste Correctionsmittel sein. Alle andere mir bekannte Mittel, als Kleppel, Schürzen, Stachel-Korallenhalsbänder mit langer Leine, an welcher der Hund kurz suchen muß und welche man zu ergreifen sich bemüht, wenn er anjagt, und so, wenn diese sich völlig ausdehnt, einen starken Ruck bekommt, habe ich unnütz befunden. Auch hat jedes seine eigenen offenbaren Unbequemlichkeiten und Nachtheile.

Herr von Wildungen erzählt in seinem beliebten Taschenbuche v. J. 1798, daß einer seiner Freunde einem Hunde, bei welchem alle andere Mittel fruchtlos geblieben waren, das Jagen durch Folgendes abgewöhnt habe.

„Er steckte einen vor dem jagenden Perdrix geschossenen Hasen nebst

jenem flugs in einen dazu mitgenommenen großen Sack, warf noch ein halbes Dutzend tüchtiger Steine dazu und ließ dann von vier derben Handlangern dies alles lange weidlich durcheinander schütteln, bis dem armen Delinquenten der Athem fast ausgegangen war. Man glaubt nicht, was der so gerüttelte treue Jagdgefährte, von dessen Herzensangst sich beim Ausschütten die sichtbarsten und riechbarsten Spuren offenbarten, von der Stunde an für einen Ekel an laufenden Hasen bekam."

Im Nothfall könnte man ja diese freilich etwas starke, abenteuerliche und nicht so recht waidmännische Operation versuchen! [1])

Auf dem Anstande muß der Hund neben oder hinter seinem Herrn auch ohne Leine, entfernt von ihm aber an der Leine, mäuschenstill, auf der angewiesenen Stelle liegen. Für beide Fälle übe man ihn zu einer Zeit, wo diese Jagdart nicht stattfindet, indem er erst an der Leine, dann frei so lange neben seinem Herrn Couche machen muß, bis dieser ihm aufzustehen und an einen andern Ort zu folgen erlaubt. Thut er das, so lege man ihn mit einer Leine, an welcher zwei Strehne aus Hanf und zwei aus Pferdehaaren bestehen, damit er nicht daran zu kauen versuche, an, lasse ihn Couche machen, entferne sich dann und bleibe in einiger Entfernung außer dem Winde im Gesträuche so verborgen, daß man den Hund immer beobachten kann, ohne von ihm gesehen zu werden. Steht er auf oder wird er gar laut, so gehe man zu ihm, oder noch besser, man schleiche sich unbemerkt hinan und verweise ihn mit einigem Rucken zur Ruhe. Bald wird er sich folgsam beweisen.

§. 29. Die Holzarbeit ist deshalb nöthig, weil der Hühnerhund im Walde auch auf Hasen und Hühner, vorzüglich aber auf Waldschnepfen, auch in sumpfigen, zum Theil oft mit Gesträuch besetzten Bezirken auf Becassinen geführt wird. In diesem Falle muß er immer so kurz vor dem Schützen revieren, daß selbiger ihn nie aus dem Gesicht verliert. Vorerst suche man ihn dahin zu bringen durch oft wiederholtes Zurufen der Worte „Herum! Sachte!" Ist er aber zu feurig, so lasse man ihn, bei gleichem Zurufe, mit der am Korallenhalsbande, diesem Mahner zum Gehorsam und zur Aufmerksamkeit, befestigten Leine suchen; aber ja nicht eher, bis er durchaus nicht mehr jagt, weil er sonst an einem unzugänglichen Orte hängen bleiben oder sonst verunglücken könnte, ehe man ihn fände.

Ein anderes Mittel zu gleichem Zweck ist: wenn der Jäger im Anfange,

---

1) In der „Jagdzeitung" theilt ein Jagdfreund ein ihm von einem Hirten anvertrautes originelles Mittel gegen diesen so lästigen Fehler von Vorstehhunden mit. Man bindet nämlich dem Hunde eine Papierdüte mit etwa zwei Schuß Pulver und einem Stück Feuerschwamm an das Halsband. Sobald der an der Leine geführte Hund einem Hasen nachprellen will, zündet man den Feuerschwamm an und läßt den Hund los, der nun eifrig jagen will; bald aber explodirt das Pulver und wirft den Hund gewöhnlich rücklings zurück. Das Mittel soll für den Hund unschädlich und ganz probat sein. T.

so oft der Hund rechts oder links abwärts sucht, ohne ihm zuzurufen, auf die entgegengesetzte Seite sich zieht. Bald wird ihn der Hund vermissen und aufsuchen; dann muß ihm recht gegeben und geschmeichelt, auch der Zuruf „Herum!“ und „Sachte!“ beim Fortsuchen oft wiederholt werden. Nach und nach wird er auf diese Weise immer ruhiger und aufmerksamer werden.

Will indessen dies alles nicht helfen, so muß ihm freilich durch Strafe mit der Leine Folgsamkeit eingeschärft werden.

Sonst wird die Anleitung zum Stehen vor Wald- und Sumpfschnepfen ebenso wie bei den Hühnern gegeben. Gewöhnlich erreicht man seinen Zweck, wenn der Hund vorher im Feld ferm gemacht worden ist, sehr leicht, weil beide genannte Federwildarten, solange sie leben, eine sehr starke Witterung haben.

§. 30. Warme Frühlings-, Sommer- oder Herbsttage benutze man zur Wasserarbeit. Man mache mit dem Apportiren aus einem solchen Gewässer, dessen Ufer nicht steil und welches am Rand seicht ist, weiter hineinwärts aber immer tiefer wird, den Anfang. Hier werfe man das, was er holen soll, erst am Rand in das Wasser und halte den Hund zuvörderst an der Leine, nachher frei dazu an, daß er dies augenblicklich bringe. Geschieht dies willig und gern, so wird irgendein nicht untersinkender Körper so weit hineingeworfen, als der Jäger mit Sicherheit waten kann, daß aber der Hund schwimmen muß, um jenen Körper zu erfassen und zu apportiren. Im Weigerungsfall kann versucht werden, ob Strafe auf dem Trocknen bewirkt, daß der Hund, wenn er gelöst und zum Holen aufgefordert wird, seine Obliegenheit erfüllt; wo nicht, so nimmt man ihn sogleich an die Leine, watet bis zu dem Gegenstand, den er apportiren soll, zwingt ihn durch alle erforderliche, bei der Stubendressur angegebene Mittel und Handgriffe zum Einnehmen und Tragen bis ans Land, wiederholt auch dies Verfahren so lange und so oft, bis keine Widersetzlichkeit mehr stattfindet.

Suche bekommt der Hund am leichtesten im Wasser, wenn man ihn an einem Ort an junge Enten zu bringen sucht, wo man selbst mitwaten kann und wo kein schneidendes Schilf sich befindet. Hat man einen alten guten Hund, so ist der der beste Lehrmeister. Bald wird der junge ihm mit Freuden folgen, auch selbst arbeiten, wenn er nur erst einiges im Wasser vor ihm geschossene Wild apportirt hat.

Anhaltender und häufiger Gebrauch hierzu ist indessen keinem Hühnerhund zuträglich; denn Nase und Kräfte leiden sehr dabei. Wer also viel Wasserjagd hat, halte lieber dazu eigene, wo möglich von polnischer (langhaariger) Rasse. Wenn diese nur einige Anweisung erhalten, scheuen sie die Nässe, selbst wenn es kalt ist, nie, und gewöhnlich sind sie überhaupt löwenbrav und unermüdlich.

Jeder Wasserhund muß ferm apportiren und sehr gehorsam sein. Wa-

rum jenes von ihm gefordert werde, ist einleuchtend; letzteres aber ist deshalb nöthig, um ihn, sobald man will, herausrufen oder pfeifen und ihn da hinein und an den Ort schicken zu können, wo er suchen soll. Es gibt Hunde, die sehr gut im Wasser arbeiten, aber entweder nicht eher hineingehen, bis sie etwas in die Nase bekommen, oder bis an das entfernteste Ende des Teiches laufen und da erst hineinfahren. Keinen von beiden Fehlern darf der fertig ausgearbeitete besitzen; denn beim ersten können Enten oder Gänse so versteckt oder entfernt vom Lande liegen, daß der Hund sie nicht wittern kann, oder er geht, durch den zweiten verwahrlost, zu weit dem Jäger voraus und stößt das flugbare Wasserfederwild auf, ohne daß darauf geschossen werden kann.

§. 31. Wenn der, welcher einen jungen Hund in die Dressur nimmt, das Temperament desselben vorher gehörig studirt und nach den über diesen Gegenstand gemachten Erfahrungen seine Behandlung einrichtet, so muß nach einer ganzen Schießzeit, oder vielmehr vom Frühling an bis zum November eines Jahres, der mit den erforderlichen Anlagen begabte Lehrling in jedem Betracht gut und ferm ausgearbeitet sein.

Doch auch der beste Jäger kann sich vielleicht einmal von der Hitze hinreißen lassen, gegen eine der allgemeinen Regeln handeln, welche oben §. 17 angegeben sind, und so ihn auf einmal, wo nicht für immer, doch auf lange Zeit verderben. Vorzüglich leicht ereignet sich dieser Fall zu Anfang der Felddressur, und besonders beim nicht ganz vorsichtigen und zweckmäßigen Gebrauch der Peitsche, auch wenn der etwas streng behandelte Hund sogleich wieder von der Leine gelöst wird.

Weicht er dann nach einem begangenen Fehler dem Herrn aus, legt sich von weitem nieder, und entflieht wenn dieser sich ihm naht oder pfeift und ruft, geht nach Hause [1]) wenn er gestraft und, um zu suchen, wieder gelöst worden ist, so ist er *verschlagen*, wie man sich hierüber auszudrücken pflegt.

Unendliche Geduld und ein sehr vorsichtiges Benehmen gehört dazu, einen auf diese Art unbrauchbar gemachten Hund wieder in Ordnung zu bringen; nicht selten ist es ganz unmöglich.

---

1) Dieser immer sehr kritische und fatale Fall kann, aller Vorsicht ungeachtet, vorzüglich bei einem launischen und weichen Hund, zuweilen auch einmal eintreten, ohne daß er völlig verschlagen ist. Dann bleibt nichts übrig als ihm so lange zu folgen — nur darf man ihn dabei nicht mit verstellter Freundlichkeit anzulocken suchen —, bis man seiner wieder habhaft wird und ihn angenommen hat. Gleich auf der Stelle muß er nun tüchtig mit Leinenrucken, auch wol mit der Peitsche unter dem Zuspruch „Ici!“ und oft wiederholtem Pfeifen gestraft, dann aber an der Leine bis dahin geführt werden, wo er sich nicht annehmen lassen wollte oder wol gar entlief. Auf der nämlichen Stelle wird sodann die Züchtigung, gerade so wie vorher gesagt, wiederholt, das Führen an der Leine im Felde umher lange fortgesetzt und ihm nach einiger Zeit erst ruhig, dann freundlich zugesprochen, bis er die Ruthe nicht mehr einklemmt, auch Freudigkeit und Zuthulichkeit zu seinem Herrn bezeigt. Dann lasse man ihn ganz kurze Zeit frei suchen, locke ihn, wenn er folgsam ist, freundlich an sich, gebe ihm Recht, nehme ihn hierauf behutsam an die Leine und führe ihn an derselben, viel und freundlich sprechend, nach Hause, wo er, wie immer, an die Kette gelegt wird. W.

Der einzig einzuschlagende Weg ist folgender: Man lege den Hund zu Hause im Dressirbehältniß wieder an die Kette, füttere ihn ganz allein, führe ihn einige Wochen lang täglich an der Leine aus, rede dabei viel und freundlich mit ihm, liebkose ihn oft, und suche dadurch sich seine Anhänglichkeit und Treue wiederzuerwerben. Scheint er Zutrauen zu fassen, die Furcht abzulegen, und fängt er an, munter nebenher zu laufen und freundlich zu thun, so löse man ihn, lasse ihn viel Feld nehmen und so wild werden, als er will, ohne irgendeinen Fehler zu bestrafen oder ihn hart anzurufen oder viel zu pfeifen. Endlich, wenn er nun gar nicht mehr daran denkt, seinen alten Fehler zu begehen, fange man die ganze Stubendressur höchst vorsichtig und gelinde, in ganz kurzen Lectionen, wieder von vorn an, brauche dabei nie die Peitsche oder das Korallenhalsband, sondern blos die Knotenleine, sei vorzüglich während der zweiten Felddressur mit Strafen bedachtsam und mäßig, und führe ihn lieber nach der Züchtigung stundenlang an der Leine, als ihn zu früh wieder zu lösen. Immer aber wird man nur in Monaten wieder gut machen, was vielleicht ein Moment verdarb, und selten ein solcher zweimal dressirter Hund für irgendeinen nicht ganz erfahrenen Jäger brauchbar sein.

§. 32. Hier mögen noch einige allgemeine Verhaltungsregeln zum Schlusse der Abhandlung eines für den Jäger so wichtigen Gegenstandes, als die feste Dressur es ist, ihre Stelle finden.

1) Auch bei der Feld-, Holz- und Wasserarbeit muß der Jäger mit dem jungen Hund, bis er völlig ferm ist, allein sein.

2) Nur beim furchtsamen, phlegmatischen, übrigens sehr folgsamen, nie beim raschen jungen Hund ist es räthlich, einen andern alten, fermen, ruhigen, aber nicht faulen mit ins Feld zu nehmen. Doch behalte man den erstern so lange an der Leine, bis der andere (der alte) steht, ziehe dann im besten Wind heran, lasse den jungen dicht neben oder hinter jenem Tout-beau machen und schieße beim Kreisen sobald als möglich im Sitzen. Nach einigen Uebungen dieser Art läßt man beide frei suchen und ruft, sobald der alte anzieht, dem jungen zu: „Sachte! Wahre dich!“ Gewiß wird er dann jenem nicht voreilen und mitstehen, wenn es jener thut. Nach einigen Tagen wird der in der Lehre stehende, wenn man ihn allein führt, auch schon wissen, was er thun soll, und wenig Mühe noch verursachen.

3) Erst nachdem der Hund völlig ausgearbeitet ist, und womöglich erst nach Jahresfrist, führe man ihn in Gesellschaft mehrerer Schützen, doch immer ohne andere Hunde mitzunehmen. Nie gestatte man dann, daß er vor andern Schützen suche, oder sehe doch dahin, daß er vor ihnen sich nicht länger als vor seinem Gebieter aufhalte. Noch weniger gebe man zu,

daß er, wenn geschossen wird, dahin laufe, wo es geschah, ohne den Zuruf „Apporte!“ [1]) zu hören.

4) Nie mache man eine Hetze auf einen angeschossenen Hasen mit einem nicht ganz fermen Hund.

5) Sobald der Hund ganz fest zu stehen anfängt, versäume man es nicht, ihn, ehe das Wild herausgejagt und danach geschossen wird, zur Uebung im Gehorsam oft abzupfeifen und wieder anziehen und stehen zu lassen. Ich bin durchaus kein Freund davon, den Hund einspringen zu lassen.

6) Soll der Hund ja mit einem andern, wäre dieser auch noch so gut, zugleich revieren, so gestatte man nicht, daß sie lange beisammenbleiben, sondern lasse jeden für sich suchen. Auch verhindere man, daß, wenn bei solchen Gelegenheiten einer von beiden anzieht oder steht, der andere hinzuläuft; denn beide werden dadurch hitzig gemacht. Endlich

7) erwähne ich noch, daß erst dann, wenn der junge Hund in allem übrigen völlig zuverlässig ist, er zum Tirassiren gebraucht werden darf; denn es gehört allerdings viel dazu, wenn er beim Ueberziehen mit dem Tiras, wovon weiter unten die Rede sein wird, nicht nur im Stehen aushalten, sondern sich sogar auf den Zuruf „Couche!“ legen soll. [2]) Indessen kann man ihn auch vorher hierin üben, wenn man ihn vor einem geschossenen Huhn im Grase Couche machen läßt, ihn aber dabei mit der Leine an einem fest eingetriebenen Haken anbindet, damit er beim Ueberziehen nicht vorwärts kann. Nur misbrauche man seine Geduld bei dieser Uebung ebenso wenig als bei jeder andern. Noch ist es nöthig, ihn zu diesem Gebrauch dahin abzurichten, daß er, ehe er steht, so nahe an die Hühner heranziehe, als sie irgend aushalten wollen.

§. 33. Ist der Jäger im Besitz eines durchaus fermen Hühnerhundes und einer guten, mit Schrot Nr. 4 oder 3 geladenen Flinte [3]), so hat er, insofern er beides gehörig zu gebrauchen weiß, alles, was er, um die Schießjagd auf Hühner mit Erfolg zu betreiben, bedarf.

Desto verschiedener sind die Arten des Rebhühnerfanges und also auch die dazu gehörigen Requisite. Man braucht dazu:

A. Hochgarne,

B. das Glockengarn,

---

1) Ich setze voraus, daß sämmtliche Schützen Jäger sind, und als solche dies nie, am wenigsten beim jungen Hund, eher thun als bis das Wild fällt. W.

2) So nöthig letzteres (das Legen) bei dieser Gelegenheit ist, so suche man doch außerdem den Hund davon abzuhalten; denn man muß sonst im Gebüsch, im Getreide und in den Kartoffelstücken oft lange suchen, ehe man ihn findet. W.

3) Mit Nr. 4 wird den ganzen Herbst hindurch auf der Hühnerjagd geschossen, nur in den Wintermonaten wenden einige Jäger Nr. 3 an. Nöthig ist dieser Wechsel nur dann, wenn Hasen zugleich erlegt werden sollen. W.

C. das Treibezeug,
D. Steckgarne,
E. den Tiras,
F. die Schneehaube,
G. die Steige. [1])

Ehe ich es versuche, den Gebrauch aller erwähnten Jagdgeräthschaften meinen Lesern zu beschreiben, glaube ich sie mit der Verfertigung und mit dem, was nebenher noch dazu erforderlich ist, bekannt machen zu müssen.

§. 34. A. Jedes Hoch= oder hohe Garn wird mit 300 Maschen, deren Weite von einem Knoten zum andern 3″ betragen kann, angefangen. Die ersten dreimal herum strickt man mit gutem, dünnem Bindfaden, dann aber mit festem, grauem Zwirn in ebenso vielen Maschen fort, bis das Garn $14\frac{1}{2}$ Elle (29′) Höhe hat, endlich aber unten noch dreimal, wie oben, mit Bindfaden herum.

Hierauf nimmt man sowol die oberste als unterste Reihe Maschen an einem starken Bindfaden auf, in welchem jedesmal zwischen 10 Maschen ein an den Kanten rund gefeilter Messingring eingeschleift wird, doch so, daß die Maschen busenreich dazwischenfallen, d. h. die Ringe dürfen nur 20″ weit voneinanderstehen.

Durch die obern Ringe zieht man dann die hanfene Oberleine, welche die Stärke eines kleinen Fingers haben kann, durch die untern aber die etwas schwächere Unterleine.

Außerdem gehören zu jedem dieser Garne zwei, am untern Ende 4″ im Durchmesser haltende, hier scharfgespitzte, 10 Ellen (20′) lange Stangen, an denen oben ein Knopf und 6′ von unten herauf rund herum ein Kerb eingeschnitten wird. Nächst diesen bedarf man zu jedem Garne auch noch einer dritten etwas schwächern, aber gleichlangen Stange, in welcher sich nur am obern Ende ein flacher Kerb, wie bei Fallnetzforkeln, befindet.

Daß man zu einer Stallung mit Hochgarnen wenigstens fünf bis sechs Stück haben müsse, wird bei Beschreibung des Fanges einleuchtend werden.

Um eine solche gehörig in Stand zu bringen, sind noch folgende Geräthschaften erforderlich: a) zwei Windleinen zu jedem Garne; b) zwei starke Hakenheftel, um jene daran zu binden; c) ein Pfahleisen, um die Löcher zu den Stangen vorzustoßen, und d) ein Schlegel, um die Heftel einzutreiben.

B. Das Glockengarn ist ein Netzquadrat, welches Busen, d. i. Weite

---

1) Ueber den Rebhühnerfang mit dem abgerichteten Falken, wie über die ganze Falknerei, kann der Verfasser nicht aus eigener Erfahrung und Uebung sprechen, weshalb er darüber nichts sagen mag. W.

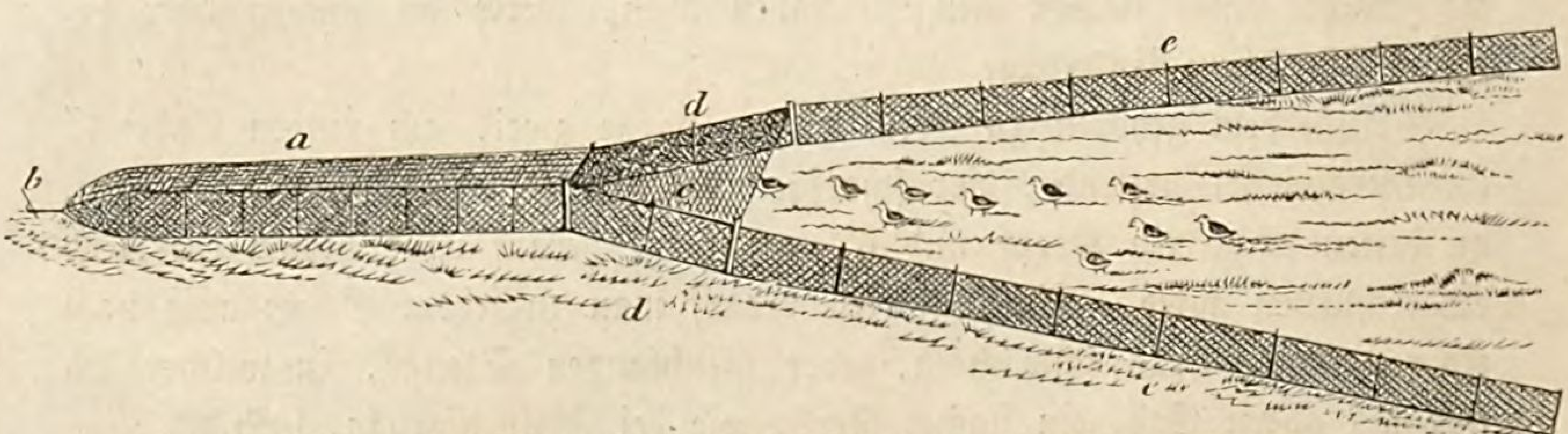
genug hat, um, wenn es in allen vier Ecken fest angepflöckt ist, in der Mitte 6′ in die Höhe gehoben werden zu können. So aufgestellt, erhält es gleichsam die Form einer Glocke oder Pyramide.

Maschen und Zwirn wie beim Hochgarne. Wie jenes, wird auch dieses mit Bindfaden an allen Seiten dreimal herum verhauptmascht, mitten in demselben aber ein rundes Loch ausgeschnitten, und in selbigem ein messingener, glatt= und rundkantig gefeilter Ring, der $3\frac{1}{2}''$ im Durchmesser hält, befestigt.

Noch gehören dazu: a) vier hölzerne Hakenheftel zum Anpflöcken des Garns an allen vier Ecken; b) ein glatter, unten scharf zugespitzter, oben abgerundeter, im Durchmesser 3″ starker, $3\frac{3}{4}$ Ellen (7′ 6″) langer Stab von Jungeichen= oder Ulmen=(Rüstern=)Holz; c) ein $3\frac{1}{2}$ Ellen (7′) langer Bindfaden. Der Gebrauch dieser Requisite zur Stellung des Garns wird beim Fang mit demselben angezeigt werden.

C. Das Treibezeug wird auf verschiedene Art gemacht. Der Verfasser wird die Verfertigungsmethode angeben, welche ihm die leichteste scheint und zugleich seiner Meinung nach am besten stellt.

Das Ganze besteht aus drei Theilen: 1) dem Hamen, 2) dem Himmel, 3) dem Geleiter. Dieses alles wird aus dünnem Bindfaden oder aus starkem vierdrähtigen Zwirn gestrickt.



a Hamen. *b* Heftel. *c* Himmel. *d d* Geleiter. *e* Flügel des Geleiters.

Den Hamen fängt man mit 24 Maschen, deren jede von einem Knoten zum andern $1\frac{1}{2}''$ Weite hat, an. Dann wirft man sämmtliche Maschen vom Bretchen ab, faßt die letzte auf dem dritten Theil ihrer Länge mit der ersten zusammen, und strickt von nun an rund herum so lange fort, bis der auf diese Art entstehende Sack zwei Klaftern (12′) lang ist. Hier muß die erste Einkehle angebracht und zu dieser wie an einem Fischergarnsack der Anfang gemacht werden, indem man bei einem ganzen mal Herumstricken an jeder der 24 Maschen eine zunimmt, sodaß man 48 auf dem Bret hat. Sind diese sämmtlich abgeworfen, so läßt man beim nächsten mal herum eine um die andere fallen, so nämlich, daß man nur die erste, dritte, fünfte u. s. w. aufstrickt, die zweite, vierte, sechste u. s. w. aber hängen läßt.

Dann arbeitet man in den nun erhaltenen 24 Maschen rundherum am Sacke fort, ohne zu- oder abzunehmen, bis der Zwirn von der Nadel völlig abgestrickt ist. Nun werden diese fertig gewordenen Sackmaschen in die Höhe geschlagen, den Faden der neu aufgewickelten Nadel aber knüpft man in einer der zur Einkehle zurückgelassenen Maschen an und strickt an diesen, indem bei jedem mal herum abgenommen wird, so lange rundum fort, bis in der Einkehle eine Oeffnung bleibt, welche, wenn die letzten Maschen sämmtlich an einem Leinchen aufgenommen sind, an jeder Seite aber ein etwas über spannenlanger Stab oben und unten an dem Leinchen und den Maschen festgebunden, auch der übrige oben und unten freie Maschen- und Leinentheil auseinandergezogen ist, ein viereckiges Loch von der Weite bildet, daß ein Rebhuhn gemächlich hindurchlaufen kann.

Nach Beendigung dieses Theils der Arbeit knüpft man wieder an dem Faden an, welcher an den zurückgeschlagenen Sackmaschen hängen blieb, und strickt in diesen so lange fort, bis man, von den ersten Einkehlmaschen an gerechnet, dreimal herum hat. Dann wird der Anfang mit dem Abnehmen auch hier gemacht, indem man einmal zwei Maschen zusammennimmt. Hierauf knüttet man viermal, ohne abzunehmen, herum, nimmt dann wieder um eine Masche ab und fährt in diesem Maße fort, bis der Hamen 8 bis 9 Klaftern (48—54′) lang ist.

Gut ist es, wenn, vom Anfang der ersten Einkehle an gerechnet; bis zum Hamensackende in der Mitte noch eine zweite Einkehle auf eben die Weise wie die erste eingestrickt wird.

Längs dem ganzen Hamen werden in gleichen Entfernungen von 4 zu 4′ hölzerne Reifen, deren Größe sich nach der abnehmenden Weite des Hamens richtet, durch die Maschen gezogen und mit den Enden fest verbunden. Oben und unten an den Stäbchen, welche an der engen Oeffnung der Einkehlen eingeschleift wurden, befestigt man dünne Leinen und knüpft diese an dem zunächst der Oeffnung der Einkehle, wenn diese, wie der Sack, scharf angezogen ist, stehenden Reifen fest, sodaß beides, völlig ausgedehnt, recht straff und gerade stellt.

Am hintern, engern Hamenende wird endlich eine mäßig starke Leine doppelt durch sämmtliche Maschen gezogen und beide Enden derselben an einem hölzernen, nicht zu schwachen Hakenheftel festgebunden.

Den aus Garn-Seitenwänden und einer Garndecke bestehenden, sogenannten Himmel verfertigt man auf folgende Art: Man fängt jede der beiden Seitenwände mit einer Masche an, welche von einem Knoten zum andern $1^1/_4$″ hält, wirft diese ab und nimmt beim nächsten mal Hineinstricken eine zu, und so bei jedem folgenden mal herum, bis man zwölf Maschen hat. Dann wird beim Weiterstricken immer auf einer Seite eine Masche

zu-, auf der andern eine abgenommen und so fortgefahren, bis man berechnen kann, daß die Wand, wenn am andern Ende bei jedem mal herum mit einer Masche bis auf eine abgenommen worden ist, völlig spiegelig ausgezogen, die Länge von zwei Klaftern (12′) habe.

In gleicher Entfernung von 4 zu 4′ bindet man sodann Spillen (Stäbchen) von weißdornenem oder anderm harten Holz ein, von welchen die Schale im Feuer abgebäht worden ist und die reichlich 6″ länger als die Wände breit (hoch), auch unten scharf zugespitzt sind. Hierbei verfährt man so: Jede Wand wird breit und straff gezogen, bis die Maschen spiegelig (rechtwinkelig) stehen. Nachdem nun an jeder Spille $1\frac{1}{2}$″ von oben herab und $4\frac{1}{2}$″ von unten herauf ein kleines Loch durchgebohrt worden ist, bindet man mit festem dünnen Bindfaden den obern Garnsaum gegen und durch das obere, den untern gegen und durch das untere Spillenloch fest, und sieht dahin, daß sämmtliche Stäbchen dem gerade abwärtsgehenden Faden nach angeschleift werden.

Bei Verfertigung der Decke wird gewöhnlich mit acht Maschen angefangen, bei jedem mal herum vorn und hinten um eine Masche zugenommen, in diesem Maße so lange fortgestrickt, bis die Decke gleiche Länge mit den Seitenwänden hat. Am obern Saum der Seitenwände wird dann die Decke mit Zwirn überall angestrickt.

Endlich schleift man den ganzen Himmel (Decke und Seitenwände) am vordersten Bügel oder Reif des Hamens so mit Bindfaden an, daß zwischen dem Gemäsche und dem Bügel keine Lücke offen bleibt.

Noch bedarf man des oben unter 3) genannten Geleiter, zu welchem wenigstens sechs voneinandergesonderte Leitern (Wände) gehören. Jede Leiter wird mit eben solchem Gemäsch, wie das an den Seitenwänden des Himmels, 12 Maschen hoch und 6 — 7 Klafter (36—42′) lang gestrickt, auch von 4 zu 4′ eine Spille eingebunden.

Alle vorbeschriebenen Theile des Treibezeugs werden sorgsam einzeln zusammengewickelt, mit dünnen Leinchen jeder Theil (Hamen, Himmel und Geleiter) gesondert von den übrigen zusammengebunden in einem Sack verwahrt, und dieser, bis Gebrauch von diesem Fangapparat gemacht werden soll, an einem trockenen, luftigen Ort frei schwebend und den Mäusen unzugänglich aufgehängt.

Zum Aufstellen der sämmtlich genannten Theile des Treibezeugs bedarf man ferner eine genügliche Zahl kleiner hölzerner Häkchen, um selbiges an der Erde damit anzupflöcken, auch einiger 1″ starker, 12″ langer, unten zugespitzter Strebemücken, welche da von außen gegen die Wände gestemmt werden, wo sie nicht gerade aufrecht- und feststehen.

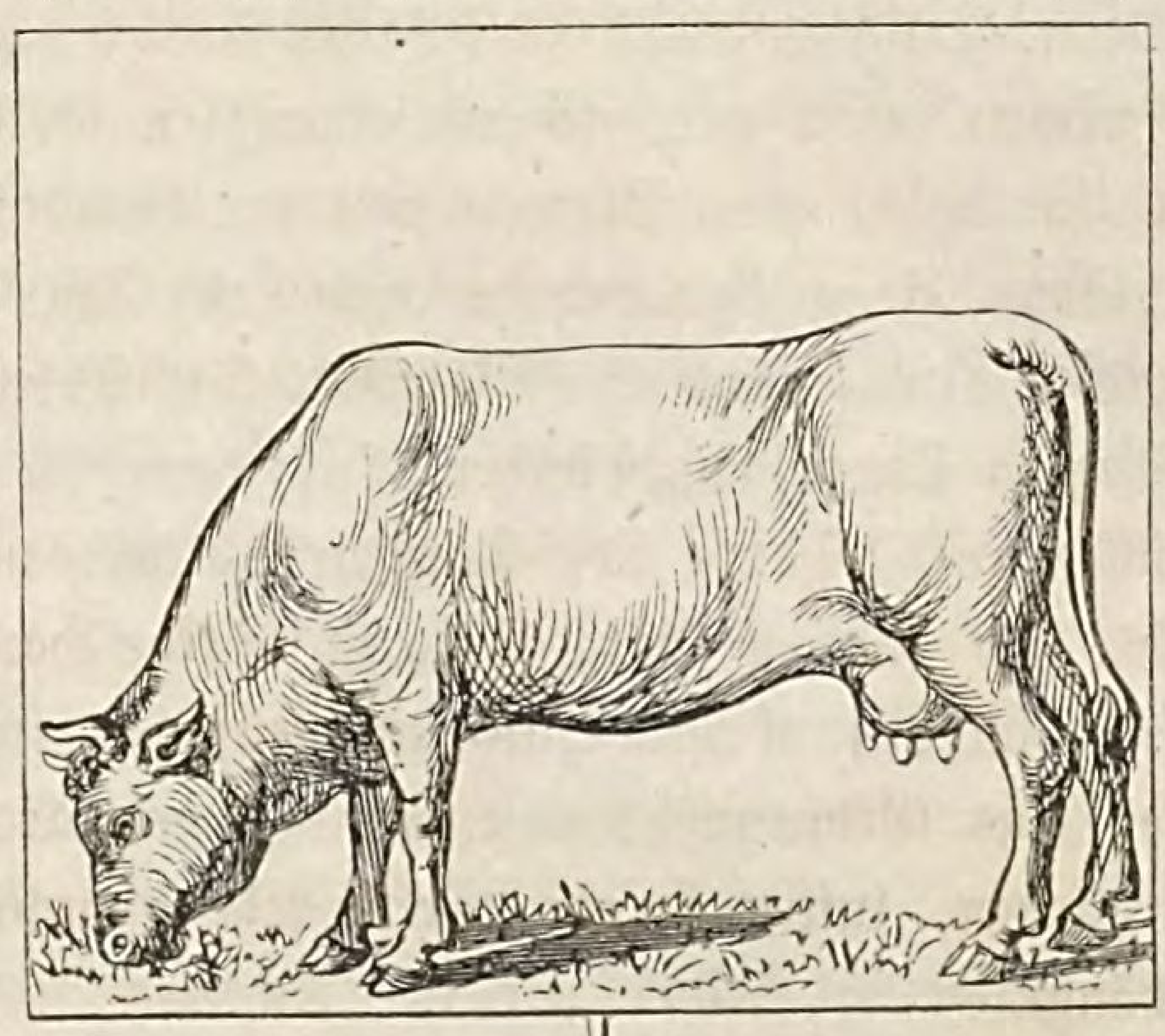
Hierzu kommt noch das Schild, welches beim Eintreiben die Stelle

eines Pferdes, dessen Abrichtung zu diesem Gebrauch viel Mühe und Arbeit kostet, vollkommen ersetzt. [1]) Es wird dazu ein 6′ hohes und ebenso langes Stück Leinwand oder Segeltuch auf beiden Seiten mit blaßgrauer, nicht glänzender Farbe gegründet und darauf die Figur eines weidenden Pferdes oder Ochsen in Lebensgröße mit brauner, gleichfalls matter Farbe so gemalt, daß da, wo auf einer Seite der Kopf hingerichtet ist, auf der andern das Hintertheil steht.

Auf jeder Seite des Schildes werden gerade in der Mitte desselben zwei lederne Handhaben angenäht und ebenso angestrichen, wie an dieser Stelle die Leinwand gefärbt ist. Endlich schneidet man gerade über diesen, so weit vom obern Rand abwärts, ein oder zwei querlängliche runde Löcher in die Leinwand so, daß wenn der Jäger hinter dem Schild steht, er ganz davon gedeckt ist und zum Behuf des Beobachtens der Rebhühner gemächlich hindurchsehen kann.

Um nun beim Eintreiben das Schild ausspannen zu können, wird am vordern und hintern Rand eine leichte hölzerne, auch grau angestrichene Leiste angezweckt, nachdem in jede etwa 2″ vom obern Ende herab= und ebenso weit vom untern heraufwärts ein kleines Loch so eingemeißelt worden ist, daß der an jedem Ende beider zum Auseinanderhalten des Ganzen bestimmte, an noch schwächern Querleisten befindliche Zapfen genau hineinpaßt.

Anmerkung zur vierten Auflage. Das zweckmäßigste Schild dürfte folgendermaßen angefertigt werden. Man läßt sich eine 6′ lange und



ebenso hohe Rahme von leichtem Holz zusammenfügen, in der Mitte derselben wird der Länge nach eine Leiste eingemacht und an diese eine beliebige,

1) Auch bei der Kranich=, Trappen=, Focken=, Brachvogel=, Gänse= und Entenjagd, ebenso bei allem scheuen Haarwild leistet das Schild fast ebenso gute Dienste als das Schießpferd. W.

bequeme Handhabe befestigt. An der untern Längsleiste wird in der Mitte ein starker, circa 4—6″ langer starker eiserner Stift derart angebracht, daß er mit dem Fuße auf- und abgeschoben werden kann. Der Rahmen wird mit Leinwand überspannt und auf derselben eine Kuh oder Pferd in passender Stellung gemalt. Löcher zum Auslugen dürfen nicht fehlen. Dieses Schild hat den Vortheil, daß es bequem überall, wo es nöthig ist, in den Boden eingesteckt werden kann und dem Jäger freie Action für beliebigen Gebrauch seiner Flinte läßt, was insbesondere bei der Jagd auf Sumpfvögel oft von großer Wichtigkeit ist.

D. Die Steckgarne, auch Flachgarne und Stecknetze genannt, bestehen aus drei besondern Garnen oder Netzen, von denen jedes der beiden äußern spiegelig, das mittlere, zum Fangen bestimmte Inngarn aber mit gewöhnlichem Gemäsch gestrickt sein muß.

Erstere werden auf eben die Art wie andere Spiegelnetze verfertigt. Man nimmt dazu mäßig dünnen Bindfaden. Die Höhe derselben beträgt sechs Maschen, von denen jede, von einem Knoten zum andern, $3^3/_4$ bis 4″ weit ist; die Länge jeden Garnes 12 Klaftern (72′).

Das aus gutem festen Zwirn zu verfertigende Inn- oder Fanggarn wird mit 20 Maschen, die um ein Drittheil enger sind als die an den Spiegelnetzen, angefangen, und so wird, ohne zu- oder abzunehmen, fortgeknüttet, bis es 18 Klaftern (108′) lang ist, weil der dritte Theil davon auf den Busen zu rechnen ist. [1])

Wenn die Garne fertig gestrickt sind, färbt man sie grün oder erdgrau. Im ersten Fall nimmt man gute scharfe Lauge und siedet darin gelbe Scharte (Genista tinctoria) oder Blumen von der Besenpfrieme (Spartium scoparium), seiht dann die gelbgewordene Lauge ab, thut etwas Grünspan hinzu und taucht die Garne hinein. Während des Abtrocknens läßt man blaue Brasilienspäne in Lauge scharf kochen, seiht dann die Brühe ab, mischt sie zu der gelben und läßt diese Mischung aufwallen, worauf die Garne öfter hineingetaucht und zum völligen Trocknen aufgehangen werden. Geringe Quantität von Grünspan und Brasilienspänen gibt Hell- oder Sittiggrün, eine etwas stärkere Grasgrün, eine noch größere Stahlgrün.

Erdgrau färbt man auf folgende Art: Man nimmt erlene Rinde, eichene Sägespäne und grüne Schale von der Walnuß, von einem so viel als vom andern, und siedet dieses zusammen in einer hinlänglichen Quantität Wasser. Nachdem nun die Garne durch Wasser, in welchem Alaun aufgelöst ist, gezogen und wieder getrocknet worden sind, legt man sie in

---

1) Nach Gefallen können die Steckgarne auch kürzer gemacht werden, doch muß dabei das obige Verhältniß der Länge zwischen Spiegel- und Inngarn beibehalten werden. W.

die Farbenbrühe, läßt diese bis zum Sieden heiß werden, rührt bis dahin beständig die Garne mit einem Stock um und zieht sie beim ersten Aufwallen heraus und trocknet sie.

Hierauf reiht man sowol die obern als untern Saummaschen des Inngarns an einen Bindfaden, welcher etwas länger ist als die Spiegelgarne, zählt dabei die Maschen und merkt die Zahl genau an. Letzteres muß auch bei den Spiegelgarnen geschehen. Dann wird eins von den Spiegelgarnen der Länge und Breite nach gut ausgezogen, auf die Erde, und auf dieses das Inngarn gelegt, das Inngarn aber wieder mit dem andern Spiegelgarne überdeckt. Die Zahl der Garne richtet sich nach der Größe des Bezirks, der damit bestellt werden soll.

Nach vorgängiger gehöriger Eintheilung der an den Spiegelgarnen gefundenen Maschenzahl nimmt man so viele $1/2''$ starke, weißdornene Spieße (Stäbe), als man bedarf, um in gleichen Entfernungen von 4 bis $5'$ einen einbinden zu können; dieselben müssen etwa 5 bis $6''$ länger als die Garne hochstellen und ihre Schale im Feuer abgebäht sein, auch schneidet man unten eine Spitze, sowie am obern Ende einen Knopf, und da, wo der untere Saum der Garne hinkommt, ringsum einen flachen Kerb daran.

Nun faßt man den obern Saum beider Spiegelgarne mit dem des Inngarns, in der ersten Masche, an einem Endchen Bindfaden zusammen, mit welchem das Leinchen verknüpft wird, an welchem das Fanggarn angereiht ist, bindet vermittels des Bindfadens alle drei Garne an dem Knopf des ersten Spießes fest, legt diesen dann fadengerade an den vordern Maschen herab und verfährt beim Anbinden des untern Saumes im Kerbe des Stäbchens wie oben.

Nachdem man nun berechnet hat, wie viel Maschen des Spiegelgarns frei bleiben und wie viele, nach gleichmäßiger Vertheilung, vom Fanggarne mehr dazwischen sollen, ehe der folgende Spieß eingeschleift wird, legt man diesen wieder fadengerade in der gehörigen Entfernung vom ersten an, liest die erforderlichen Saummaschen des Inngarns busenreich ein, und bindet sämmtliche drei Garne mit Bindfaden am Knopfe und Kerbe wie am ersten Stab fest. Auf gleiche Weise verfährt man bis zum letzten Spieß, an dessen Mitte noch besonders ein starker Bindfaden anzuschleifen ist, um das ordentlich aufgewickelte ganze Steckgarn damit zusammenbinden zu können.

Nebst diesen Steckgarnen noch einige Stück ebenso hohe, ebenso lange und mit ebenso viel Stäben versehene einfache Spiegelgarne in Vorrath zu haben, gewährt Vortheile, welche beim Rebhühnerfang mehr auseinandergesetzt werden sollen.

E. Der Tiras wird, gleich dem unter D. erwähnten Inngarne, aus gutem Zwirn spiegelig geknüttet. Wie immer bei Spiegelgarnen, fängt

man mit einer Masche an, nimmt dann bei jedem mal herum mit einer zu, bis das Garn 8 Klafter (48′) lang ist; hierauf nimmt man bei jedem folgenden mal Herumstricken abwechselnd einmal zu, einmal ab, bis die Breite des Garns 7 Klafter (42′) beträgt; zuletzt wird bei jedem mal herum wieder um eine Masche abgenommen, bis man nur noch eine einzelne auf dem Bret hat.

Hiernächst zieht man in den vordern Saummaschen eine Leine an, welche an jeder Seite 3 Klafter (18′) länger als das Garn breit ist.

Will man sich des Tirasses im September schon bedienen, so dürfen die Maschen nur $2^{3}/_{4}''$ Weite haben; soll er aber im Winter als Schneenetz gebraucht werden, so muß nicht nur der Zwirn stärker, sondern auch das Gemäsch um 1″ weiter sein.

F. Von Schneehauben sind mir zweierlei Arten bekannt: eine derselben hat eine viereckige Form, die andere eine lange. a) Die viereckige wird auf folgende Art verfertigt: Man strickt ein 4 Klafter (24′) langes Garn, welches mit einer dreizölligen Masche angefangen wird. Dann nimmt man wie immer beim spiegelig Knütten bis zu 20 Maschen zu, strickt unter abwechselndem Ab- und Zunehmen fort, bis sich die vorgeschriebene Länge des Garnes ergibt, nimmt dann wieder bis auf eine Masche ab und strickt zuletzt beide Enden des ablang ausgeschlagenen Garnes zusammen. Nachdem nun die obersten Saummaschen gezählt und die Summe in vier gleiche Theile abgetheilt worden, bindet man da, wo jedes Viertel des Netzes endigt, einen daumenstarken Spieß, wie an den Steckgarnen, fadengerade ein.

Sodann wird ein vollkommen gleichseitiges Viereck spiegelig und so groß geknüttet, daß es den gleichfalls ins Quadrat gestellten Seitenwänden zur Decke dienen kann. Nachdem jenes an diesen so angestrickt worden, daß beide Stücke ein ganzes ausmachen, bindet man in der Mitte der Decke einen 1″ dicken Stab an, welcher, wenn er etwa 3″ tief in die Erde gesteckt wird, lang genug bleibt, das bauchige Herabhängen derselben zu verhindern, ohne das Garn zu straff in die Höhe zu spannen.

Endlich schneidet man in der Mitte jeder Seitenwand so viel Maschen im Viereck aus, daß eine kleine Einkehle hineingestrickt werden kann, deren engeres Ende noch so groß bleibt, daß ein Rebhuhn gemächlich hineinzuschlüpfen vermag. Hier wird nun ein rechtwinkelig viereckig zusammengebogener Draht eingezogen und befestigt, am obern Quertheil desselben aber ein leicht bewegliches Fallthürchen, wie an der Steige (s. G.) angebracht, in den obern Ecken der Drahtvierecke ein dünner Bindfaden und an diesem ein hölzernes Häkchen eingeschleift, welches, wenn es nach innen zu, seitwärts eingepflöckt ist, die Einkehle straff und das Fallthürchen perpendikulär stehend erhält.

b) Die lange Schneehaube besteht aus einem überall 40 dreizöllige Maschen im Umfang haltenden, 3 Klafter (18′) langen Sack [1]), in dessen Gemäsche, 3′ weit voneinander entfernt, haselne, an beiden Enden mit Knöpfchen versehene Spriegel, an welchen die Schale noch befindlich ist, von solcher Länge eingezogen werden, daß sie durch 28 Maschen reichen. Dann zieht man durch die übrigen 12 Bodenmaschen einen Bindfaden und schleift ihn an den Knöpfchen der Spriegel so fest, daß die Bogenform der Spriegel sich nicht verändern kann. Um das Hin- und Herwanken der Spriegel im Gemäsche zu verhindern, werden sie ringsum an der dritten Masche fest angebunden.

Hierauf fängt man die noch erforderlichen zwei Einkehlen auch mit 40 Maschen in Sackform besonders an und nimmt bei jedem mal herum so lange ab, bis man noch 16 Maschen zur Oeffnung behält, in welcher, wie bei der viereckigen Schneehaube, drähterne Fallthürchen angebracht werden. Ebenso wie am großen, überall gleichweiten Sack werden auch am vordern, weitesten Theil der Einkehlen Spriegel eingezogen und diese, nachdem das Einkehlengarn in den großen Sack gesteckt worden, unter den Endspriegeln desselben eingeklemmt. Beide übereinanderliegende Spriegel, sowie die an den Knöpfchen angebundenen, durch die 12 Bodenmaschen gezogenen Spannleinen, bindet man von drei zu drei Maschen fest zusammen. In jeder obern Ecke der Drahtcharniere, welche das Fallthürchen auffangen, schleift man dann einen Faden an, mit welchem sie am nächsten Sackspriegel so befestigt werden, daß sie beim Aufstellen senkrecht stehen.

Am obern Theil der Schenkel des vordersten und hintersten Sackspriegels schleift man zwei etwas stärkere Leinchen ein, an deren anderm Ende hölzerne Heftel angebunden werden. Beim Aufstellen zieht man, nachdem die ganze Haube scharf ausgedehnt worden ist, die ebengenannten Leinchen vorwärts und etwas seitwärts scharf an, und befestigt sie vermittels der Heftel im Erdboden. So erhält die Haube die Gestalt eines langen Vogelbauers.

G. Die Steige besteht aus einer, gewöhnlich oben grün angestrichenen, breternen Decke von der Größe eines mäßigen Tischblattes, an deren vier Ecken mit eisernen Spitzen versehene Füße von der Länge eingelassen werden, daß die Decke selbst etwa 9″ über der Erde steht. Zwischen den Füßen werden auf jeder Seite wenigstens sechs drähterne Fallthürchen, welche gerade

---

1) Wer Gelegenheit finden kann, diesen ohne Naht spiegelig stricken zu lernen, der nehme sie wahr. Beschreiben läßt sich das Verfahren schlechterdings nicht deutlich. Außerdem kann man auch ein drei Klafter langes, 40 Maschen breites Spiegelgarn knütten und es der Länge nach zusammenstricken. Besser sind die beiden hier erwähnten Methoden, als das Knütten mit ordinärem Gemäsche, weil in diesem die Rebhühner sich leicht beschädigen. W.

groß genug sind, daß ein Rebhuhn gemächlich hindurchschlüpfen kann, auf folgende Art verfertigt: Man läßt, nachdem zwischen zwei und zwei Füßen ein hölzernes Leistchen so eingestemmt worden, daß es, wenn die eisernen Spitzen der Füße ganz in die Erde getrieben sind, überall platt auf derselben aufliegt, da, wo die Thürchen hinkommen sollen, etwa 9″ voneinander entfernt, zwei starke Drahtstifte oben in der Decke und unten in der Leiste ein, und schneidet zwischen diesen Stiften die Leiste heraus. Gerade über der so entstandenen Thürenöffnung werden, nach der innern Seite zu, zwei kleine Drahtösen angebracht, und in diesen ein 10″ breites und 7″ hohes, mit engem Spiegelgemäsche von Zwirn straff überzogenes Drahtthürchen so eingehängt, daß zwischen dem untern Theil desselben und der Erde 2″ leerer Raum bleibt.

Endlich befestigt man zwischen den Thürenöffnungen und den Füßen sowol an der Decke als an der untern Leiste, an den Füßen und an den drähternen Stiften, welche die Thürenöffnungen bilden, zweizölliges Spiegelgemäsch von erdgrauem Zwirn.

§. 35. Nachdem alle beim Rebhühnerfang mit Nutzen und Ehren vom Jäger anzuwendende Garnarten nebst den Requisiten [1]) beschrieben und zu deren Verfertigung, soweit es schriftlich möglich ist, Anweisungen gegeben worden sind, so wollen wir uns nun zuvörderst mit den Vorschriften zum vortheilhaftesten Betrieb der Rebhühnerjagd beschäftigen und selbigen in den folgenden Paragraphen die folgen lassen, welche die Anwendung der im Vorhergehenden angezeigten Fanggeräthschaften deutlich machen.

Es wird hier nur von der Suche mit dem Hühnerhunde die Rede sein; denn das beiläufige Schießen auf einem Treibjagen nach Hasen ist keiner besondern Erwähnung werth, das Hinknallen aufs Gerathewohl aber auf ein dicht beisammenliegendes Volk ziemt keinem, der den Namen eines Waidmanns führen will; denn bei solchen Gelegenheiten werden oft mehr Stücke noch zu Schanden geschossen als wirklich erlegt, und das ist, wie Hr. v. Wildungen es mit Recht nennt, Aasjägerei.

Die Periode, während welcher das Suchen mit dem Hunde nach Rebhühnern die reichlichste Ausbeute gewährt, geht mit Anfang des Monats September an, weil in guten Jahren die Jungen (die der immer nur zufälligen zweiten Brut ausgenommen) ziemlich ausgewachsen zu sein pflegen, oder, wie man eigentlich zu sagen pflegt, zu schildern anfangen. Auch

1) Der Verfasser hält bei allem Wild, das nicht zu den Raubthieren, Raubvögeln oder doch zu den sehr schädlichen Wildarten und zu den Zugvögeln gehört, nur die Fangarten dem Waidmann für zulässig, bei welchen es lebend und unbeschädigt in seine Gewalt kommt. Schlingen oder Netze, in welchen Laufdohnen eingebunden sind, werden immer nur zum Schaden des Geheges auf Rebhühner angewendet. W.

hält ein Volk zu dieser Zeit den Hund am besten aus und sprengt (vereinzelt) sich gemeiniglich nach dem ersten oder zweiten Schusse; dadurch aber wird es natürlich dem Jäger leicht, den Rebhühnern nach Willkür Abbruch zu thun.

Nach ungewöhnlich langen Wintern paaren sich die Rebhühner im Frühling später; mithin verspätet sich das Lege- und Brütgeschäft, folglich auch das Wachsthum der Jungen. Dann versteht es sich von selbst, daß jeder rechtlich denkende Jäger und Jagdberechtigte sich nach den Umständen richten, weniger auf frühern Genuß des Jagdvergnügens, als auf Schonung der Feldfrüchte und auf bessere Benutzung des Wildes achten und so die Rebhühnerjagd, nach Verhältniß, drei bis vier Wochen später eröffnen muß.

Daß bei derselben die Suche mit einem fermen Hühnerhund und das Schießen vor demselben eine der angenehmsten Unterhaltungen gewähre, gibt gewiß jeder wirkliche Jagdliebhaber zu. Nur schade, daß der Zeitraum, auf welchen diese Jagdart sich einschränkt, über fünf bis sechs Wochen — solche Wintertage, an welchen eine Neue gefallen ist und die Paarzeit im Frühling ungerechnet [1]) — nicht dauert.

Der Grund, warum später im Herbst und gewöhnlich schon von der Mitte des October an die Rebhühner nicht mehr halten (festliegen), ist theils darin zu suchen, daß sie, durch successive Verminderung der Gelegenheit, sich auf Aeckern und Wiesen verbergen zu können, sowie durch die mit der Herbstbestellung der erstern verbundene Unruhe, von Natur flüchtiger und wilder werden; theils liegt er auch mit in dem Beschießen. Letzteres bewährt sich durch die Wahrnehmung, daß ein vorher gar nicht oder doch wenig beschossenes Volk oft noch zu Ende des October, und an schönen Tagen noch im November, selbst da, wo keine Hecken und Remisen sich befinden, auf Stoppelfeldern (wenn es deren noch gibt) wie im Sturzacker den Hund aushält, sich auch wol sprengen läßt.

Aber selbst in der frühern Periode liegen die Rebhühner nicht zu jeder Tageszeit gleich fest, und ebenso wenig darf man hoffen, sie zu allen Stunden, auch wenn sie nicht beunruhigt werden, an einem und demselben Ort zu finden; obgleich kein Volk, Zughühner ausgenommen, von dem Ort, wo die Alten nisteten, sich weit entfernt. Es würde z. B. eine in der Regel vergebliche Mühe sein, sie, solange die Wiesen und Futterkräuter, auch Holz und anderes Gestrüpp, am Morgen von Thau, oder später am Tage von Regen durchnäßt sind, dort aufsuchen zu wollen. Fast immer wird man sie dann auf der Stoppel und zwar vorzüglich auf der des Wintergetreides

---

1) Während der Paarzeit wird sich jeder gute Waidmann der Jagd bescheiden, insofern es nicht darauf ankommt, überzählige Hähne wegzunehmen oder einen Hund ferm zu machen. W.

finden; aber nur selten liegen sie da fest. Erst wenn durch Sonnenschein oder Luft die Nässe größtentheils abgetrocknet worden ist, ziehen sie sich in die vorhergenannten Gegenden und pflegen, dicht beisammenliegend, sorglos der Ruhe, bis gegen Abend der Boden wieder feucht wird. Dann aber, und gewöhnlich schon um 4 Uhr nachmittags, gehen sie auf die Weide aus, halten auch, wenn sie vorher nicht gesprengt, oder wenn nicht die jungen Individuen eines Volks auf dem Geäse weit auseinandergelaufen sind, gewöhnlich weder vor dem Hunde noch vor dem Schützen aus.

Daß man also in den frühern Morgenstunden nicht ausgehen darf, um Hühner vor dem Hund zu schießen, und daß man, wenn etwa gegen 9 Uhr Gras und Kräuter noch naß sind, erst die Stoppeln absuchen muß, um sie dorthin zu treiben, ergibt sich aus dem Vorhergesagten.

Auf mäßig großen Revieren kann von jedem Jäger mit Recht verlangt werden, daß er die Gegend anzugeben weiß, wo jedes einzelne Volk zu liegen pflegt, und selbst auf weitläufigern wird er sich durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel hiervon im voraus zu unterrichten suchen. Schon vor der gesetzlichen Eröffnung der Schießzeit muß er dieserhalb immer Acht haben, ob er auf dem Erdboden, vorzüglich in Wiesen und Stoppelfeldern, Orte finden kann, wo ein oder das andere Volk in einem kleinen, mit Gebrech besäeten Kessel beisammengelegen hat.

Am besten wird er sich aber von dem gewöhnlichen Aufenthalt jedes einzelnen Volks durch fleißiges Verhören vergewissern können, wenn er abends gegen Sonnenuntergang in verschiedenen Gegenden des Reviers, wo er Hühner vermuthen kann, oder wo er sie in der Paar- und Brütezeit antraf, sich leidlich verborgen anstellt und das Locken oder Rufen abwartet. Nachdem er die Orte beobachtet hat, wo nach dem dritten mal Aufstehen jedes Volk eingefallen ist, muß er sich am folgenden Morgen, ehe der Tag graut, in die Nachbarschaft derselben begeben und noch einmal genau die Morgenlockung verhören, auch den dritten Einfall sich genau merken. Der erste Abendruf wird ihm die Gegend anzeigen, wo jedes verhörte Volk den Tag über zu liegen pflegt, das letzte Morgengelock aber die, wo er es bis gegen 9 Uhr früh aufzusuchen hat, insofern in einem oder dem andern Fall zufällige Störung hierin nichts ändert, und selbst dann wird er es doch in der Nähe finden.

§. 36. Immer wird sich das Revier am besten im Stand erhalten, wo entweder ein guter Jäger mit seinem fermen Hund allein die Suche nach Rebhühnern betreibt, oder wo er sich zu diesem Zweck nie mit mehr als einem sachverständigen Gehülfen vereinigt.

Im letztern Fall werden die beiden Kameraden wohlthun, wenn sie gleich anfangs Rücksprache darüber nehmen, daß, wenn ein einzelnes Huhn

herausstiebt, derjenige allein schieße, dem es am nächsten ist; daß aber, insofern ein ganzes Volk aufsteht, derjenige von ihnen, welcher rechts geht, ein einzelnes von den Hühnern, welche auf seiner Seite herausfliegen, aufs Korn nimmt, der andere hingegen nur auf eins von denen Feuer gibt, welche am meisten links ziehen.

Vorzüglich muß jeder sich bemühen, zuerst des alten Hahnes habhaft zu werden, der fast immer zuerst aufsteht und sich überhaupt sehr auszeichnet, weil er es ist, welcher gewöhnlich das Volk am weitesten fortführt.

Die alte, ebenso leicht zu erkennende Henne aber sollte billig immer verschont werden, theils weil sie mit ihrer Familie den Aufenthalt nur insoweit verändert, als Jahreszeit und Aesung dies nothwendig machen, theils weil sie bei zunehmendem Alter von Jahr zu Jahr (wenigstens bis zum fünften) immer mehr Junge ausbringt, theils endlich, weil diese doch nicht allen Schutzes und aller Leitung beraubt sind, wenn ihnen die sorgfältige Mutter bleibt.

Bei der Suche selbst (mag man sie allein oder in Gesellschaft ausüben) ist folgendes Verfahren zu beobachten: Man ziehe mit einem guten Hühnerhund in die Gegend des Reviers, wo man die Völker schon vorher gefunden oder beim Verhören beobachtet hat.

Ist es morgens noch zu feucht im Grase oder in den Sömmerungsfeldern, so läßt man den Hund, insofern er ferm dressirt ist (denn mit einem noch nicht völlig ausgearbeiteten darf man nicht eher ausgehen, bis später am Tage die Hühner fest liegen), auf den angrenzenden Stoppeläckern rasch fortrevieren, und sprengt sie dort auf, da sie dann gewiß jenen Gegenden zueilen werden.

Befände man sich bei dieser Gelegenheit in Gegenden, wo der Gesichtskreis durch Anhöhen u. dgl. beschränkt und es daher dem Jäger selbst unmöglich wäre, den Einfall der rege gemachten Völker, auch der einzelnen abgesprengten Individuen, genau wahrzunehmen, was doch immer und überall nöthig ist, um beim Wiederaufsuchen die Zeit nicht unnütz zu verschwenden, so muß auf dem erhabensten Punkte des Bezirks, wo man jagen will, ein Mann angestellt und dahin angewiesen werden, daß er Acht habe, wo der Absuchende ein Volk aufsprengt und wo es, vereinzelt oder beisammen, einfällt. Der erhaltenen Anzeige oder eigener Beobachtung zufolge wird es dann dort von den Jagdtheilnehmenden wieder aufgesucht.

Daß dies immer unter dem Winde geschehen müsse, damit der Hund die Hühner leichter in die Nase bekomme, daß auch jener beim Revieren nicht übereilt werden dürfe, versteht sich. Zieht nun der Hund an, so nähern sich, wenn zwei Schützen miteinanderjagen, diese dem Ort, wo es geschieht, in dem Maße, daß sie beide, wenn das Volk aufsteht, schießen zu

können hoffen dürfen. Steht der Hund fest vor, so fängt sein Herr zu kreisen an, pfeift ihm dabei, insofern er die Geduld verlieren und einspringen zu wollen schiene, warnend zu, und schießt zur Uebung desselben, wenn er ein einzelnes Huhn vom Volke abgesondert liegen sieht, im Sitzen, der andere Kamerad aber im Fluge, wenn das Volk fortstreicht.

Jedes erlegte Stück muß der Hund apportiren, aber nie gestatte man ihm, den fortziehenden Hühnern, mag nun gefehlt oder eins angeschossen sein, nachzuprellen. Nur wenn eins flügellahm verwundet und sogleich eingefallen, aber weiter gelaufen wäre, gebe man zu, daß er augenblicklich, und selbst eilig auf dem Geläuf nachziehe, weil es oft erst in weiter Entfernung sich drückt und dann so zu verbergen sucht, daß es, wenn der Hund einmal abkommt, schwer wiederzufinden ist.

Allgemeine Regel ist es: nicht eher von dem einmal zu beschießen angefangenen Volke abzugehen, bis, ohne es ganz aufzureiben (was allenfalls nur bei Grenz- und Zughühnern sich ziemt), eine beliebige Anzahl von Stücken erlegt ist.

In jedem in der Nähe befindlichen Gebüsch werden ein- oder ein paarmal aufgejagte Hühner, gesprengt sowol als volkweise, gern Ruhe suchen. Ist das Gehölz nicht zu hoch, um in demselben mit Erfolg schießen zu können, oder nicht zu geschlossen bestanden, mit einem Worte, die Gelegenheit so, daß der Hund stets übersehen werden kann, so suche man die Hühner da wieder auf, wo sie eingefallen sind; doch nehme man dabei weniger Rücksicht auf den Wind als darauf, daß sie, hier aufgestoßen, dem freien Feld wieder zugetrieben werden. Solange das ganze Volk beisammenbleibt, laufen in solchen Fällen die Rebhühner im Holze weit vor dem Hund und Schützen her, und zwar fast immer nach dem Rande zu. Man wird es bald am Auffallen und dem fortdauernden Anziehen des Hundes gewahr werden, wohin sie sich gewendet haben; dann lasse man jenen nicht aus dem Gesicht, bis er entweder steht oder bis die Hühner herausstieben. Sind zwei Jäger beisammen, so suche nur einer im Holze, der andere aber ziehe sich, in geringer Entfernung vom Holzrand, immer so vor, daß er den Wiedereinfall beobachten kann, nur muß dieser von dem Strich, welchen der Suchende nimmt, unterrichtet sein, letzterer auch dem Hund öfters zupfeifen, damit jeder den Stand und Gang des andern weiß, um nicht gegen ihn zu schießen. Uebrigens sind unter diesem Verhältnisse und überall eben die Vorsichtsmaßregeln gegen Schußverletzungen von seiten sämmtlicher Jagdtheilnehmer zu beobachten, welche bei der Hasensuche empfohlen worden sind.

Hat sich ein Volk in hohem und sehr geschlossen bestandenem Holz gesprengt, so liegen die vereinzelten Hühner da äußerst fest, und das Wieder-

aufsuchen macht dann dem Jäger und Hund gleich-mühsame Arbeit. Besser ist es in diesem Fall, sowie in weitläufigen Hölzern, wo die Versuche, ein dort eingefallenes Volk, vorzüglich wenn es gesprengt ist, wieder aufs Freie zu bringen, mit Zeitverlust verbunden und doch meist fruchtlos sind, auf folgende Weise sich zu benehmen: Mitten im eigenen Revier gehe man ganz ab und suche weiter; nur an der Grenze oder wenn besondere Gründe obwalten, warum gerade das einmal gefundene Volk aufgerieben werden soll, halte man sich an der Seite des Holzes, in einiger Entfernung vom Rande im Freien, möglichst verborgen, ganz ruhig. Bald werden die auseinandergelaufenen oder gesprengt herumliegenden Hühner sich zu locken anfangen. Nun gebe man genau Acht, wo der letzte Ruf erschallt, dort ist das Volk gewiß wieder beisammen. Ein Schütze bleibt dann da im Freien stehen, wo er am weitesten um sich her sehen kann, während der andere mit seinem Hund einen Bogen macht und ohne besondere Rücksicht auf den Wind, auf den Ort, wo er den Ruf zuletzt vernahm, so zugeht, daß das Volk beim Aufsprengen wahrscheinlich nach dem Feld wieder zustieben und dem dort angestellten Gefährten zu Gesicht kommen muß.

Auch kann man sich bei dieser Gelegenheit eines künstlichen Rufs bedienen, um es vermittels desselben bis an den Rand zu ziehen und dann von da aus auf vorbeschriebene Art ins Freie zu bringen. Das beste Instrument zu diesem Behuf wird so verfertigt:

Man nimmt einen gewöhnlichen oben offenen Schneiderfingerring von der größten Art, spannt darüber ein Stück dünnen Pergaments oder Trommelfells recht straff an und unterbindet es an dem Fingerringsrand genau mit festem Zwirn. In die Mitte des Ueberzugs sticht man mit einer feinen Nadel ein Loch, durch welches ein Endchen Pferdehaar gezogen, an dessen beide Enden aber ein starker Knoten geknüpft wird. Indem man mit nassen Fingern an dem Haar herabstreicht, entsteht ein Laut, der dem Ruf der Rebhühner ähnlich ist. Ein stärkeres Haar gibt den der Alten, ein schwächeres den der Jungen, weshalb man immer zwei hiernach eingerichtete Locken haben muß, um letztere durch den nachgeahmten Laut der erstern, diese aber durch den der Jungen heranziehen zu können.

Dieses Hülfsmittels kann man sich, wenn die Hühner später im Herbst nicht mehr halten, mit Nutzen bedienen, indem man gegen Abend, wenn sie sich auf der Weide vereinzeln, an einem Ort, wo dies gewöhnlich der Fall ist, sich möglichst versteckt und im guten Winde anstellt und, sobald das erste Abendgelock erfolgt, mit dem Rufinstrument antwortet. Nicht selten ziehen sich mehrere Hühner hierauf in die Nähe des Schützen und so dicht zusammen, daß er zwei bis drei auf einen Schuß erlegen kann.

Zu der ebengedachten Jahreszeit darf man dann nur hoffen, Rebhühner

in der Suche zu schießen, wenn man einen Hund besitzt, welchem die Rassetugend des Kreisens eigen ist.

Steht aber etwa bei der Hasensuche weit vor dem Schützen ein Volk auf, wird in diesem Moment selbst einmal, oder noch besser, von zwei Seiten zugleich daruntergeschossen, ist es durch häufige Beunruhigung nicht zu wild gemacht und früher der Hahn davon weggenommen, so sprengt es sich zuweilen, und dann halten die einzelnen Individuen, besonders wenn sie in Remisen oder im Gesträuch liegen, den Hund noch aus.

Besser ist es jedoch immer, die Schießjagd auf Hühner einzustellen, wenn sie in der Regel nicht mehr fest liegen, und sich an den Fang zu halten.

§. 37. Hier noch einige Bemerkungen über das Zeichnen [1]) der Rebhühner, wenn sie im Fluge durch den Schuß verwundet werden.

a) Das tödlich getroffene nimmt gleich im Fallen die Flügel dicht an den Körper zusammen, zappelt gemeiniglich, auf dem Rücken an der Erde liegend, mit den Ständen, oder schlägt, auf dem Bauche ruhend, mit den Flügeln, und schwankt dabei mit dem Kopf hin und her, bis es verendet hat; im Moment der Verwundung stieben öfters Rücken- und Bauchfedern umher.

b) Schnellt es sich, wenn es aus der Luft herab bis auf die Erde gefallen ist, mit möglichster Anstrengung, mit zusammengelegten oder ausgebreiteten Flügeln gerade in die Höhe, ohne von der Stelle wegzukommen, so ist dies ein Zeichen tödlicher Verwundung am Kopf.

c) Jedes tödlich verwundete ruckt, wenn es ja noch fortzieht, doch stark zusammen, bewegt aber von diesem Augenblick an die Flügel nur sehr langsam, oft fast unmerklich, und stürzt, indem es diese zusammennimmt, bald leblos herab.

d) Das waidewund geschossene ruckt gleichfalls in der Luft zusammen, zieht entweder mit herunterhängenden Schenkeln gerade fort und fällt dann ein, oder es steigt immer höher und höher, bis es im Fluge noch endend herabfällt.

e) Das flügellahme fällt gemeiniglich auf der Stelle, doch auch wol, wenn der Knochen nicht ganz zerschmettert ward, erst nach einigen Augenblicken, bei einer plötzlichen Seitenwendung, unter sichtbarer Anstrengung, weiter fliegen zu wollen, schräg abwärts ein, läuft aber, sowie es zur Erde kommt, augenblicklich und schnell so weit es kommen kann.

f) Ein Rebhuhn, das nach dem Schusse in der Luft zusammenruckt, auch wol mehr oder weniger Federn verliert, doch aber, ohne die ihm sonst

1) Die folgenden Bemerkungen gelten fast bei allen, selbst stärkern Federwildarten. W.

eigene Flügelbewegung zu verändern, fortzieht und allein oder mit mehrern einfällt, ist gewöhnlich gestreift oder doch nur leicht verwundet. Bleibt es beim Volke, so überzähle man dieses, während es fortstiebt, suche es dann, sobald das Gewehr geladen ist, wieder auf und gebe, wenn es nun aufsteht, abermals auf die Zahl der Individuen Acht. Fehlt gegen die vorherige nur eins, so ist es höchst wahrscheinlich das kranke. Man lasse dann dem Hunde Zeit, es ausmachen zu können, weil es sich gewiß möglichst verborgen hat und gewöhnlich sehr fest liegt.

g) Sieht man einen oder beide Stände oder Schenkel herunterhängen und im Fortstieben hin- und herschleudern, so ist dies ein Merkmal der örtlichen Zerschmetterung. Ein so verwundetes Huhn liegt gleichfalls da, wo es einfällt, schon wegen der Schmerzen sehr fest, um so mehr aber hat man Ursache, genau danach zu suchen, weil es sich laufend nicht fortbewegen kann, sondern entweder vom Hunde gefangen oder beim Aufstehen noch einmal geschossen werden muß.

§. 38. Wenn die Rebhühner nicht mehr halten (gemeiniglich also gegen Ende des Monats October), geht im allgemeinen die Fangzeit an. Mit den §. 34 A beschriebenen Hochgarnen dauert sie so lange, als starker Frost das Vorstoßen der Löcher zu den Stellstangen nicht unmöglich macht.

Zwar ist die Anschaffung dieser Hochgarne mit nicht unbeträchtlichen Kosten und die Ausübung des Fanges mit mancher Schwierigkeit verbunden, aber weder an Orten, wo es viele Rebhühner gibt, noch an solchen, wo sie rar sind und wo vielleicht nur Zughühner einfallen, gibt es ein besseres Mittel, denselben Abbruch zu thun; denn theils beschädigen sich die in Hochgarnen gefangenen Hühner weniger als die, welche in Steck- und andern Garnen eingehen, theils werden auch die scheuesten, welche allen andern Garnen ausweichen, durch Anwendung der Hochgarne noch überlistet. Bei nebeligem Wetter kann den ganzen Tag über diese Fangart ausgeübt werden, bei hellem nur gegen Abend; doch darf es, weder in diesem noch in jenem Falle, windig oder gar stürmisch sein. Man verfährt dabei auf folgende Weise:

Kann man vorhergegangener Beobachtungen zufolge oder aus andern Gründen muthmaßlich Kunde erhalten, wo Rebhühner liegen, so stellt man die Hochgarne da auf, wohin die in der Folge aufgesprengten Völker wahrscheinlich stieben werden.

Am liebsten fliegen sie überall gegen den Wind. Hierauf muß, vorzüglich in ganz freien Feldgegenden, Rücksicht genommen werden; weniger da, wo Feldhölzer oder große Remisen und Hecken sich befinden, denn hier eilen sie diesen fast immer zu.

Dergleichen Wahrnehmungen gemäß werden sämmtliche vorräthige Hochgarne nebst allem Zubehör an Ort und Stelle gebracht, erstere dann

der Länge nach dicht nebeneinander so ausgeschlagen, daß die Oberleine dem Winde entgegen, oder nach den Feldbüschen und Remisen hinwärts liegt.

Am vordern Wechsel (Ende) des ersten legt man hierauf die erste starke Stellstange quer über das Gemäsch so nieder, daß der Knopf auf der Oberleine ruht; eine schwächere kommt in eben dem Maße auf das Mittel, und die zweite starke auf den hintern Wechsel desselben Garns, und so wird fortgefahren bis zum Endwechsel des letzten.

Der Lage sämmtlicher Stangen zufolge bestimmen die untern Spitzen derselben die Stellen, wo mit dem Pfahleisen nun so tiefe und weite Löcher in die Erde gestoßen werden müssen, daß die Stangen, wenn sie aufgerichtet sind, ohne merklich zu wanken, darin feststehen.

Am Knopfe der ersten starken bindet man dann eine Windleine nebst dem Anfange der Oberleine des Garns fest, legt die schwächere Mittelstange vor der Hand auf die Seite und befestigt am Knopfe der zweiten starken gleichfalls eine Windleine nebst dem Ende der straff angezogenen Oberleine. So geht es fort bis ans Ende sämmtlicher Garne.

Wenn die Stellstangen, je zwei und zwei zugleich, mit den angebundenen Garnen aufgehoben und in die Löcher gesetzt sind, auch die Erde fest angetreten worden ist, schiebt man vorn am Garne den Kerb jeder schwächern Mittelstange, gerade über dem für sie bestimmten Loche, unter die Oberleine, setzt sie dann gleichfalls ein und tritt die Erde fest.

Dann werden sämmtliche Windleinen an den für sie bestimmten Hefteln angeschleift und letztere so in den Boden eingetrieben, daß vermittels der erstern das Schwanken der Stangen verhindert wird. Uebrigens ist vorzüglich dahin zu sehen, daß die Windleine des Endwechsels am ersten Garne über den Anfangswechsel des zweiten, und die Windleine des Anfangswechsels des zweiten über den Endwechsel des ersten hinaus sehr fest angezogen und mit den Hefteln (jedesmal hinter den Garnen) in den Boden so eingetrieben wird, daß die Stellstangen, an welchen sie befestigt sind, dicht nebeneinander und unbeweglich stehen.

Wenn nun sämmtliche Garne, wie sie sollen, hinter den Stangen busenreich hängen, nimmt man die Unterleinen eines jeden so in die Höhe, daß der Busen noch bis auf die Erde reicht, und bindet sie mit starken Bindfaden an den Kerben der Wechselstangen, aber nicht an der Reservestange fest.

Ist endlich die ganze Garnwand gerichtet, so legt sich an jedem Ende derselben und in der Mitte ein Mann platt auf der Erde nieder; ein paar Jäger mit ihren Hunden aber, oder, noch besser, statt dieser von einigen Knaben begleitet, machen einen großen Bogen, stellen sich am Ende des

Bezirks, auf welchem die Rebhühner muthmaßlich liegen, den Garnen gegenüber in gerader Linie und gleichen Entfernungen voneinander an und treiben auf die Wand zu.

Sobald ein Volk einfliegt und sich fängt, springen die an derselben liegenden Gehülfen auf, werfen zuerst in möglichster Geschwindigkeit die Reservestange des Garns, in welchem die Hühner hängen, um, heben dann beide dazu gehörige Wechselstangen aus, legen es nach vorn zu nieder, lösen die Gefangenen aus und verwahren sie in einem Sacke.

Bis dies alles geschehen und das Garn wieder gerichtet ist, bleiben die Treibenden stillstehen und gehen erst, auf ein von den Gehülfen an der Wand erhaltenes Zeichen weiter vorwärts.

§. 39. Der Fang mit dem Glockengarne findet nur im Spätherbste und im Winter statt. Um ihn auszuüben, wählt man dazu einen freien Ort, wo man Rebhühner öfters angetroffen hat, poschet (kirret) sie dahin mit gesottenem Weizen oder Hanf [1]) an, fügt, wenn Schnee liegt, auch Braunkohlblätter hinzu und umzieht die Kirrungsstelle (die nicht viel größer sein darf als der Raum, welchen das darauf zu stellende Glockengarn einnimmt) etwa 8 bis 9″ über der Erde mit einem an kleinen Pflöckchen befestigten schwarzen Faden. Diesen scheuen die Hühner nicht, sondern laufen unter demselben weg, Krähen hingegen und andere Vögel werden dadurch abgehalten, das ihnen nicht bestimmte Futter wegzukapern.

Sobald es ein paarmal abgenommen ist, pflöckt man das Garn, ohne es sehr straff anzuziehen, in allen vier Ecken mit Haken an der Erde recht fest. Nachdem es nun vermittels eines nicht biegsamen, hinlänglich starken, mit der untern Spitze fest in den Boden getriebenen Stabes, an dessen oberm flach abgerundeten Ende der messingene, in der Mitte des Netzes befindliche Ring festgebunden wird, so in die Höhe gespannt ist, daß auf jeder der vier Seiten zwischen der Erde und dem Gemäsche eine Lücke entsteht, durch welche die Hühner gemächlich hineinschlüpfen können, füttert man unter der Glocke selbst stark, rund herum aber nur schwach vor.

Ist nun das Geäse abermals abgenommen, so knüpft man an dem Ringe einen Faden und an diesem einen Büschel vollkörniger Weizenähren so an, daß ersterer am Stabe herab, letzterer aber etwa eine Querhand über der Erde hängt, körnt jedoch etwas schwächer. Bemerkt man, daß die Hühner an den Aehren gepickt haben, so wird beim nächsten mal Füttern ein frischer Aehrenbüschel angeschleift, der Ring aber losgebunden und auf dem rundlichen Kopfe des Stabes so aufgelegt, daß das Picken an den Aehren und das dadurch entstehende Zupfen an dem Faden hinreicht, ihn in

1) Beides wird deshalb gesotten, um das Keimen zu verhüten.

Bewegung zu setzen und zu machen, daß er am Stabe herabgleitet, wodurch die unter der Glocke befindlichen Näscher mit dem Netze überdeckt werden.

Bei hinlänglicher und anhaltender Windstille mislingt diese Fangart, in vorstehendem Maße betrieben, selten. Bei stürmischer Witterung hingegen ist sie gar nicht anwendbar, denn theils scheuen sich die Hühner dann vor der Bewegung des Netzes, theils kann es nicht fehlen, daß, wenn selbiges fangbar steht, ein sehr geringer Luftzug den nur leicht auf dem abgerundeten Kopfe des Stabes hangenden Ring erschüttert und so das Ganze einwirft.

Auch sind gemeiniglich nur sehr wenige von den unter der Glocke gefangenen Hühnern zum Aufbewahren brauchbar, weil sie oft geraume Zeit unter dem Garne verweilen müssen, ehe sie ausgelöst werden, und dann durch das anhaltende Flattern sich mehr oder weniger beschädigen.

§. 40. Peinlich fühlt der Verfasser das Schwierige, ja fast die Unmöglichkeit, dem Ungeübten das Verfahren bei Anwendung des Treibezeugs schriftlich so genau darzustellen, daß ihm gar nichts dunkel bleiben, oder doch nicht Fälle vorkommen sollten, welche blos durch eigene Ueberlegung und Vorsicht beseitigt werden müssen. Soviel er indessen bei der angestrengtesten Bemühung und nach Zuratheziehung sehr erfahrener Männer vermag, soll geleistet werden.

Fruchtlos würde das Unternehmen bleiben, den Fang mit dem Treibezeuge zu versuchen, ehe Felder und Wiesen größtentheils leer sind, oder ehe die jungen Rebhühner geschildert haben, weil sie gewöhnlich dann erst willig sich treiben lassen; und natürlicherweise kann er länger nicht stattfinden, bis starker Frost eintritt. Denn theils wird bei diesem das Stellen der Garne unmöglich, theils laufen dann die Hühner vor dem Schilde nicht mehr, sondern stehen bei fortgesetzter Annäherung auf.

Ueberhaupt gelingt diese Fangart im October in den frühern Morgen- und spätern Nachmittagsstunden am besten, späterhin im Jahre aber kann jede Tageszeit dazu benutzt werden.

§. 41. Vor allen Dingen ist es nothwendig, sich jedesmal im voraus davon zu unterrichten, wo das Volk, dessen man habhaft werden will, liegt.

Morgens erlangt man am besten hiervon Kunde durch das Verhören. Wie schon oben gesagt worden, hält sich das Volk wenigstens in der Nachbarschaft des Orts, wo es nach dem dritten Rufe einfällt, insofern keine zufällige Störung erfolgt, gemeiniglich lange genug auf, um das Zeug legen und das Eintreiben vornehmen zu können.

Um den Punkt, wo die Hühner liegen, ganz genau erforschen zu können, steige man, wenn sich Gelegenheit dazu findet, gleich beim Verhören auf einen in der Nachbarschaft stehenden Baum, oder auf eine mit Sträuchern

bewachsene Anhöhe und beobachte von da aus, ob sie sich drücken oder weiden. Immer gebe man dabei auf ihr Benehmen Acht. Hat der Jäger ein hinlänglich scharfes Auge, so wird er sie, bis der Tag völlig angebrochen und die Sonne aufgegangen ist, auf dem Stoppelfelde immer mit aufgerichteten Köpfen sitzen oder herumlaufen und endlich nach längerer oder kürzerer Zeit sich drücken sehen.

Wäre dies aber nicht der Fall, so muß er das aufgespannte Schild, an den Handhaben gefaßt, so vor sich nehmen, daß die darauf gemalte Kuh, mit dem Kopfe vorwärts gerichtet, nach den Hühnern zugekehrt steht. Erst weiter, dann immer enger kreisend, suche er sie, vom Schilde gedeckt, ins Auge zu fassen, jedoch mit Vorsicht, um sie nicht aufzusprengen, denn in der Frühstunde beunruhigt, bleiben sie um diese Jahreszeit den ganzen Tag über wild. Laufen sie ununterbrochen, so greife man immer von weitem so vor, daß sie dem Orte, wo das Zeug gelegt werden soll, weder zu nahe kommen, noch sich zu weit davon entfernen können. Endlich werden sie sich hinter einem Raine oder in einer Furche drücken. Den Ort, wo dies geschieht, merke man genau.

Immer noch hinter dem Schilde verborgen [1]), ziehe man sich nun dahin zurück, wo das Zeug aufbewahrt ist.

§. 42. Auf die Wahl des Orts, wo, und die Art, wie das Treibezeug gelegt wird, kommt ungemein viel an; der junge Waidmann befolge daher nachstehende Regeln genau.

a) Die vorher schon wahrgenommene Wildheit oder Ruhe der Hühner setzt den Jäger in Stand zu bestimmen, ob er das Zeug weiter von ihnen abwärts oder mehr in ihrer Nähe legen darf; doch kann dies eher in zu großer als in zu kleiner Entfernung geschehen.

b) Nicht leicht lassen sich die Hühner quer über Raine und Furchen weg, und im freien Felde anders als gegen den Wind treiben; dahin muß also auch der Zeughamensack gerichtet liegen.

c) Nur wo Feldbüsche vorhanden sind, darf man, mit Rücksicht auf die Erfahrung, daß morgens die Hühner sich williger dem Holze zu-, gegen Abend aber von demselben abwärtstreiben lassen, die Garne im Seitenwinde stellen, wenn es gegen den Wind nicht geschehen kann; aber auch hier nur im Nothfall ganz unter dem Winde.

d) Der Hamen muß jederzeit in einer Ackerfurche, oder doch in einer grasleeren, seichten, über das ganze Zeug hinausreichenden Vertiefung gelegt, auch bei sehr scheuen Hühnern, oder bei solchen, welche schon einmal vor

---

1) Ist eine Wendung mit dem Schilde nothwendig, bei welcher der Jäger es nicht vermeiden kann, zum Vorschein zu kommen, so mache er diese hinter einem Strauche oder in einer Vertiefung, oder lege sich dabei auf die Erde. W.

diesem oder einem andern Garne gewesen sind, mit grünem Reisig leicht verdeckt werden. Gern legt man das Zeug in dieselbe Furche, in welcher sich die Hühner gedrückt haben, nie weit von diesem Orte seitwärts.

e) Beim Stellen selbst schlage man erst das ganze Zeug aus, dann ziehe man vermittels des Leinchens, welches am hintern Hamensackende durch das Gemäsch gezogen ist, letzteres scharf zusammen und treibe, nachdem die Leine straff angezogen worden, den daran befindlichen Heftel so tief als möglich in die Erde. Um aber auf jeden Fall gesichert zu sein, daß die Sacköffnung sich leicht erweitere, schleife man vor dem Zuge noch ein Hülfsleinchen darum. Dann ziehe man die Hamenspiegel so auseinander, daß sowol die Einkehlen als das äußere Garn unbeweglich und ganz gerade stehen.

Hierauf wird der Himmel, indem man seine Seitenwände möglichst straff anspannt, durch die an letztern befindlichen Spieße an der Erde befestigt, endlich auch das stramm ausgedehnte Geleiter, gleichfalls vermittels der daran eingebundenen Stäbchen, welche so tief als möglich in den Boden zu drücken sind, aufgestellt, und zwar so, daß beide Wände, vom Himmel an, ein kleines Stück parallel laufen, dann aber allmählich nach vorn zu sich immer mehr und gleichmäßig voneinander entfernen.

Zum Beschluß befestigt man das ganze Zeug vermittels der dazu bestimmten hölzernen Häkchen genau an der Erde, und setzt da, wo ein Spieß etwa nicht recht feststeht, von außen eine Strebemücke an.

Bei allem hier Gesagten verfahre man mit möglichster Genauigkeit, ohne jedoch die Zeit unnütz zu verschwenden. Alles Geräusch und aller Lärmen muß sorgfältig vermieden werden.

§. 43. Noch bleibt nun die schwierige Arbeit, die Rebhühner dem Zeuge zu- und in dasselbe hineinzutreiben, übrig. Zu diesem Ende verberge sich der Jäger auf eben die Art, wie §. 41 gesagt worden, hinter das Schild und gehe in einem so großen Bogen um den Ort, wo das Volk sich gedrückt hat, herum, daß er etwa 150 Schritt, nach Befinden auch wol noch weiter hinter dem Volke, dem Zeuge gegenüberkommt. Von hier aus nähere er sich langsam und vorsichtig dem Lager und bemühe sich, die Hühner durch die im Schilde befindlichen Löcher ins Auge zu fassen. Sobald er sie erblickt und dabei gewahr wird, daß eins oder mehrere den Kopf aufrichten, bleibe er auf der Stelle mit dem Schilde so lange unbeweglich stehen, bis sie es annehmen, d. h. bis sie, ohne Wildheit zu verrathen, danach hinsehen und dann vorwärts laufen. Nur selten wird es nöthig sein — beim fernern Eintreiben darf es nie geschehen — sie durch Räuspern oder Husten aus der Ruhe zu wecken, und immer ist es ein mislicher Versuch, sie auf diese Weise dahin zu bringen, daß sie das Schild annehmen; lieber bleibe

man stundenlang still hinter demselben stehen und erwarte mit Geduld den Zeitpunkt, wo sie es von selbst thun.

Laufen sie beim ersten Regewerden gleich auseinander, blicken sie dabei wild umher, oder fangen sie gar an, mit dem Schwänzchen zu schnippen, so kann man sich überzeugt halten, daß das Geschäft des Eintreibens mit Schwierigkeiten verbunden sein und nur bei Anwendung aller möglichen Behutsamkeit gelingen wird. Am besten ist es, sich in diesem Falle langsam, mit dem Schilde rückwärts gehend, zu entfernen. Nur behalte man die Hühner stets im Gesicht und nähere sich behutsam wieder, wenn sie sich vereinigt haben und ruhig zu werden anfangen. Drücken sie sich, so muß gerade so wie im Anfange verfahren werden; laufen sie aber weidend vorwärts, so folge man bedächtig und greife in gehöriger Entfernung seitwärts immer so vor, daß sie nach und nach sich dem Zeuge nähern müssen. Oft wird man mehreremal sich zurückziehen, alles wieder von vorn anfangen und Stunden, ja, wenn sie sich sehr schüchtern bezeigen, halbe Tage lang Geduld haben müssen; zuweilen aber laufen sie auch recht willig dahin, wohin man sie haben will. Vorzüglich suche man sie, wenn sie die nach dem Zeuge hinführende Vertiefung annehmen, in derselben zu erhalten, und folge langsam, aber ununterbrochen, solange sie ruhig vorwärts gehen.

Doppelte Behutsamkeit wird nöthig, wenn sie sich dem Geleiter nähern, um durch zweckmäßiges Vorgreifen zu verhindern, daß keins beim äußersten Ende der Flügel desselben weggehe; denn sonst folgen sie alle.

Hat man sie sämmtlich zwischen das Geleiter gebracht, so nähere man sich sehr langsam, gebe aber genau Acht, ob eins oder mehrere mit dem Schwänzchen schnippen; denn bei diesem sichern Merkmal, daß ihnen die Sache verdächtig wird, ist es hohe Zeit, sich mit dem Schilde zurückzuziehen; auch dann erst, und zwar nicht geradezu, sondern immer hin und her sich wendend, vorsichtig näher zu gehen, wenn sie zwischen dem Geleiter weiden oder doch ruhig dort herumlaufen. Nur suche man es zu verhüten, daß sie nicht wieder aus demselben herauskommen, sondern bemühe sich, durch abwechselndes Nähern und Zurückgehen mit dem Schilde sie dem Himmel zuzutreiben.

Sobald nur erst eins oder ein Paar vom ganzen Volke unter demselben hinlaufen, folgen die übrigen gewiß, und nun ist es Zeit, hinter dem Schilde verborgen, rasch hinanzueilen, um das Zurückprallen zu verhindern.

Haben sie die letzte Einkehle des Hamens passirt, so springe man hinzu, werfe, da sie sich nun alle am Ende desselben befinden, den Rock darüber, verbinde mit einem Leinchen dicht vor ihnen den Sack, ziehe den an der Zugleine befindlichen Heftel aus der Erde, öffne das Loch am Hamen nur so weit, daß man mit der Hand hinein kann, nehme jedes Stück einzeln heraus, verschneide den zum Verspeisen bestimmten Hähnen sogleich die Flügel, stecke sie

in die eine Abtheilung eines Sackes, an dem der Boden in der Mitte eingenäht, der aber an beiden Enden offen ist, die Hennen und eine ihnen gleiche Anzahl Hähne aber mit unbeschnittenen Flügeln in die andere.

Beim Nachhausekommen werden sie dann in den dazu eingerichteten Kammern aufbewahrt und gefüttert, bis es die Umstände erlauben, die zum Aussetzen bestimmten wieder an schicklichen Orten ins Freie zu bringen, die überflüssigen Hähne aber in der Küche zu verbrauchen.

§. 44. Höher am Tage muß man die Rebhühner, welche im Treibezeuge gefangen werden sollen, erst mit dem Hühnerhunde aufsuchen. Halten sie ihn aus, was freilich zu der Zeit, wo sie sich am besten treiben lassen, selten geschieht, und steht er fest, so kreist man hinter dem Schilde so lange den Platz, bis man sie liegen sieht, zieht sich dann zurück, ruft oder pfeift aber den Hund, insofern man mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß er aushält, nicht eher ab, bis das Zeug gelegt ist. Nachdem hierauf der Hund ab- und an die Leine genommen worden, bleibt das Verfahren beim Eintreiben unverändert so, wie der Leser es §. 43 angegeben findet.

Steht hingegen in der Suche ein Volk Hühner auf, oder muß man es, wenn der Hund nicht Appell genug hat, sich nach Willkür des Jägers abpfeifen zu lassen, aufsprengen, so gibt man genau Acht, wo sie einfallen, und ob sie da sich drücken oder ob sie laufen. In beiden Fällen wird der Hund an die Leine, das Schild aber zur Hand genommen und alles das verrichtet, was von §. 41 bis 43 gesagt wurde.

§. 45. In Revieren, wo Felder mit Gebüsch abwechseln, oder wo viele lange Hecken und Remisen vorhanden sind, ist für den einzelnen Jäger mit dem Treibezeuge selten, und höchstens nur am frühen Morgen etwas auszurichten; hat er hingegen einen verständigen Kameraden und stehen ihm ein paar dazu abgerichtete Leute zu Gebote, so ist der Fang mit demselben nirgends leichter und mit sichererm Erfolg auszuüben, als in solchen Gegenden.

Bekanntlich fallen da die aufgesprengten Hühner fast immer am Rande der Gebüsche oder an den Remisen ein. Besteht nun das Holz aus einer schmalen, nicht zu langen Streife und wird sie von Feldern oder Wiesen auf beiden Seiten begrenzt, so stellt man auf jeder, etwa 100—150 Schritt abwärts vom Holze, einen Gehülfen im Freien an. Beide geben Acht, ob sich die Hühner, während in gehöriger Entfernung von ihnen der Jäger da, wo er Gelegenheit dazu findet [1]) — womöglich am entgegengesetzten Ende des Gebüsches —, mit dem Zeuge verlegt, wieder ins Feld ziehen wollen. Sobald einer von ihnen sie am Rande laufend erblickt, so fängt er, erst stillstehend, ganz leise zu husten an, damit sie ins Gebüsche zurückgehen.

1) Den Hamen und Himmel bringt man gern auf einen glatten Steg, das Geleiter aber läßt man wie gewöhnlich auf beiden Flügeln sich ausbreiten. W.

Will dies keine Wirkung thun, so muß er blöken wie ein Schaf, sich auch wol, ohne näher zu gehen, etwas hin- und herbewegen, sobald sie aber wieder ins Holz eilen, sich ruhig verhalten.

Ist der Jäger mit dem Verlegen zu Stande, so zieht er sich, nachdem ein dritter Gehülfe in einiger Entfernung vom Hamen sich im Gebüsche so versteckt hat, daß er das Zeug übersehen kann, an das entgegengesetzte Ende der Holzstreife. Die Beobachter an den Seiten gehen gleichfalls mit zurück, halten sich aber, während der Jäger allein oder mit Beihülfe eines sehr folgsamen, kurzsuchenden Hundes, von Zeit zu Zeit hustend und blökend, auch wol den gewöhnlichen Zuruf nachahmend, dessen sich der Bauer bedient, um sein Zugvieh anzufeuern, im Gesträuche vorwärts geht, auf den Flügeln in einiger Entfernung vom Holze immer etwas vor.

Wenn einer von ihnen nur ein Huhn am Rande gewahr wird, muß er sich hustend melden, damit es umkehre und das Volk sich immer mehr nach dem Zeuge hinziehe.

Läuft es nun im Geleiter ein und kommt es erst unter den Himmel, so eilt der im Gebüsche verborgene Mann, jedoch ohne Geräusch zu machen und ohne sich dem Geleiter zu nähern, vor das Zeug und treibt die Hühner in den Hamen.

Da in Gegenden, wo es viele Rebhühner gibt, mehr als ein Volk in einem solchen Holzbezirke liegen kann, so muß der Gehülfe am Zeuge, sobald die gefangenen Hühner am Ende des Hamens sind, diesen vor denselben mit einer Leine unterbinden, den Rock darauf werfen und sich wieder so lange verbergen, bis die Ankunft des im Holze zutreibenden Jägers vor dem Geleiter nicht mehr hoffen läßt, mehrerer habhaft zu werden.

Dann erst werden die eingegangenen ausgelöst.

Fiele ein im Felde rege gemachtes Volk in breiten, zusammenhängenden Gehölzen ein, so ist es doppelt nöthig, den Punkt, wo dies geschieht, genau wahrzunehmen. Dieser Beobachtung zufolge muß, während der Jäger am schicklichsten Orte, in gehöriger Entfernung vor den Hühnern verlegt, ein Gehülfe am Feldrande beobachten und überhaupt sich der beim Fange in schmalen Gebüschen gegebenen Anleitung gemäß benehmen; ein zweiter hingegen stellt, einem mit dem Holzrande parallel laufenden Wege oder Stege entlang, in aller Stille S t e c k g a r n e. Dieser verrichtet, nebst dem Jäger, welcher das Verlegen besorgte, nach vollendeter Vorarbeit das Eintreiben ganz so, wie oben gesagt; auch wird alles übrige auf gleiche Weise behandelt. Nur müssen am Ende auch die Steckgarne besucht und aufgehoben werden.

Hätte ein rege gemachtes Volk in einer Remise oder Feldhecke Schutz gesucht, so würde dem einzelnen Manne das Geschäft, es einzutreiben, sehr schwer fallen.

Ohne Versuche dieser Art gemacht zu haben, glaubt der Verfasser, daß, um den Fang unter diesen Umständen mit gutem Erfolg zu betreiben, zwei mit der Sache hinlänglich vertraute Jäger und zwei Schilder erforderlich sind. Von letztern gedeckt, würden erstere — wenn, nach Maßgabe des Windes und in gehöriger Entfernung von den Hühnern, an einem oder dem andern Ende der Remise oder Hecke so verlegt worden wäre, daß der Himmel dicht am Gesträuche, das Geleiter desselben aber wie immer vorwärts und allmählich aus einander gezogen stünde — am entgegengesetzten Ausgange der Remise, etwa 20—30 Schritt von derselben entfernt, an beiden Seiten sich vertheilen und dann beim Eintreiben nach §. 43 verfahren müssen. Noch sicherer möchte man indessen wol auf folgende Art zum Zwecke gelangen:

Das Zeug würde so gelegt, daß der Wind von demselben auf die Hühner hinstriche. Dann müßten die zwei Jäger mit den Schildern sich nebst einem dritten, welcher einen fermen gelassenen Hühnerhund führte, an das entgegengesetzte Ende der Hecke begeben, und indem letzterer längs derselben langsam fortsuchte, an beiden Seiten sich im Freien immer etwas vorziehen. So würde verhindert werden, daß die Hühner, was sonst leicht der Fall sein möchte, nicht unbemerkt rückwärts laufen könnten; stünde aber der Hund an der Remise in der Positur, welche er vor dieser Federwildart gewöhnlich macht, so wäre es ein Beweis, daß das ganze Volk oder ein Theil desselben sich gedrückt hätte.

Auf ein von dem, welcher den Hund stehen sähe, gegebenes verabredetes Zeichen müßten nun die Schildführer sich bis gegen den Hund zurückziehen, dann von beiden Seiten sich vorsichtig der Hecke nähern und erforderlichenfalls durch Husten und dergl. die Hühner zum Laufen zu bringen suchen; oder der dritte Jäger müßte den Hund langsam avanciren lassen, während die beiden mit Schildern versehenen sich wieder etwas vorhielten, bis einer oder der andere bemerkte, daß sie wieder vorwärts gingen. Sollten sie ja aufstehen, so würden sie doch, insofern es nicht ganz dicht vor dem Zeuge geschähe (woran fast immer ein Uebereilungsfehler schuld sein möchte), und wenn sie überall, besonders an diesem Orte, vorher nicht zu stark beschossen wären, vor oder zwischen dem Geleiter wieder einfallen und dann um so leichter ins Garn laufen.

§. 46. Der Verfasser behandelte das Benehmen bei Anwendung des Treibezeugs deshalb besonders ausführlich, weil er diese Art des Rebhühnerfanges aus folgenden Gründen für die beste unter allen hält:

1) Es ist die einzige, bei welcher der Jäger hoffen kann, des ganzen Volks auf einmal habhaft zu werden. Nach der dabei befindlichen Zahl der Hähne und der Hennen kann er zugleich am besten bestimmen, wie viel Stück der erstern er zum Wiederaussetzen mit unverstutzten Flügeln aufbewahren soll.

2) Die im Treibezeuge gefangenen Hühner beschädigen sich, vorzüglich wenn der Hamen spiegelig gestrickt ist, weit weniger als in solchen Garnen, in denen sie eingehen, ohne daß der Jäger sogleich dabei ist, um sie auslösen zu können. Gleichwol ist der hieraus entspringende Vortheil größer, als ein angehender Waidmann, der nicht weiß, daß ein großer Theil der im Garne auch nur leicht verletzten Rebhühner in der Kammer wie im Freien zu Grunde zu gehen pflegt, wol glauben sollte.

3) Der junge Jäger erhält, wenn er unter der Aufsicht eines sachverständigen Principals steht, bei öfterer Anwendung des Treibezeugs eine vortreffliche Uebung in der Geduld, Gelassenheit und Behutsamkeit; alles Tugenden, die ihm überall sein ganzes Leben hindurch unentbehrlich sind. Nur muß der Lehrherr ihn nicht gleich anfänglich bei einem begangenen Fehler durch ein rauhes oder hartes Betragen in Furcht setzen. Bei jeder Gelegenheit, und also auch bei dieser, folge der ersten Uebereilung gelinde und deutliche Zurechtweisung, öfterm Verschulden durch Nachlässigkeit ernstlicher Verweis, jeder Aeußerung von Brutalität und Unfolgsamkeit strenge Ahndung.

§. 47. Im Gebüsche, vorzüglich im Weidicht an Flußufern, leisten die Steckgarne gleichfalls sehr gute Dienste. In oder vor dem noch stehenden Getreide sie anzuwenden, halte ich für ebenso unrecht als unzweckmäßig. Denn theils wird beim Eintreiben ein beträchtlicher Theil der Frucht vernichtet, und dies wo immer möglich zu verhüten, ist dem rechtlichen Waidmanne unerlaßliche Pflicht; theils laufen die Hühner zu der Zeit, wo das Getreide noch auf dem Stiele steht, in demselben schwer oder gar nicht.

Man warte daher, bis alles, Kraut, Kartoffeln und Rüben etwa ausgenommen, abgeerntet ist, stelle dann die Steckgarne hinter und unter den vordersten Sträuchern eines, in der Nachbarschaft der Felder und Wiesen befindlichen, dichten Gehölzes der Länge desselben nach fortlaufend auf. Dann suche man ein oder mehrere Völker mit dem Hunde auf und bemühe sich, sie in das verstellte Gebüsch zu sprengen. Gemeiniglich fallen sie zuerst noch vor demselben ein; dann fangen sich oft schon mehrere Stück, indem sie laufend der Verborgenheit zueilen, in den Garnen.

Sollten aber die rege gemachten Hühner tiefer im Holze einfallen, so lasse man gerade vor dem Orte, wo dies geschah, die Netze stehen, hebe hingegen den Theil derselben, der von da aus unter dem Winde gestellt wurde, auf, stecke sie im Oberwinde ein Stück am Holzrande fort, dann oben in einer Entfernung von 50—60 oder mehr Schritt von dem Einfallspunkte quer durchs Gehölz, und auf der andern Seite wieder so weit herunter, als sie reichen wollen. Dies geschieht auf folgende Weise: Man läßt von jedem einzeln zusammengewickelten Garne nie mehr ablaufen, als ein zwischen zwei Spießen befindliches Stück, steckt gleich den ersten bis an den untern Saum

des Spiegelgemäsches ein, zieht es, damit der obere Saum nicht bauchig herabhänge, am zweiten Spieß fest an, schiebt auch diesen ebenso tief wie den ersten in die Erde, liest zugleich den Busen des Inngarns überall nach der Seite, von welcher die Hühner einlaufen sollen, gleichvertheilt ein und fährt so fort bis zum Endwechsel.

Wenigstens 18″ vorwärts von diesem wird mit dem ersten Spieße des zweiten Garns die unterste Masche des hintersten Spiegelnetzes gefaßt, dieser dann gehörig eingetrieben, auch die oberste Masche des ebengedachten Garns am Knopfe des Spießes angehängt, und dann immer fortgefahren, bis sämmtliche Steckgarne gestellt sind.

Hauptregel ist es, darauf zu sehen, daß dies soviel als möglich im Zickzack und unter dickem Gesträuche geschehe, weil dadurch der Fang sehr erleichtert wird, indem die Hühner confus und die Garne gar nicht oder doch zu spät gewahr werden.

Sind nun auf diese Weise die vorräthigen Steckgarne sämmtlich fängisch gestellt, so wird das Eintreiben auf eben die Art verrichtet, wie dazu beim Fange mit dem Treibezeuge im Holze (§. 45) Anweisung gegeben worden ist.

Der einzelne Jäger muß bei diesem Geschäft gleichfalls im Besitz eines fermen, gelassenen Hundes sein, der den laufenden Hühnern vorsichtig und langsam nachzieht. Bemerkt er an diesem, daß sie da hinauswollen, wo keine Garne stehen, so ruft er ihn ab und greift so vor, daß er sie auf dieselben hintreiben zu können hoffen darf.

Mag indessen beim Stellen alle Vorsicht und Genauigkeit beobachtet worden sein, so wird zwar oft der größere Theil der Individuen eines Volks, aber selten oder nie das ganze auf einmal gefangen. Auch laufen die übriggebliebenen Glieder desselben an dem nämlichen Tage und oft sogar nach einer ganzen Woche nicht wieder in die Steckgarne ein, besonders wenn beim ersten Versuche der alte Hahn entkam.

Mit dem Auslösen der gefangenen Hühner eile man soviel als möglich, untersuche die, welche aufbewahrt oder wieder ausgesetzt werden sollen, ob und wie sie durch das Flattern im Inngarne verletzt worden sind, und bestreiche gleich beim Nachhausekommen die wunden Stellen mit Leinöl oder ungesalzener Butter. [1])

Es ist unjägermäßig, die Steckgarne aufs Gerathewohl im Gesträuche, wo öfters Rebhühner einzufallen pflegen, umherzustellen und sie sowol mehrere Tage und Nächte stehen lassen, theils weil die sich fangenden Hühner, auch wol Waldschnepfen, oft mehrere Stunden sich quälen und tödlich be-

1) Eine halbe Tasse Leinöl, mit dem Gelben und Weißen von einem Ei zur Salbe geschlagen und damit die wunden Stellen oft bestrichen, ist hier wie bei allen und jeden Hautverletzungen und Ausschlägen (wenn diese nicht syphilitischer Art sind) das schnellste Heilmittel. W.

schädigen müssen, theils weil sie nicht selten das Opfer der Raubthiere werden, und endlich, weil bei diesem Verfahren die Netze sehr bald gänzlich zu Grunde gehen.

§. 48. Der gewöhnliche Tiras wird nur so lange mit Nutzen verwendet, als die Hühner während der Mittagsstunde in der noch auf dem Stiele stehenden Sommerfrucht oder im hohen Grase recht festliegen; der größere hingegen (das Schneenetz) nach einer soeben gefallenen Neue, ehe sie auf die Weide ausgehen.

Im ersten Fall suchen zwei Jäger mit einem hierzu abgerichteten Hühnerhunde einzelne Getreidestücken oder Wiesen ab. Sobald der Hund anzieht und stutzt, der Herr desselben auch an seiner Stellung gewahr wird, daß er Hühner vor sich hat, läßt er ihn avanciren, bis er feststeht, und dann Couche machen. Hierauf ergreift jeder der beiden Kameraden ein Ende der am Vordertheil des Tirasses eingezogenen Leine, und so ziehen sie ihn von hinten über den Hund weg, bis das durch das Geräusch des mit dem Hintertheil auf dem Getreide oder Grase hinschleifenden Garns bewirkte Auffliegen einiger Hühner, gemeiniglich zuerst der Alten, die sich dann im Netze verwickeln, ihnen anzeigt, daß das ganze Volk bedeckt ist. Sogleich lassen sie nun auch vorn den Tiras fallen, lösen die im Garne hangenden Stücke aus, untersuchen endlich genau, ob und wo die übrigen sich unter demselben gedrückt haben, und bringen sie mit den erstern in sichere Verwahrung.

Daß durch diese Fangart in Hafer- und Gerstenstücken den Körnern sowol als dem Stroh, im Kohlfelde aber dem Garne Schaden zugefügt werden müsse, läßt sich leicht begreifen. Rechtlicher-, billiger- und schicklicherweise ist sie daher nur im Grase, in Kartoffel- und Möhrenstücken, im Klee und in andern Futterkräutern auszuüben.

Bei Anwendung des Schneenetzes bedarf man keines Hundes, denn jedes irgend geübte Jägerauge wird die Hühner leicht da erblicken, wo sie sich verschneien ließen oder im Schnee gedrückt haben. Auf die Tageszeit kommt nichts an, nur ist es, wie schon oben gesagt, nöthig, ihrem ersten Ausgange auf die Weide nach der gefallenen Neue zuvorzukommen.

Auch muß das Garn in nicht ganz geringer Entfernung vom Lager schon ausgeschlagen und gegen den Wind, oder doch mit gutem Seitenwinde herangezogen werden.

Gewöhnlich liegt das anscheinend wachehaltende Huhn bald, nachdem es aufgehört hat zu schneien, einige Schritte weit von den übrigen entfernt. Drückt sich dieses bei der Annäherung mit dem Schneenetze, so darf man guten Erfolg erwarten; richtet es sich aber auf und fängt an zu rufen oder zu laufen, so kann man darauf rechnen, daß das ganze Volk nicht aushält und daß der Fang misglücken wird.

§. 49. Sämmtliche im Vorhergehenden und §. 51 erwähnte Garnarten müssen nach jedesmaligem Gebrauche beim Nachhausekommen ausgeschlagen, abgetrocknet, auch nöthigenfalls ausgebüßt und an einem nicht feuchten Orte, doch immer dem Luftzuge ausgesetzt und vor Beschädigung durch Ratten und Mäuse möglichst geschützt, auf Querstangen gehängt, aufbewahrt werden.

§. 50. Die Steige und das Glockengarn[1]) werden zu gleicher Jahreszeit zum Rebhühnerfange angewendet; auch Kirrung und Fütterung ist bei beiden sich gleich; der Fang mit der ersten ist sehr leicht und deshalb zu empfehlen, weil die Hühner bei demselben sich durchaus nicht verletzen, und weil man sie so lange stecken lassen kann als man will, ohne befürchten zu dürfen, daß Raubthiere oder Raubvögel ihnen beikommen könnten. Freilich darf man darauf nicht rechnen, des ganzen Volks gerade auf einmal habhaft zu werden; doch gehen, vorzüglich beim Schnee, die übriggebliebenen Stücke sehr bald danach, wenn auch einzeln, ein.

Beim Gebrauch dieses so nützlichen Instruments verfährt man auf folgende Art:

Wenn ein Volk den Kirrungsplatz einigemal angenommen hat, so setzt man die Steige auf denselben, bindet die Fallthürchen alle nach innen zu fest in die Höhe, und treibt die an den Füßen befindlichen Spitzen so tief in die Erde, daß die Leisten, an welchen das den leeren Raum zwischen den Thürcharnieren bedeckende Spiegelgemäsch befestigt ist, überall dicht aufliegen.

Haben Rebhühner das darunter und vor den Eingängen umhergestreute Futter an- und abgenommen, so läßt man, nachdem frisches vor- und daruntergeworfen worden, die Thürchen frei herunterhängen. Bei der auch diesen Thierchen eigenen Lüsternheit ahnen sie keine Gefahr, sondern heben die Fallthüren mit dem Köpfchen in die Höhe und schlüpfen von allen Seiten hinein, ohne wieder zurück zu können.

Im Winter, wenn Schnee liegt, muß die ganze obere Decke mit Stroh, oder besser noch mit Schnee belegt werden.

§. 51. Schon der Name Schneehaube gibt die Zeit an, zu welcher die Federwildart, von der im gegenwärtigen Kapitel die Rede gewesen ist, in diesem Garne gefangen werden kann.

Wie bei der Steige wird auch hier angepöscht; doch ist das Sieben der Körner unnöthig.

Haben die Hühner einigemal angenommen, so werden bei der viereckigen Schneehaube die Eckstäbe bis an den untern Saum der Seitenwände

---

1) Vgl. §. 39 d. Kap. Dort ist schon gesagt, daß und weshalb diese Fangart mislich sein muß; doch ergibt sich aus dem Gesagten das Verfahren bei derselben. W.

in die Erde gesteckt, letztere aber, nachdem die Einkehlen perpendikulär gestellt und die daran befindlichen Leinchen vor denselben mit kleinen Häkchen am Boden befestigt sind, ringsum verhakt, d. h. auf der Erde angepflöckt. Endlich treibt man auch den Mittelstab so tief und fest ein, daß der Himmel nicht bauchig herunterhängt und der Wind nicht damit spielen kann.

Die lange Schneehaube wird beim Aufstellen so straff als möglich auseinandergezogen, wodurch sich die Einkehlen, nebst den daran befindlichen Fallthürchen, von selbst fangbar stellen. Dann spannt man jede der an beiden Seiten des vordersten und hintersten Spriegels angeschleiften Leinen scharf an und nagelt sie vermittels der daran befindlichen Heftel auf dem Boden fest.

Daß bei jeder Schneehaubenart gleich so angeposcht (vorgefüttert) werden muß, wie es die Form derselben, wenn sie gestellt ist, fordert, verdient wol kaum Erwähnung.

Weder in der eckigen, noch in der langen fängt man ein ganzes Volk auf einmal; sind aber zuerst die Alten, oder ist doch der Hahn mit eingegangen, so werden die übrigen Glieder der Familie bald hernach auch überlistet.

Bestehen die Garne aus Spiegelgemäsch, so beschädigen sich die Hühner selten und um so weniger, da man die Schneehauben gewöhnlich in Gärten und so aufstellt, daß sie aus dem Hause übersehen werden können.

Man eile jedoch so viel als möglich die Gefangenen auszulösen, damit Raubvögel und Katzen, bei dem zwar vergeblichen Versuche, ihrer habhaft zu werden, sie nicht ohne Noth beunruhigen. [1])

§. 52. Auch in den beim Schnepfenfang erwähnten Laufdohnen, vorzüglich in den an einem Spiegelgeleiter eingebundenen, wenn sie wie Steckgarne gebraucht werden, kann man Rebhühner fangen. Keinem Waidmann ziemt es jedoch, anders als bei Zugvögeln von diesen Mitteln Gebrauch zu machen, theils weil das arme Thier sich quälen muß, und die Anwendung solcher Fangarten, wobei dies der Fall ist, dann allenfalls nur Entschuldigung zuläßt, wenn es keine andere gibt, theils weil das am Halse gefangene fast jedesmal todt, das hingegen, welches mit einem Stande hängen blieb, tödlich beschädigt in die Gewalt des Jägers kommt und also, was doch vorzüglich bei den Rebhühnern ihn interessiren muß, Erhaltung des Muttergeschlechts zum Wiederaussetzen nicht stattfinden kann. Das Fangen mit Fußschlingen ist verächtliche Aasjägerei.

---

1) Die lange Schneehaube hat den wesentlichen Vorzug vor der viereckigen, daß man sie ohne weiteres aufnehmen und mit den darin befindlichen Hühnern nach Hause tragen kann, hier aber die Gefangenen mit aller Gemächlichkeit herausgenommen werden, dagegen das Ausnehmen aus der viereckigen beschwerlich und Beschädigung der Hühner dabei unvermeidlich ist. W.

Fünftes Kapitel.

Die Wachtel.

Perdix Coturnix *Bris.* [1])

§. 1. Alle zu Anfang des vorhergehenden Kapitels angeführten waidmännischen Ausdrücke können auch füglich auf die Wachtel angewendet werden; doch pflegt man das Männchen gewöhnlicher Schlagwachtel als Hahn, das Weibchen hingegen Sie oder Chanterelle, nicht Henne zu nennen.

§. 2. Beide Geschlechter dieser Federwildart werden sonst auch mit den Namen Schnarrwachtel, Quackel, Crainitz und Perpelitza belegt.

Die Wachtel gehört zur nämlichen Familie und Ordnung wie das Rebhuhn, in unsern Gegenden aber nicht zu den Stand-, sondern zu den Zugvögeln.

§. 3. Sie kommt gewöhnlich zu Anfang des Monats Mai, selten nur bei schönem Frühlingswetter gegen Ende des April bei uns an, und zieht in den letzten Tagen des September, längstens in den ersten des October wieder weg. Ihre Wanderungen macht sie in der Nacht, und zwar volk- oder familienweise, nicht in starkzähligen Flügen.

Doch brechen im Herbst vorzüglich die meisten in einer Gegend liegenden Völker fast immer zu gleicher Zeit auf. Daher kommt es, daß man in südlichern Gegenden an Orten, wo sie vor Anbruch des Tages einfallen und, um auszuruhen, liegen bleiben, ihrer dann täglich so viele findet.

Die Wachteln gehen fast immer nur mit Nordwestwind fort, kommen im Frühling gemeiniglich mit Südostwind an und ziehen überhaupt unter dem Winde, nie gegen denselben.

Den Sommer bringen sie in allen europäischen Ländern, die nicht nördlicher als Schweden liegen, am häufigsten aber in den südlichen und mittlern zu, betreiben auch in den angegebenen Gegenden das Fortpflanzungsgeschäft vollkommen, d. h. sie paaren sich, die Weibchen legen Eier, brüten sie aus und ziehen die Jungen groß.

Zur Zeit des Zuges werden sie in Italien sowol als in den südlichen russischen Provinzen in gewaltiger Menge angetroffen. Im Herbst gehen sie aus den zuletztgenannten Gegenden in die asiatische Türkei, aus Italien hingegen nach Afrika [2]), um in diesen warmen und heißen Ländern den

---

1) v. Wildungen, Taschenbuch, 1802, S. 32. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, Kap. 6. Meyer, Taschenbuch, I, 306. W.

2) Im Frühjahr 1856 wurden die aus Afrika zurückkehrenden Wachteln durch heftige Winde in unermeßlichen Scharen an die neapolitanische Küste geworfen und dort zu Millionen erwürgt. T.

Winter zuzubringen. Dies thun sie zum Theil auch in Sardinien, vielleicht aber nur die, welche im Herbst zuletzt ankommen. [1])

§. 4. Unsere Wachtel ist 7″ lang und hat 14″ Flugweite. Der 5‴ lange, vorn übergebogene Schnabel ist im Sommer dunkelhornbraun, im Winter fast aschgrau. Die länglichen Nasenlöcher liegen in einer aufgetriebenen Haut. Der Augenstern ist olivenbraun, die Augenbrauen weiß, das Kopfgefieder schwarzbraun rostfarben gerändert, ausgenommen das, welches sowol von den Nasenlöchern bis zum Nacken einen gelblichweißen, hinten breiter werdenden, als über den Scheitel weg einen schmalen, ebenso gefärbten Streif bildet.

Von den rothbraunen Zügeln und Schläfen zieht sich ein ebenso gegrundeter, schwarzgefleckter Streif gleichfalls nach dem Nacken hin. An jeder Seite des Halses stellt sich ein gelblichweißer Fleck dar. Der Oberhals und Oberrücken ist schwarzbraun, rostfarben gefleckt, einzeln und fein weiß gestrichelt; am übrigen Oberleibe aber haben die schwarzbraunen Federn dunkel rostfarbene Ränder und etwas heller gefärbte Querlinien. An beiden Seiten des Rückens, bis zum Steiße herab, hat das Gefieder gleiche Hauptfarbe mit dem ebenbeschriebenen Theil; nur an den Fahnen erscheinen längliche, schön rostgelbe Striche, durch welche zusammenhängende Längsstreifen gebildet werden. Die eigentlichen Steißfedern haben ganz gleiche Zeichnung mit dem Oberleib und bedecken den $1^1/_4$″ langen Schwanz bis zur Spitze. Letzterer besteht aus 14 niederwärtsgebogenen, dunkelbraunen Federn, welche am Fahnenrand einen rostfarbigen Mondfleck haben. Die obern Deckfedern der Flügel erscheinen röthlichgrau; die größern derselben sind der Breite nach blaßrostfarben, schmal gestreift und mit ebenso gefärbten einzelnen Querstrichen die Schäfte belegt. Schwarzgrau ist die hervorstechende Farbe der Schwungfedern (ausgenommen die der drei letzten, welche gleiche Zeichnung mit dem Rücken haben); doch werden an der äußern Fahne der vordern, wie an beiden Fahnen der folgenden viele schmale, rostfarbene Querstreifen, auch hin und wieder weiße Flecken sichtbar.

In der Mitte der Kehle dehnt sich vom Kinn an ein schwarzbrauner Fleck bis dahin aus, wo zwei kastanienbraune Bänder, deren eines an beiden Seiten der Schnabelwurzel, das andere an den Gehöröffnungen anfängt, unter derselben sich vereinigen. Den Raum, welcher von jenem Fleck und diesen Bändern nicht gefüllt ist, bedeckt von der ersten Mauser [2])

---

1) Bechstein (Naturgeschichte Deutschlands, III, 561 und 562, in der Anmerkung) vermuthet, daß bei diesen wie bei andern Zugvögeln die, welche den Sommer hindurch südlicher wohnen, von denen, welche diese Jahreszeit in nördlichern Gegenden zubringen, während des Herbstzugs immer mehr nach dem Orient hingedrängt werden, und diese Meinung hat vieles für sich. W.

2) Im ersten Jahre ihres Lebens mausert sich die Wachtel bei uns gar nicht, sondern erst dann,

bis zur zweiten schön rostfarbenes, in der Folge aber immer schmuzigweißes Gefieder.

Der Unterhals und die Brust sind fast wie die Körner von braunem Weizen gefärbt, jede einzelne Feder aber hat einen weißen Längsstrich. Der Bauch ist schmuzigweiß. Die Schenkel sind mit röthlichgrauem Gefieder bedeckt, die 1″ hohen Schienbeine und die Zehen mit hellfleischfarbener geschuppter Haut überzogen, letztere mit hornbraunen Nägeln bewaffnet. Der After und die langen untern Deckfedern des Schwanzes spielen aus Rostfarben in Weiß.

Auf den bis zum Schwanz herab kastanienbraun gegrundeten Seiten laufen zwei breite weiße Streifen herab, die von etwas schmalern schwarzen begrenzt sind.

Dies ist das Bild der Schlagwachtel (des Männchens).

Das Weibchen zeichnet sich durch einen überhaupt etwas kleinern Körper, durch einen heller gefärbten, oft weißen Schnabel, durch dunklere Rückenzeichnung und dunklere Streife, an den Seiten desselben, durch eine überall weißliche Kehle und Brust, die schwarz getüpfelt ist, sehr merklich aus.

Sehr schwer ist es, wenn nicht gar unmöglich, im ersten Jahre die jungen Männchen von den Weibchen zu unterscheiden; denn nicht früher als im zweiten bekommen erstere an der Kehle nur einen dunkelbraunen oder schwärzlichen, rostfarben durchwässerten Fleck; doch bleibt die Brust noch immer weißlich auf dem Grunde und schwärzlich getüpfelt. Erst im dritten Jahre wird die oben gelieferte Beschreibung beider Geschlechter überall treffend.

Bechstein gibt folgende Spielarten an:

a) Die polnische oder große Wachtel. Sie ist etwas stärker als die gemeine, sonst dieser ganz ähnlich, kann aber dem Lande, nach dem sie oft benannt wird, deshalb nicht ausschließlich eigen sein, da Bechstein selbst eine solche von den bei uns gewöhnlichen gezogen hat.

b) Die weiße. Sie ist selten und entweder überall reinweiß oder gelblich weiß.

c) Die gescheckte, an welcher entweder ganze einzelne Theile oder große Flecken weiß gefärbt sind.

d) Die aschgraue. Ueberall, ausgenommen an der schmuzigweißen Brust, auf dem Grund hellaschgrau gefärbt, hat sie doch hin und wieder dunkelbraune Abzeichnung.

---

wenn sie an ihrem Winteraufenthaltsort angekommen ist; im zweiten — wie in der Folge immer — und im Freien während des Monats Juni, eingeschränkt aber nicht stets zu gleicher Zeit und oft nicht ganz auf einmal. W.

e) Die schwarze. Ihre Hauptfarbe, den weißgraulichen Unterleib abgerechnet, ist rußschwarz, doch schimmert auch bei ihr an mehrern Theilen dunklere schwarze Abzeichnung durch. [1])

Der ganze Körperbau der Wachtel, vorzüglich aber die Kürze ihrer Flügel, welche zusammengelegt nur bis zur Schwanzwurzel reichen, macht, daß sie sich weder leicht noch schnell und daher weder gern noch weit in einem Strich im Fluge bewegt. Am wenigsten ist dies der Fall im Herbst, wo sie durch den überall sich darbietenden Ueberfluß an Nahrungsmitteln ungemein fett zu werden pflegt. Zu jeder Jahreszeit, besonders aber im Herbst, liegt sie sehr fest; streicht, wenn sie ja aufstehen muß, flach über dem Boden in gerader Richtung hin und fällt, sobald sie einen Ort findet, wo sie sich hinlänglich verborgen glaubt, wieder ein. Da und überhaupt immer, wenn sie Gefahr ahnt, läuft sie bei trockenem Wetter, so weit es, ohne aufs Freie zu kommen, geschehen kann, sehr schnell fort, drückt sich dann aber so fest, daß sie oft beinahe erst unter den Füßen des Jägers aufsteht. Im Laufe hält sie den Hals aufgerichtet und nickt, wenn sie ruhig ist, sehr oft fast bei jedem Schritt mit dem Köpfchen.

Unter den Sinnen zeichnet sich der des Gehörs vorzüglich aus, denn dieser ist so fein organisirt, daß der Hahn den Ruf der Henne, diese aber den Schlag des Hahnes nicht nur in großer Ferne vernimmt, sondern auch den Ort, wo eins oder das andere herkommt, sei es natürlich oder vom Vogelsteller genau nachgeahmt, so bestimmt gewahrt, daß sie im letzten Fall beide, ohne sich zu irren, bis dicht zur Lockstätte im Flug oder Lauf hineilen.

Dieser niedliche Vogel hat von Natur ein munteres Temperament, ist aber, weil er weiß, mit welcher Lüsternheit alle Raubthiere und Raubvögel ihm nachstellen und wie sehr er an List den erstern, an Schnelligkeit den letztern nachsteht, so furchtsam, daß er, irgend überrascht, gar keinen Versuch zur Flucht macht, sondern den Kopf in der ersten besten Vertiefung, meist zwischen zwei Erdklößen verbirgt und in stiller Ergebung sein Schicksal erwartet. Gewöhnlich schreibt man ihm deshalb, aber mit Unrecht, einen hohen Grad von Dummheit zu. Mir scheint dieses Benehmen eher auf kluges Benutzen der öfter gemachten Erfahrung hinzudeuten, daß er bei der Aehnlichkeit seiner Farben mit der des Erdreichs, auf die erwähnte Art versteckt, die Werkzeuge des Gesichts seiner Feinde wenig und fast immer

---

1) d und e sind eigentlich wol keine Varietäten, da von der aschgrauen Bechstein selbst vermuthet, daß sie in der räucherigen, rußigen Stube des Vogelfängers erst so geworden sei; die schwarze aber nimmt diese Farbe bei häufigem Hanffutter, im Bauer eingeschränkt, ähnlich wie die schwarze Feldlerche, nicht selten an. Ebenso wenig kann man die unter den Vogelfängern bekannte Sandwachtel (auch Rothhahn genannt) und Mohrwachtel zu den Spielarten rechnen; denn die erste ist ein zweijähriges Männchen, wie es oben im Text beschrieben wurde, die zweite ein sehr altes, welches, wie es zuweilen zu geschehen pflegt, an der Kehle und am ganzen Kopf schwärzliches oder schwarzbraunes Gefieder bekam. W.

nur wegen der ihm eigenen starken Witterung die des Geruchs der Raubthiere zu fürchten hat.

Duldsamkeit, Verträglichkeit, Gattentreue und Liebe zu den Jungen sind schöne Züge, durch welche sich die Weibchen in Rücksicht der Gemüthsart vor den Männchen vortheilhaft auszeichnen; denn letztere sind nicht allein aus Eifersucht und Futterneid stets streit- und kampfsüchtig, sondern auch durchaus schlechte Gatten und Väter.

Schon bei den Griechen und Römern gehörten die Wachtelkämpfe zu den öffentlichen Vergnügungen und gaben, wie die Hahnenkämpfe in England, zu großen Wetten Anlaß. Noch heutiges Tages ist dies der Fall bei den Italienern und selbst bei den Chinesen.

Um diesen allerdings läppischen Spaß zu haben, wird an jedem Ende einer langen Tafel, auf deren Mitte man Hirsekörner umherstreut, eine Schlagwachtel hingesetzt. Beide eilen dem vorgeworfenen Leckerbissen zu, gerathen aber, sobald sie einander erblicken, aus Misgunst so in Wuth, daß sie zusammenfahren und auf den Zehenspitzen stehend so lange aufeinander loshacken, bis entweder der schwächere Theil weicht, oder bis bei unentschiedenem Siege beide mit Gewalt auseinandergebracht werden.

So leicht es übrigens ist, die Wachtel eingeschränkt zu erhalten, so legt sie doch höchst selten, selbst wenn sie von Jugend auf an den menschlichen Umgang gewöhnt wurde, solange sie in einem Bauer eingesperrt ist, ihre natürliche Schüchternheit ab. Nur wenn sie frei im Zimmer umherlaufen kann, wird sie bis auf einen gewissen Grad zahm; aber nie habe ich gesehen, daß sie sich völlig mit Händen greifen ließe.

Beide Geschlechter, das männliche und das weibliche, geben unter gewissen Umständen einen gleichen, unter andern einen ganz verschiedenen Laut aus. [1])

Gegenseitige Zuneigung und Zärtlichkeit scheint durch den Laut, welcher nach Bechstein wie Gilla! klingen soll, Wohlbehagen durch ein gewisses katzenartiges, leises Schnurren, das man jedoch nur im Zimmer bemerkt, angezeigt zu werden. Diese Töne und die ungefähr wie Gwärrä, gwärrä! schnarrend klingenden, welche letztere sowol dem Schlage des Hahns als dem Ruf der Henne fast immer vorangehen, sind es, welche dieser und jenem gemein sind.

Das Männchen läßt nicht nur in der Paarzeit, sondern auch den ganzen Sommer hindurch — aber, wie man vorgibt, blos dann, wenn das

---

1) Jenseit des Baikalsees sind, wie Reisende versichern, die Wachteln dem Aeußern nach den unserigen völlig gleich, aber immer stumm, wie in Island die Hunde. In Nordamerika sollen sie größer als bei uns sein (auch baumen?), von dorther gebrachte, bei Kassel in der sogenannten Aue ausgesetzte sich aber nicht vermehrt haben. W.

Weibchen von ihm entfernt ist —, gleich nach dem ebenangegebenen Vorspiel seinen Schlag fünf- bis zwölfmal hintereinander hören. Er ertönt wie Pĕck-wĕr-wĕck. Spaßweise drückt ihn der Landmann durch Bück' den Rück'! aus und gibt ihn für eine Anfeuerung fauler Gesellen zur Arbeit aus. Andere geben ihn durch die Worte: Tritt mich nit! wieder. Ein alter Schulmann suchte seinen Schülern bei der Versinnlichung des Wachtelschlags durch die für sie wichtigen Worte: Dic, cur hic? nützlich zu werden.

Des Weibchens Ruf vernimmt der Hahn durch die einzelnen, leise betonten Silben: Pü, pü!

Ueber die Lebensdauer dieser Federwildart im Freien läßt sich natürlich nichts Gewisses bestimmen; doch kann man annehmen, daß sie uneingeschränkt ein höheres Alter erreiche als im Bauer, wo sich die Schlagwachtel nicht selten sechs bis acht Jahre hält, insofern sie nicht gar zu fettes Futter bekommt; denn geschieht dies, so wird der ohnehin bei ihr so heftige Begattungstrieb so sehr geweckt, daß das unaufhörliche Schlagen, wodurch sie denselben äußert, sie entkräftet, endlich gar tödtet. Daß im freien Zustand unmäßige Befriedigung ebenso wie langes Entbehren desselben ihr Lebensziel verkürze, oder doch die Krankheit der Fallsucht [1]) hervorbringe, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, da selbiger die eng eingesperrten oft unterworfen sind.

§. 5. Man ist bisjetzt durchaus der Meinung, daß diese Federwildart in Monogamie lebe, d. h. daß sich das Männchen nur mit einem Weibchen paare.

Aus Erfahrung kann der Verfasser nicht widersprechen, aber auch nicht leugnen, daß er wegen der übertriebenen Geilheit der Hähne [2]) und der Bemerkung zufolge, daß die Schlagwachtel, sobald die Henne zu legen anfängt, sich von ihr trennt, sich auch späterhin um die Jungen im geringsten nicht bekümmert, über diesen Punkt um so mehr zweifelhaft ist, da eine gleiche Behauptung bei einigen hühnerartigen Vögeln noch nicht völlig erwiesen ist, und da andere unbezweifelt in Polygamie leben. Wenigstens schränkt sich die männliche Wachtel wol aus keinem andern Grunde auf die Begattung mit einem einzigen Weibchen ein, als weil bei der großen Ueberzahl der Hähne gegen die Hennen letztere alle sehr bald ihren Liebhaber

---

1) Bechstein empfiehlt als Heilmittel das Eintauchen in kaltes Wasser während des Paroxysmus. W.

2) In der Gefangenschaft geräth der Hahn in eine Art von verliebter Raserei und behandelt das ihm zugesellte Weibchen, wenn sie aus Uebersättigung oder aus Mangel an Kraft seinen unaufhörlichen Ansprüchen auf Genuß nicht jedesmal gleich nachgibt, mit barbarischer Grausamkeit, indem er ihr oft alle Federn auf dem Rücken ausreißt, und bei öftern Versuchen, sich seiner Zudringlichkeit zu entziehen, so heftig auf sie loskratzt, daß die erhaltenen Verwundungen ihr nicht selten das Leben kosten. Die kahlen Flecke, welche man bei eben gefangenen Wachtelweibchen oft bemerkt, mögen Folgen ähnlicher Mishandlungen sein. W.

haben und erstere daher froh sein müssen, wenn sie nur einen Gegenstand finden, mit dem sie in engere Verhältnisse treten und so ihre unersättliche Begierde nur einigermaßen stillen können.

Die der Begattung vorangehenden häufigen Kämpfe unter den männlichen Nebenbuhlern mögen wol größtentheils Anlaß zu der Verspätigung des Legegeschäfts geben; denn oft erst in der Mitte des Juni oder in den ersten Tagen des Juli legt das Weibchen in einem Neste, welches blos aus einer gewöhnlich auf Weizenäckern ausgescharrten, flachen, mit Grashalmen umlegten Vertiefung besteht, acht bis vierzehn verhältnißmäßig große, stumpf zusammengedrückte, grünlich weiße, selten strohgelbe, mit ungleich großen olivenbraunen, glänzenden Flecken besprengte Eier [1]), die es in drei Wochen, jedoch selten alle, ausbringt. [2])

Die nur wenige Tage mit wolligem Flaum überall bedeckten Jungen laufen, kaum dem Ei entschlüpft, der Mutter nach, lernen von ihr schickliche Aesung suchen, werden wie andere hühnerartige Vögel von ihr gehübert, fangen in einem Alter von acht bis zehn Tagen schon zu flattern an und werden so schnell flugbar, daß sie, obgleich der Herbstzug bei den am spätesten ausgekommenen schon nach zwei Monaten beginnt, die weite Reise in Gegenden, die sich im Winter eines mildern Klimas zu erfreuen haben, mitmachen können. Hierzu trägt jedoch die weise Natureinrichtung, daß sie im ersten Jahre sich bei uns nicht mausern, das meiste bei.

§. 6. Unsere Wachteln halten sich meist in Getreidefeldern und vorzüglich auf Weizenäckern, selten auf Wiesen, nie in der Nässe und im Holze auf. Zwar fallen sie, wenn sie auf dem Zuge ihren Weg über große zusammenhängende Waldungen nehmen müssen, um auszuruhen, da ein, gehen aber in der folgenden Nacht gleich weiter. Ihre Aesung kommt in allem mit der überein, welche nach §. 5 des vorhergehenden Kapitels die Rebhühner im Sommer annehmen; doch lieben sie auch mehrere Arten von Würmern und Insekten, ingleichen Hanf, Mohn und Oelsaatkörner.

§. 7. Daß sie sich im Zimmer herumlaufend sowol als im Bauer leicht erhalten lassen, ist bekannt. Hier für Liebhaber nur einiges über schickliche Behandlung und Fütterung in beiden Fällen. Im ersten ist ihre Lebensdauer allerdings länger, wenn ihnen die Flügel verschnitten werden, damit sie sich beim Auffliegen den Kopf nicht einstoßen; aber theils verunreinigen sie das Zimmer auf eine fast unleidliche Art, theils schlägt der

---

1) Alte eingefangene Hennen legen im Zimmer, auch ohne vorhergegangene Begattung, zuweilen Eier, bebrüten sie auch eifrig, aber natürlich ohne Erfolg. W.

2) Im October 1856 habe ich erst wenige Tage alte Junge gefunden. Sollten diese nicht vielleicht von einer zweiten Brut herstammen, da in dem sehr trockenen Frühjahr 1856 die Wachteln auch schon zeitig erschienen? T.

Hahn nur in der Dämmerung und zur Nachtzeit. Besser ist es daher, sie in hölzernen Bauern zu bewahren, die, bis auf die nöthigen Oeffnungen zum Luftzug, an denen unten am Boden zugleich das Saufgeschirr befestigt wird, überall mit Wachstuch beschlagen sind, auch an der Decke keine Spriegel haben, weil sie in diesem dunkeln Behältnisse zu allen Tageszeiten schlagen, niemand belästigen und sich nicht schaden. Das Futter müssen sie in einem kleinen Troge erhalten, welcher einer der schmälern Seiten des Bauers eingepaßt werden kann.

Sie werden am besten mit Weizenkörnern, Gerstenschrot in Milch geweicht, Semmel und Brot erhalten. Etwas Hanf reiche man nur von Zeit zu Zeit. Immer frischer, etwas angefeuchteter Sand zum Baden darf ihnen weder im Zimmer noch im Bauer fehlen.

§. 8. Das Wildbret dieser Vögel ist so zart und leicht verdaulich, daß fast jedem Kranken der Genuß desselben erlaubt wird. Im September ist es fast überall mit Fett stark belegt und gilt bei vielen für eins der feinsten Gerichte.

Als Stubenvögel werden vorzüglich Hähne, die häufig schlagen und ihr Peck-wer-weck! recht oft hintereinander, ohne abzusetzen, wiederholen, geschätzt.

Soviel von der Benutzung und dem Vergnügen, welches diese Vögel manchem gewähren. Vom Schaden, den sie durch Aesung oder sonst anrichten möchten, kann schon seiner Unbedeutendheit wegen nicht die Rede sein, und um so weniger, da er durch das Aufreiben manches schädlichen Wurms und Insekts vollkommen ersetzt wird.

§. 9. In Gegenden, wo diese Federwildart nicht häufig angetroffen wird, kann die Mühe, allein nach ihr zu jagen, nicht belohnt werden. Wer indessen auf das Wildbret derselben einigen Werth setzt, dem wird es bei der Suche mit dem Hühnerhund nach Hasen und Rebhühnern an Gelegenheit nicht fehlen, von Zeit zu Zeit einige Wachteln zu erlegen.

Da sie sehr fest liegen und da ihre Witterung der der Rebhühner ganz gleich ist [1]), wenn diese von jener nicht gar an Stärke übertroffen wird, so geben sie dem Jäger Gelegenheit, den jungen Hühnerhund bei der Feldarbeit im Vorstehen desto leichter fest zu machen.

§. 10. Der Wachtelfang wird bei uns überhaupt wenig und größten-

1) Dies scheint daraus sich zu ergeben, daß der Hühnerhund, wenn er beim Stehen vor den verschiedenen Wildarten auch verschiedene Posituren macht, doch vor den Wachteln die nämliche wie vor Rebhühnern annimmt. W.

Diese Behauptung von Winckell ist, wie jeder beobachtende Jäger weiß, durchaus nicht allgemein gültig. Uebrigens kann auch jeder, der eine frisch geschossene Wachtel und ein solches Rebhuhn nebeneinanderlegt, sich durch die eigenen Geruchsorgane überzeugen, daß die Witterung dieser beiden Federwildarten eine verschiedene ist. T.

theils nur deshalb betrieben, um für Personen, die Schlagwachteln im Zimmer oder im Bauer zu haben wünschen, solche zu verschaffen.

Wo Wachteln in großer Menge vorkommen und ihr Fang mit Garnen sich lohnend herausstellt, so kann eine der folgenden fünf Fangarten angewendet werden.

I. Der Fang mit dem Tiras.

Dieser wird auf eben die Art, ebenso groß, auch allenfalls etwas kleiner, aber mit engerm Gemäsch gestrickt und sonst ebenso verfertigt wie der, dessen man sich beim Rebhühnerfang bedient.

Man kann mit ihm sowol im Frühling, solange das Getreide noch nicht im Schossen ist, als späterhin auf den Sommergetreideschwaden oder in andern Sömmerungsfeldern, auch auf der Stoppel fangen, und zwar

a) unter Anwendung des Hühnerhundes zum Aufsuchen der Wachteln. Sobald er vorsteht, verfährt man ebenso, wie §. 48 des vorigen Kapitels gelehrt worden ist. Diese Fangart findet zu allen vorher gedachten Zeiten und an allen angegebenen Orten statt.

b) Vermittels der Lockpfeife.

Um unnütze Weitläufigkeit zu vermeiden, gebe ich die Verfertigung derselben nicht an, da sie bei den nürnberger Wildrufdrehern um sehr geringen Preis zu haben sind. Auch hat man bei diesem Ankauf noch den Vortheil, unter vielen auslesen zu können, da hingegen von den selbst zubereiteten manche misrathen und die meisten unscheinbar aussehen.

Es gibt ihrer zweierlei Arten, die beide der Wachtelfänger haben muß:

α) Den Ruf, welcher, wenn man ihn zufolge eines leicht zu übenden Handgriffs zweimal wie einen Puderpüster zusammenstößt, den Laut des Weibchens nachahmt; und

β) den Wecker oder Aufwecker, der, ebenso wie jener gemacht, aber noch einmal so groß ist und, dreimal zusammengestoßen, den Schlag des Hahnes anspricht.

Kann man mit einer oder der andern dieser Lockpfeifen, indem sie oft zu hoch oder zu tief gestimmt sind, die natürlichen Töne nicht gleich hervorbringen, so darf man im erstern Fall das Loch, welches vermittels einer feinen Nadel durch das Wachs, womit die untere Pfeifenöffnung verklebt ist, gestochen wird, nur ein wenig erweitern, im andern hingegen das Loch mit dem Finger erst ganz zudrücken und ein neues mit einer dünnern Nadel einbohren.

Der Fang mit der Lockpfeife findet meist nur im Frühling, ehe das Getreide schoßt, späterhin aber nur so lange statt, als noch Sömmerung auf dem Stiele steht; auch müssen die Felder nicht zu breit verrainet sein, damit einzelne Stücke womöglich der Breite nach, größtentheils wenigstens, mit dem Tiras überdeckt werden.

Bei einigen andern Fangarten muß das Wetter hell und trocken sein, weil außerdem die Wachteln nicht laufen; bei dieser aber kann man sich auch an Tagen, wo die Frucht vom Thau oder Regen durchnäßt ist, einen glücklichen Erfolg versprechen. Denn obgleich dann die Schlagwachtel, dem Rufe folgend, nicht laufend sich nähert, sondern aufsteht und heranfliegt, so fällt sie doch in der Nähe des Orts, wo man lockt, wieder ein und bleibt gewöhnlich festliegen. Da es überhaupt weit mehr Wachtelhähne als Hennen gibt, so können erstere, da sie zur Erziehung der Jungen nichts beitragen, zu allen Zeiten ohne Schaden weggenommen werden.

Bei dem Fang mit dem Tiras und der Lockpfeife ist auf folgende Weise zu verfahren:

Abends, wenn die Sonne untergehen will, oder früh vor Tagesanbruch geht man, mit beiden Lockinstrumenten versehen und von zwei Gehülfen, welche den Tiras führen, begleitet, aus, um die Schlagwachteln zu verhören. Sollten sie nicht laut werden, so ergreift man den Wecker und lockt von Zeit zu Zeit einigemal damit. Bald werden sie antworten. Nun begibt man sich im Unterwind auf die Rainung eines benachbarten Ackerstücks, etwa 50 — 60 Schritt von dem Ort entfernt, wo eine Wachtel schlug, und ahmt, nachdem man sich selbst, in einiger Entfernung aber auch die Gehülfen, welche den Tiras quer über das Stück an beiden Leinen ausgebreitet halten, gut, doch so verborgen hat, daß alle drei alles übersehen können, den Laut des Weibchens nach. Der, welcher die Lockpfeifen führt, erwartet nun den erneuerten Schlag des zu fangenden Hahns, gibt dann zwei bis drei leise Stöße auf dem Rufe, wiederholt dies auch so oft, als Antwort erfolgt; doch nur zwei- oder einmal, wenn die Wachtel näher kommt.

Hört sie zu schlagen auf, so darf man nicht öfter als ein-, höchstens zweimal nachrufen, überhaupt aber nie zu häufig locken. Auch muß man in gleicher Mensur immer gleiche Töne hervorzubringen sich bemühen, sonst ahnet sie bei der Annäherung die beabsichtigte Ueberlistung, entfernt sich in der Stille und wird das ganze Jahr überhaupt schwer, vermittels der Lockpfeife aber gewiß nicht gefangen.

Wenn hingegen der Lockende und die Gehülfen bei trockenem Wetter am Schlage deutlich wahrnehmen, daß und wo sie in das zum Fang bestimmte Stück gelaufen ist, oder wenn sie bei feuchtem Boden die aufgestandene in demselben einfallen sehen, so schweigt ersterer mit dem Rufe, damit sie ruhig und horchend liegen bleibe; letztere aber gehen, den Tiras hoch tragend, zu beiden Seiten des Stücks langsam vorwärts, bis etwa 30 Schritt von dem Ort, wo sie liegen soll, lassen dann das Hintertheil des Garns fallen und überziehen damit das Getreide, bis sie auffliegt und

sich in demselben verhädert. Daß sie, wenn sie lebend erhalten werden soll, schnell, aber vorsichtig ausgelöst werden muß, versteht sich.

Bequemer, weil ein einzelner Mann ihn unternehmen kann, und ergiebiger, aber nur bei trockenem Wetter ausführbar ist:

II. der Fang in Steckgarnen.

Sie werden wie die §. 34, D, des vorigen Kapitels beschriebenen verfertigt; das Gemäsch der Spiegelgarne muß aber von einem Knoten zum andern nicht mehr als $2^3/_4''$ halten, und das des Inngarns noch um ein reichliches Drittheil enger sein. Die Spiegelgarne müssen 1′ hoch und 18′ lang sein; das Inngarn soll des Busens halber $1^1/_2'$ Höhe haben und 27′ lang stellen. Die Spieße werden wie an dem Hühnersteckgarn eingebunden.

Döbel schlägt vor, man solle die eine Hälfte jedes Garns grün, die andere erdgrau färben, weil durch diese Verschiedenheit der Farben der Vogel irregemacht würde. Mir scheint jedoch die Methode anderer Jäger, welche im grünen Getreide und Grase ganz grüner Netze, im reifern, gelben hingegen erbsfarbener sich bedienen, besser zu sein. Allerdings hat aber nicht jeder Zeit, zweierlei Garne zu stricken, und Einkünfte genug, den doppelten Aufwand zu bestreiten.

Zu allen Zeiten und an allen Orten können, insofern die Witterung so beschaffen ist, daß sie willig laufen, Wachteln in Steckgarnen gefangen werden, und zwar entweder vermittels des Rufs, des Contrarufs und des Weckers vermittels eines Lockweibchens (Chanterelle), oder durch Eintreiben.

a) Fang in Steckgarnen vermittels des Rufs, Contrarufs[1]) und des Weckers.

Ihm muß wie bei I. das Verhören und erforderlichenfalls das Wecken vorangehen. Dann schleicht man sich außer dem Winde bis auf ungefähr

---

1) Der Contraruf wird so verfertigt: Man schneidet den obern und untern Knoten von einem starken Reiher- oder Gänseflügelknochen ab, feilt etwa $1^1/_2''$ von oben herab ein halbrundes Schallloch ein, macht einen Pfeifenkern von Wachs und klebtdamit die über dem Schallloch befindliche Hohlung des Knochens bis auf die zum Eindringen des Windes nöthige Oeffnung zu. Auch das untere Ende des Knochens wird mit Wachs verstopft und durch letzteres ein kleines Stimmloch mit einer Nadel gestochen. Dann läßt man sich eine 7—8′ lange hölzerne Röhre, wie ein Blaserohr, ausbohren, doch so, daß die Oeffnung am untern Theil derselben gerade nur so weit ist, um die Pfeife genau hineinpassen und ringsum die Ritze mit Wachs verkleben zu können. Am obern Ende der Röhre muß hingegen das gebohrte Loch 4″ tief und so weit sein, daß man einen Finger hineinstecken kann, dann aber sich etwas verengern, und von da an bei gleicher Weite fortgehen bis gegen den Ausgang.

Wenn nun der dritte Bestandtheil dieses Instruments — eine unten in einer 4″ langen, hohl ausgebohrten so starken Röhre, daß sie in das obere Loch des langen Rohrs genau paßt, ausgehende hölzerne Hülse, welche übrigens die Form einer halben Granate hat — weit ausgehohlt und oben mit einem Rande versehen ist, mit gesottenem Pferdehaar dicht vollgestopft worden, überzieht man die obere Oeffnung mit dünnem, geschmeidigem Leder und unterbindet es unter dem Rand derselben so fest, daß kein Wind herausgehen kann. Endlich wird das Zapfenröhrchen der Hülse oben in das lange Rohr hineingeschoben und auch hier jede Ritze mit Wachs verklebt. Tüpft man nun zweimal mit dem Finger auf das Hülsendeckleder, so entsteht dadurch der Ruf der Chanterelle. W.

50 Schritt an den schlagenden Wachtelhahn hinan, stellt da einige Stellgarne winkelig und so im Grase oder Getreide auf, daß der untere Saum überall genau an der Erde aufliegt, damit der Vogel nicht darunter wegkriechen kann, zieht auch an beiden Seiten die letzten Garne etwas vor.

Hierauf legt man sich etwa 12—15 Schritt hinter den Garnen platt nieder und wendet ebenso und mit gleicher Vorsicht, wie bei I. gesagt wurde, den Ruf an.

Gemeiniglich wird die ihm entgegenlaufende Wachtel gleich in den Garnen sich fangen, zuweilen aber auch wol an denselben fort- und um die Flügel herumgehen oder unter dem Netz wegkriechen. Bemerkt man das am Schlage, so verhalte man sich ein Weilchen ruhig, schleiche sich dann unbemerkt auf die Seite, von welcher der Vogel herkam, und locke oder antworte da, gut verborgen, wieder mit dem Rufe. Augenblicklich wird auch er umkehren und in die Garne gerathen.

Hätte man es mit einem durch falsches Gelock vorher schon verpönten Hahn zu thun, der nur ein Stück herankäme, dann aber auswiche, so nehme man den Contraruf zur Hand, schleiche sich hinter die Wachtel und beantworte ihren Schlag mit dem Instrument, suche sie auch durch Vorhalten des langen Rohrs auf den Seiten am fernern Ausweichen zu verhindern. Vernimmt sie nun hinter und neben sich, bald hier, bald dort das Gelock, so wird sie, in der Meinung, durch Vorwärtslaufen der Nachstellung zu entkommen, in den Garnen sich verirren und fangen.

Mit noch weniger Umständen ist

b) der Fang in Steckgarnen vermittels des Lockweibchens verbunden.

Um ihn zu bewerkstelligen, setzt man ein solches in einen mit grüner, nicht glänzender Leinwand überzogenen Bauer, steckt in einer Gegend, wo vorher Wachteln verhört worden sind, ein hölzernes Gabelstäbchen ins Getreide, hängt daran den Bauer und umsteckt um denselben herum ein nicht großes Quadrat oder Rundtheil winkelig mit Steckgarnen.

Fangen nun besonders gegen Abend die Männchen zu schlagen an und ruft hierauf das Lockweibchen, so laufen jene auf diesen reizenden Laut zu und in die Garne. Wären sie aber bei feuchtem Wetter in die kleine Stallung geflogen, hätten sie sich da nach dem Einfall betrogen gesehen, so werden sie sich laufend entfernen wollen und in den Netzen hängen bleiben. Bei diesem Verfahren werden oft mehrere auf einmal gefangen.

Endlich

c) beim Fang in Steckgarnen durch Eintreiben muß folgendermaßen verfahren werden:

Man durchstellt gegen das Ende der Ernte, am Tage und bei trockener Witterung, ein noch einzelnstehendes Getreidestück sowol in der Mitte als

am Ende winkelig mit Steckgarnen. Dann ergreifen zwei Personen die Enden einer Leine, welche quer über das abzutreibende Stück Feld wegreicht und an der mehrere an kurzen Bindfädchen herabhängende Schellen, gleichweit voneinander entfernt, befestigt sind. Mit dieser begeben sie sich an das Ende des Getreidestücks, wo keine Garne stehen, überziehen es mit der Treibeleine und gehen langsam auf die in der Mitte durchgestellten Stecknetze zu.

Hier löst man die durch das Schellengeklimper rege gemachten und in die Garne gelaufenen Gefangenen aus, setzt dann das Treiben bis zum zweiten Durchstellen fort und nimmt auch da aus, was man findet.

Daß in Gegenden, wo es viele Wachteln gibt, diese Fangart ergiebiger als alle vorhergegangenen sein müsse, ist einleuchtend.

III. Im September und zu Anfang des October kann auch zum Wachtelfang Treibezeug angewendet werden, dessen Hamen, Himmel und Geleiter ganz so wie bei dem §. 34, O, des vorigen Kapitels beschriebenen verfertigt werden; nur muß an dem Hamen eine Einkehle, welche ein zweites Geleiter bildet, befindlich, auch das Gemäsch enger sein.

Sehr vortheilhaft ist es, zwei solcher Treibezeuge in Vorrath zu haben, und auf den glücklichsten Erfolg kann bei dem Gebrauch derselben gerechnet werden, wenn man in den Sommerfeldern einige nicht sehr breite Ackerstücken so spät mit Sommerweizen, Gerste oder Hafer besäen läßt, daß sie noch auf dem Stiele stehen, wenn das übrige Getreide abgeerntet ist und wenn die Wachteln schon auf dem Herbstzug begriffen sind.

Uebrigens braucht man zu dieser Fangart, außer dem Ruf und Wecker, noch Schlagwachteln und Lockweibchen, welche im Frühling unter dem Tiras eingefangen und zum Gelock angewendet werden. Jeden Lockvogel setzt man in einen besondern Bauer, welcher wie der in gegenwärtigem Paragraph unter II. b) beschriebene beschaffen sein muß, und hält ihn bis etwa vier Wochen, ehe der Herbstzug beginnt, bei ordentlichem, aber nicht zu gutem Futter, immer im Dunkeln. Erst dann hängt man ihn an die freie Luft und gibt ihm, um ihn hitzig zu machen, abwechselnd in Milch geweichte Semmel — doch muß die Feuchtigkeit rein ausgedrückt, auch dafür gesorgt werden, daß dies Nahrungsmittel nicht sauer sei —, hart gesottene kleingehackte Eier, gute Weizen- und Hanfkörner, zuweilen auch, aber selten, Ameiseneier zu fressen.

Ehe diese Vögel zum Gelock gebraucht werden sollen, darf man es nicht versäumen, sie täglich gegen Abend mit Ruf und Wecker zum Schlagen und Rufen aufzumuntern.

Zur Zeit des Herbstzugs schneidet man in dem zum Fang bestimmten, jedoch noch mit Getreide besetzten Ackerstücke schmale Stege nach dem Ende

desselben hin, wo in der Folge das Treibezeug gelegt werden soll, aus, hängt in der Abenddämmerung in und neben demselben an dazu aufgerichteten hölzernen Gabeln, die 4 bis 5′ über der Erde stehen, die Bauer mit den Lockvögeln auf und muntert diese vermittels der oft erwähnten Pfeifen zum Schlage und Rufe auf. Bald werden sie sich untereinander antworten und damit desto eifriger während der Nacht fortfahren, je besser man sie vorher und jetzt mit Futter versorgte. Hierdurch gereizt, fallen die auf dem Zuge befindlichen Wachteln wenigstens in der Nachbarschaft ein und ziehen sich gegen Morgen in das Getreide zurück.

Früh mit Anbruch des Tages legt man dann in aller Stille das Treibezeug, und zwar die Hamen am Ende des Ackerstücks so, daß die möglichst schräg vorwärtsgestellten Einkehlengeleiter beider Garne in der Mitte des Ackers zusammentreffen, die beiden äußern aber bis an die Ränder des Ackers sich hinziehen. Späterhin, wenn es nicht zu naß ist, etwa morgens um acht Uhr, wird von der entgegengesetzten Seite her das Eintreiben mit der Leine [1]), wie solches unter II. c) vorgeschrieben ist, vorgenommen. Auf den Steigen eilen dann die durch ihren Hang zur Libertinage und zur Geselligkeit aufgehaltenen Gäste dem ihnen durch die Garne gelegten Hinterhalt zu und sehen sich bald, gewiß mit nicht geringem Schrecken, in der Gefangenschaft.

IV. Während des Frühlingszugs auf grünen Saatfeldern, aber auch während der Wanderungsperiode im Herbst auf solchen Ackerstücken, wie die zu der Fangart unter III. erforderlichen und bei durchnäßtem Boden, werden auch sehr viele Wachteln in Klebegarnen gefangen, welche fast ganz so wie die beim Hühnerfang beschriebenen Hochgarne eingerichtet, nur mit etwas engerm Gemäsch und aus schwächerm Zwirn gestrickt, auch erdfahl oder grau gefärbt sind. Sie erhalten die nämliche Höhe und 24 — 30 Ellen Länge. Man braucht davon vier Stück.

Zur Abendzeit, oder früh ehe der Tag graut, stellt man sie im geschlossenen Viereck an den dazu gehörigen Stellstangen, welche wie die bei den Hochgarnen beschaffen und eingesetzt sind, frei nach innen zu hängend auf. Unten herum wird das ganze Quadrat mit Stecknetzen umzogen, in der Mitte der Stallung aber hängt man an hölzernen Gabelstäben Lockwachteln beiderlei Geschlechts auf.

Wenn diese, wie im Vorhergehenden schon öfter gesagt worden, zum Rufe und Schlage geweckt sind und beides nun immer eifriger gegenseitig

---

1) Statt der Leine kann der einzelne Mann, welcher diese Fangart ausüben will, trockenen Sand in ein Tuch nehmen und ihn, während er langsam im Getreide hinaufgeht, gleichsam säend verstreuen. Das hierdurch entstehende Geräusch macht die Wachteln rege, und so laufen sie gleichfalls bis in die Hamen vorwärts. W.

erwidern, so fliegen oder laufen die auf dem Zuge begriffenen oder in der Nachbarschaft liegenden Vögel gleicher Art dem Gelocke entgegen und werden entweder in den Klebegarnen oder in den Stecknetzen gefangen.

V. Noch eine mir vorher nicht bekannte Fangart, mit kleinen Flug- oder Klebegarnen, bei deren Anwendung aber auch der Ruf sowol als die Lockwachteln unentbehrlich sind, wird in Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. I, Bd. 2, S. 74, §. 404, angegeben und dazu folgendes Verfahren vorgeschrieben.

In einer Ebene und im halberwachsenen Getreide, also im Frühling, hängt man, etwa 20 Schritt weit voneinander, zwei gut und eifrig rufende Weibchen in Käfigen, die wie Handkörbe gestaltet sind, an 3′ hohen Gabeln auf. In einer Entfernung von zwei Schritt umstellt man jeden dieser Käfige im Quadrat mit den Flug- oder Klebegarnen, das ganze Terrain um beide Lockvögel her aber mit Steckgarnen.

Mitten in der Stallung legt sich gegen Abend oder ganz früh morgens der Jäger auf dem Rücken nieder und läßt sich von einem Gehülfen, welcher sich nachher außerhalb der Garne gleichfalls verbirgt, mit dem Tiras überdecken. Hier fängt er an zu rufen und zu wecken. Sogleich werden die in der Gegend liegenden Schlagwachteln laut werden, dann die Lockweibchen das Rufen übernehmen, jene ihnen im Fluge oder Laufe zueilen und in den Flug- oder Steckgarnen sich fangen.

Da diese gar nicht mühsame Stallung an einem Abend oder Morgen leicht an einem zweiten schicklichen Ort wieder eingerichtet werden kann, wenn am ersten nichts mehr zu thun ist, so muß die Fangart nach Maßgabe der in der Gegend befindlichen Wachteln mehr oder weniger ergiebig sein.

Bechstein spricht von noch einer Art, Wachteln zu fangen, bei welcher Schlingen angewendet werden. Da ich, wenn andere und, wenn auch nicht bessere, doch ebenso gute Hülfsmittel, dem Wilde Abbruch zu thun, vorhanden sind, den Gebrauch der Schlingen nicht für gut waidmännisch halte, so soll hier davon weiter nicht die Rede sein.

Sechstes Kapitel.

Die Drosseln.

Turdi. [1])

§. 1. Von den Jägern und Vogelstellern werden die Drosseln in Ganz- oder Großvögel und in Halbvögel eingetheilt.

Zu den Ganzvögeln rechnet der Vogelsteller die erste, zweite und dritte von den im folgenden Paragraphen aufzuführenden sieben Arten, zu den Halbvögeln die vier übrigen.

Zwei Stück von den erstern und vier Stück von den letztern machen einen Club aus.

§. 2. Die Drosseln gehören zur Ordnung der Singvögel (Oscines) und zur Familie der Drosseln (Turdidae). Von den hier näher zu betrachtenden Drosselarten kommen die meisten nur auf dem Zuge zu uns; einige sind aber Stand- und Heckvögel. Es sind:

1) Die Schnärre. 2) Der gemeine Ziemer. 3) Die Schildamsel. 4) Der kleine Ziemer. 5) Die Zippe. 6) Die Wein- oder Rothdrossel. 7) Die gemeine Amsel.

Wir werden zuerst die nothwendigen naturgeschichtlichen Bemerkungen vorausschicken, hernach aber von den Fangarten, die Einrichtung und Stellung der Vogelheerde ausgenommen, so viel mittheilen, als dem jungen Waidmann und dem Jagdliebhaber zu wissen nöthig ist.

§. 3. Die Schnärre (Turdus viscivorus) wird auch Misteldrossel, Mistelziemer, Mistler, Schnarrziemer, Brackvogel, Zerrer, Zaritzer, in Thüringen ausschließlich Ziemer genannt. Als Zugvogel findet man sie in ganz Europa, doch mehr in nördlichen als in südlichen Ländern. In Sachsen und angrenzenden Provinzen ist sie, selbst als Strichvogel, gemein [2]), auf dem Thüringerwalde häufig.

Beschreibung. Schnabel hornbraun, mitten an der Wurzel und in den Ecken gelb; Augenstern dunkel kastanienbraun; Füße schmuzig hellgelb; Rücken olivenbraun; große Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen; Gurgel und Bauch weißlichgelb, jene mit dreieckigen, diese mit fast halbmondförmigen, schwärzlichen Flecken; die drei äußern Steuerfedern an der Spitze weiß.

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 45—50. Meyer und Wolf, Taschenbuch der deutschen Vögelkunde, I, 191—205. W.

2) Als Zugvogel geht sie in schwachen Flügen im Herbst mit der Zippe zugleich aus nördlichen Gegenden in südlichere, kehrt aber früher als diese zurück und nistet dann häufiger im höhern Norden als bei uns. Bisweilen verläßt sie aber auch die in nicht ganz kalten Ländern gewählte Heimat nur als Strichvogel (d. h. als solcher, der kurze Reisen macht und bald und zu unbestimmten Zeiten zurückkehrt), wenn der Winter sehr hart wird und nur so lange, bis der Schnee schmilzt. W.

Am Weibchen die Grundfarbe des Unterleibes mehr gelblichweiß, die Flecken mehr braun als schwärzlich.

Das Männchen unterscheidet sich von dem Weibchen durch zwei an der Seite unter dem Flügel befindliche kleine schwarze Flecken. Die Länge von der Schnabel= zur Schwanzspitze beträgt $10^1/_2$—11″, die Flugweite $17^1/_2$—$18^1/_2$″.

Wie alle Drosseln, fliegt auch diese ziemlich geschwind, unregelmäßig, abgebrochen ruckend, und schlägt dabei die Flügel sehr hoch aufwärts. Auf der Erde bewegt sie sich hüpfend. Bei ihrem scharfen Gesicht und Gehör ist sie, vorzüglich in Gesellschaft mit mehrern ihresgleichen, so scheu, daß es dem Schützen nur selten gelingt, sie anzuschleichen.

Schon im Februar, wenn milde Witterung eintritt, ertönt der laute, aber nicht unangenehme, aus einigen kurzen Strophen bestehende Gesang des Männchens. Außerdem haben beide Geschlechter den anfänglich kurz zischenden, hinterdrein schnarrenden, allenfalls durch S=Girr! auszudrückenden Locklaut gemein.

Da dieser Vogel im Zimmer oft acht bis zehn Jahre lebt, so mag er im Freien wol noch älter werden.

Beide Geschlechter paaren sich sehr früh im Jahre, nisten auch bei uns oft schon im März, lieber in Nadel= als in Laubhölzern, auf den Mittelästen hoher Bäume und nicht, wie in England (nach Latham) in Sträuchern. Das Nest ist aus Baum= und Erdmoos, aus dürren Reisern und Würzelchen, die besonders den Rand bilden, fest gebaut und mit dünnen weichen Grashalmen ausgelegt. Das Weibchen macht zwei Gehecke und legt beim ersten vier bis fünf, beim zweiten gewöhnlich nur drei echt ovale, grünlichweiße, mit violetten und rothbraungrauen Flecken und Punkten einzeln besetzte Eier, welche es, mit dem Männchen abwechselnd, in 15 Tagen ausbrütet.

Die Jungen haben, bis sie flugbar werden, am Oberleib eine graue, am Unterleib eine schmuzig gelbweißliche Farbe und sind am letztgedachten Theil reinweiß und dunkelbraun gesprickelt. Sie werden von den Alten bis zur völligen Flugbarkeit gefüttert.

Merkwürdige Spielarten sind folgende:

a) Weibchen mit gelblichweißer, statt weißgelblicher Grundfarbe;

b) ganz weiß oder an den untern Theilen braun gefleckt;

c) aschgraue Hauptfarbe; Brust bräunlich gefleckt; Flügel und Schwanz weißlich;

d) röthlich graublau, unten am hellsten, am Bauch weißlich, lichtblaulich gefleckt;

e) an einem oder dem andern Körpertheil weiß gescheckt, oder nur weiße Flügel und weißen Schwanz;

f) Unterleib rostgelb, mit schwärzlichbraunen, dreieckigen, auf der Unter=

brust querliegenden und länglich runden Flecken; Oberleib graulich rostroth; Flügel hellbraun, an der äußern Federfahne rostgelblich weiß; Schwanz bräunlich überlaufen, die beiden mittlern Federn rostgelblich weiß, dritte und vierte mit weißer Spitze. (Wolf's und Meyer's Taschenbuch, I, 192.)

Wie alle Drosseln wählt die Schnärre zu ihrem Aufenthalt meist Waldungen, und zwar zieht sie das Schwarz- oder Nadelholz dem Laubholze, und gebirgige Gegenden den platten vor. Gemeiniglich nimmt sie ihren Zug und Strich mehr an den Vorhölzern hin, als tief im Walde, und fällt am liebsten an solchen Orten ein, wo schmale Wiesen jüngere, mit hohen Samenbäumen und Laßreisern besetzte Schläge durchschneiden. Doch findet man sie auch im Wachholdergesträuch und im Frühling häufig auf Hutungen, wo einzelne Bäume stehen.

Sie äset Regenwürmer, kleine Schnecken, Raupen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Maikäfer und allerhand Insekten; im Sommer, wenn dieses alles bei kalter, nasser Witterung nicht zum Vorschein kommt, Kirschen; im Herbste vorzüglich Mistel-, Ebereschen-, Wachholder- und Kreuzdornbeeren.

Im Bauer oder im Vogelhäuschen wird ihr meist nur mit Milch angefrischte Weizenkleie zum Futter gegeben; besser bekommt ihr jedoch in Milch gequelltes Gerstenschrot. Soll sie mehrere Jahre eingeschränkt erhalten werden, so muß man ihr zuweilen etwas kleinwürfelig geschnittenes Fleisch und Vogelbeeren vorsetzen. Sie nimmt auch Semmel- und Brotkrumen an. [1]) Frisches Wasser zum Saufen und Baden darf nicht fehlen.

In der Gefangenschaft ist dieser Vogel, wie alle seine Gattungsverwandten, mancherlei Krankheiten ausgesetzt, als da sind:

a) Der **Pips** (Katarrh), welcher an einem gelben Rande an der Schnabelwurzel, am aufgesträubten Kopfgefieder, am Aufsperren des Schnabels und an der Trockenheit der Zunge erkannt wird. Zur Cur gebe man ihr Brustthee, aus Ehrenpreis gemacht — den man jedoch einflößen muß —, zu saufen, und ziehe, wenn die Nasenlöcher verstopft sind, ein kleines Federchen durch dieselben.

---

1) Für alle Drosselarten und für alle Vögel, welche Vogelbeeren sowol als Gewürm äsen, schlägt Naumann folgendes Universalfutter vor:

Man nehme Möhren und reibe davon auf einem platten Reibeeisen so viel, bis man eine Hand voll hat; ferner für 1 Pf. in Wasser gequellte harte Semmel. Diese beiden Ingredienzien vermische man mit zwei Händen voll Gerstenschrot, das aber erst auf nachstehende Art zuzurichten ist. Das Schrot, aus welchem das feine Mehl gebeutelt ist, wird durch ein Sieb geschlagen, das etwas enger ist als ein sogenanntes Nadelsieb. Das Durchgefallene schüttelt man hierauf durch ein so enges Sieb, daß nur der Gries durchfallen kann, thut das in demselben Zurückgebliebene in eine kleine Mulde, schwingt die Hülsen rein heraus und thut es dann zu dem Gries.

Um alles Obige gehörig zu vermengen, schüttet man es in einen Napf zusammen und reibt es mit einer hölzernen Keule tüchtig durcheinander.

Bei neugefangenen Vögeln müssen Ebereschenbeeren darunter gemischt werden, und zwar so lange, bis man an den Excrementen gewahr wird, daß sie das andere Futter annehmen. W.

b) Die Dürrsucht (Auszehrung). Die Symptome der Krankheit, welche eine Folge unrichtig gewählter Nahrungsmittel und falscher Behandlung ist, bestehen im aufgeplausterten Gefieder und im Dahinschwinden des Wildbrets. Eine Kreuzspinne zur Purganz und hernach Saufen, in welches ein verrosteter Nagel geworfen wird, heben das Uebel zuweilen.

c) Verstopfung und d) Durchfall werden durch Klystiere curirt. Um sie zu appliciren, taucht man den Knopf einer Stecknadel in Leinöl und schiebt diesen vorsichtig in den After.

e) Die Darre. Sie entsteht durch Verstopfung der Fettdrüse, welche oben auf dem Steiße liegt. Symptome der Krankheit sind das Anschwellen dieser Drüse, Traurigkeit, aufgesträubtes Gefieder und schnelles Abnehmen des Vogels. Am besten ist es, den Drüsenknoten gleich beim Entstehen mit einem aus Silberglätte, in der Apotheke bereiteten Bleisälbchen zu bestreichen, dadurch zu erweichen und die Oeffnung auf dem natürlichen Wege zu befördern; denn beißt der Vogel ihn auf, was wol außerdem zuweilen geschieht, oder öffnet man ihn mit einer Nadel oder Schere, so erfolgt die Herstellung zwar schnell, aber die Zerstörung der unentbehrlichen Drüse zieht bald darauf den Tod nach sich.

Kleine und größere Raubthiere stellen Jungen und Alten nach; letztern aber unter den Raubvögeln besonders der Wanderfalke, Habicht und Sperber.

Das Wildbret der Misteldrossel wird, vorzüglich im Herbst, wo sie ungemein fett wird, sehr geschätzt; auch stiftet sie, außer dem Genusse, welchen sie hierdurch Leckermäulern gewährt, noch durch Vertilgung schädlicher Waldinsekten Nutzen. Auf der andern Seite aber veranlaßt sie auch an Wald- und Gartenbäumen dadurch einigen Schaden, daß sie die unverdauten Kerne der Mistelbeeren auf die Zweige fallen läßt. Dort setzen sich diese Beeren in der aufgesprungenen Schale fest, schlagen aus und bringen die dem Baume viel Nahrung entziehende Schmarotzerpflanze (den Mistel, Viscum album *L.*) hervor, welche jedoch in Gärten durch Abschneiden der Keime leicht vertilgt werden kann.

§. 4. Der Ziemer (Turd. pilaris *L.*) führt noch sonst die Namen: Zeumer, Grasziemer, Giemer, Blauziemer, Schacker, Wachholderdrossel, Schomerling, Krannabetvogel. In Krain heißt er Brinauka; in Gegenden, wo es viel Wachholderbeeren gibt und wo diese Krammetsbeeren genannt werden, ausschließlich Krammetsvogel. Er bringt den Sommer in den nördlichen Theilen von Europa und Asien zu, nistet auch meist nur da, zuweilen aber, wie ich persönlich zu beobachten Gelegenheit fand, auch in unsern Laubwaldungen. In Europa, besonders in Deutschland, kommt er auf dem Herbstzuge unter allen Drosseln zuletzt an,

gewöhnlich in der Mitte des November, bald in stark-, bald in geringzähligen Flügen; bleibt in einigen Gegenden den ganzen Winter über, andere aber verläßt er die kältern Monate hindurch und besucht sie nur auf dem Frühlingszuge im März wieder. Unter allen Gattungsverwandten reist er am langsamsten, weil er es sich überall einige Zeit gefallen läßt, wo er hinreichende Aesung findet.

Beschreibung. Schnabel gelb, an der Spitze schwärzlich; Augenstern dunkelbraun; Augenbänder gelb gerändert; Füße schwarzbraun; Kopf und Steiß aschgrau; Rücken kastanienbraun, weißgrau gewölkt; untere Flügeldeckfedern weißlich; Brust braungelb, mit verkehrt herzförmigen, schwarzbraunen Flecken; Unterleib weiß, dreieckig schwarzbraun gefleckt; Schwanzfedern schwarz, die drei äußern am Innenrande und an der Spitze weißlich. Länge 10″.

Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen durch folgende Kennzeichen: An jenem ist der nur an der Spitze schwärzliche Schnabel wie der übrige Rachen gelb, an diesem der Oberkiefer mehr graubraun; an jenem Kopf und Steiß aschgrau (ersterer auf dem Scheitel nur mit einzelnen schwärzlichen Längsflecken besetzt), an diesem fällt die Grundfarbe der ebengenannten Theile mehr ins Fahlgraue und der Scheitel hat mehrere schwärzliche Längsflecken. Der am Männchen schmuzig kastanienbraune, bald stärker bald schwächer rostfarben und weißgrau gewölkte Rücken hat am Weibchen schmuzig rostfarbenes Gefieder. Am Männchen ist die Kehle und der Vorderhals bis zur halben Brust rostgelb, erstere nebst der Gurgel mit schmalen dreieckigen, der gleichgefärbte Theil der Brust aber mit breiten herzförmigen Flecken besetzt. An dem Weibchen hingegen ist die Kehle weißlich. Die Stände des Männchens sind mit schwarzbrauner, die des Weibchens mit dunkelbrauner geschilderter Haut überzogen. [1])

Unter allen Drosseln ist diese die schönste. Ihr Laut kann nicht wohl Gesang genannt werden, da das Kunstvollste, was sie an Tönen hervorbringt, blos in einem heisern, unangenehmen Gezwitscher, ihr Locklaut aber nur in einem weit hörbaren Gequiek und Schackern besteht.

Der Vogelsteller hat bei der Auswahl der Lockvögel dieser Art dahin zu sehen, daß er nur solche nimmt, die nicht viel schäckern, aber oft quieken; denn das erstere ist in der Freiheit mehr ein Warnungs- als ein

1) Wie fast bei allen Vögeln, gibt es auch bei den Ziemern Spielarten, als nämlich a) den weißen (er ist meist nur gelblichweiß, hat zuweilen einzelne schwärzliche Flecken, auch wol eine, dem gewöhnlichen gleichgefärbte Brust); b) den überall schmuzig gelbrothen (lohfarbenen); c) den weißgescheckten (die Flecken erscheinen meist nur auf dem Oberleibe); d) den weißköpfigen (zuweilen ist auch ein Theil des Halses weiß gefärbt); e) den, welcher auf dem Rücken so gefärbt ist, wie der gemeine auf der Brust. Mehrere Spielarten findet man angezeigt in Wolf's und Meyer's Taschenbuch der deutschen Vögelkunde, I, 193 fg. W.

Lockruf, und so würden dadurch die Zugziemer mehr vom Herde zurückgetrieben, als zum An- und Einfall gereizt werden.

Der Ziemer überlebt, eingeschränkt erhalten, selten das sechste Jahr, und wenn er sein Alter bis dahin bringen soll, muß er immer, vorzüglich in der Mauserzeit, gut und reinlich gehalten werden und oft frisches Wasser zum Saufen und Baden bekommen.

Da er meist nur im hohen Norden nistet, so fehlt uns noch immer vom Betriebe seines Paar- und Brutgeschäfts genaue Kunde. Jedes Paar baut im zeitigen Frühling sein Nest, welches nicht nur, wie man bisher behauptete, in Schwarzwäldern auf hohen Bäumen, sondern auch in Laubhölzern in den Wipfeln dichter Sträucher gefunden wird. Frühzeitig muß das Brüten seinen Anfang nehmen, da die Jungen im Herbste, wenn sie zu uns kommen, weder an Stärke noch an Farbe von den Alten zu unterscheiden sind, woraus man zugleich schließen kann, daß diese Vögel nur ein Geheck machen.[1] Doch müssen sie sich sehr zahlreich vermehren, da überall und alljährlich eine ungeheuere Menge gefangen werden und man dennoch keine merkliche Verminderung wahrnimmt.

Der Einfallsort stimmt mit dem der Schnärren überein; nur haken sie auf dem Zuge noch mehr als jene auf hohen Laubholzbäumen an, und zwar fast immer in den Vorhölzern, von wo aus sie, sobald der Schnee weg ist, auf Wiesen, Aeckern und Lehden der Aesung nachgehen. Im Herbst geschieht es zuweilen, obwol selten, daß sie abends auf Sommerstoppelfeldern einfallen, schlafen und beim Lerchenstreichen mit ins Garn gerathen. Ueberhaupt schlafen sie gern auf der Erde sitzend. Am meisten lieben sie mit Wachholdersträuchern besetzte Berggegenden.

Die Aesung ist im allgemeinen der der Schnärre gleich, nur daß dem Ziemer die Wachholderbeeren ebenso große Leckerbissen sind als der Schnärre die Mistelbeeren. Eingeschränkt bekommen sie mit jenen gleiches Futter; doch gebe man ihnen zum Wechsel oft gekrümte Semmel mit geriebenen Möhren vermischt, besonders in der Mauser, wo ihnen auch die Fleischfütterung sehr nützlich ist.

Im Freien sind sie der Verfolgung derselben Feinde und im Bauer ganz gleichen und ebenso zu heilenden Krankheiten wie die Schnärre ausgesetzt.

---

1) Der Ziemer nistet in Schweden und Liefland auf Bäumen, vorzüglich auf Birken, und brütet in Liefland zweimal im Jahre, das erste mal im Mai, das zweite mal zu Ende Juni. Das Nest ist aus dünnen Reisern und Grashalmen zusammengeflochten, mit Lehm verbunden, und die innern Wände und der Boden sind mit feinen Grashälmchen ausgefüttert. Das Gelege besteht aus vier bis sechs meergrünen, rothbraun punktirten Eiern (Wolf's und Meyer's Taschenbuch der deutschen Vögelkunde, I, 195). Diese von Hrn. Hofrath Germann in Dorpat herrührende Nachricht wurde dem Verfasser von einem russischen Offizier bestätigt, und das, was die Farbe der Eier betrifft, stimmt mit des Verfassers eigener Erfahrung überein. Das von ihm gefundene Nest stand in der Krone einer alten Birke und enthielt fünf Eier. W.

Das Wildbret wird dem aller andern Krammetsvögel vorgezogen, besonders von denen, die den Wachholderbeerengeschmack lieben, welchen dasselbe, selbst in Gegenden, wo es deren keine gibt, noch lange behält. Auch sind die Ziemer gemeiniglich besser am Wildbret und fetter, was wol darin seinen Grund hat, daß sie, wie schon gesagt, oft Rasttage machen.

Bei den alten Römern wurden sie in besondern Vogelhäusern mit Hirse gefüttert und 20 Tage lang gemästet mit einer Art Teig, der aus Mehl, gestoßenen Feigen, Beeren von Mastix, Myrte und Epheu — lauter Dingen, die wol das Wildbret saftig und schmackhaft machen, auch Fett hervorbringen konnten — bereitet wurde. Die Federn können zum Ausstopfen weicher Kissen gebraucht werden.

§. 5. Die Schildamsel (Turd. torquatus *L.*), auch Ringdrossel, Schneedrossel, Rußdrossel, Schilddrossel, Stockamsel, Berg-, See- und Meeramsel, Strauchamsel, Ringmerle, Dianenamsel und Stockziemer genannt, bringt wie der Ziemer den Sommer im Norden von Europa zu; Deutschland besucht sie, wie Asien und Afrika, nur auf dem Herbst- und Frühlingszuge, und auch dann platte Gegenden selten. Zur erstgedachten Jahreszeit kommt sie gemeiniglich in der letzten Hälfte des September bei kalten, nebeligen Nächten in geringzähligen Flügen, wahrscheinlich familienweise. Ihr Zug dauert nicht über acht Tage; im Frühling sieht man sie schon zu Ende März und den ganzen April hindurch, aber nur einzeln. Sie ist unter den Drosseln im Herbst eine der ersten bei uns ankommenden. Sie liebt aber auch hohe Gebirge und wird daher auf den Alpen der Schweiz, Voralbergs und Tirols, sowie auch in einigen andern gebirgigen Gegenden Deutschlands den ganzen Sommer über angetroffen.

Beschreibung. Der äußere Schnabel ist bis auf die weißgelbe Wurzel des untern Theils und die gelben Mundwinkel schwarz, inwendig dunkelgelb. Die Stände sind mit dunkelbrauner geschilderter Haut überzogen. Beim Weibchen ist die am Männchen besonders auf dem Rücken schwarze Hauptfarbe des Gefieders heller (nur braunschwarz), jede einzelne, am Männchen hellrostbraun gekantete Feder am Oberleibe nur hellgrau berandet, am Unterleibe weiß eingefaßt. Das Schild auf der Brust zeichnet sich weniger aus und erscheint nur röthlich aschgrau, braun gewölkt.

Das junge Männchen hat bei der Farbe des alten Weibchens ein röthlich weißes Schild; beim jungen Weibchen ist das Schild kaum sichtbar. [1])

Fliegende, hüpfende und andere Bewegungen und selbst den schackernden Locklaut hat die Schildamsel mit der gewöhnlichen gemein. Ihr Gesang ist

1) Selten wird eine ganz weiße, öfter eine weißgescheckte Spielart gefunden. W.

ebenso melodisch wie bei jener, aber leiser, sodaß ein Rothkehlchen sie überstimmen kann.

Eingeschränkt bleibt sie sechs und mehrere Jahre am Leben.

Da sie nur im hohen Norden nistet, so ist über ihre Paarung, Vermehrung und über die Erziehung und das Wachsthum der Jungen nur wenig bekannt. Neststand und Nest gleicht dem der gemeinen Amsel; in diesem findet man vier bis sechs grünlichweiße, mit röthlichbraunen Punkten bestreute Eier.

Dort sowol als bei uns, und überall auf dem Zuge, hält sie sich gemeiniglich in waldigen Gebirgen, nur höchst selten in Ebenen auf, liegt immer in Büschen versteckt, ist aber sonst — wahrscheinlich weil sie selten beunruhigt wird — von sehr stiller, gar nicht scheuer Gemüthsart. Sie fängt sich deshalb nicht nur in den Dohnen, sondern auch auf dem Herde sehr leicht.

Aesung, Feinde und Krankheiten hat sie mit den übrigen Drosseln gemein.

Des Fettes wegen, womit im Herbste das Wildbret überzogen ist, erhält dieses einen vorzüglichen Geschmack.

§. 6. Der kleine Ziemer [1]) (Turd. dubius *Bechst.*, zweideutige Drossel), von Bechstein als eigene Drosselart betrachtet, scheint den Uebergang von den Ganz- zu den Halbvögeln zu bilden.

Er ist überall ein Zugvogel, der höchst selten flache Gegenden und nur bisweilen zu gleicher Zeit mit der Schildamsel die südliche Seite des Thüringerwaldes besucht. Ungeachtet der kleinen Abweichung in der von andern Schriftstellern gelieferten Beschreibung der braunen Drossel (Turd. fuscus), welche man häufig in Neuyork findet, glaube ich doch, daß diese mit jenem zu einer Art gehört und daß er eigentlich nur im gebirgigen Norden einheimisch ist.

Kennzeichen der Art. $8\frac{1}{2}''$ Länge, $14\frac{1}{2}''$ Breite. Der Oberleib olivenbraun; die Brust weißgrau und schwarzbraun (gewölkt); der Unterleib weißgrau, an den Seiten mit schmalen dunkelbraunen Längsstreifen belegt; die großen Deckfedern der Unterflügel hell orangefarbig.

Der Schnabel ist $\frac{3}{4}''$ lang, wie an den eigentlichen Ziemern gestaltet, von der Mitte beider Kiefer bis in die Ecken gelb gerändert; der Rachen

---

1) Turdus dubius *Bechst.* (s. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands, IV, 240; zweite Auflage, III, 396, Note 9. Ornithol. Taschenbuch, I, 147), die zweideutige Drossel. In Thüringen, wo der Ziemer ausschließlich Krammetsvogel heißt, wird sie kleiner Krammetsvogel genannt. Der Seltenheit des Vogels wegen ward die Beschreibung aus den angezeigten Werken entlehnt. In Meyer's und Wolf's Taschenbuch der deutschen Vögelkunde, I, 203, wird bezweifelt, ob dieser Vogel eine eigene Art ausmache; er wird vielmehr für eine Abart der Wachholderdrossel (T. pilaris) oder der Rothdrossel (T. iliacus) gehalten. In Temmink, Man. d'ornith. d'Europe, wird er gar nicht erwähnt; aus Bechstein's neuern Werken geht indessen hervor, daß dieser große Ornitholog seiner Meinung getreu bleibt. W.

gelb; der Oberkiefer über den eirunden Nasenlöchern mit sechs schwarzen borstenartigen Bartfedern besetzt; der Augenstern dunkel kastanienbraun; die Einfassung der Augenlider hell orangefarbig.

Die ganze Gestalt dieser Drossel, wie die Farbe des Unterleibes und der Ständer ist der des gemeinen Ziemers sehr ähnlich; alle übrige Theile sind meist wie an der Rothdrossel gefärbt und gezeichnet, sodaß man sie für eine Bastardart von beiden halten könnte, wenn man sie nicht in Flügen von 14 Stück, welche sich alle gleich waren, gesehen hätte.

Ihre Bewegungen gleichen denen der Schildamsel; nicht so ihre Charakteräußerungen, denn sie ist sehr scheu und futterneidisch, hält sich auch von andern Drosseln immer entfernt. Ihr Laut hat im Gesang und Gelock mit dem der Amseln viel Aehnliches; zugleich vernimmt man aber auch das St, st! und Jack, jack! der Rothdrossel.

Von der Vermehrungsart derselben ist noch weniger bekannt als von andern in unsern Gegenden nicht nistenden Drosseln.

Sie nimmt eben die Aesung im Freien, aber nur mit Mühe das Futter, welches man andern Drosseln zu geben pflegt, im Bauer an.

Ueberhaupt ist sie, wie es scheint, sehr weichlich, sodaß sie eingeschränkt nur wenige Monate leben bleibt.

§. 7. Die Zippe (Turd. musicus *L.*), auch Singdrossel, Pfeifdrossel, Weißdrossel, Zippdrossel, Drossel, Graagdrossel, Drosch genannt, wird in ganz Europa bis Sandmor hinauf angetroffen. In den wärmern Ländern ist sie Standvogel, bei uns aber und auf kältern Erdstrichen theils Zug-, theils Strichvogel; doch ersteres im Durchschnitt mehr als letzteres, und nur wenige dieser Vögel machen ihr Geheck in Deutschland. Der Herbstzug fängt gemeiniglich schon gegen Ende des September an und wird bis zu den letzten Tagen des October durch immer sich wieder Platz machende, erst geringzählige, dann stärkere, dann ganz schwache Flüge ersetzt, die uns endlich auch, einzelne Ausnahmen abgerechnet, zuletzt ganz verlassen.

Im März, früher oder später, je nachdem die Witterung gelinder oder strenger ist, beginnt der Frühlingszug. Man will behaupten, daß dann keine andern Heckvögel dieser Art in unsern Gegenden den Sommer über bleiben als solche, die hier gezogen wurden, daß aber auch diese ihren Geburtsort wieder aufsuchten, und daß die Alten sogar den Baum oder Strauch, da, wo sie im vorigen Jahre hausten, wieder zu ihrem Heckorte wählten.

Wie schwer über das letztere vorzüglich etwas Gewisses zu sagen sei, fällt in die Augen.

Beschreibung. Der Oberschnabel ist dunkel hornbraun, von den Nasenlöchern bis zu den Mundwinkeln weiß gerändert; der Unterschnabel

bis zur Mitte gleichfalls hornbraun, das übrige bis auf die schwarze Spitze weißgelb, das ganze Innere gelb; der Augenstern nußbraun, der Rand der Augenlider gelblichweiß. Die Schwung- und Ruderfedern sind graubraun, von letztern nur die beiden Eckfedern an der äußern Fahne weiß geründert. Dunkel olivengrau und seidenartig glänzend erscheint der übrige Oberleib. An beiden Seiten der weißgelblichen Kehle läuft ein schwarzer Streif herab. Die hellröthlichen Seiten des Halses und die ebenso gefärbte Brust haben viele herzförmige dunkelbraune Flecken. Auf dem weißen Grunde des Bauchs stehen wieder dunkelbraune, aber eirunde Flecken. Die 1″ hohen Schienbeine sind mit geschilderter, gelblichgrauer, die Zehen mit ganz heller Haut überzogen.

Am Weibchen sind an den Seiten der Kehle statt der schwarzen Streifen nur kleine schwarze Striche sichtbar; die Brust ist heller, fast weißgelb, und die fuchsgelben Spitzen der untersten Reihe der großen Flügeldeckfedern stellen sich kleiner dar. [1])

Kaum ist es nöthig, vom Gesange dieser Vögel zu sprechen; wer hätte von den Gipfeln der Bäume herab ihr angenehmes Gezwitscher, das zuweilen den süßen Melodien der Nachtigall ähnelt, vom ersten Frühlingstage an und den ganzen Sommer hindurch nicht in den Früh- und Abendstunden vernommen? Wem hat er nicht vielfache Freude gewährt?

Von ihrem ebenso bekannten, wie Zipp, zipp! ertönenden Locklaut haben sie den Namen Zippen. Nur selten und im Affect hört man noch einen, der wie Jack, jack! klingt.

Im Zimmer bringen sie bei guter Behandlung ihr Alter auf acht bis zehn Jahr.

Die Paarzeit tritt so zeitig im Frühling ein, daß die Gatten oft schon in den ersten Tagen des April, auf den untersten Zweigen niederstämmiger Nadel- und Laubholzbäume — selten nur in Sträuchern und auf alten Baumstämmen — ein vollkommen halbkugelförmiges Nest bauen, welches aus Moos und dünnem Reisig, mit Lehm, Thon und Mist verbunden, besteht und inwendig ganz ausgeglättet ist. Drei bis sechs blaugrüne, am stumpfen Ende häufig, am spitzen einzeln mit schwarzbraunen, großen und kleinen Punkten besprengte Eier brüten beide Gatten abwechselnd in 16 Tagen aus. Sobald die Jungen flügge werden, die dann auf dem Oberleibe weiß getüpfelt sind, machen die Alten das zweite Geheck.

In Menge bewohnen sie große gebirgige Nadelholzwaldungen, weniger häufig zusammenhängende Laubhölzer, einzeln nur Feldgebüsch. Auf dem

---

1) Spielarten: 1) die weiße Zippe, ganz weiß, gelblich oder röthlichweiß, zuweilen mit kaum sichtbar kleinen blaßbräunlichen Flecken; 2) die weißköpfige; 3) die Zippe mit dem weißen Halsringe; 4) die weißgescheckte; 5) die aschgraue oder mausefahle. W.

Zuge fallen sie jedoch überall, selbst in Gärten ein, vorzüglich aber da, wo Wiesen im oder am Holze liegen, wo Bäche und nasse Gräben in der Nähe sind und wo sich eine Holzspitze nach Abend zu erstreckt.

Die Aesung der Zippe im freien Zustande ist der der bisher beschriebenen Drosseln völlig gleich, ingleichen das Futter der gezähmten. Ebenso verhält es sich mit den Feinden und Krankheiten derselben; doch sind sie letztern weniger als andere unterworfen.

Als Vertilger schädlicher Waldinsekten, vieler Raupen und Larven, stiften sie großen Nutzen; auch tragen sie durch die in den Excrementen befindlichen unverdauten Körner der Vogelbeere zur Vermehrung der Ebereschenbäume bei In Weinbergen hingegen richten sie durch Ablesen der reifsten Beeren Schaden an.

Ihr Wildbret ist im Herbst, wo sie oft sehr fett sind, eine geschätzte Speise.

§. 8. Die **Rothdrossel** (**Weindrossel**, **Weingarfvogel**, **Blutdrossel**, **Heidedrossel**, **Berg- und Walddrossel**, **Walddröschel**, **Bitter**, **Behende**, **Bäuerlein**, **Weisel**, **Winze**, **Gereslе**, **Gixerlein**, Turd. iliacus *L.*) ist eigentlich nur im hohen Norden von Europa zu Hause, das heißt, dort heckt sie während ihres Sommeraufenthalts. Deutschland besucht sie nur auf dem Zuge, welcher im Herbst gewöhnlich in der Mitte des October anfängt und gegen Ende des genannten Monats völlig aufhört. (Ein echter, alter, nun schon seit einigen Jahren verstorbener Waidmann, den ich nie über einer Unwahrheit ertappen konnte, versicherte mir, er habe in den Weinbergen bei Meißen Junge aus dem Neste genommen und aufgezogen.) Den Winter bringt sie in südlicher gelegenen Ländern zu; nur einzeln — wahrscheinlich solche, die auf der Reise erkrankten oder marode wurden — sieht man sie in dieser Jahreszeit bei uns in dicken Hecken, wo sie sich kümmerlich von den Früchten des Weißdorns, Kreuzdorns und Hartriegels erhalten. Seiner eigentlichen Heimat eilt dieser Vogel zu Ende des März und im April wieder zu.

Beschreibung. Schnabel schwärzlich, nur die Wurzel des Unterkiefers und die Ecken hellgelb; Augenstern nußbraun; Fußwurzel blaßgraugelblich; Zehen hellgelb; Oberleib olivenbraun; Brust mit dreieckigen dunkelbraunen, an den Seiten mit olivenbraunen Flecken; untere Deckfedern der Flügel orangeroth; Brust, Seiten des Halses und Bauchs mit schwärzlichen Längsstrichen, die sich auch hin und wieder auf dem weißen Bauche andeuten. Länge 8″ (Männchen).[1])

---

1) **Varietäten:** 1) Die **reinweiße** oder **weißgraue** Weindrossel; 2) die **gescheckte**, hat gewöhnlich durchaus hellere Farben, an verschiedenen Theilen weiße Flecken, auch wol weiße Flügel und weißen Schwanz (hierher kann auch die gerechnet werden, welche nur ein weißes Band über den Schwanz hat); 3) die am Oberleibe **weißgraue**, unten **blasser** gefleckte als gewöhnlich. W.

Am Weibchen die Farben heller, die Flecken auf der Brust und an den Seiten des Bauchs hellbraun und größer.

Flug und hüpfende Bewegung ist wie bei andern Drosselarten. Die Rothdrossel singt wie die Singdrossel im Frühling sehr angenehm, aber keineswegs hat erstere allein, wie neuerlich behauptet wurde, das Verdienst, zur gedachten Jahreszeit uns mit ihrem Gesange zu erfreuen, sondern sie theilt dasselbe mit der Singdrossel, und immer behält diese den Vorzug, weil ihr Gesang laut und vernehmlich in allen Strophen und Modulationen ist, bei jener aber, und zwar nur beim alleinsitzenden Männchen, aus einer kurzen, ziemlich laut flötenden Anfangsstrophe besteht, welcher eine lange Reihe sehr sanfter, doch nur in der Nähe vernehmlicher [1]), verschiedentlich modulirter, äußerst schnell aufeinanderfolgender Töne folgt. Sitzen viele Rothdrosseln auf einem Baume im Frühling beisammen, so hört man nur ein verworrenes Gezwitscher. Als Gelock wird ein sehr leises St, st! und nur selten beim Einfalle das auch der Singdrossel (Zippe) eigene Jack, jack! hörbar.

Ueber das Geheck dieser Drosselart haben wir durch den verstorbenen Professor Germann folgende bestimmte Aufschlüsse erhalten [2]): „Sie nistet gern in dichtem Erlen- und Birkengesträuche in der Nähe von kleinen Bächen. Das Nest ist aus Reisern und dürren Grashalmen künstlich zusammengeflochten und von innen und außen mit Erde und Lehm überzogen. Das Gelege besteht aus fünf bis sechs blaugrünen, schwarz punktirten Eiern. Das Mänchen sitzt entweder auf der Spitze eines einzelnstehenden Baumes, oder auch im niedern Gebüsch in der Nähe des brütenden Weibchens stundenlang, ohne den Platz zu verlassen, und singt unaufhörlich, fast wie die Nachtigall bei uns. Während es singt, kann man sich hinanschleichen; sobald es innehält, muß man ruhig stehen bleiben: auf diese Art gelangt man zum Schusse, sonst schwerlich, denn die Rothdrossel ist außerordentlich scheu."

Bei uns fallen sie, besonders auf dem Herbstzuge überall, vorzüglich in dicken Laubholzungen, oder in solchen, wo junge Nadelhölzer mit jenen untermischt sind, gleich anfänglich häufig, nach fünf bis sechs Tagen aber nur noch einzeln ein, und sind stets sehr scheu.

Aesung, Fütterung und Feinde wie bei der Zippe. Auch den Krankheiten der übrigen Drosseln sind sie ausgesetzt, und zwar noch mehr als jene, denn selten überleben sie eingeschränkt das dritte Jahr, wenn man sie auch

---

1) Im Zimmer übertönt die Rothdrossel kaum das Rothkehlchen. W.

2) Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 197; v. Wildungen, Waidmanns-Feierabende, Heft 1, S. 74. W.

vor großer Wärme, die sie platterdings nicht vertragen, hütet. Der Vogelsteller thut daher sehr wohl, wenn er alljährlich neugefangene Lockvögel einsteckt und die alten in Freiheit setzt.

Wie die Schildamsel wird auch diese Drossel sehr fett, und ihres überaus saftigen Wildbrets wegen unter den Halbvögeln vorzüglich geschätzt.

Wol mit Unrecht gibt man ihr schuld, sie thue in den Weinbergen großen Schaden, da sie zum Weinbau geeignete Gegenden gewöhnlich erst dann besucht, wenn die Lese größtentheils beendigt ist.

Den Namen Weindrossel darf man also nicht davon ableiten, daß sie besonders die Weinbeeräsung suchte, sondern von der Zeit des Hauptzugs im Weinmonate.

§. 9. Die Schwarzdrossel (gemeine Amsel, Schwarzamsel, Kohlamsel, Merle, Ammazl, Lyster, Turd. merula *L.*) ist unter allen Drosseln der einzige in den meisten Theilen Europas, die sich eines gemäßigten Klimas erfreuen, obzwar nicht in großer Zahl, einheimische Standvogel. In Rußland soll man sie in großer Menge finden. In einigen Ländern hält man sie für Zugvögel, und selbst bei uns kommt zuweilen ein schwacher Flug mit der Rothdrossel an.

Ungegründet ist die Sage, daß die Weibchen allein Strichvögel wären.

Beschreibung. Augenstern und Füße schwarz. Männchen (altes): Schnabel und Augenlider goldgelb; Gefieder tief schwarz. Länge $9\frac{1}{2}''$. Weibchen: Schnabel schmuziggelb; Oberleib schwarzbraun; Kehle hell- und dunkelbraun gefleckt; Brust rostgrau; Bauch aschgrau. Junge: Schnabel braun bis zur Mannbarkeit, dann dem Geschlechte nach wie bei den Alten; Gefiederfarben bis zur ersten Mauser fast wie beim alten Weibchen, nach derselben die Männchen schwarz. [1])

Diese Drossel heckt jährlich zweimal: das erste mal gleich beim Eintritt des Frühlings, das zweite mal sobald die Jungen des ersten Gehecks ausgeflogen sind. Das flach ausgerundete Nest ist aus feinem Gewürzel und Erdmoos gebaut, mit Erde, Thon, Lehm und Kuhmist inwendig beklebt, mit trockenen dünnen Halmen und Moos ausgefüttert, und steht stets im Dickicht, einige Schuh über der Erde an feuchten Stellen meist auf alten Baumstrunken. Das Gelege besteht aus vier bis sechs graugrünen, hellbraun oder lederfarben gefleckten und gestreiften Eiern, die in 16 Tagen ausgebrütet

---

1) Varietäten: 1) Die Stockamsel. An ihr ist der Schnabel halb schwarz, bald gelb, der ganze Körper bis auf den noch hellern Unterleib rußschwarz; an der weißgestichelten Kehle stehen dunkelbraune Längsstreifen. Bechstein hat bemerkt, daß dies die Zeichnung mancher von Jugend auf eingeschränkt erzogenen Amselhähne nach der ersten Mauser oder im spätern Alter sei. Seiner Meinung nach singen sie deshalb melodischer, weil sie in der Einsamkeit ihre Stimme mehr bilden, auch wol von andern Vögeln lernen; 2) die weiße Amsel, gewöhnlich mit gelben Schenkeln und Ständen; 3) die gescheckte; 4) die perlgraue. W.

werden. Die Jungen sehen bis zum ersten Mausern am Oberleibe schmuzig schwarzbraun aus und haben da roströthliche Flecken. Vom schmuzig weißgrauen Bauche an bis zur Brust ist die unrein rostgelbe Grundfarbe etwas dunkler wellenförmig überflogen. Gleich im ersten Jahre ist das ganze Gefieder am Männchen dunkler gefärbt als am Weibchen, aber erst im nächstfolgenden Frühling wird der bis dahin braune Schnabel gelb.

Die Amsel fliegt schnell, aber nicht weit in einem Striche, immer sehr niedrig über der Erde unter den Büschen hin, selten über das Freie. Immer im Gesträuche verborgen, sitzt sie kaum einen Augenblick still, sondern flattert oft leicht mit den Flügeln, putzt sich, indem sie mit dem Schnabel das Gefieder lüftet oder in Ordnung schiebt, und schnippt häufig mit dem Schwanze in die Höhe.

An Aufmerksamkeit auf alles, was um sie her vorgeht, und an Wachsamkeit übertrifft sie fast alle kleinen Vögel. Sobald sie bei Tage oder bei Nacht irgendeine lebende, fremdartige und größere Creatur als sie selbst ist, gewahrt, fliegt sie schnell auf höhere Strauchzweige und gibt oft wiederholt einen wie Zizirr! Tack, tack! klingenden Warnungslaut aus, welcher die übrige weniger behutsame Vogelwelt oft vom Verderben rettet, dem Jäger aber vorzüglich deshalb wichtig wird, weil, wenn er sich auf dem Anstande befindet und diese Töne vernimmt, er sicher darauf rechnen kann, daß irgendetwas rege ist, er selbst aber auch auf dem Bürschgange dem Wilde oft verrathen wird, welches augenblicklich zu sichern anfängt, wenn es eine Amsel schacken hört. Jeden, der Sinn für so etwas hat, erfreut der sanfte, melodische, nur von einigen etwas kreischenden hohen Tönen zuweilen unterbrochene Gesang des Männchens an schönen Abenden im Freien vom März bis zum Juli, im Zimmer das ganze Jahr hindurch. Diesem Vogel verlieh überdies die Natur ein so gutes Gedächtniß und so viel Kunstanlagen, daß er, in der Jugend in einem etwas finstern Bauer eingeschränkt, ganze Liedermelodien ohne Absatz nachpfeifen und selbst, wenn ihm die Zunge gelöst ist, Worte nachsprechen lernt. Doch wird er selten so kirre wie andere Vögel von gleichen Fähigkeiten.

Ein sonderbarer Fall, welcher bei den Amseln Vorempfindungsvermögen muthmaßen läßt, wird im ersten Bändchen der in Berlin erschienenen „Thierseelenkunde" von dem Herrn Legationsrath Lichtenberg ungefähr so erzählt: „Ein Candidat zog eine junge Amsel auf und richtete sie ab. Bald pfiff sie nicht nur mehrere Melodien, sondern zeigte auch in allen Stücken eine besondere Anhänglichkeit an ihren Lehrer und Wohlthäter. Dieser machte seiner Schwester ein Geschenk mit dem ihm sehr lieben Thierchen. Obgleich von ihr mit großer Zärtlichkeit gepflegt, blieb es doch mehrere Tage stumm und traurig. Erst nach und nach ward es munter und gesanglustig. Etwa vier Monate nach dem Herrschaftswechsel hatte es sich

abends im Käfig schon zur Ruhe begeben, als es mit einem mal wild aufflatterte und fortgesetzt auf die Holzstäbchen, mit denen der Bauer ausgespriegelt war, zischend und wie ein junges futterbegehrendes Vögelchen mit den Flügeln schlagend zufuhr. Unvermuthet trat endlich der Candidat ins Zimmer, und augenblicklich war der Vogel still. Man setzte, da der genauesten Untersuchung ungeachtet keine Veranlassung der unruhigen Bewegung zu ergründen war, Kränklichkeit bei ihm voraus, bis nach vier Wochen und sehr oft nachher kurz vor der Ankunft seines lieben ehemaligen Pflegers immer dieselbe sonderbare Sympathie zwischen Schüler und Lehrer bemerkbar ward." Soweit die gute Seite; hier noch etwas vom Gegentheil: Muthwille und Nahrungsneid bringt den Amselhahn oft dahin, daß er kleine gefiederte Gesellschafter tödtet, oder doch in ewigem Krieg mit ihnen lebt.

Aesung und Futter wie bei andern Drosseln; Aufenthalt in jungen Laub- und Nadelhölzern; Feinde: Raubthiere, selten Raubvögel.

Die Amsel ist härter als alle übrige Gattungsverwandte und wird, da sie fast keiner andern Krankheit als der Darre unterworfen ist, auch im Bauer sehr alt.

Das Wildbret schmeckt angenehm, sieht aber etwas schwarz aus. 1)

§. 10. Sämmtliche im Vorhergehenden beschriebene Drosselarten werden selten und nur beiläufig geschossen und machen die großen Schneußvögel aus, d. h. sie werden alle auf dem Herde, in Dohnen, Sprenkeln, oder Aufschlägen gefangen, und zwar:

1. Die Schnärre im October und November, bei guten Lockvögeln häufig auf dem Strauchherde, selten in Bügeldohnen (geschieht letzteres aber, so hängen oft zehn bis zwölf Stück in einem kleinen Bezirk der Schneuß); sehr gut in Laufdohnen und nach Sonnenuntergang auf dem Tränkherde.
2. Der Ziemer im November, besser noch späterhin beim Schnee und mit guter Locke im Strauchherde, selten in Bügeldohnen, häufiger, vorzüglich im Wachholdergebüsch, in Laufdohnen.
3. Die Schildamsel leicht in Bügeldohnen und auf das Gelock des Ziemers und der Zippe auf dem Herde.
4. Die Singdrossel oder Zippe vom Anfang des Zugs bis gegen Ende des October mehr in Dohnen als in Sprenkeln, Aufschlägen und dem Strauchherde; häufig vor und nach Sonnenuntergang auf dem Tränkherde, doch nicht leicht eher, als bis ein kleiner Vogel sich darauf badet,

1) Hierher gehört auch die Steinamsel (Turdus saxatilis), auch Steindrossel, Steinröthel, Steinmerle, Blauvogel, Gogamsel, Steinreiling, Sleger genannt, die im südlichen Europa, Italien, Frankreich, Spanien, Süddeutschland, Schweiz, Tirol und Niederösterreich vorkommt. Sie wird als Stubenvogel wegen ihres lieblichen Gesangs und ihres zutraulichen Wesens sehr geschätzt. T.

weshalb ein Finke aufgeläufert werden muß; zufällig zuweilen auf der Heherhütte.

5. Die Rothdrossel sehr gut auf dem Strauch- und Tränkherde auf eigenes und Zippgelock, und ebenso häufig in den Dohnen, Sprenkeln und Aufschlägen.

6. Die gemeine Amsel am besten auf dem Tränkherde, oft wenn es schon ganz dunkel ist, selten auf dem Strauchherd und in den obern Schleifen der Bügeldohnen, besser wenn in dem untern Theil des Bügels Schleifen eingezogen und so gestellt werden, daß sie vor den Beeren hängen; auch in Sprenkeln und Aufschlägen. Da sie in der Schneuß viel ausbeeren, ohne sich zu fangen, so muß nichts unversucht bleiben, ihrer gleich anfangs habhaft zu werden.

§. 11. Bei Anlage des Herdes sowol als der Schneuß (des Dohnensteiges) kommt sehr viel auf die gute Wahl des Platzes an, welche nach dem Zuge der Vögel sich richten muß. Man bemerke hierüber Folgendes:

Alle Zugvögel, also auch die Drosseln, gehen im Herbst aus Norden und Osten nach Süden und Westen, am häufigsten auf einmal (die Schnepfe ausgenommen) bei Westwind, gut bei Südsüdwest- und Nordwestwind, schlecht und einzeln beim Ost- und Nordwind, weil sie es nicht leiden mögen, wenn ihnen der Wind in die Federn bläst. Im Frühling hingegen eilen sie gemeiniglich mit Ostwinden ihrer Heimat zu. Alle — die Rothdrossel ausgenommen, welche auch am Tage zieht — machen ihre Reisen bei Nacht, und gemeiniglich kann man es gegen Abend am häufigern Gelock hören, wenn die eingefallenen Zugdrosseln in der folgenden Nacht fortgehen wollen. Auf der Wanderung fliegen sie den Waldungen nach und nicht gern weit über ganz holzleere Gegenden. Ueber großen ebenen Gehölzen dehnen sich die Flüge sehr breit aus; diese schicken sich daher nicht zur Anlage der Vogelherde, wenn sie nicht von einem Strom, welcher sich von Morgen nach Abend erstreckt, begrenzt oder durchschnitten werden. Dehnt sich aber ein schmaler Holzstreif von Morgen nach Abend aus, und liegt dieser nicht ganz isolirt, sondern steht mit einem größern Wald in Verbindung, so wird hier der Zug fast ebenso gut sein als am Ufer eines Flusses, welcher die obenangegebene Richtung nimmt, oder in solchen Gegenden, wo sich zwischen Bergen schmale Thäler von Morgen nach Abend hinziehen.

Der Einfallsort der Krammetsvögel läßt sich nicht immer bestimmen. Wo die bei Nacht ziehenden der Morgen übereilt, bleiben sie bei schlechter Aesung nur bis zur nächsten Nacht, bei guter länger; doch liegt es in der Natur der Sache, daß sie im Herbst häufiger in den nach Abend zu gelegenen Vor- und Feldhölzern, und zwar meist in den westlichen Spitzen und auch da sich verweilen, wo Wiesen und Lehden solche begrenzen oder durchschneiden.

An diesen Orten zieht wieder die Misteldrossel (Schnärre) und die Wachholderdrossel (Ziemer) das höhere und Nadelholz dem dichtern und Laubholz, letztere aber besonders Wachholdergesträuch, Singdrossel (Zippe) und Amsel das jüngere Nadel= und Laubholz dem ältern, die Rothdrossel hingegen halb ausgewachsenes Laubholz allem übrigen vor.

Bei vorzüglich warmen Herbsttagen zieht der Vogel nicht gern weit und weiter vorwärts, sondern vertheilt sich, der Aesung wegen, mehr in die Breite; daher kommt es, daß man unter diesen Verhältnissen zuweilen an solchen Orten, wo er sonst spärlich einfällt, einen guten Fang macht.

In kalten, besonders nebeligen Nächten gehen die Vögel, welche den Tag über in einem Revier lagen, gewiß fort, werden aber auch durch neue Ankömmlinge bestimmt ersetzt. Steht den Nachmittag Regen bevor, so ist am frühesten Morgen vorher gewiß der Einfall und Fang, der überhaupt bei stillem und trübem Wetter am besten ausfällt, gut; bei heftigen, toben= den Stürmen zieht zwar der Vogel sehr stark, kann aber weder das Gelock vernehmen, noch häufig auf den Dohnen einfallen, weil die Stämme und Schleifen sich zu sehr bewegen. Im Nadelholz und Wachholdergesträuche thut man den reichlichsten Fang in Laufdohnen.

§. 12. Die zweckmäßigsten und ausführlichsten Angaben über Anlage und Einrichtung eines Krammetsvogelherdes hat Naumann in seinem „Vogel= steller“ gegeben und dieselben mit Zeichnungen erläutert. Ich verweise da= her den Leser auf dieselben. Hier nur noch soviel: Der Tränkherd wird gleichfalls mit zwei Schlagwänden an der Vogeltränke und auf die Art ein= gerichtet wie der Wasserherd, von welchem in dem Kapitel von den Sumpf= schnepfen (Becassines) gesprochen werden wird.

§. 13. Wem es an Zeit gebricht, den Vogelherd gehörig abzuwarten, oder an Gelegenheit, ihn schicklich anzulegen; wer in Gegenden lebt, wo der Drosselzug nicht stark genug ist, um die mit jener Anlage verbundenen Kosten zu ersetzen, der wird immer noch in der Schneuße (im Dohnensteige) nach Maßgabe der Gegend eine ansehnliche Zahl von Drosseln fangen, vor= züglich wenn er sich bei übrigens zweckmäßiger Einrichtung nach dem richtet, was im Vorhergehenden über den Zug, Einfall und Aufenthalt der Kram= metsvögel bemerkt wurde.

Man hat ein zu großes Aufheben von dem Schaden gemacht, welcher durch das Dohnenstellen dem Holz zugefügt werden soll. Ich will nicht leugnen, daß er in nicht überflüssig geschlossen bestandenen Nadelhölzern in Betracht gezogen zu werden verdient; im Laubholz hingegen, wenn es als Niederwald behandelt wird, ist er es nicht, vorausgesetzt, daß die Dohnen eingebohrt, nicht mit dem Breitmeißel eingestemmt werden, und daß der

Jäger vernünftig genug ist, sie nicht an dominirenden Stangen oder gar an Laßreideln und Ueberständern anzubringen.

Hier und da hat man den Drosselfang aus dem Grunde untersagt, weil diese Vogelgattung sehr viel zur Verminderung schädlicher Raupen und Insekten beitragen soll. Der Verfasser kann seine Meinung nicht unterdrücken, daß dies allerdings der Fall sein würde, wenn die Drosseln den Sommer über bei uns blieben; so aber halten sie sich auf dem Frühlingszug nur kurze Zeit auf, und im Herbst äsen sie fast nichts als Beeren. Er ist daher überzeugt, daß der durch ein solches Verbot beabsichtigte Zweck, wenn ja, doch nur sehr unvollkommen erreicht werden kann.

Deshalb mag denn auch das, was auf gute Anlage und Einrichtung einer Schneuß (Dohnenstegs) Bezug hat, hier seinen Platz finden.

Der Schneußsteg selbst, d. h. der Strich, welchen man mit Dohnen bestellen will, muß im August rein ausgeästet werden, vorzüglich jede Stange, an welcher eine Dohne angebracht werden soll. Je mehr derselbe in Schlangenlinien geführt wird, desto besser ist es, weil so durch das Geflatter eines gefangenen Vogels die im Einfall begriffenen weniger zurückgescheucht werden, als bei gerade fortlaufendem Stege.

Wenn diese Arbeit vollendet ist, werden die Dohnen höchstens acht Schritt voneinander so gestellt, daß abwechselnd eine zur Rechten, die andere zur Linken, an den Krümmungen des Steges aber jedesmal eine so steht, daß die Vögel immer die nächste vor und hinter dieser sehen können.

Auch macht man im voraus aus möglichst langen ausgesottenen Pferdehaaren die benöthigten Schleifen, und zwar so: Drei gleichlange Haare nimmt man in jeder Hand an einem Ende mit den Spitzen zusammen, schlägt in der Mitte einen einfachen Knoten ein und zieht diesen fest zusammen. Diesen Knoten faßt man nun zwischen den Daumen und Zeigefinger der linken Hand, sodaß die eine Hälfte der Haare links, die andere rechts über die Finger herausliegt. Dann faßt man den Knoten so knapp als möglich mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, und läßt die Haare durch die Finger der linken Hand laufen, indem man sie mit der rechten langsam in die Höhe zieht, dabei scharf mit den Fingern immer weiter nachgreifend dreht, bis man ans Ende kommt, wo, durch eine einfach umgeschlagene Oese, der lange zusammengedrehte Theil der Schnur dreimal durchgesteckt und am kurzen obern Ende der Knoten zusammengezogen wird. Die Arbeit wird beschleunigt und erleichtert, wenn man von Zeit zu Zeit die Fingerspitzen mit Kreide bestreicht.

Hat man hinlänglichen Vorrath, den man gewöhnlich schockweise in der Mitte mit einem starken doppelten Faden zusammenschleift, so werden die Dohnen selbst verfertigt.

Man verfertigt sie auf vielerlei Art. Der Verfasser hält folgende für die besten:

1. Die Ringeldohne. Um diese machen zu können, muß man zuerst eine hinlängliche Menge von $^1/_4''$ langen Ringen aus jungen, vorjährigen verholzten Trieben des spanischen Holunders [1]) schneiden und aus diesen das Mark mit einem Draht stoßen. Ferner nimmt man einen $^1/_2''$ breiten und 18″ langen Streifen im Juli geschälten und im Wasser gerösteten, getrockneten Lindenbastes, hängt diesen in der Mitte an ein fest eingeschlagenes eisernes Häkchen, unterbindet da ein $^3/_4''$ weites Ohr mit einem doppelten Knoten, schabt hierauf beide Bastenden mit einem Messer dünn und spitz, dreht nun mit jeder Hand eins zwischen dem Daumen und Zeigefinger zusammen und flechtet beide von dem Oehrknoten an auf 7″ Länge rund schnurenartig. Hiernächst nimmt man zwei von den Holunderringen und zieht durch das Kernloch eines jeden, von der rechten Hand nach der linken zu, das Oesenende einer der pferdehaarenen Schleifen, von der linken Hand nach der rechten hin aber beide zugespitzte Bastenden zugleich. Wenn nun endlich da, wo das Geflecht aufhört, das eine Bastende um das andere herumgeschlagen und fest verschleift worden, zieht man über dem so entstandenen Knoten eine aus zwei etwas stärkern, ellenlangen Bastenden zusammengedrehte Schnur, sodaß sie an einem Ende so lang wie am andern herabhängt, mit einem einfachen Knoten fest und schleift mit dem einen Ende derselben die nicht zusammengeflochtenen Bastspitzen, welche durch die Ringe gezogen wurden, an. Nachdem sodann an dem Knotenende ein ganz schmales, etwa 1″ langes Streifchen von dünnem Leder bis zur Mitte durch die Haarschnur gezogen und mit beiden Enden zusammengedrückt worden, zieht man beide Schleifen, doch ohne die Oesen sehr zu erweitern, auf, schiebt die Ringe, in welchen sie hängen, dicht nebeneinander, legt die Schleifen übereinander, drückt dasjenige Ende des Bastes, an welchem das Oehr befindlich ist, mit der linken Hand auf die Schleifen und umflicht sie ringsum mit dem andern, bis zu den Enden der Bastschnur; hier werden die Enden derselben getheilt. Das eine schlägt man rechts, das andere links um den entstandenen großen Ring und verknüpft sie leicht. Alle nun bis zum Stellen fertige Dohnen reiht man an einen Bindfaden.

Sollen sie nun in der Schneuß gebraucht werden, so schneidet man einen Vorrath von salweidenen oder kiefernen u. dgl. Zweigen ab, welche an dem dünnern Ende ein Knie, d. h. ein in die Höhe stehendes Aestchen haben müssen, spitzt den ungefähr $8^1/_2''$ langen Grundtheil scharf zu und schneidet an dem 7″ hohen Knieästchen einen kleinen Kerb ein.

---

1) Gemeiner Lilack (Syringa vulgaris).

Versehen mit einer hinlänglichen Zahl von Dohnen und Zweigen, sowie mit einem Schneckenbohrer [1]), welcher ein beinahe so weites Loch macht, als die Grundtheile des Zweiges stark sind, und einem Messer, begibt man sich auf den vorher ausgeputzten Steg, bohrt in nichtdominirende Stangen — denn starke wählt man deshalb nicht, theils weil an diesen die Vögel nicht gern in die Dohnen gehen, theils weil sie durch die Verwundung Schaden leiden — $4\frac{1}{2}'$ über der Erde ein $1\frac{1}{2}''$ tiefes Loch, treibt in dieses das zugespitzte Ende des Zweiges fest und so ein, daß das Aestchen mit dem Kerbe gerade aufwärts steht, wickelt dann eine Dohne völlig auf, hängt das Oehr derselben in den Kerb, nimmt beide langen Enden der Bastschnur um die Stange, zieht sie bis an den Knoten so fest an, daß das Knie auf dem Grundzweig fast rechtwinkelig steht, schlägt sie dann einigemal um die Stange und knüpft sie zuletzt mit einem Knoten und einer Schleife fest. Endlich zieht man die Ringel nebst den Schleifen so auseinander, daß der vorderste 2″ vom Knieästchen, der hinterste ebenso weit von der Stange entfernt liegt, und dreht beide so, daß die Schleifen gerade in der Dohne herunter und in der Mitte etwa $\frac{1}{4}''$ übereinander hängen. Am folgenden Tage werden sie zirkelrund stehen, und nun sticht man in der Mitte des Grundzweigs jeder Dohne von unten herauf mit dem Messer einen nicht zu weiten Spalt durch, in welchem ein mäßig starker Ebereschenbüschel unten eingeklemmt wird.

Unter allen Dohnen stellen diese am genauesten; die Verfertigung aber ist allerdings mühsam.

2. Die eigentliche Bastdohne. [2]) Sie wird, wenn, wie an der vorigen, oben, wo vier schmale Baststreifen zusammengeschlagen sind, ein Oehr geknüpft worden ist, 1″ lang viersträhnig geflochten. Hier legt man das Knotenende der ersten Haarschleife an, flechtet sie etwa 1″ lang im Baste, bis sie gerade abwärts hängt, mit ein, verfährt dann mit der zweiten Schleife ebenso, führt die Flechte hernach etwa noch 2″ lang fort und verknüpft hier die Baststreifen sämmtlich durch einen doppelten Knoten. Hinter diesem müssen so lange Enden übrigbleiben, daß, wenn zum Stellen dieser Dohne alles wie bei der vorigen eingerichtet ist, sie an der Stange festgebunden werden kann.

Beide vorerwähnte Arten bindet man, wenn der Krammetsvogel-, Gimpel- und Seidenschwanzzug vorüber ist, ab, ringelt sie, wie bei 1. ge-

---

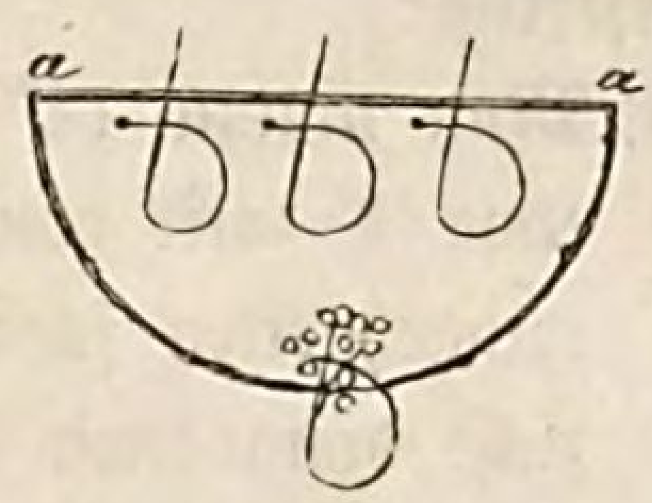
1) In Nadelhölzern vertritt die Stelle desselben ein dazu eingerichteter Spitzhammer, mit welchem dem Holze kein bedeutender Schaden zugefügt wird. Dieser Spitzhammer wird mit der Spitze an den Baum gesetzt und etwa $1\frac{1}{2}''$ tief eingetrieben. Auf diese Weise erhält man das zum Einstecken der Bügel erforderliche Loch. W.

2) Sonst konnte man sie in Leipzig schockweise fertig kaufen; ob es noch der Fall ist, kann ich nicht sagen. W.

sagt, zusammen, und hebt sie, an einen Bindfaden gereiht, an einem trockenen, luftigen, gegen den Zugang der Mäuse geschützten Ort, frei hängend, auf. So behandelt, können sie mehrere Jahre gebraucht werden.

3. Die Bügeldohne. Dies ist die gewöhnlichste und allerdings die, deren Verfertigung mit der wenigsten Mühe verbunden ist. Man nimmt nämlich kieferne, salweidene oder sonst biegsame, ganz gerade und astlose, etwa 15″ lange Stäbchen, welche am dickern Ende so stark wie ein kleiner Mannsfinger sind, und schneidet oben und unten viereckige Spitzen daran. Dann bohrt man mit dem Schneckenbohrer oder schlägt mit dem Spitzhammer in die Stangen, an welche die Dohnen angebracht werden sollen, $4\frac{1}{2}$′ über der Erde das unterste, 7″ höher das oberste Loch, und zwar jedes 2″ tief, schiebt in ersteres das stärkere Ende des Bügels (Stäbchens), biegt ihn in der Mitte halbzirkelförmig, rund und aufwärts und schiebt die schwächere Spitze in das obere Loch. Sollten so die Bügelzapfen nicht ganz fest in den Baumstämmen stecken, so schlägt man neben jedem einen kleinen Keil ein. Hierauf sticht man 2″ vom Baumstamm abwärts den obern Bügelarm mit einem nicht zu dicken Messer von unten herauf durch und biegt die entstehende Spalte nur so weit auseinander, als es zum Durchstecken der Oese an der ersten Schlinge von oben herein unumgänglich nöthig ist; dann faßt man diese Oese und zieht die Schleife bis an den obern Endknoten herunter. In 2″ weiter Entfernung von dieser nach vorn zu verfährt man mit der zweiten Schleife ebenso, läßt beide 24 Stunden hängen und stellt dann die eigentlichen Schlingen so auf, daß sie, wie bei 1. gesagt worden, etwas übereinander und 2″ über dem untern Arm des Bügels hängen. Das Einbeeren wird, wie oben erwähnt, verrichtet.

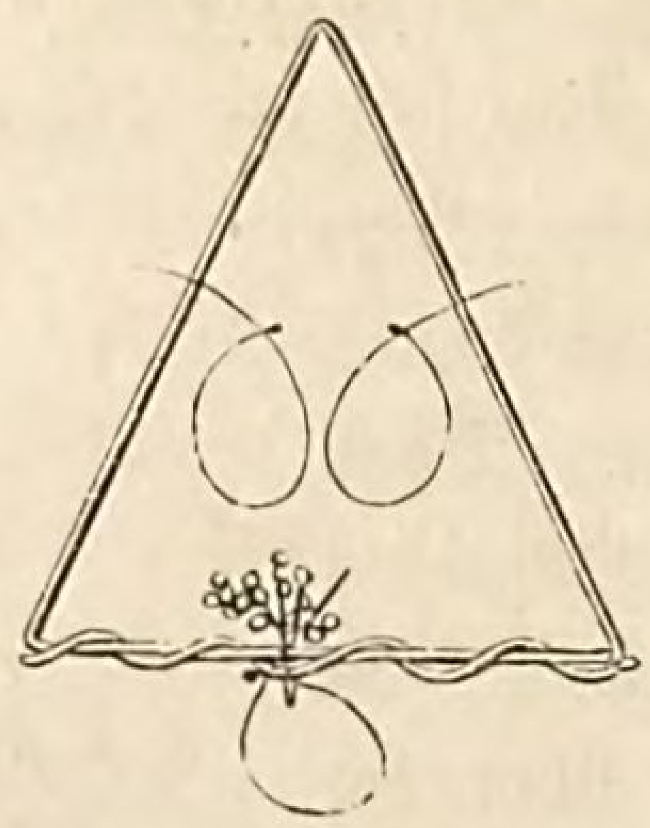


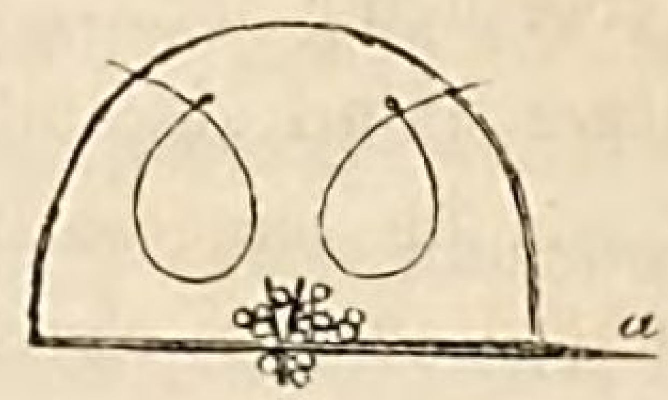


4) Die Hängedohne. Diese ist überall, vorzüglich in jungen Gehauen, wo die schwachen Holzstämmchen das Einbohren nicht gestatten [1]), deshalb da um so mehr anwendbar, weil die meisten Drosselarten in Dickungen am liebsten einfallen und sich sehr gut in Hängedohnen fangen. Man nimmt dazu einen gabelförmigen, weidenen oder birkenen, oben, wo er ab-

1) In diesem Fall und überhaupt bedienen sich viele Jäger eines Stemmeißels und schneiden dann die Bügelzapfen breit. Diese holzverderbliche Methode sollte überall auf das strengste verboten werden. W.

geschnitten ist, nicht völlig fingerstarken Zweig, an dem beide an der Spitze verstutzte Seitenäste 18 — 20″ lang bleiben müssen. 8″ von der Spitze derselben hinaufwärts windet man jeden einmal um sich selbst herum, biegt beide unter der Windung befindliche Theile gegeneinander und schlägt sie

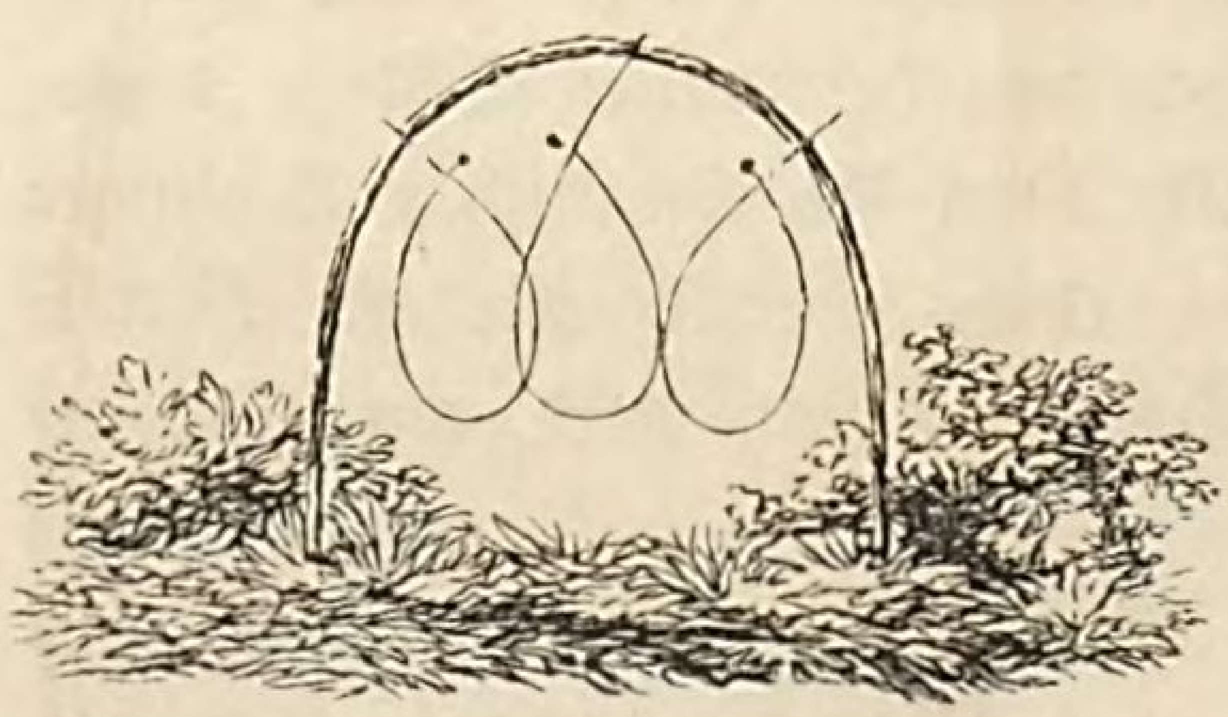


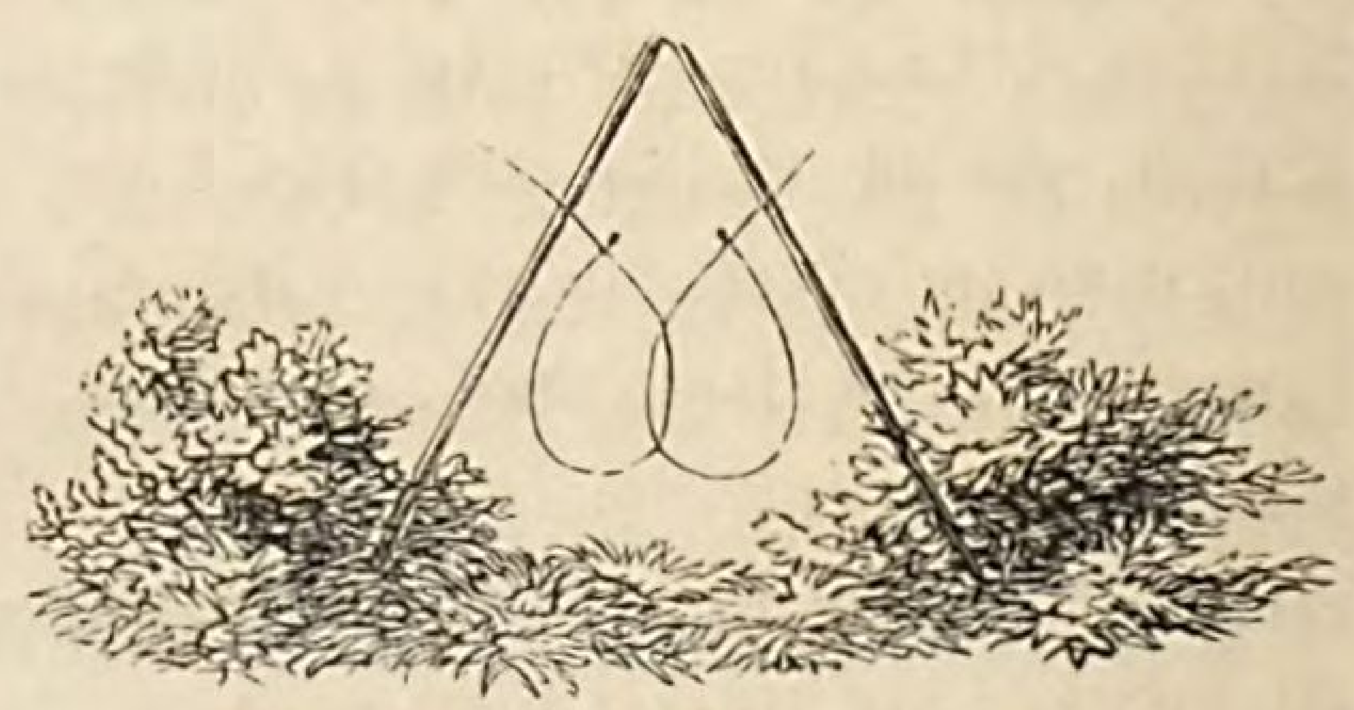


zweimal so umeinander, daß die Spitzen an die Schenkel des auf diese Weise entstandenen Triangels sich anschließen. In jedem Schenkel wird hierauf eine Schleife, wie bei den Bügeldohnen, so eingezogen, daß sie, aufgestellt, 2″ über der Basis hängt; die Beerenbüschel klemmt man in den an derselben umeinandergeschlagenen Zweigspitzen ein.

5) Die Laufdohne. Sie wird gewöhnlich nach folgenden Methoden verfertigt:

a) Man nimmt 14″ lange, unten spitz geschnittene Stäbchen, schlägt sie, etwa 4′ weit voneinander entfernt, zu beiden Seiten der im Gesträuch reingeharkten schmalen Stege, gerade einander gegenüber fest in die Erde, zieht dann etwa 3″ von oben herein in jedem eine Schleife so ein, daß die beiden zwischen zwei einander gegenüberstehenden Stäben aufgestellten Schleifen dicht aneinander und $2^1/_2$″ über der Erde hängen. Oder





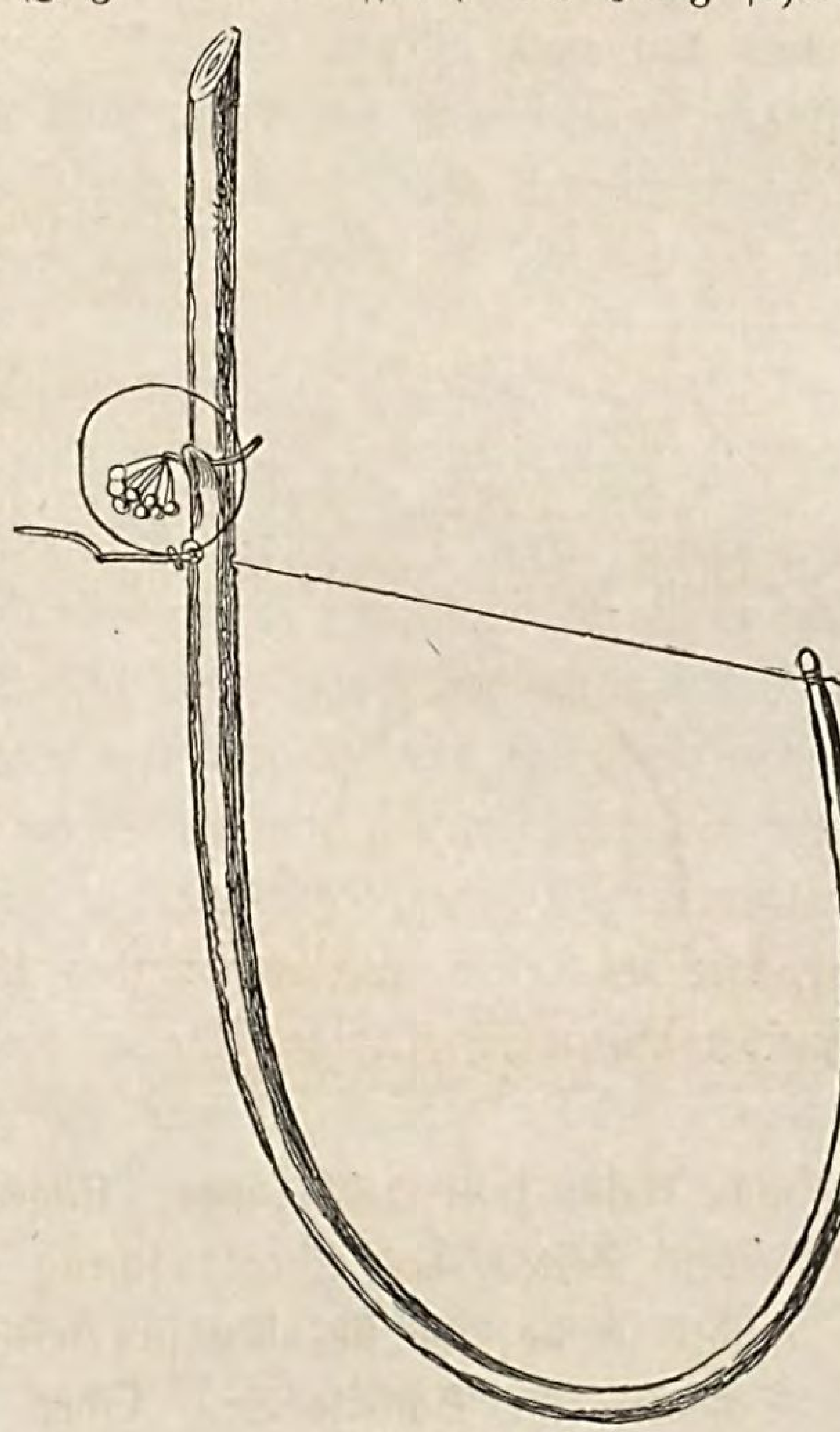
b) man treibt zwei 18″ lange, fingerstarke Stöcke einander gegenüber zu beiden Seiten des Steges schräg einwärts gerichtet fest in die Erde, bindet sie da, wo sie oben sich kreuzen, fest zusammen und zieht in jedem Schenkel eine Schleife ein. Oder

c) man wählt einen etwas längern und stärkern Bügel als den unter 3. angegebenen, steckt die eine Spitze desselben auf der rechten Seite des Steges fest ein, biegt ihn etwa 8″ über der Erde über und treibt gerade

gegenüber den andern Schenkel ein. Da, wo auf beiden Seiten, von unten an gerechnet, die Bügelrundung anfängt, werden die Schleifen eingezogen.

Drosseln, die weder in Baumdohnen noch Sprenkel eingehen, wird man, da sie auch von Gewürm und Insekten sich nähren, in Laufdohnen häufig fangen, vorzüglich wenn, wie bei den Schnepfenstegen, bei zeiten der Boden des Steges aufgekratzt und mit Kuhmist überstreut, in der Fangzeit aber das Laub täglich weggeharkt und mit todten Fliegen und einzelnen Vogelbeeren zwischen den Dohnen, doch nicht zu stark, vorgefüttert wird. Nimmt man zu den Schleifen vier bis fünf Haare, so werden beiläufig Waldschnepfen und Rebhühner, öfters aber auch Igel sich fangen, besonders wenn auf beiden Seiten jeder Dohne trockenes Reisig ungefähr eine Hand hoch aufgeschichtet wird.

§. 14. Zu seinem großen Verdrusse wird der Jäger oft gewahr werden, daß seine ganze Schneuß oder doch der größte Theil derselben ausgebeert, und daß deshalb, selbst beim besten Zuge der Drosseln, der Fang schlecht ist. Dies kommt daher: Jede Drossel, vorzüglich aber die Amsel, fliegt oft von unten herauf oder von der Seite nach dem Beerenbüschel und nimmt die Beeren einzeln weg; oder der Vogel, welcher schon in der Dohne sitzt, fährt mit dem Kopf unter den Schleifen weg, oder er steht — vorzüglich ist dies bei der Rothdrossel und bei den Meisen der Fall — von der Seite im Bügel, klammert sich auch wol von außen an und beert aus, ohne sich zu fangen. Man kann dies verhüten, wenn hinter und vor dem Büschel eine Schleife schräg von oben herein im Grundtheil des Bügels eingezogen und so gestellt wird, daß an jeder Seite eine Schlinge vor den Beeren hängt. Oft wird man in diesen Unterschleifen mehr fangen als in den obern.



Sprenkel.

Auch durch Sprenkel werden solche Näscher oft betrogen. Die Verfertigung derselben ist so bekannt, daß ich darüber nichts sagen zu dürfen und nur das anführen zu müssen glaube, was auf bessern Erfolg beim Fange Bezug und Einfluß hat.

Will man verhindern, daß die Ständе der Vögel beim Fang nicht beschädigt werden, so darf man keine Pferdehaarschleifen anwenden, sondern man muß einen starken, festen, grauen Zwirnsfaden, doppelt genommen, am dünnern Theil des Sprenkelbogens anbinden, das andere Schlingenende des Fadens aber durch das Stellloch ziehen und da, wo die Schlinge aufhört, ein wenig weiches, wollenes Zeug einschleifen. Nächstdem schneide man das Tippholz (Stellholz) am unterwärtsgekehrten Theil so dünn als möglich aus, damit es recht leicht wird, oben aber, außer dem gewöhnlichen Kerbe, welcher den Faden faßt und hält, auf der Mitte des Holzes einen ähnlichen ein, in welchem ein fingerlanges Grashälmchen eingeklemmt, an beiden Enden desselben die ausgebreitete Schlinge aufgelegt und dadurch verhindert wird, daß sie an den Seiten nicht herunterhängt.

Uebrigens bedarf man in der Schneuß keiner besondern Spriegel, um die Sprenkel daran zu hängen, sondern man ästet ein gerades, dünnes Baumstämmchen aus, schneidet etwa $3\frac{1}{2}'$ über der Erde, hin und wieder auch in gleicher Höhe mit den Dohnen, einen Kerb von oben herab ein, nimmt den noch offenen Sprenkel um das Bäumchen herum, zieht dann erst den Faden durch das Loch, stellt ihn auf und hängt ihn in dem Kerbe, in einem zweiten aber, welcher eine Querhand breit gerade über dem Tippholz stehen muß, die Beeren, wozu man halb Ebereschen halb Schießbeeren gebraucht, ein.

Weniger bekannt, aber sehr nützlich in der Schneuß ist eine andere Art von Sprenkeln, die man Aufschläge zu nennen pflegt. Man sucht dazu dünne, etwa $1\frac{1}{2}''$ starke Baumstämmchen aus, an welchen hinten ein nicht zu starker elastischer Zweig befindlich ist. Diesen Zweig putzt man aus, verstutzt ihn an der Spitze und schleift da den Stellfaden oder die pferdehaarene Schlinge an. Dann biegt man den so entstandenen Schneller herunter und schneidet da, wo die Spitze desselben an den Hauptstamm trifft, am Vordertheil einen Kerb wie am gewöhnlichen Sprenkel ein, bohrt hierauf, wie an diesem, mit einem ganz kleinen Hohlbohrer ein Loch durch und schneidet hinten um selbiges herum die Baumschale ab. Nachdem nun der Schneller wieder heruntergebogen und die Schlinge durch das Loch gezogen worden, verfährt man mit dem Stellen und Aufbeeren gerade wie beim gewöhnlichen Sprenkel.

Man kann auch vor dem $7'$ über der Erde stehenden elastischen Zweig einer Stange einen beiläufig $7'$ langen, oben $1\frac{1}{2}''$ im Durchmesser dicken Stab fest in die Erde stecken, in gewöhnlicher Dohnenhöhe ein kleines Loch durch selbigen bohren, vorn am Loch aber einen Kerb wie am vorerwähnten Aufschlag anschneiden, dann den obbesagten elastischen Stangenzweig auspußen, in der Länge verstutzen, daß er bis gegen das durch den Stab

gehende Löchelchen reicht, am Vorderende einen Kerb daran schneiden, in diesem die Schleife befestigen, sie durch das Stabloch ziehen, dann mit der Stellung wie beim andern Aufschlag verfahren, und auch wie bei jenem die Beeren in einem in gehöriger Höhe über dem Stell- oder Tippholz am Stabe eingeschnittenen Kerbe einhängen. Auf diese Weise wird das Durchbohren einer gesunden Stange vermieden.

Eine andere, dem Aufschlag ähnliche, noch einfachere Vorrichtung beschreibt Bechstein in seiner Jagdtechnologie, S. 170, unter der Benennung Schneller, ungefähr so:

Man nimmt ein 6″ langes, ½″ dickes, gerades Stück Zweigholz, schneidet an dem einen Ende desselben rundum eine Kimme, dieser gegenüber, auf der oberwärts gekehrt stehen sollenden Seite ½″ vom Ende herein einen an der Vorderseite senkrechten ganz schmalen Kerb, von der hintern Kimme an bis zu diesem Kerbe aber eine spitzeckige Rinne ein und schleift in der Kimme ein Stück Bindfaden oder Bast so an, daß zwei gleich lange Enden von 15—18″ Länge frei hängen. Dies ist die Zurichtung des Stellholzes.

Wo sich nun an der Schneuß Stangen finden, die an der nach derselben hin gerichteten Seite in einer Höhe von beiläufig 8′ einen fingerdicken Zweig haben, bindet man das Stellholz so an selbigen an, daß es ungefähr 2′ unter dem Zweige mit der Rinne nach oben gekehrt hängt.

Demnächst werden von dem Stangenzweige alle Nebenzweige abgeschnitten, er selbst aber in der Länge eingestutzt, daß, wenn das angebundene Stellholz horizontal ausgestreckt und der Zweig bogenförmig heruntergezogen wird, das vordere beiläufig ¼″ dicke Ende desselben bis in die Rinne des Stellholzes reicht. Einen halben Zoll über dem eingestutzten Ende wird die aus vier bis fünf Haaren gedrehte, etwas längere Schleife als an den Aufschlägen, in der daselbst eingeschnittenen Kimme mit einem Faden festgebunden und zuletzt das unter derselben hervortretende Zweigende von beiden Seiten herein gleichsam meißelartig so zugeschärft, daß es ziemlich genau in die Rinne des Stellholzes paßt. Dies ist der eigentliche Schneller.

Wird nun derselbe auf das angebundene, in horizontale Lage gerichtete Stellholz herabgebogen und vorn an der Kerbe und in der Rinne desselben mit dem zugeschärften Ende eingeklemmt, so ist durch die entstehende Spannung zwischen dem Stellholz und Schneller die Stellung insoweit bewirkt, daß es nur noch des gewöhnlichen Aufziehens der Schleife, des Einklemmens derselben in einer auf der Oberfläche des Stellholzes eingeschnittenen Lasche, und des Anhängens des Beerenbüschels über der Schleife an der Stange selbst, an welcher der Schnellerzweig befindlich ist, bedarf, um den ganzen Apparat fängisch einzurichten.

Vermittels desselben sollen nach Bechstein die Vögel, welche nicht leicht in Dohnen eingehen, sich vorzüglich gut fangen. Erfahrungen hat hierüber der Verfasser bisjetzt nicht; doch bezweifelt er es nicht und gesteht dieser Fangmethode schon darum den Vorzug vor vielen andern zu, weil bei deren Anwendung auch nicht die mindeste Holzbeschädigung stattfindet.

§. 15. Während des ganzen Herbstzuges der sämmtlichen Drosselarten muß die Schneuß täglich zweimal, früh gegen 10 Uhr und nachmittags nach 3 Uhr, besucht werden, um, wo Beeren fehlen', frische einzuhängen und jeden gefangenen Vogel auszulösen. Die Schleife, in welcher der Vogel hing, wird dann auf 24 Stunden ganz heruntergezogen, jede vom vorigen Tage herabhängende aufgestellt, auch statt einer etwa schadhaft gewordenen eine neue eingezogen. Besondere Aufmerksamkeit ist darauf zu richten, daß die Schleifen stets recht gerade und etwas übereinander hängen. Wo dies bei einer und der andern nicht der Fall ist, so muß sie in Ordnung gebracht werden. Dies geschieht durch folgende Handgriffe.

Bei Ringeldohnen dreht man den Ring, bei Bügeldohnen zieht man die Schleife so lange am Knotenende aufwärts, an der Schlinge aber unterwärts, bis die Stellung ganz richtig ist. Bei eigentlichen Bastdohnen wird man sich oft genöthigt sehen, Windhaare anzulegen, indem man etwa $1/2''$ unterhalb der kleinen Oesen der aufgestellten Schlingen auf beiden Seiten des Kniestäbchens sowol als des Baumstämmchens Kerben so einschneidet, daß das darin eingeklemmte Pferdehaar die schiefe Richtung der Schleifen verhindert. [1])

§. 16. Zum Schlusse bemerke man noch, daß in der Regel das Gescheide der Krammetsvögel nicht ausgezogen wird, daß man sie aber an dem Tage, wo sie gefangen worden sind, bis an den Kopf hinauf rupfen lassen muß.

---

1) In mehrern Gegenden Deutschlands ist in neuerer Zeit in allen jenen Jahren, in denen die Cholera grassirte, der Drosselfang sehr schlecht ausgefallen. T.

Siebentes Kapitel.

Der Seidenschwanz.

Bombycilla Garrula *Bris.* [1])

§. 1. Er heißt auch Haubendrossel, Böhmer, Zuserl, Zizirelle, Nipsterz, Schneevogel, Schneeleschke, Goldhähnel, Pfeffervogel, Kriegsvogel, Pestvogel, Unglücksvogel [2]), und gehört zur Familie der Schmuckvögel (Ampelidae), der Ordnung der Singvögel (Oscines).

§. 2. Er ist ein Zugvogel, welcher im Sommer die Länder von Europa und Amerika, die oberhalb des arktischen Kreises liegen — nicht, wie man sonst glaubte, Böhmen —, bewohnt, im November, December und Januar, meist immer mit dem Ziemer zugleich und in starkzähligen Flügen, aber nicht alle Jahre und ebenso wenig nach immer gleichen Zwischenräumen, in Deutschland eintrifft, hier zuweilen bei gelinder Witterung den ganzen Winter zubringt, öfter und gewöhnlich aber in südliche Gegenden geht, dann in der Mitte des April zurückkommt und seine nördliche Heimat wiederaufsucht, um dort sein Geheck zu machen.

Beschreibung. Das Gefieder der Kehle ist schwarz, ebenso sind die längern Schwungfedern gefärbt, doch haben die dritte und vierte an dem äußern Barte weiße, die fünf folgenden gelbe Spitzen. An den übrigen kurzen geht die schwarze Farbe in Grau über und die Spitzen derselben sind weiß. Die Ruderfedern sind, bis auf die schön schwefelgelben Spitzen schwarz, mit schwarzer Haut auch die Stände überzogen.

Die pergamentartigen, scharlachrothen Fortsätze sind beim Männchen nicht nur an den Schäften der fünf bis neun hintersten Schwungfedern, sondern beim sehr alten auch an einigen Ruderfedern, beim Weibchen aber immer nur an den fünf letzten Schwungfedern sichtbar. Ferner zeichnet sich letzteres noch von ersterm dadurch aus, daß der schwarze Flecken an der Kehle weniger groß ist, und daß die beim Männchen gelben Spitzen einiger Schwungfedern beim Weibchen nur weißgelblich erscheinen.

Junge beiderlei Geschlechts zeichnen sich durch das an allen Theilen heller gefärbte Gefieder aus; junge Weibchen hingegen noch dadurch, daß an ihren Schwungfedern die pergamentartigen Fortsätze noch gar nicht sichtbar sind.

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, Kap. 51; Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 204.

2) Letztere drei Namen erhielt er in Gegenden, die er noch seltener als die unserige besucht, wol vom abergläubischen Pöbel, der jeden seltenen Vogel — wie den Kometen — für einen Unglückspropheten hält. W.

Der Flug des Seidenschwanzes ist rasch, indem er dabei schnell, aber weniger hoch als die Drosseln, mit den Flügeln schlägt; sein Gang ist schief und unbeholfen hüpfend, aber nicht watschelnd wie beim Staar.

Macht es seine Trägheit oder Dummheit oder sein Aufwachsen in unbewohnten Gegenden, kurz, er scheut den Menschen fast gar nicht und wird bei jeder Gelegenheit ungemein leicht ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit.

Ein in ziemlicher Entfernung vernehmbares Knappen mit dem Schnabel zeigt an, daß er etwas übel empfindet.

Sein Laut, bei dessen Aeußerung er in einem weg die Kuppe auf- und niederschlägt und sich gerade so geberbet, als glaube er sehr viel zu leisten, verdient nicht Gesang genannt zu werden, denn er besteht nur in einigen unmodulirten, leise lispelnden Tönen. Das Gelock ähnelt dem des Gimpels, nur ist es dumpfer und heiserer; trillerartig schnarrend aber ertönt es, wenn es ihm ja einmal einfällt, sich um etwas zu bekümmern, was außer ihm vorgeht, und wenn ihm dabei etwas so verdächtig scheint, daß er seinen Kameraden ein Warnungszeichen zu geben für nöthig erachtet.

Wahrscheinlich trägt die Indolenz dieser Vögel nicht wenig dazu bei, daß sie ein ziemlich hohes Alter erreichen. Mir selbst sind Beispiele bekannt, daß sie acht bis zehn Jahre im Bauer gelebt haben. In den Dohnenschlingen gefangen, enden sie sehr bald, ohne sich so sehr wie die Drosseln zu quälen.

§. 3. Ihr Nest soll in Felsenspalten gebirgiger Waldgegenden stehen; weiter ist über den Betrieb des Fortpflanzungsgeschäfts nichts bekannt.

§. 4. Im Frühling äsen sie Insekten, Schmetterlinge, vorzüglich Schwebefliegen und Bremsen. Werden sie, auf dem Baume sitzend, ein solches Insekt gewahr, so fliegen sie, wie die Fliegenfänger (Muscicapa), danach hin, schnappen es weg und setzen sich, um ihr Mahl mit Gemächlichkeit zu verzehren, wieder auf die nämliche Stelle, wo sie vorher sich befanden. Wahrscheinlich äsen sie alles vorher Genannte auch im Sommer und füttern damit auch ihre Jungen. Im Herbst nehmen sie alle Beerenarten, besonders aber Wachholderbeeren an, von denen das Wildbret einen gewürzähnlichen Geschmack bekommt. [1]) Im Winter begnügen sie sich im Nothfall auch mit Buchen-, Ahorn- und Obstbaumknospen.

Im Zimmer, wo man sie jedoch ihrer großen Unreinlichkeit halber bald überdrüßig wird, nehmen sie das im vorhergehenden Kapitel angeführte Universalfutter der Drosseln sehr gut an; überhaupt aber kommt es ihnen mehr auf Quantität — denn sie sind unter allen Vögeln die stärksten Fresser und können täglich so viel bezwingen, als sie selbst wiegen — als auf Qualität an, und deshalb würgen sie Kartoffeln, Kohl, Salat, Möhren und

---

1) Daher der Name Pfeffervogel.

alle Arten von rohem Obst in großen Stücken hinunter, fressen auch das, was in ihren Excrementen unverdaut abging, unbedenklich zum zweiten mal.

Wärme können sie so wenig vertragen, daß sie in einer mäßig warmen Stube gleich den Schnabel aufsperren, und sobald ihnen nur kurze Zeit frisches Wasser zum Saufen fehlt, dessen sie schon ihrer Gefräßigkeit wegen viel bedürfen, sehr bald verschmachten.

Sie baden sich sehr gern, machen sich dabei aber weniger naß als viele andere Vögel.

§. 5. Das Wildbret dieser Vögel wird für sehr gesund gehalten, auch seiner Zartheit und des pikanten Geschmacks wegen geschätzt.

Die Federschmücker verarbeiteten sonst das schön gefärbte, zum Theil sonderbar gestaltete Gefieder häufig; jetzt ist dieser Frauenschmuck nicht mehr in der Mode.

§. 6. Mehr haufenweise als alle andere Zugvögel kleinerer Art fallen die Seidenschwänze da, wo sie Geäse finden, ein und halten so gut aus, daß man zuweilen 12 und mehr Stück auf einen Schuß erlegen kann, wenn die Flinte mit Schrot Nr. 6 geladen ist.

Auf dem Herde werden sie häufig auf das Gelock der Rothdrossel und des Grünlings, sicherer noch auf das eigene gefangen; auch in Bügeldohnen, Sprenkeln und Aufschlägen gehen sie leichter als alle Drosseln ein, sodaß oft in beiden Schleifen einer Dohne einer hängt. Auch das Geflatter eines schon gefangenen hält die übrigen nicht ab, einem gleichen Schicksal entgegenzueilen.

Achtes Kapitel.

Der Gimpel.

Pyrrhula rubicella *Pall.* [1])

§. 1. Man nennt ihn auch Dompfaff, Schniel oder Schniegel, Blutfink, Liebich, Gieker, Brommeiß, Luh, Bollenbeißer, Hahle, Hoylen, Rettvogel und Dickkopf.

Er gehört zu der Familie der Finken (Fringillidae), der Ordnung der Singvögel (Oscines).

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 236; Jagdzoologie, S. 624, Nr. 62. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 147, Nr. 7. W.

§. 2. In den nicht allzu hohen, mit Laubholz bewachsenen Gebirgen Europas bis nach Schweden hinauf, sowie in ganz Rußland, sind diese Vögel größentheils wo nicht Stand-, doch Strichvögel, welche sich im November flugweise aus einem Walde, Feldholze oder Garten in benachbarte Districte ziehen, im Frühling aber dahin zurückkehren, wo sie ausgebrütet wurden oder vorher schon genistet haben.

In den ebenen Gegenden Sachsens und der angrenzenden Provinzen erscheinen sie als Zugvögel sowol im Herbst als im Frühling mit dem Ziemer zu gleicher Zeit, doch ein Jahr häufiger als das andere, zuweilen auch gar nicht, und dann kann man im Herbst mit ziemlicher Gewißheit auf einen gelinden Winter schließen.

Der Gimpel hat einen kurzen und dicken Körper, das Männchen einen schwarzbraunen, fast schwarzen Schnabel, einen dunkel aschgrauen Oberhals und Rücken, auch ebenso gefärbte Schultern. Die vordern Schwungfedern sind rußschwarz, die folgenden werden, je näher sie dem Leibe stehen, immer dunkler; die der zweiten Ordnung haben stahlblaue Ränder, die letzte von allen ist auf der äußern Fahne roth. Die größten von den obern Deckfedern der Flügel schillern stark in Schwarz und endigen in schön silbergrauen Spitzen, durch welche auf den Flügeln ein Band von eben der Farbe gebildet wird; die mittlern sind aschgrau, die kleinsten mehr schwärzlich, roth gesäumt. Der Schwanz ist etwas gespalten und changirt aus Schwarz in Stahlblau. Die zinnoberrothe Farbe des Vorderhalses, der Brust und des Oberbauchs ist bei jüngern Vögeln heller als bei alten und bis zur ersten Mauser bläulich überflogen. Die dünnen Stände sind mit schwarzer, an den Schienbeinen geschilderter Haut überzogen.

Das Weibchen ist kleiner; bei ihm fällt das aschgraue Rückengefieder ins Bräunliche, und alle rothe Theile am Männchen erscheinen nur schmuzig röthlichgrau.

Die Jungen sehen bis zur ersten Mauser, die dunkelbraunen Flügel und den ebenso gefärbten Schwanz abgerechnet, überall schmuzig dunkelaschgrau aus; doch zeichnen sich, selbst im Neste schon, die Männchen dadurch aus, daß das Brustgefieder ins Röthliche schimmert.

Spielarten in Rücksicht der Farben fehlen auch hier nicht.

Bechstein führt folgende auf:

a) Den weißen oder hell aschgrauen Gimpel.

b) Den schwarzen (Dombechant genannt). Mir ist er im Freien nicht vorgekommen; von klein auf eingeschränkt erzogen, sollen aber vorzüglich die Weibchen, wenn man sie im Bauer so aufhängt, daß die Sonne sie nicht bescheinen kann, nach der ersten Mauser öfters eine rußschwarze, und bei starkem Hanffutter eine kohlschwarze Farbe annehmen.

c) Den bunten. Er hat bei den gewöhnlichen Farben weiße Flecken, auch wol weiße Flügel und einen weißen Schwanz. Zuweilen sind Kopf, Kehle, Brust und Bauch schön rosenfarben, die Seiten des Halses etwas dunkler. Bei dieser Zeichnung pflegt der Schnabel röthlich und die Hautfarbe der Stände blutroth zu sein. Die dieser Beschreibung gleichenden Vögel hat man oft (nach Bechstein mit Unrecht) unter dem Namen Flamingo-Kernbeißer als eigene Art aufgeführt.

Zu den Vogelstellergrillen gehört es, wenn man von großen Gimpeln (so groß als die Rothdrossel), von mittlern (von der Größe des Finken) und von kleinen (welche nicht stärker sind als der gemeine Kernbeißer) als von besondern Arten sprechen hört. Im Freien wird man einen merklichen Unterschied in der Stärke nicht leicht gewahr werden; aus einem und demselben Neste genommen und im Zimmer erzogen, füttert sich aber bei diesen wie bei andern Vögeln einer oft viel größer als der andere.

Im Fluge bewegt sich der Dompfaffe schnell und bogenförmig, auf der Erde schräg gestellt hüpfend.

Die Geschicklichkeit, welche er im hohen Grade besitzt, jeden fremden pfeifenden Ton sehr genau nachzuahmen und zu unterscheiden, läßt auf vorzüglich feine Organisation des Gehörsinns schließen.

Gesellig, verträglich und anhänglich gegen ihresgleichen, liegen außer der Paar- und Heckzeit diese Vögel sowol da, wo sie Stand halten, als da, wo sie nur auf dem Zuge hinkommen, immer flugweise beisammen. Interessant für den aufmerksamen Beobachter der geringfügig scheinenden Eigenheiten der Thiere ist es, zu sehen, wie diese kleinen Waldbewohner scharenweise vereinigt auf den Gipfeln der Bäume sitzen, sich putzen und auf den schwankenden Aesten wiegen, einander zurufen, sich begrüßen und besuchen, dann fröhlich sich necken und gegenseitig mit Freundschaftsbezeigungen überhäufen.

Sie gehören zu den wenigen Vogelarten, von denen man mit ziemlicher Gewißheit behaupten kann, daß sie den ehelichen Verein auf Lebenszeit schließen, auch ihr Glück weder durch Untreue, noch durch Eifersucht und andere Zwistigkeiten trüben; denn fast immer, auch außer der Heckezeit, bleibt das Männchen bei seinem Weibchen, schnäbelt sich täglich mit ihm, und beide locken sich gleich ängstlich, wenn sie zufällig sich voneinander entfernt hatten.

Auch gegen den Menschen sind sie so wenig scheu, daß sie ihn auch im Zustand der Freiheit nicht eben fliehen; mögen sie aber jung oder alt eingefangen sein, so werden sie in hohem Grade zahm und äußern nicht selten besondere Zuneigung für ihren Gebieter.

An Gelehrigkeit und Genauigkeit im Nachpfeifen selbst schwieriger Melodien übertreffen sie fast alle andere Vögel, und man sieht es ihnen recht

an, wie aufmerksam sie sind und wie viel Mühe sie sich geben, alles recht genau zu merken.

Nach allem hier Gesagten verdienen sie den Namen Gimpel, dem Begriffe zufolge, welchen man gemeiniglich mit diesem Worte als synonym mit Dümmling oder Einfaltspinsel zu verbinden pflegt, gewiß nicht; auch ist jener Name natürlicher davon herzuleiten, daß das Wort Gimpel in der altdeutschen Sprache einen Schleier bedeutet; denn die schwarze Zeichnung am Kopfe stellt sich ganz so dar, wie der bei andern Vögeln sogenannte Schleier. Es gibt durchaus keinen Grund weiter, diese niedlichen Vögel für dumm zu halten, als den, welcher von der Leichtigkeit, mit der sie gefangen werden können, hergenommen ist. Läßt man dies aber billigerweise für ein Merkmal von Gutmüthigkeit, die überall selten Betrug und Nachstellung ahnt, gelten, so ist auch er recht triftig widerlegt.

Der gewöhnliche Laut des Gimpels, welcher den Namen des Gesangs zwar nicht verdient, aber doch die Stelle desselben vertritt, ähnelt dem Gequietsch eines ungeschmierten Rades am Schubkarren und kann daher nicht angenehm sein. Desto sanfter, gleichsam zärtlich flötend ertönt der einfache, aber ziemlich lang gehaltene Lockton, welchen beide Geschlechter gemein haben.

Im Freien mögen diese Vögel wol, wie alle die auf nördlichern Erdstrichen aushalten, ziemlich alt werden; die von Jugend auf im Zimmer erhaltenen aber überleben selten das sechste Jahr. In sehr harten Wintern gehen oft viele darauf. Mir scheint Bechstein's Vermuthung, daß dies meist nur junge sind, welche die nothdürftige Aesung noch nicht zu suchen verstehen, keineswegs unwahrscheinlich.

§. 3. Zeitig im Frühling treten (begatten) sich schon die Pärchen, und zärtlicher noch ist dann das Benehmen der Gatten gegeneinander. Sie bauen gemeinschaftlich, an nicht sehr gangbaren Wegen, auf höhern Zweigen von Laubholz- und vorzüglich von Buchenstangen, ein eben nicht künstliches Nest, welches auswendig aus dünnen birkenen Aestchen besteht, dessen innere Höhlung aber mit Erdmoos ausgefüttert ist.

Hier legt das Weibchen drei bis sechs nicht scharf zugespitzte, bläulichweiße, am stärkern Obertheile kranzförmig, violett und bräunlich gefleckte Eier, welche Männchen und Weibchen, von Zeit zu Zeit einander ablösend, in 14 Tagen ausbrüten und dann die Jungen mit leichten Aesungsmitteln aus dem Kropfe bis zur ziemlich bald erfolgenden Flugbarkeit auffüttern. Wenn die Jungen völlig flügge sind, müssen sie selbst für ihren Unterhalt sorgen, weil die Alten dann sogleich das zweite Geheck machen.

§. 4. Als Standvogel halten sich die Gimpel gewöhnlich in bergigen Laubhölzern, oder doch nur periodisch da in Nadelhölzern auf, wo jene nicht weit entfernt sind; bei uns sieht und fängt man sie während des Zuges

zwar in erstern häufiger, doch auch in letztern, und selbst in ebenen Gegenden und kleinen Feldbüschen nicht selten.

Ihre Aesung besteht im Frühling aus Nadelholzsamen, späterhin, wie es die Jahreszeit gibt, in Nessel-, Gras- und Oelgewächssämereien; im Herbst und im Winter nehmen sie, solange sie eins oder das andere finden, Wachholderbeeren, ingleichen die Kerne von Ebereschen-, Schieß-, Kreuz-, Schlingbaum-, Hartriegelbeeren und Hagebutten; das Fleisch aller dieser Früchte aber werfen sie weg. Können sie zur letztgedachten Jahreszeit von dem allen nichts mehr finden, so begnügen sie sich auch mit Knospen der Rothbuche, Eiche und Birnbäume; doch ziehen sie auch dann noch alle Arten von ausgefallenen Kräutersämereien vor, wenn sie dergleichen finden können.

§. 5. In Hessen, im Fuldaischen, in Böhmen und an andern Orten zieht man ihrer eine große Menge auf und richtet sie zum Pfeifen leichter Lieder ab.

Man nimmt sie zu diesem Behuf, wenn sie halb flügge sind, d. h. wenn die Schwanzfedern zum Vorschein kommen, aus dem Neste und reicht ihnen, bis sie ganz ausgewachsen sind, eingeweichte Semmel, mit eingequellter Rübesaat vermischt, zum Futter. Bis sie es selbst annehmen, muß ihnen, vermittels einer Federspule, welche wie ein Zahnstocher, doch weniger spitz geschnitten ist, öfters etwas, aber nicht viel auf einmal, eingesteckt werden.

Männchen und Weibchen lernen künstlich pfeifen, und zwar mehr als eine Melodie ohne Anstoß und Vermischung, wenn sie richtig behandelt werden. Da nur dann ein glücklicher Erfolg zu hoffen ist, wenn sie ununterbrochen Unterricht erhalten, so dürfen blos solche Leute ihn geben, die in der Stube eine sitzende Lebensart führen.

Eine kurze Anweisung zum Verfahren mag hier ihren Platz finden.

Man hängt nämlich den jungen Lehrling, von andern Vögeln abgesondert, in einem dunkeln Bauer dicht neben sich und pfeift ihm die Melodie, welche er zuerst fassen soll, gleich von dem Augenblicke an, wo er ins Zimmer kommt, recht oft vor. Sobald er zu stimmen [1]) (nachzuahmen) beginnt, verdopple man die Lectionen und helfe augenblicklich da nach, wo er stockt, ehe er das Erlernte der Melodie wieder von vorn anfängt.

Hat er ein Liedchen ganz inne, so lehre man ihn auf eben die Art das zweite. [2]) Daß ein Vogel mehr als drei gelernt hätte, weiß ich aus

---

1) Die jungen Gimpel fangen zwar erst dann an zu stimmen, wenn sie allein fressen lernen; aber dennoch muß man ihnen schon früher vorpfeifen. Wer dies recht gut mit dem Munde kann, der bleibe dabei; außerdem bediene man sich lieber eines Flageolets als einer Pfeifleier, denn nach dieser nimmt der Vogel einen kreischenden Ton an. W.

2) Der Verfasser kannte einen so gelehrten Vogel, der, sobald ein Mann sich ihm näherte, augenblicklich zu pfeifen anfing, nie aber einen Laut ausgab, wenn ein Frauenzimmer ihm auch noch so schön that. Selbst seine Gebieterin und Pflegerin mußte einen Mannsrock anziehen, wenn er pfeifen

Erfahrung nicht, und soll er ganz fest in seiner Kunst werden, so muß man die Unterweisung neun Monate lang fortsetzen, ihm auch nach der ersten Mauser, während welcher er viel, oft alles vergißt, weil er da stumm ist, wieder gehörig nachhelfen. [1])

Für solche gelehrte Gimpel, die im Bauer gehalten werden müssen, ist reiner Winterreps für gewöhnlich das beste Futter; zuweilen gebe man ihnen auch etwas gequellten Zwieback. Im Sommer füge man Grünes, z. B. Brunnenkresse und Mäusedarm, im Herbst Aepfelschnitte und Möhrenscheibchen hinzu, indem man eins wie das andere zwischen das Gitter des Käfigs klemmt.

Hanf fressen sie zwar gern, man darf ihnen aber nur selten ein wenig davon reichen; denn er ist zu hitzig und sein häufiger Genuß kostet vielen das Leben. Ameiseneier dürfen sie nur zur Cur, vorzüglich während der Mauser, bekommen, müssen aber, wenn sie solche annehmen sollen, von Jugend an zum Genusse derselben gewöhnt werden.

Wildfänge, d. h. solche, die, alt gefangen, nur ihren Waldlaut hören lassen, kann man, wenn sie im Zimmer herumlaufen, auch mit Gerstenschrot, in Milch geweicht, erhalten. Frisches Saufen gebe man täglich.

§. 6. Die ebenerwähnten Wildfänge sind nicht so sehr den Krankheiten unterworfen, an welchen die bei eigentlich doch unnatürlicher Kost erzogenen und eingeschränkt erhaltenen öfters leiden und sterben. Die gewöhnlichsten sind: a) Verstopfung. Man erkennt sie an dem öftern Pressen, ohne daß dadurch Abgang an Excrementen erfolgt. Das schon öfter, auch bei den Drosseln erwähnte Leinölklystier hebt gewöhnlich das Uebel. b) Durchfall. Ein verrosteter Nagel ins Saufen gelegt, thut gut Dienste. c) Traurigkeit, Trübsinn. Man schränke die Diät auf eingequellte Rübsenkörner ein und gebe dabei im Sommer viel Grünes, im Herbst Aepfelschnitte und Möhren. d) Auszehrung. Curmittel sind nicht bekannt, aber verhindert wird diese Krankheit durch frugale Kost und durch gute Wartung während der Mauser. e) Blindheit. Entsteht durch zu fettes Futter und ist unheilbar. f) Die Mauserkrankheit. Man lege dabei einen verrosteten Nagel ins Saufen, gebe mitunter ein wenig Hanf und öfters, wie §. 5 gesagt, Ameiseneier. Zucker, Kuchen und andere Süßigkeiten sind immer schädlich, man gebe daher dergleichen nie.

§. 7. Das Wildbret der Gimpel schmeckt nicht übel, nur etwas bitterlich, sieht auch schwärzlich aus, soll aber gesund sein.

---

sollte; aber dann übte er auch seine Kunst so gern und gut, daß die Melodie mit der Guitarre begleitet werden konnte. W.

1) Liebhaber abgerichteter Dompfaffen würden es gern sehen, wenn man weniger abgedroschene Melodien wählen wollte. W.

Vogelliebhaber bezahlen gezähmte und gut abgerichtete Gimpel theuer, oft 4—5 Louisdor für das Stück.

Der Schaden, den sie durchs Aesen des Nadelholzsamens und der Birnbaumknospen anrichten, ist unbedeutend.

§. 8. Von Jagd kann hier nicht die Rede sein; nur Knaben würden es sich erlauben, die armen Thierchen mit Pulver und Blei zu verfolgen.

In Dohnen [1]), Sprenkeln und Aufschlägen werden sie häufig gefangen; auf dem Herde fallen sie aufs natürliche Gelock von ihresgleichen, auch wenn es nur gut nachgeahmt wird, in Menge und wie blind ein.

Neuntes Kapitel.

Die wilden Tauben.

Columbae.

§. 1. Die Tauben bilden eine eigene Familie (Columbidae) in der Ordnung der hühnerartigen Vögel (Gallinaceae).

Sämmtliche europäische wilde Tauben hecken zwar während des Sommers in Deutschland, ziehen aber im Frühherbst weg in wärmere Gegenden und kehren im Frühling zeitig zurück.

Als Jagdgegenstand können nur drei im Freien vorkommende Arten interessiren; nämlich 1) die Ringeltaube; 2) die Holztaube; 3) die Turteltaube. [2])

§. 2. Die Ringeltaube (große Holztaube, Kohltaube, Columba palumbus *L.*) hält sich gewöhnlich nur unter dem gemäßigten Himmelsstrich von Europa, Asien und Amerika auf; nie geht sie über die diesseitige Grenze des arktischen Kreises hinaus.

Italien und das südliche Frankreich bewohnt sie als Standvogel. England verläßt sie nach Latham oft erst in der Mitte des December, kehrt aber auch da mit Frühlingseintritt schon wieder zurück.

---

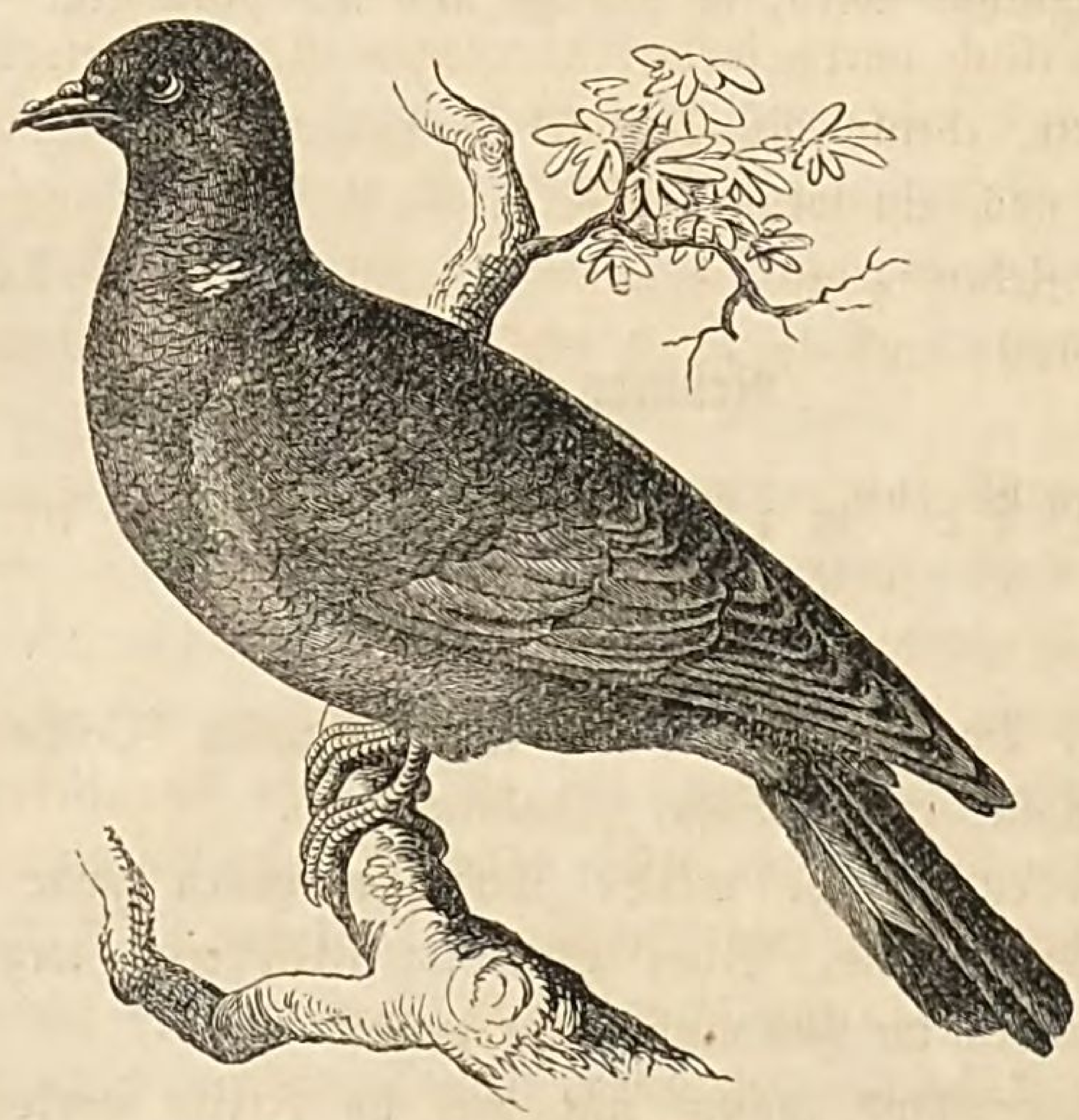
1) In Schleifen am Halse gefangen, erwürgen sie sich außerordentlich schnell. Ich konnte ein Gimpelmännchen, das ich einst in der Schneuß auf dem Dohnenspriegel einfallen und sich fangen sah, nicht retten, obgleich ich aus der geringen Entfernung von etwa 30 Schritt eiligst hinzusprang, um es auszulösen; es war und blieb todt. W.

2) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. I, Bd. 2, S. 181 fg. Meyer, Taschenbuch, I, 286 fg. — Die im zuletzt namhaft gemachten Werk (S. 288) als dritte Art aufgeführte Feldtaube (Columba livia) kommt als wilder Vogel in Deutschland nicht mehr vor, wohl aber und zwar in großer Menge in Italien und Sardinien, wo sie in Felsenspalten sich aufhalten, ebenso in England, am Kaspischen Meer und in Nordafrika. W.

In unserm deutschen Vaterland zieht sie bald nach der Ernte, oft noch im September, gewöhnlich aber zu Anfang des October, familienweise fort, und kommt auch so bei gelinderm Wetter im März, bei kälterm erst im April, immer aber 14 Tage bis 3 Wochen später als die Holztaube zurück.

Die Flugweite beträgt beim Männchen 29″, die Länge 17½″ (altes pariser Maß).[1])

Der Schnabel ist vorn röthlichweiß, nach der Wurzel hin mit einer rothen, weiß bestäubten Haut überzogen; der Augenstern weißgelb; die



Die Ringeltaube.

Augenringe blaßgelblich; Kopf und Kehle aschgrau, ins Bläuliche gehalten; der Hals hinten und an den Seiten aus Blau ins Purpurfarbene und Grüne schillernd. Auf beiden Seiten des Unterhalses steht ein weißer, halbmondförmiger Flecken; beide Flecken aber reichen nicht völlig zusammen und bilden daher eigentlich keinen Ring. Die Benennung Ringeltaube ist daher nicht ganz treffend, aber doch so allgemein angenommen, daß sie durch die bessere, große Holztaube, nicht hat verdrängt werden können.

Der Oberrücken ist aschgrau, in Braun spielend; ebenso sind die Schultern und die kleinern, nach dem Rücken zu stehenden Flügeldeckfedern gefärbt. Das Gefieder auf dem Mittelrücken und auf dem Steiß erscheint hell-aschgrau; die Deckfedern der vordersten Schwungfedern sind schwarz, einige große sowol als darüberstehende kleinere Deckfedern der Schwingen weiß

1) Der Verfasser lebt jetzt in einer Gegend, wo die Ringeltaube ziemlich häufig ist. Er hat mehrere Exemplare jeden Geschlechts und Alters bei obiger Beschreibung vor Augen gehabt. W.

und bilden oberhalb der letztern einen großen rein weißen Flecken. Alle übrigen großen Deckfedern der Flügel sind hell-aschgrau, die vordern zehn Schwungfedern schwarzgrau, an der schmalen Fahne weiß gerändert, inwendig von der zweiten an bis zur siebenten weißgefleckt; alle folgende erscheinen gleichfarbig braungrau. Der Schwanz hat eine abgerundete Form, und die Federn desselben sind schmuzig dunkel-aschgrau, gegen die Spitzen hin schwarz, von unten angesehen, am Grunde mit einem breiten verloschen weißgrauen Bande belegt.

Der Vorderhals und die Brust stellen sich blaßviolett dar; der Bauch, welcher kaum merklich purpurfarben überflogen ist, die untern Flügel- und Schwanzdeckfedern, ebenso die Schenkel weißgrau. Die Stände sind dicht unter dem Knie noch ein wenig befiedert, mit fleischrother, geschilderter Haut überzogen; die Zehen gehen in schwarzen Nägeln aus. Der aufgeblasene Kropf ist herzförmig und so groß, daß er ein Loth Nadelholzsamen aufnehmen kann.

Am kleinern Weibchen der kürzere und schmälere Schnabel mehr gelb als roth; der Kopf etwas kleiner; der weiße Flecken an den Seiten des Halses weniger groß; die Deckfedern der Flügel dunkelgrau; die Brust blässer gefärbt [1]); der weiße Rand an der schmalen Fahne der vordern Schwungfedern weniger breit; Schultern, Oberrücken und Steuerfedern dunkler gefärbt, von letztern die zwei mittelsten schmäler, das Band am Grunde der nach unten gekehrten Seite des Schwanzes deutlicher.

Die große Holztaube fliegt schnell, doch nicht so sehr wie die kleine, und macht beim Aufstieben besonders, wie alle Vögel dieser Gattung, ein starkes Geräusch. Sie ist bei der ihr eigenen Aufmerksamkeit auf alles, was um sie her vorgeht, und bei einem sehr scharfen Gesicht, selbst da, wo ihr gar nicht nachgestellt wird, äußerst scheu.

Alle Tauben leben gesellig mit ihresgleichen und halten sich daher in Flügen zusammen; die Ringeltauben bilden jedoch die schwachzähligsten, und selten bestehen sie aus mehr als zwei Familien.

Gattentreue, eheliche Zärtlichkeit bis in den Tod, und unbegrenzte Fürsorge für ihre Jungen, welche wenigstens so lange dauert, bis sie so weit herangewachsen sind, daß sie sich selbst aus Gefahren retten können, sind hervorstechend schöne Züge. Ihr Laut ähnelt in Rücksicht des Girrens, Ruchsens und sogenannten Heulens dem der zahmen Tauben; doch ertönt dies alles, besonders an schönen Frühlingstagen, viel stärker.

Im Laufe der ersten 14 Tage nach ihrer Ankunft auf dem Sommer-

---

1) Varietät: Die weiße, an der Brust röthlich überflogene Ringeltaube. W.

stande paaren sich die Individuen beider Geschlechter der in der Nähe beisammenwohnenden Flüge.

Durch gar possirliche Sprünge, welche der Tauber bald vor=, bald rückwärts, bald von der Seite macht, sucht er das schmachtende Weibchen zu vergnügen und sich dessen Gunst immer mehr zu erwerben. Lange kann es so eifrigen Bemühungen nicht widerstehen, und bald erfolgen gegenseitige, fast unaufhörliche Beweise der Zärtlichkeit durch das sogenannte Schnäbeln, welches, wie überall, dann weiter führt und die Errichtung eines Nestes nöthig macht.

Alte, in vorigen Jahren an einem Ort einheimisch gewordene Paare suchen jedesmal das Nest wieder auf, in welchem sie ihre Nachkommenschaft sonst schon glücklich vermehrten; junge Paare bauen ein neues, gewöhnlich im Gipfel hoher Nadelholzbäume oder Eichen. Den Platz dazu scheint das Weibchen auszusuchen, welches die von dem Männchen emsig zugetragenen dürren Reiser dicht am Hauptstamm des Baumes, auf möglichst starken Gabelästen rund um sich herlegt und dann an den nächstfolgenden Tagen, ohne weitere Vorbereitung und Ausfütterung, in die sehr flache Hohlung zwei, selten drei, verhältnißmäßig große, längliche, weiße Eier legt, welche, wenn das nur wenig dauerhaft gebaute Nest nicht etwa durch Stürme zerstört wird, beide Geschlechter miteinander abwechselnd, in 19—20 (nach Andern in 17—18) Tagen ausbrüten. Man sagt, daß während dieser Zeit der abgelöste Theil dem andern Aesung im Kropf zutrage und ihn, wie nachher die Jungen, füttere. Wäre dem aber auch nicht so, so ist es doch gewiß, daß der auf dem Neste sitzende Tauber sein Weibchen durch den bekannten heulenden Ruf bald nach der Entfernung wieder zu sich lockt. Geschehe dieses, aus welchem Grund es wolle, das gutmüthige Weibchen nimmt es von der besten Seite, unterzieht sich dankbar für den Beweis der Liebe gleich wieder dem Brütgeschäft und gönnt dem Gatten Zerstreuung.

Den Jungen tragen beide Aeltern Aesung zu und theilen sie ihnen durch den Schnabel aus dem Kropfe mit. Die des ersten Geheckes werden meist gegen Ende des Mai flugbar; sobald diese das Nest verlassen haben, machen die Alten sogleich wieder Anstalt zum zweiten Geheck, und die Sprößlinge desselben fliegen dann gegen Ende des Juli oder im Anfang des August aus.

Die Ringeltauben halten sich im Frühling meistentheils, wenigstens am Tage, in Waldungen auf und ziehen hohe, ausgewachsene Nadelhölzer den Laubholzwaldungen vor; vorzüglich wol deshalb, weil sie den Tannen=, Kiefern= und Fichtensamen mehr als alles übrige Geäse lieben. Späterhin, besonders wenn das Heckgeschäft beendigt ist, ziehen sich Alte und Junge nach den Vor= und Feldhölzern. Abwechselnd nehmen sie dann, wie es die Jahreszeit gibt, alle Arten von Oelsaat, Getreide (Hafer ausgenommen),

Kräutersämereien, unter diesen vorzüglich den Samen der Wolfsmilch (Euphorbia cyparissias) und Heidelbeeren, wovon das Wildbret der Jungen einen vortrefflichen Geschmack bekommt.

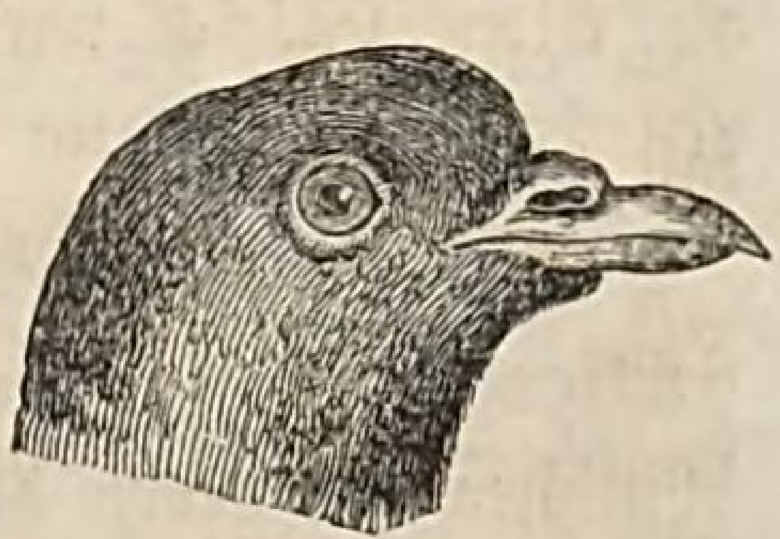
Auch sagt man, sie verschmäheten Kirschen, Eicheln, Bucheckern und kleine Gehäusschnecken nicht. Lesen sie letztere wirklich, so geschieht es wol aus eben dem Grunde, welcher die zahmen Tauben zum Genusse des Kalks bestimmt, um nämlich dadurch zur Legezeit das Wachsthum der Eierschalen, überhaupt aber die Verdauung zu befördern. Zur Erreichung des letztgedachten Zweckes verschlucken sie auch grobe Sandkörner und alle Salz oder Salpeter enthaltende Erdarten.

Unter den Raubthieren sind ihnen die Marder, vorzüglich Baummarder, und die Katzen gefährlich, indem sie die Alten von den Nestern vertreiben und die Brut zerstören. Sonst sind sie den Verfolgungen der Raubvögel, besonders der Habichte, Falken und Sperber ausgesetzt.

Wo sie häufig sich aufhalten, thun sie durch das Auflesen des Nadelholzsamens auf Besamungsschlägen und künstlichen Culturen beträchtlichen Schaden, und ebenso dem Wintergetreide, wenn es körnt, besonders aber der reifenden, üppigstehenden Oelsaat.

Die Benutzung des wohlschmeckenden Wildbrets der Jungen (das der Alten ist zähe und hart; doch eine Kraftsuppe von zerstücktem und zerquetschtem Wildbret und Geknöchel schmeckt auch vortrefflich) kann gegen den vorerwähnten Schaden nicht in Anschlag gebracht werden, weil man dieser Federwildart ihrer Schüchternheit wegen nur selten Abbruch thun kann. Ueberall sollte daher auf ihre Erlegung ein der damit verbundenen Mühe angemessenes Schieß- und Fanggeld, ja selbst auf die abgelieferten Eier Auslösung gesetzt werden.

§. 3. Die kleine Holztaube (Columba oenas *L.*), welche man sonst auch Hohltaube, Blautaube, mittlere wilde Taube, Lochtaube, Bergtaube nennt, hat überall gleiche Heimat mit der im vorherigen Paragraph beschriebenen Ringeltaube, wird aber in Deutschland weit häufiger als diese angetroffen. Sie zieht im Herbst etwas später in zahlreichen Flügen fort, den wärmern Gegenden zu, und kommt bei anhaltend gelindem Wetter gegen Ende des Februar, gewöhnlich aber mit Anfang des März wieder zurück, um ihr Geheck bei uns und in allen nördlichen Ländern diesseit des arktischen Kreises zu machen.



Die gemeine Holztaube ist bekannt genug, als daß es einer ausführlichen Beschreibung bedürfte. Ihre Nasenhaut ist roth, die Hauptfarbe aschblau; auf jedem Flügel ein doppelter schwärzlicher Fleck; auch die Spitze des

Schwanzes ist schwärzlich. Wenn sie auch unserer zahmen blauen Feldtaube (Columba livia) an Gestalt und Farbe sehr ähnlich ist, so unterscheidet sie sich doch zur Genüge von dieser durch ihren hell=aschgrauen Steiß, der bei der Feldtaube weiß ist; dann durch die rothe Nasenhaut, die bei Columba livia weißlich erscheint; endlich durch zwei schwärzliche Flecken auf jedem Flügel, da die Flügel bei der Feldtaube mit zwei schwarzen Binden gezeichnet sind. [1])

Im Freien ist sie ziemlich menschenscheu und flüchtig, aber nicht so sehr als die Ringeltaube.

Der Hang zur Geselligkeit ist bei ihr noch stärker als bei der großen Holztaube, denn Alte und Junge bleiben außer der Heckzeit das ganze Jahr hindurch in zahlreichern Flügen beisammen, welche wahrscheinlich zuerst aus den Ausgeflogenen des ersten Gehecks einiger alten Paare sich organisiren und dann durch das Hinzutreten der Jungen des zweiten Gehecks nebst den Alten vermehrt werden. Einen andern Beweis, wie ungern die kleine Holztaube isolirt lebt, liefert die nicht ganz seltene Erscheinung, daß eine einzelne, die sich wahrscheinlich bei der Abreise von dem Fluge, dessen Mitglied sie war, versprengte, mit den zahmen Feldflüchtern dem Taubenschlage zueilt und in demselben den ganzen Winter mit zubringt. Auch paart sich da bisweilen der wilde Tauber mit einer zahmen Täubin. Und doch vermag weder die gastfreundliche Aufnahme, noch die neue Geliebte den Freiheitssinn dieser Thiere und ihre Anhänglichkeit an Verwandte und alte Freunde zu ersticken; denn sobald der Frühlingszug beginnt, opfern sie augenblicklich die neugeschlossene Verbindung der ältern zufällig zerrissenen auf und entziehen sich dem doch immer mit mancher Bequemlichkeit verbundenen Zwange, den ihnen die Einschränkung auflegt.

Im Freien hingegen ist die eheliche Treue dieser wilden Taubenart ebenso unerschütterlich, das Betragen der Gatten gegeneinander ebenso liebevoll und zärtlich, die Fürsorge für die Jungen ebenso unter beide getheilt als bei den Ringeltauben.

Die §. 2 bemerkten Laut= und Lockarten sind auch den kleinen Holztauben eigen, nur weniger stark, sonst aber denen der zahmen Feldtauben fast völlig gleich.

Die Paarzeit geht gleich nach der Ankunft im Frühling an. Die Zärtlichkeitsäußerungen der Gatten gegeneinander sind denen der zahmen Tauben ähnlicher als denen der Ringeltaube; denn so possirlich wie das Männchen von diesen geberdet sich der kleine Holztauber nicht, vielmehr bückt er, wie

---

1) Es war eine Irrung, wenn der Verfasser in der ersten Ausgabe Columba oenas für die Stammutter unserer Taubenhausbewohner ausgab; dies ist unfehlbar Columba livia. W.

der Feldtauber, bald dicht und still neben dem Weibchen stehend, bald einige Schrittchen sich von ihm entfernend, aber schnell zurückeilend, bald in einem Kreise sich drehend, den Kopf tief nieder, plaustert das Halsgefieder auf und läßt dabei das sogenannte Ruchsen oder Kollern hören.

Sobald die Legezeit herannaht, trägt auch hier das Männchen die aus dünnen Reisern bestehenden Materialien dahin, wo das Weibchen einen zur Anlage des Nestes bequemen Ort, meist in einem hohlen Baum, selten bei uns in einer Felsritze oder in den ausgewitterten Steinhöhlen eines verfallenen, sehr alten, isolirt im Holz stehenden Gemäuers aufgesucht hatte, und dieses besorgt allein den kunstlosen Bau. Wird er nicht muthwillig zerstört, so kehrt das nämliche Paar alljährlich zu demselben zurück und bessert nur das etwa schadhaft Gewordene aus.

Früher als es bei den Ringeltauben der Fall ist, legt das Weibchen zwei, höchst selten drei längliche weiße Eier und brütet sie mit Beihülfe des Männchens, welches jedoch nur am Tage aufs Nest geht, die Nacht über hingegen vor demselben sitzt und wacht, in 17—18 Tagen aus. Vier Wochen nach dem Auskriechen, meist gegen die Mitte des Mai, sind die Jungen des ersten Gehecks flugbar; bis dahin werden sie von den Alten aus dem Kropfe gefüttert, dann aber sich selbst überlassen. Gleich darauf macht das alte Paar das zweite Geheck, von dem die Jungen gegen Ende des Juli in der Regel flügge sind.

Die kleinen Holztauben halten sich sowol in Nadel= als in Laubhölzern, doch immer gern an den Rändern und in Feldbüschen auf, um den angrenzenden Feldern nahe zu sein. Ihre Aesung kommt in allem, Eicheln und Bucheckern ausgeschlossen, mit der der Ringeltauben überein. Am eifrigsten nehmen sie Oelsaat=, besonders Hanfkörner an.

Während der Brütezeit geht ein beträchtlicher Theil der Eier durch die Nachstellungen der Marder verloren; Alte und flugbare Junge werden von Katzen und am häufigsten, vorzüglich wenn sie auf die Felder fallen, von den Raubvögeln, besonders vom Sperber, verfolgt und gefangen.

Die Alten sind, nach der Ernte besonders, sehr gut an Wildbret, und dieses ist weit mürber, zarter und schmackhafter als das Fleisch zahmer Tauben. Das der Jungen gehört zu den Leckerbissen. Um ihrer desto leichter habhaft zu werden, gründete man auf die Erfahrung, daß diese wilde Taubenart gern in hohlen Bäumen nistet, die Voraussetzung, daß sie in Gehegen häufiger gezogen und, wenn sie fast flügge wären, nach Belieben ausgenommen werden könnten. Nach Döbel, dem auch alle mir bekannte neuere Naturgeschichtschreiber in dieser Rücksicht gefolgt sind, soll man bei einer Anlage dieser Art auf folgende Weise verfahren.

Man nehme kernfaules, kiefernes oder aspenes, mit der Schale noch

umgebenes Holz von der Stärke, daß, wenn das Faule herausgearbeitet ist, eine Taube gemächlich darin sitzen kann, und schneide zu jeder sogenannten Taubenhöhle ein $2\frac{1}{2}'$ langes Stück. Dann passe man in der untern Oeffnung einen Boden fest ein, säge am Obertheil die stehengebliebenen Holzränder schräg nach unten ab und nagele ein altes (ja nicht frisches) Stückchen Bret an, welches etwas überstehen und ein Wetterdach bilden muß. Ungefähr auf der Mitte der Höhle meißele man hierauf ein hinlänglich weites Flugloch durch, bohre unter diesem ein daumenstarkes Loch und schlage einen genau passenden, so langen Stock hinein, daß er bis an die hintere Wand der Höhle reicht, an der vordern aber etwa 8″ heraussteht.[1]) Von diesen auf solche Weise zu ihrer Bestimmung zweckmäßig eingerichteten Höhlen werden an Orten, wo die kleinen Holztauben einzeln schon vorher heckten, viele am obern Theil des Hauptstammes hoher und starker Bäume (Eichen, Buchen, Linden), fest angenagelt und an der Erde Sulzen angelegt. In der Nachbarschaft eines solchen Geheges muß man nicht nur auf das Wegfangen der Marder und Raubvögel möglichsten Fleiß verwenden, sondern es auch, wenigstens so lange bis die Bewohner desselben völlig eingewohnt sind, vermeiden, in der Nähe zu schießen.

Auch dürfen im ersten Jahre keine Jungen ausgenommen werden.

Alljährlich endlich lasse man, ehe der Frühlingszug beginnt, die alten Höhlen abnehmen, sie inwendig rein machen, schadhafte ausbessern und bei zunehmender Bevölkerung durch neue vermehren.[2])

Auch diese wilde Taubenart richtet nicht unbeträchtlichen Schaden an, indem sie nicht nur wie die Ringeltaube den angeflogenen oder ausgestreuten Nadelholzsamen stark annimmt, sondern auch auf den Winter- und Sommer-Rapsfeldern und Hanfäckern während der Säezeit, vorzüglich aber dann, wenn diese Früchte reifen, häufig einfällt und zwar dann immer nur da, wo die Frucht am üppigsten steht. Weniger kommt zur letztgedachten Zeit, besonders beim Raps, das in Anschlag, was die Tauben äsen, als das, was aus den reifsten Bohlen oder Schoten derjenigen Rispen ausfällt, auf denen sie, um Nahrung zu holen, mit den Flügeln schlagend sich niederlassen. Manche wird bei dieser Gelegenheit ein Opfer ihrer Gefräßigkeit, indem sie,

---

1) Besser ist es, wenn der Stock wenigstens auf dieser Stelle nicht abgeschält wird. Er ist dazu bestimmt, daß auf ihm im Innern der Höhle das Nest stehen, vor derselben aber die Taube fußen, d. h. sitzen kann. W.

2) Eben als ich dieses schrieb, las ich die im Novemberheft 1804 der „Hallischen Literaturzeitung" befindliche Beurtheilung der zwei ersten Bände des Bechstein'schen „Handbuch der Jagdwissenschaft", in welcher der Recensent sagt, daß er die obenbeschriebenen Höhlen durch gewöhnliche ebenso angenagelte Staarbeuten (2′ hohe, 8–9″ ins Quadrat weite, vorn mit Löchern versehene Bretkasten) mit Nutzen ersetzt gefunden habe. Ich glaube es, wenn nämlich dazu alte, verwitterte Breter genommen werden. W.

wahrscheinlich um die am Boden liegenden Körner aufzulesen, sich hinunterarbeitet, dann aber im dichten, oft gelagerten Geströhde sich so verwickelt, daß sie nicht wieder herauskann und ersticken muß. Oefters habe ich bei der Ernte mehrere todte zahme und wilde Tauben auf dem Acker gefunden.

§. 4. Die Turteltaube (Columba turtur *L.*), auch Wegtaube genannt, wird, den hohen Norden ausgenommen, in ganz Europa, Asien, Amerika und auf den Südsee-Inseln sogar angetroffen. Empfindlicher gegen die Kälte als beide vorher erwähnte wilde Taubenarten, kommt sie in Deutschland erst gegen das Ende des April an und geht zu Anfang des September schon wieder weg.

Die Länge der europäischen Turteltaube beträgt $10^3/_4$″.

Der dünne Schnabel der Turteltaube ist bis auf die dunkelröthliche, etwas mit Weiß bestäubte Hautdecke der schiefliegenden Nasenlöcher hornblau; der Augenstern orangeroth; der schmale, kahle, warzige, hinter den Augen spitzig zulaufende, vorn in einem schmalen Streifen bis zum Schnabelwinkel sich erstreckende Augenring kugellackroth; die von rothgrauen Wangen begrenzte Stirn weißlich; der Scheitel und ein Theil des Oberhalses hellblau; der übrige Oberleib dunkelgrau, schwärzlich gefleckt und durchwölkt; das sonst ebenso gefärbte Steißgefieder rostfarben gerändert. Die Schulterfedern und ein Theil der Flügeldeckfedern sind schwärzlich, schön rostroth breit eingefaßt; hell-aschgrau und schwarz gefleckt erscheint der übrige Theil der letztern und ganz grau das Afterflügelfieder. Dunkelbraun in Blau spielend ist die Farbe der vordern, aschgrau, rosenroth gekantet die der hintern Schwungfedern. Am abgerundeten Schwanze ist die Hauptfarbe der Federn schwärzlich; die mittlern sind rostfarben schmal gekantet; die übrigen haben 1″ breite weiße Spitzen, welche, indem diese Taube den Schwanz im Fluge fächerförmig ausbreitet, einen Halbcirkel bilden; die letzte an jeder Seite ist an der äußern Fahne weiß gesäumt. Kehle und Hals — den oben erwähnten Theil abgerechnet —, an dessen Seiten ein schwarzer, drei- bis viermal halbmondförmig in die Quere gestreifter Flecken sichtbar wird, ingleichen die Brust, erscheinen hell-aschgrau, ins Kupferfarbige und Glänzendviolett spielend, Bauch und Afterfedern weiß, die Schenkelfedern rothgrau. Mit dunkel kugellackfarbiger, an den Schienbeinen geschilderter Haut sind die Ständer überzogen und mit hornblauen Nägeln bewaffnet. Dies die Zeichnung des Männchens, von dem sich das Weibchen nicht nur durch einen kleinern Körper, einen weniger starken, mehr spitzigen Kopf, sondern auch durch folgende Farbenabweichungen unterscheidet.

Ihm fehlt nämlich die weißliche Stirn; die Farbe des Rückens ist mehr rothgrau als dunkelgrau, die der Schwungfedern nicht so rein, sondern schmuzig dunkelbraun; die am Tauber schön rostrothe Kantenzeichnung eines

Theils der Flügeldeckfedern ist weniger lebhaft, der schwarze Flecken an den Seiten des Halses kleiner, die Brust blässer.

Die Jungen sehen bis zur ersten Mauser auf dem Oberleibe überall rothgrau aus, und sind auf den Flügeln merklich schwarzblau gefleckt.

Der aufgeblasene Kropf erscheint umgekehrt herzförmig, 2½″ lang, und wo er am dicksten ist, 2″ breit.

An Schnelligkeit im Fluge übertrifft diese wilde Taubenart die andern alle; an Wildheit steht sie ihnen, wenigstens in Feldhölzern, wo sie öfter von Menschen gestört oder verfolgt wird, nicht sehr nach. In zusammenhängenden ruhigen Waldungen legt sie jene Schüchternheit doch insoweit ab, daß sie nicht auf den ersten Anblick entflieht, und in ganz großen Nadelholzwäldern hat man öfter die Bemerkung gemacht, daß sie in Jahren, wo Kiefern, Fichten und Tannen viel Samen tragen, außerordentlich gut aushält. Nach Bechstein sind dies entweder solche, welche, in unbewohnten Gegenden erzogen, den Nachstellungen des Menschen wenig oder gar nicht ausgesetzt waren und bei uns nur durch den Ueberfluß ihrer Lieblingsäsung aufgehalten wurden, oder der häufige Genuß derselben trug dazu bei, die Fremdlinge fetter und daher fauler oder unbeweglicher zu machen.

Von Jugend an in der Nähe des Menschen und eingeschränkt erzogen, werden sie außerordentlich zahm und bringen ihr Alter auf acht bis zehn Jahre.

In Rücksicht der Reinlichkeit, wie der gegenseitigen Anhänglichkeit und Zärtlichkeit gegen die Jungen, stehen sie hoch über den vorher beschriebenen Taubenarten. Daher kommt es, daß mit ihnen ein durch diese seltenen Tugenden sich auszeichnendes Menschenpaar verglichen wird.

Ihr tiefes Heulen lassen die Männchen in der Paarzeit vorzüglich hören. Bei bevorstehender Wetterveränderung von gutem zu bösem wird dieser Laut bisweilen so unangenehm kreischend, daß er fast Gekräh genannt werden könnte.

Die Turteltaube kommt, wie schon gesagt, später als die große und kleine Holztaube zu uns, paart sich erst bei schönem Frühlingswetter, tritt auch früher den Herbstzug an; daher macht sie gewöhnlich ein Geheck, nur nach einem sehr zeitig eingetretenen und nicht durch Nachwinterstürme unterbrochenen Frühling zuweilen zwei. Auch bei ihr macht das Weibchen den Baumeister des Nestes, das Männchen den Zuträger der Materialien, welche gleichfalls aus dünnem Holzgeknick bestehen. In Nadelhölzern steht es gewöhnlich hoch und fest zwischen engen Quirlästen, in Laubhölzern öfter auf biegsamen Sträuchern als auf Bäumen, und hier nicht selten zwischen tiefern Zweigen, die am Stamme gleich sich auseinanderbreiten. In beiden letztern Fällen wird es öfters ein Spiel mäßig starker Winde und um

so leichter dadurch die Brut zerstört, weil es nur flach gebaut ist; daher die spärliche Vermehrung.

Das Weibchen legt zwei weiße, länglich runde Eier. Beim Brütgeschäft, welches nach Verlauf von 14 Tagen vollendet ist, lösen sich beide Gatten ab. Der nach Aesung ausfliegende Theil versorgt nicht nur sich, sondern füttert auch den andern, emsig brütenden aus dem Kropfe. Beide theilen unter sich die Sorge für den Unterhalt der Jungen, welche nicht, wie es bei andern Taubenarten der Fall ist, einander im Neste die Köpfe zukehren, sondern die Steiße.

Die Turteltauben halten sich im Nadelholze sowol als im Laubholze auf, lieber jedoch in jenem als in diesem, immer aber häufiger am Rande als in der Tiefe des Waldes. Wenn die Zeit des Wegzugs herannaht, schlagen sich — bei uns oft schon im August — mehrere Familien in zahlreichere Flüge zusammen, als es bei den großen und kleinen Holztauben zu geschehen pflegt, bleiben so auf ihrem Winterstande vereinigt und kehren in der nämlichen Gesellschaft zurück. Bald nach der Ankunft suchen und bauen die alten und jungen Paare dann das Nest.

Ihr Lieblingsgeäse macht ebenfalls Nadelholzsamen und die reife Frucht der Oelsaat aus; doch verschmähen sie auch den Samen der wilden Akazien, ferner Getreidekörner, Hülsenfrüchte und Sämereien, welche andere wilde Tauben annehmen, nicht; auch lesen sie gleichfalls die reifsten Früchte der Heidelbeeren ab.

Daß sie da, wo sie häufig wohnen, Schaden anrichten, ergibt sich aus den genannten Aesungsmitteln. Mit ihm kann die höchstmögliche Benutzung den Vergleich nicht aushalten. Uebrigens hat das Wildbret, besonders von jungen, einen vortrefflichen Geschmack. Wie hoch von den Juden des Alten Testaments die Turteltauben geehrt wurden, indem sie bei ihnen für ein Gott höchst wohlgefälliges Dankopfer galten, ist aus der Bibel bekannt.

§. 5. Den vorstehenden naturgeschichtlichen Bemerkungen soll das folgen, was über den Jagd- und Fangbetrieb bei dieser Federwildgattung dem Verfasser bekannt geworden ist.

Die eigentliche Jagd- und Fangzeit fällt in den Monat August, theils weil dann die alten wilden Tauben ihr Geheck gemacht und die jungen ihr volles Wachsthum erreicht haben, theils weil sie zu dieser Zeit sehr gut an Wildbret und sogar fett sind.

Um die in der Gegend vorhandenen an einen bestimmten Ort hinzuziehen, gibt es kein besseres Mittel als die sogenannte Sulze oder Baize.

Zur Anlage derselben wählt man eine Gegend, wo an Holzrändern, auf Aeckern und Lehden, oder auf Nadelholz-Besamungsschlägen wilde Tauben gern auffallen, und wo die Tränke (ein schmaler Bach oder ein anderes

klares, seichtes, nicht breites Gewässer, an dessen Rand die Vögel einfallen, um zu saufen und sich zu baden) in der Nähe ist.

Dann nimmt man Koriander (Coriandrum sativum *L.*), Süßholz [1]) (Glycirrhiza glabra *L.*), Meisterwurz (Imperatoria Ostruthium *L.*), Eisenhart (Verbena officinalis *L.*), Haselwurz (Asarum europaeum *L.*), Eberwurz (Carlina Acaulis *L.*)[2]), Liebstöckel (Ligusticum levisticum *L.*), Fenchel (Anethum foeniculum *L.*), Anis (Pimpinella Anisum *L.*), von jedem, oder auch nur von den vier letzten der genannten Ingredienzen, gröblich zerstoßen, etwa eine gute Hand voll, und mengt alles tüchtig durcheinander.

Hierauf macht man feinen, reinen, trockenen Lehm — der, womit alte Backöfen bekleidet waren, ist der beste — möglichst klar, feuchtet ihn mit Heringslake, oder scharfem Salzwasser, oder Urin hinlänglich an, und thut während fleißigen Durchknetens nach und nach das vorerwähnte Gemeng nebst etwa 1 Pfund Honig hinzu.

Mit diesem allen schlägt man 2 bis 3′ ins Geviert haltende, 8″ hohe breterne Kasten gehäuft voll, überstreut den halb eingetrockneten Teig mit Hanfkörnern, Erbsen, Wicken, Linsen, Samen von der unechten Akazie [3]), Weizen u. dgl., und setzt die so eingerichtete Sulze oder Baize, wenn der Frühlingszug beginnt, jedesmal frisch zubereitet an den obenbezeichneten Orten hin und wieder, doch nicht zu nahe an hohem Holze, aus.

§. 6. Bei der sämmtlichen Arten der wilden Tauben eigenen Wildheit und Flüchtigkeit wird der Jäger selten eine beim anderweitigen Jagdbetriebe zum Schusse bekommen.

Nur hinter Wällen oder in tiefen ausgetrockneten Gräben kann es ihm gelingen, sie zu beschleichen, wenn sie auf Rübsen-, Erbsen- oder Weizen-Stoppelfeldern, Aesung suchend, beisammenliegen.

Bessere Gelegenheit, ihnen durch den Schuß Abbruch zu thun, wird er finden, wenn er in der Nachbarschaft der Sulzen und Tränke kleine Hüttchen zum Anstand errichten läßt.

Wer das Talent besitzt, den Laut der verschiedenen Taubenarten, nämlich:

a) das Girren, Ruchsen und Heulen der Ringeltaube;

b) das Ruchsen und Kollern der Holztaube;

c) das Heulen der Turteltaube

mit seiner Stimme nachzuahmen, der wird, wenn er im Frühling, gleich zu Anfang der Paarzeit, wilde Tauben im Walde girren, ruchsen, kollern

---

1) Eigentlich nur die officinelle Wurzel (Rad. Glycirrh. glabra, Liquiritia). W.

2) Officineller Name Cardopatia. W.

3) Akazien-Robinie, gemeine Robinie (Robinia Pseudo-Acacia *L.*, Pseudo-Acacia *du Hamel*). Der Same macht auch Lieblingsäsung des Fasans und des Rebhuhns aus. Es ist dies am gehörigen Ort zu bemerken vergessen worden. W.

und heulen hört, hinter einem Baum oder Strauch gut verborgen, den vernommenen Laut recht natürlich beantwortet, mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen können, daß das vorher laut gewordene Taubenmännchen nach und nach sich nähern und auf einem benachbarten Baum, in gehöriger Schußweite einfallen wird. Ist dann der Jäger im voraus schußfertig, so gehört begreiflicherweise wenig Kunst dazu, die Taube zu erlegen, wenn die Flinte, wie immer bei der Taubenjagd, mit Schrot von Nr. 4 oder 5 geladen ist.

Wo es viele wilde Tauben gibt, da würde die Methode der Nordamerikaner, diese Jagd — nach der Aussage eines glaubhaften Augenzeugen — zu betreiben, wahrscheinlich mit gutem Erfolg anwendbar sein. An dem Rand des Waldes, in welchem wilde Tauben vorzüglich gern sich aufhalten, werden an den trockenen Wipfeln einzelnstehender Bäume starke, nicht entrindete Stangen, in welche etwa 12″ auseinander und gerade übereinander Löcher gebohrt und 18″ lange gleichfalls nicht entrindete Sprossen eingeschlagen sind, so befestigt, daß man aus einem nicht weit vom Hauptstamm entfernten Hüttchen jene Leitern ganz beschießen kann. In diesen Hüttchen verbergen sich die Schützen, während andere Gehülfen entweder das Holz, in welchem, oder die Felder, auf welchen wilde Tauben aufgefallen sind, nach den Leitern zu abtreiben. Geschieht dies mit gehöriger Vorsicht und nicht übereilt, so haken sie häufig auf den Leitersprossen auf, und dort werden ihrer oft oft sechs bis acht Stück auf einen Schuß erlegt. Kurz und oft hintereinander möchte jedoch an einem und demselben Ort diese Jagdmethode einen glücklichen Erfolg nicht versprechen.

§. 7. Folgende drei Fangarten, deren Anwendbarkeit der Verfasser aus Erfahrung nicht kennt, die aber, seiner Ueberzeugung nach, den damit verbundenen Aufwand an Mühe, Kosten und Zeit schwerlich ersetzen möchten, findet man in Döbel's „Jäger-Praktica“ und bei andern Schriftstellern angeführt.

1) Der Fang auf dem Sulzenherd. Zur Anlage und Verfertigung der Sulze ist oben §. 5 die Vorschrift gegeben; hier das Nöthigste über den Herd, die zum Fange nöthigen Requisiten und das Verfahren.

Die Wände (Schlaggarne) werden aus gutem, festem, starkem, erdgrauem Zwirn gestrickt; jede Masche muß 3″ Weite haben. Man fängt jede Wand mit 72 Maschen an, arbeitet 10 Klafter (60′) fort, strickt dann den Zipfel, wie beim Krammetsvogel Strauchherde, daran, verhauptmascht das Ganze wie dort mit Bindfaden, und zieht tüchtige Ober- und Unter-, auch Saumleinen ebenso ein.

Wie der Strauchherd muß auch dieser in einiger Entfernung von einem geschlossen bestandenen Walddistrict im Freien angelegt werden. Wie bei jenem der Strauch in der Mitte steht, so muß dies bei diesem mit der Sulze der Fall sein.

Vorn und hinten werden die zu jeder Wand gehörigen Lorden, in denen die Schlagstäbe an eisernen Bolzen sich bewegen, so weit voneinander entfernt eingetrieben, daß die Wände beim Rucken oben etwas übereinander herschlagen. Wäre das nicht, so möchten die Versuche der Gefangenen, sich durch Anprellen zu befreien, nur zu gut gelingen.

Rings um den Herd sind einige hohe, nicht zu schwache Hakreiser [1]) — insofern solche nicht durch wipfeldürre, an Ort und Stelle befindliche Eichen ersetzt werden — einzugraben; weiter von denselben entfernt als beim Strauchherde ist die Hütte zu errichten und diese überall mit belaubten Aesten dicht zu verkleiden.

Endlich suche man sich von jeder Art der wilden Tauben, welche man zu fangen hoffen darf, ein Paar halbflügge aus dem Nest genommene zu verschaffen, und erziehe sie so zahm als möglich, um sie in der Folge als Rohr- und Lockvögel gebrauchen zu können. Hätte man hierzu keine Gelegenheit, so würde man so lange, bis einige gefangen wären, sich zahmer Feldflüchter, von der Farbe der Columba livia, bedienen müssen.

Kommt nun der August heran, so richte man den Herd völlig zum Stellen ein und lasse die Wände bei schönem Wetter auseinandergeschlagen einige Tage liegen, streue jeden Morgen frische Fütterung, wie sie §. 5 angegeben worden ist, auf und dicht um die Sulze her, damit die von Natur scheuen Tauben sich erst an den Anblick der Garne gewöhnen. [2])

Dann fessele man früh vor Tage, sowol zwischen den vordern als hintern Zipfeln der Garne, eine Taube mit den zusammengebundenen Flügeln an einem Leinchen so an, daß sie sich nicht in denselben verwickeln kann, streue auch um sie her Futter, damit der Appetit derer, welche gezogen kommen, durch den Anblick des Ueberflusses, in welchem jene schwelgen, desto mehr gereizt werde. Auf den entferntesten Hakreisern, oder auf den Gipfeln der statt derselben dienenden Bäume, fessele man demnächst auf angenagelten, nicht neu scheinenden Sitzbretchen wenigstens zwei Locktauben so an, daß sie recht frei sitzen. Durch das Gelock derselben werden die in der Nachbarschaft vorbeistreichenden herangezogen werden, und wenn man nicht täglich stellt, ziemlich gut einfallen.

Anfänglich kann man sie auch auf eben die Art, wie §. 6 gesagt worden, vom Felde und aus dem Holze dem Herde zutreiben.

2) Der Fang auf dem Tränkherd. Dabei müssen die Garnwände die Tränke so überschlagen, wie bei 1) die Sulze. Mittags zwischen 11 und

---

1) Abgestorbene Kiefern oder entlaubte Aspen sind am schicklichsten dazu. W.

2) Der Verfasser kann nicht einsehen, wozu das von Döbel vorgeschlagene Verdecken der Garne mit Gras nützen soll, da es beim Fange selbst schlechterdings nicht stattfinden kann. Lieber färbe man sie, wenn auf berastem Boden gestellt werden soll, grün. W.

1 Uhr ziehen die wilden Tauben am meisten zur Tränke; dies ist also auch die schicklichste Zeit zum Stellen; doch fallen sie auch, aber einzeln, ganz früh morgens und in der Abenddämmerung, nur nicht vor Sonnenuntergang dort ein.

3) Der Fang mit Schlingen soll auch auf der Sulze, vorzüglich bei den Turteltauben gelingen. Auf jeden Fall müssen sie wol als Trittschlingen, etwa 1″ hoch über dem Futter, platt auf dünne Aestchen gelegt werden. Der Verfasser bezweifelt indessen auch dann guten Erfolg.

§. 8. In Nordamerika sollen nach der Mittheilung eines meiner Freunde, welcher mehrere Jahre dort zubrachte, viele kleine Holz- und Turteltauben auf folgende Art gefangen werden:

Es gehört zu diesem Fang ein beiläufig 8′ langes, 4′ breites, oben gewölbtes und auf der Mitte der Wölbung gegen 2′ hohes, unten in einem ungefähr 3″ breiten, 2″ dicken Rahmen eingelassenes berindetes Spriegelwerk, an welchem von vorn bis hinten, auch am Kopf- und Hintertheil, gleichfalls berindete Weidenstäbchen von der Stärke eines kleinen Fingers so der Länge nach aufgenagelt werden, daß je zwischen zwei und zwei dieser Stäbchen ein freier Zwischenraum von $1\frac{1}{2}$ bis 2″ bleibt. Dieses Spriegelwerk stellt man, nachdem die Zunge der Stellung an einem erdgrauen Faden befestigt und mit diesem unter dem Spriegelwerk nach hinten zu an einem in die Erde eingetriebenen Häkchen angebunden worden ist, in der Art, wie bei der bekannten, sogenannten Studenten-Mäusefalle den Stein, am Kopfende fangbar auf. Dann füttert man vor dieser Falle schwach, unter derselben und besonders in der Nähe des Fadens, welcher mit der Stellzunge in Verbindung steht, stark mit den aus §. 3 und 4 bekannten Lieblingsnahrungsmitteln, wohin besonders der Same der unechten Akazie (Robinia Pseudo-Acacia *L.*) gehört, vor. Die Tauben gehen, wenn sie das Futter vor der Falle gefunden, dem unter derselben gestreuten nach, fangen, nach Art der Haustauben, sich abzudrängen an und werden bei der leisesten Berührung des Fadens, an welchem die Stellzunge befestigt ist, vom Spriegelwerk gedeckt. Dies die von meinem Freunde mir nach Erscheinung der ersten Ausgabe des gegenwärtigen Werks in die Feder dictirte Beschreibung der nordamerikanischen Fangart. Man könnte sich auch der folgenden, von mir ausgedachten bedienen.

Man steckt in Vorhölzern, wo die erwähnten Taubenarten häufig sich aufhalten, etwa 3′ weit voneinander entfernt, drei bis vier so lange Spriegel in die Erde, daß der Bogen derselben in der Mitte ungefähr 21″ über dem Boden steht. Nachdem der hinterste Spriegel von unten bis oben völlig und enge mit unbeschälten Weidengerten verflochten worden, bindet oder nagelt man andere Weidenstäbe der Länge nach auf die Spriegel so auf, daß

je zwischen zwei Stäben ein freier Zwischenraum von höchstens 2″ bleibt; dann schlägt man am vordersten Giebelende zwei an der innern Seite mit Falzen versehene Pfählchen ein, zwischen welchen ein passender Schieber leicht herabfällt. Einige Zoll hinter dem Schieber, oben über dem vordersten Spriegel, wird eine kleine Rolle befestigt, in welcher eine Schnur läuft, die am obern Theil des Schiebers befestigt und etwa 12″ lang ist. Das andere Ende derselben knüpft man in der Mitte eines 5″ langen und $^3/_4$″ breiten Stellhölzchens an. Hierauf wird in der Mitte zwischen den Schenkeln des vordersten Spriegels ein Pfählchen so tief in die Erde getrieben, daß die daran eingelassene, von einem Querpflöckchen festgehaltene, aber leicht bewegliche, 6″ lange Zunge horizontal auf dem Boden liegt. Ungefähr $2^1/_2$″ über der Zunge im Pfählchen und 3″ vom Querpflöckchen, auf dem Obertheil derselben selbst, schneidet man Kerbe ein. Unter der Zunge wird eine beliebig lange, 4″ breite und 3″ tiefe Rinne nach dem zweiten Spriegel hingeführt. Nachdem nun die Schieberleine über die Rolle weg und oben zwischen den angenagelten Stäben nach dem Stellpfahl zu, der Schieber aber dadurch in die Höhe gezogen worden, klemmt man das Stellholz zwischen dem Kerbe am Pfählchen und dem an der Zunge ein, sodaß auf diese Weise eine Falle gebildet wird. Endlich wird ein 4″ breites, sehr leichtes Bretchen — etwa von einem Schachteldeckel — auf den Vordertheil der Stellzunge auf- und in der Rinne hingelegt, dann vor der Oeffnung der Falle nicht gar viel, im Innern derselben und vorzüglich an und auf dem ebenerwähnten Bretchen aber reichliches und solches Futter hingestreut, welches die wilden Tauben gern annehmen. Gehen sie nun demselben nach und tritt eine auf das Bretchen, so schnellt die Stellung los, der Schieber fällt herab und alle in der Falle befindliche Näscher sind gefangen.

Ließe man in einiger Entfernung von der Falle ein Hüttchen errichten, knüpfte man an das Stellholz ein Leinchen, welches bis in die Hütte reichte, so würde man, in derselben verborgen, abziehen können, wenn man wollte. Daß in diesem Fall sowol die Rinne als das auf die Zunge zu legende Bretchen unnöthig wird, versteht sich von selbst.

Vielleicht sind bei dieser Fangart noch Verbesserungen anzubringen; auf jeden Fall aber wäre es der Mühe werth, Versuche damit anzustellen.

Die Nothwendigkeit, daß nichts von dem zur ganzen Einrichtung dieser Fangsvorrichtung den Schein der Neuheit haben darf, daß Rinne und Abtrittsbretchen leicht mit Gras überstreut werden, daß auch Spriegel und Längsstäbchen berindet sein müssen, ist selbstverständlich.

Zehntes Kapitel.

Die Blauracke.

Coracias garrula *L.* [1])

§. 1. Die blaue Racke oder Mandelkrähe (Blaurabe, Garbenkrähe, blaue Krähe, Birkheher, deutscher Papagai, Mantelkrähe) gehört zur Familie der Eisvögel (Alcedidae), der Ordnung der Klettervögel (Scansores).

§. 2. Man findet sie von Norwegen bis in die Berberei und als Zugvogel in den meisten Gegenden Deutschlands, vorzüglich häufig im Brandenburgischen und Lüneburgischen vom Anfang des Mai bis zum September, mehr nordwärts, aber einzeln und nur auf dem Herbstzug, welcher im August anfängt und bis zu den letzten Tagen des September dauert.

Der Schnabel ist an der Wurzel braungelb, übrigens schwarz; Rachen und Zunge gelb; Augenstern zunächst des Sehlochs nußbraun, nach außen mit einem gelben Ring umgeben; hinter jedem Auge ein kahler dreieckiger Fleck; Füße schmuziggelb; Oberkopf und Oberhals hellblau, mit grünem Schiller; Rücken und Schultern leberfarbig; obere kleinere Flügeldeckfedern lebhaft veilchenblau; Unterleib röthlichgrau, blaugrün überlaufen. Länge 1′ 1″. Rücksichtlich der jungen Vögel ist Folgendes zu bemerken:

An Jungen vom Jahre bemerkt man von der blauen und grünen Zeichnung am Kopfe, Halse und Unterleibe nichts, denn diese Theile sind bei ihnen mit Grauweiß überzogen; im zweiten Lebensjahr wird jene Zeichnung nur wenig sichtbar. Erst im dritten Jahr werden überall die schön schattirten bunten Farben vollkommen deutlich.

Diese Vögel haben einen schnellen Flug, fast so wie die wilden Tauben. Sie sind scheu und flüchtig beim Anblick des Menschen, zänkisch und neckend gegen ihresgleichen. Kommt es unter einigen Individuen zum Streit, so lassen sie während desselben vorzüglich oft den ihnen eigenen, unangenehmen Laut hören, welcher dem des Laubfrosches ähnlich ist.

Sie haben ein so zähes Leben, daß sie nach einer starken Schußverwundung, wenn sie nicht zu den absolut tödlichen gehört, erst nach mehrern Stunden enden; eingeschränkt im Zimmer hingegen erleben Alte, durchaus

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 333. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 106. v. Wildungen, Taschenbuch, 1807, S. 54, Tafel IV. Temminck, Man. d'ornith., S. 78. W.

nicht beschädigte, wenn ihnen auch die schicklichsten Aesungsmittel gereicht werden, selten den dritten Tag.

Jung aus dem Nest genommene lassen sich leicht zu Stubenvögeln erziehen, doch nur bei animalischer Kost.

§. 3. Die Mandelkrähen paaren sich gleich, wenn sie auf ihrem Sommerstand eingetroffen sind. Sie nisten in hohlen Bäumen, bauen das Nest aus Reisern, Heidekraut, Grashalmen und Moos, und füttern es mit Schweine-, Kuh- und Pferdehaaren, zuletzt aber mit Gänsefedern, die sie auf den Hutungen finden, aus. Hier legt das Weibchen vier bis sieben glänzendweiße Eier, aus denen, wenn sie von beiden Alten abwechselnd 20 Tage bebrütet worden sind, die Jungen ausschlüpfen. Nach Bechstein sollen junge Weibchen mehr Eier legen als alte; eine Bemerkung, die, wenn sie fest begründet sein kann, wol bei wenig andern Vögeln gemacht werden wird. Sie brüten so emsig, und die Kinderliebe ist bei ihnen so groß, daß sie, auf den Eiern und Jungen sitzend, die ihnen sonst eigene Scheu gänzlich verleugnen und mit Händen sich greifen lassen.

§. 4. Ueberall hält sich die Mandelkrähe fast einzig in ebenen hohen Nadelholz-, Birken- und Eichenwaldungen, und zwar meist in den Vorhölzern auf. Nur wenn der Weizen und Hafer gehauen ist, fällt sie häufig auf den Feldern ein und sitzt dann gern auf der obersten Garbe der Mandeln (daher der Name Mandelkrähe), oder auf Bäumen, welche einzeln im Freien stehen.

Die Mandelkrähe lebt einzig von Insekten und Würmern, und durch Leisler's vielfache Versuche ist erwiesen, daß sie Vegetabilien freiwillig nie annimmt und, zum Genusse gezwungen, unfehlbar zu Grunde geht. [1])

Der Magen ist mehr muskulös als häutig, der Blinddarm doppelt. Bei alten Vögeln findet man im Nacken oder an den Seiten des Kopfs Nadelwürmer (Ascaris Acus *Bloch.*) bald in größerer, bald in geringerer Zahl. [2])

§. 5. Mancher dieser Vögel wird den Raubvögeln zur Beute; die Brut zerstören oft Baummarder, Iltisse, Wiesel und Katzen.

§. 6. Die Mandelkrähe gehört nicht nur zu den durchaus unschädlichen, vielmehr zu den nützlichen Vögeln.

Ihr Wildbret, vorzüglich das der Jungen, gewährt im Herbst, wenn sie sehr fett zu sein pflegen, ein wohlschmeckendes Gericht.

§. 7. Alte Mandelkrähen werden ihrer Schüchternheit wegen mit Schießgewehr, wenn der Jäger zu Fuß ist, selten, wenn ihm ein Schießpferd

---

1) Annalen der Wett. Gesellschaft, Bd. 2, Heft 2, S. 338 fg. W.

2) Annalen der Wett. Gesellschaft, a. a. O. Wolf und Meyer, a. a. O. W.

zu Gebote steht, sehr leicht erlegt. Flugbare Junge kann man bis gegen Ende des August, wenn die Alten nicht in der Nähe sind, leicht, sonst aber auch nur mit großer Vorsicht beschleichen.

Mit Falken können sie auch gebaizt werden.

Elftes Kapitel.

Der Pirol.

Oriolus galbula *L.* [1])

§. 1. Der gelbe Pirol (Pfingstvogel, Weihrauch, Kirschdieb, Kersenriff, Gelbling, Golddrossel, Püloh, Wittewall, Gugel-Vieh-aus) ist die einzige europäische Art der Gattung Oriolus, welche zur Ordnung der Singvögel (Oscines) und zwar zur Familie der Drosseln (Turdidae) gehört.

§. 2. Außerhalb Europa wird er im ganzen Orient gefunden; in unsern Gegenden ist er ein Zugvogel, welcher im Mai erst zu uns kommt und im August schon wieder fortgeht [2]), hohe Berggegenden aber auch dann nicht, oder doch nur selten besucht.

Beschreibung. Schnabel braunroth; Augenstern schön karmoisinroth bei Alten, bei Jungen jener graulichschwarz, dieser bräunlich oder nußbraun; nackte Zügel; Füße aschgrau. Männchen: gelb, Flügel und Schwanz schwarz, letzterer mit gelben Federspitzen; zuweilen Hals, Brust und Rücken schwarz gefleckt. Weibchen: oben zeisiggrün, unten gelb-grauweißlich, mit braunen Schaftstrichen; Flügel schwarzgrau; Schwanz olivengrün. Sehr alte, wie dies bei andern nicht mehr brütenden Vogelmatronen öfters der Fall ist, dem Männchen fast gleich gefärbt. Junge vor der ersten Mauser sind dem jüngern Weibchen in der Gefiederfarbe sehr ähnlich.

Der Flug unsers Pirols ist weniger leicht als bei den ihm in manchen Stücken ähnlichen Drosseln.

Gegen seinesgleichen und gegen andere an Stärke und Kraft ihm nicht zu sehr überlegene Vögel beweist er sich muthig und sucht öfters sogar Gelegenheit zum Streit; nur den Menschen und besonders den Jäger flieht

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 335. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 108. Temminck, Man. d'ornith., S. 79. W.

2) Naumann nennt in seinem Vogelsteller, Kap. 8, S. 145, solche nur den Sommer bei uns zubringende Vögel nicht unpassend Sommervögel. W.

er mit nicht gemeiner Scheu und Wildheit, die er auch, wenn es ja gelingt ihn eingeschränkt erzogen zu erhalten, nicht ganz ablegt.

Von seinem so bekannten Laut wurden mehrere ihm beigelegte Namen hergenommen. Außer einem ängstlichen unangenehmen Kräät und einem katzenähnlichen Geschrei, besteht das Gelock in zwei flötenartigen Tönen, die man durch Püloh! auszudrücken und ihn deshalb so zu nennen pflegt. Stark und voll in Mitteltönen, pfeifend, ertönt sein übrigens nicht kunstvoller Gesang, den man an manchen Orten durch die Worte: Pfingsten Bier hol'! Pfingsten Bier hol'! [1]) oder durch Gugel-Vieh-aus! [2]) zu versinnlichen sucht. Junge lernen Lieder pfeifen.

§. 3. Sobald diese schönen Vögel im Frühjahr auf dem Sommerstand ankommen, paaren sie sich, wobei es unter den Männchen oft zu Zweikämpfen kommt. Beide Neuvermählte schreiten sogleich zum Bau eines Nestes, dessen Structur und Form so kunstvoll und merkwürdig ist, daß der Verfasser es nicht für überflüssig hält, hier etwas darüber zu sagen.

Nachdem beide Gatten auf einem hohen Strauch oder Baum einen gerade vom Hauptstamm abwärtsstehenden Zweig, der sich gabelförmig in zwei Schenkeln ausdehnt, gefunden haben, tragen sie Wolle, Flachs, Grashalmen und Stroh zu, legen aus diesen Materialien erst einen beweglichen Henkel um jeden Schenkel des Gabelzweigs und bauen daran mit so vieler Geschicklichkeit und so fest fort, daß das eigentliche Hängenest, welches die Gestalt eines Beutels oder eines abgerundeten Körbchens erhält, inwendig aber mit kleinen Würzelchen, Spinnegeweben und dünnen Halmen durchflochten und mit Moos und Puppenhülsen ausgefüttert ist, vom Winde zwar hin- und herbewegt, aber doch nicht leicht beschädigt wird. In dasselbe legt das Weibchen vier bis fünf weiße, am dicken Ende einzeln schwarzbraun gefleckte Eier und brütet sie gemeinschaftlich mit dem Männchen, welches, gegen die Gewohnheit anderer Vögel, dies Geschäft am eifrigsten betreiben soll, in 14—16 Tagen aus. Bis die Jungen flugbar werden, theilen die Aeltern treulich die Sorge der Erziehung. Auch nachher entfernen sich die Glieder der Familie nicht weit voneinander, und wahrscheinlich bleiben sie auch auf der Herbstreise beisammen.

§. 4. Sie halten sich in Feld- und Vorhölzern auf, besonders wo

---

1) Der Landmann freute sich vielleicht im voraus auf das Pfingstbier, als er den Laut des Pirols zum ersten mal im Jahre vernahm; er stellte nun den Namen des Festes mit dem des Vogels zusammen, und so kam er wahrscheinlich darauf, der einfachen Melodie diesen Text unterzulegen. W.

2) Andere Schriftsteller schreiben Gugel-Fih-aus. Der Verfasser dachte sich das Entstehen dieser Lautbezeichnung und des davon hergenommenen Namens des Vogels so: In der Zeit, wo das Rindvieh im Frühling zuerst auf die Weide getrieben ward, hörte ein Hirt, den sein Sohn Gugel begleitete, die Töne des Pirols; zum Spaß sagte er ihm vielleicht: Hör einmal, der ruft auch: Gugel, (treib das) Vieh aus! (Als Scherz bittet der Verfasser diese Erklärung gelten zu lassen.) W.

das Laubholz mit etwas Nadelholz vermischt ist, oder wo Gärten in der Nähe sind, die sie, wenn die Kirschen reifen, zum großen Verdruß der Besitzer nur zu eifrig besuchen.

Fleisch vom reifern Steinobst, vorzüglich von Kirschen, Feigen, die sie freilich in unsern Gärten nur selten und weniger gut finden als in südlichern Ländern, macht ihr Lieblingsgeäse aus; doch nehmen sie auch Holunder-, Eberesche- und Weinbeeren, wo sie dergleichen reife finden, überall und jederzeit aber vollkommene Insekten, deren Puppen und Raupen an.

Alte vertragen durchaus keine Einschränkung im Zimmer oder Bauer; Junge, wenn sie nicht zu zeitig aus dem Neste genommen werden, kann man, obwol nur bei höchst sorgsamer Wartung, mit Nachtigallenfutter [1]) aufziehen und in einem geräumigen Bauer, oder, besser noch, im Zimmer herumlaufend erhalten.

§. 5. Besonders wenn sie Junge haben, tragen sie nächst den Staaren das meiste zur Vertilgung der Raupen und anderer schädlichen Insekten bei und ersetzen dadurch den Schaden, welchen sie in Gärten als Kirsch- und Feigendiebe anrichten.

Ihr Wildbret gehört zu den Leckerbissen und wird in der Kirschzeit außerordentlich mit Fett belegt. Ein alter Schriftsteller, Aldrovandus, wundert sich daher mit Recht, daß sie von den damaligen Franken nicht für eßbar gehalten worden sind. [2])

§. 6. Selten gelingt es, beim Anschleichen den Pirol mit der Flinte zu erlegen; desto besser aber, wenn man sich, hinter dichtem Gesträuch verborgen, in der Nähe der Kirschbäume, welche reife Früchte tragen, anstellt, besonders wenn man sie durch Nachahmung ihres Gelocks heranzuziehen versteht. Hat man einen erlegt und flattert er irgendnoch auf der Erde, so eilen alle in der Nachbarschaft befindliche, unbekümmert um die damit verbundene Gefahr, heran; in diesem Fall kann der zweite Lauf einer Doppelflinte gute Dienste leisten.

Während der Kirschernte kann man sie in Hängedohnen und Sprenkeln, welche vor und auf den fruchtreichsten Zweigen der Bäume befestigt werden, leicht fangen; späterhin gehen sie unbehutsam in Dohnen, Sprenkel und Aufschläge, die in der Nachbarschaft ihres Aufenthalts gestellt werden, wenn man Kirschen, Erdbeeren oder andere Vogelbeeren ein- oder vorhängt.

v. Hohberg sagt im zweiten Theil seines Adeligen Land- und Feldlebens, S. 796, b, man solle einen lebenden Pirol in einen Käfig thun,

---

1) Es besteht aus einer Mischung von eingequelltem Mohnsamen — welcher, wenn das Wasser abgelassen ist, mit einer hölzernen Keule zerrieben wird —, kleingehacktem Braunkohl und geriebener harter Semmel. Diesem Futter sind von Zeit zu Zeit Mehlwürmer und Ameiseneier beizufügen. W.

2) Vgl. v. Hohberg's Adeliges Land- und Feldleben (Nürnberg 1695), II, 796, b. W.

an den Seiten und oben Leimspindeln darüber richten und den Bauer auf einen Baum hängen. Theilnahme an dem Schicksal eines Artverwandten, oder Zanksucht, würde andere in der Nähe befindliche dahin bringen, sich unvorsichtig den Spindeln zu nähern, woran sie dann hängen bleiben müßten. Wer im Besitz eines jung aufgezogenen Vogels dieser Art wäre, könnte ja wol einmal einen Versuch machen, dessen Mislingen mit keiner weitern Unannehmlichkeit verbunden ist. Uebrigens bedarf es bei einem wenigstens ebenso nützlichen als schädlichen Vogel nur für ausgemachte Wohlschmecker irgendeines Fangapparats.

Zwölftes Kapitel.

Der Kukuk.

Cuculus canorus *L.* [1])

§. 1. Der allbekannte Kukuk gehört zu der Ordnung der Klettervögel (Scansores) und der Familie der Cuculinen (Cuculidae). Lange herrschte ein animirter Streit unter den Ornithologen, ob bei uns zwei Arten Kukuk vorkommen. Die genauesten Untersuchungen haben nun gezeigt, daß der Cuculus rufus der Autoren nur eine Varietät unsers grauen Kukuks ist.

Der Kukuk kann und darf, als ein für den Naturhaushalt höchst nützlicher Vogel, kein Gegenstand der Jagd sein. Wenn daher in diesem Werk, wo der ausführlichen Beschreibung derjenigen Wildarten, welche dem Jagdbetrieb unterworfen sind und der auf selbige anwendbaren Jagd- und Fangmethoden eigentlich nur eine Stelle zukommt, die Naturgeschichte dieses Vogels in einem eigenen Kapitel umständlicher vorgetragen wird, als es bei mancher andern Federwildart der Fall ist, so geschieht dies einestheils deshalb, weil in naturgeschichtlicher Hinsicht der Kukuk einer unserer merkwürdigsten Vögel ist, anderntheils aber auch deshalb, weil es unter den Jägern, wie sie dermalen sind, noch manche gibt, die den Kukuk entweder für einen Raubvogel halten, oder gar einer der albernsten Jägerfabeln noch nachhängen, nach welcher selbiger im Herbst in den Sperber (Finkenhabicht, Falco Nisus *L.*), dem er allerdings der Körperform, Größe und

---

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 231.

(besonders der rothbraune Kukuk) der Gefiederfarbe nach ähnelt, sich verwandeln soll, und dieses Märchen ihren Kindern und Lehrlingen als Wahrheit verkünden. Welchem Vernünftigen sollte solches Unwesen nicht ein Greuel sein? Und muß dem nicht möglichst gesteuert werden!

§. 2. Der aschgraue Kukuk (Guckguck, Guckaug, Gucker, Gutzgauch, Cuculus canorus *L.*)[1]) wird im gemäßigten Europa und Asien als Zugvogel angetroffen. Als solcher kommt er im April — bei milder Frühlingswitterung eher, bei rauher später — in Deutschland an, und zwar, wie dies bei mehrern Vögeln der Fall ist, der männliche um einige Tage früher als der weibliche. Alte gehen schon im Juli, längstens in den ersten Tagen des August wieder fort in wärmere Gegenden; die Jungen folgen nach, je nachdem sie früher oder später die zur Unternehmung der weiten Reise erforderliche Flugbarkeit erreicht haben. Diese Vögel scheinen ihren Weg nach Afrika zu nehmen, indem sie jährlich zweimal Malta besuchen. Auffallend ist es, daß sie, die während ihres Aufenthalts bei uns kaum hundert Schritt in einem Zuge fliegen, auch ihre Wanderung zu Lande nur in kurzen Absätzen und in jedem Walde, der ihnen aufstößt, Rasttag zu machen scheinen, das ungeheuere Meer zu überfliegen im Stande sind.

§. 3. Junge eben flugbar gewordene Kukuke zeigen folgende Färbungsverhältnisse:

Augenstern grau, in der Nähe des Sehers ins Braune übergehend, etwas späterhin gelblichbraun; Füße blaßockergelb; alle abwärtsgekehrte Theile aschgrau-braun; Flügeldeckfedern und kleine Schwungfedern an der Spitze weiß gebändert; auf den Flügeln rostfarbige Flecken, eben dergleichen eirunde an den innern Fahnen der kleinen Schwungfedern; am Hinterkopf ein großer weißer Flecken; Vorderhals und Brust mit engstehenden schwärzlichen Bändern; Bauch, Schenkel und After weißlich, mit schwarzen Querstreifen.

Späterhin und bis zur ersten Mauser erscheint der junge Vogel dieser Art (nach Temminck) in dem Gewande, in welchem er zeither von mehrern Schriftstellern als besondere Art folgendermaßen beschrieben wurde:

Scheitel, Nacken, Rücken und Flügeldeckfedern dunkelrostfarbig und schwarz in die Quere gestreift; die großen Schwungfedern schwarzbraun, mit kurzer weißer Spitze, die eirunden Flecken an der innern Fahne der kleinen Schwungfedern braunroth-weißlich, an der äußern Fahne viereckige rostfarbene Flecken; die Steuerfedern rostfarbig, von der Wurzel aus in schräger Richtung schwarz gebändert, gegen das Ende hin mit einem breiten schwarzen

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 338. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 110. Oken's Zoologie, Abth. II, S. 498. Temminck, Man. d'ornith., S. 232. W.

Band gezeichnet, alle in einer weißen Spitze ausgehend, auf den Schäften weiß kleingefleckt; Seiten- und Vorderhals rostfarben-weißlich, mit vielen schwarzbraunen Streifen; alle übrige unterwärts gekehrte Theile denen des mannbaren aschgrauen Kukuks vollkommen gleich.

Dies ist dann: Cuc. canorus rufus, *Gm. L.*, Syst., I, 409, Sp. 1 β; Cuc. hepaticus *Lath.*, Ind., I, 215, Sp. 25; *Sparm.*, Mus. Carlson., Tafel 55; *Retz.*, Fauna Suec., S. 100, Nr. 51; Le Coucou vulgaire, premier age, *Le Vaill.*, Ois. d'Afrique, V, 201; Rothbrauner Kukuk, Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 1142; Frisch's Vögel, Tafel 42; Naumann's Vögel, Nachtrag, Tafel 4, Figur 9.

Der Kukuk fliegt schnell, fast ganz so wie der Sperber; doch nie sehr hoch in der Luft; auch ist er unstet, d. h. er bleibt nicht lange auf einer Stelle sitzen, entfernt sich aber nicht weit aus der Gegend, wo er Stand gefaßt hat, und diese scheint er, eigenen Bemerkungen des Verfassers zufolge, alljährlich wieder aufzusuchen. Das Männchen ist in der Paarzeit zänkisch mit Nebenbuhlern. Beide Geschlechter bleiben sich außer der ebengedachten Periode fremd und leben isolirt.

Den Menschen fliehen diese Vögel ungemein, und höchst selten lassen sie sich von ihm beschleichen.

Nur dem Männchen ist der bekannte Ruf Kukuk! — der zuweilen mit Kukukuk! abwechselt — eigen, und manches wiederholt ihn unglaublich oft in einem Athem. Den in der Paarzeit oft hörbaren, wie Quackquackquack! ertönenden Laut hat es mit dem Weibchen gemein.

§. 4. Es gibt meines Wissens außer dem Kukuksweibchen keins von irgendeiner andern Vogelgattung, welches seine Eier nicht selbst ausbrütet, sondern dies Geschäft andern Vögeln überläßt. Diese auf vielfältige Erfahrung gegründete Thatsache ist so merkwürdig, daß sie mit möglichster Genauigkeit auseinandergesetzt zu werden verdient.

Sobald nämlich das Kukuksweibchen, das sich nur mit einem Männchen und zwar mit dem begattet, welches im Kampf mit mehrern Nebenbuhlern die meiste Gewandtheit und Tapferkeit bewies, legen will, sucht es das Nest eines andern kleinen Vogels, als: der Grasmücke, der Bachstelze, des Rothkehlchens, des Weidenzeisigs, ja selbst des Zaunkönigs [1]) auf, in welchem

1) Ein durchaus glaubwürdiger Mann erzählte mir: er sei einst an einem hohlen Baum vorübergegangen, in welchem Staare zu nisten pflegten. Zufällig bemerkte er, daß die Alten mit höchster Emsigkeit Futter zutrugen und einen sich ungeberdig stellenden jungen Vogel, der nur mit dem Kopf aus dem Astloch hervorguckte, damit versorgten. Neugierig, ob seine Vermuthung, daß es ein junger Kukuk sei, gegründet wäre, holte er die nöthigen Werkzeuge, um die Oeffnung nöthigenfalls zu vergrößern, und bald sah er nicht nur seine Voraussetzung bestätigt, sondern fand auch, daß der junge Vogel schon jetzt zu groß war, um durch das unerweiterte Astloch kriechen zu können. Wie mag das Kukuksweibchen aber das Ei in das Staarennest gebracht haben? Mir würde dies unerklärbar sein,

schon ein oder mehrere Eier sich befinden, wartet die Zeit ab, wenn die Alten das Nest verlassen, legt sein Ei hinein und eilt dann blitzschnell wieder davon. So oft es bis zu seinem Wegzug ein gleiches Bedürfniß fühlt, fängt es seine Nachforschungen nach einer ähnlichen bequemen Gelegenheit, seine Nachkommenschaft ohne eigene Mühwaltung zu vermehren, von neuem an, und verfährt wie das erste mal. Nur durch Versehen, oder wenn es kein anderes frisches Nest eines insektenfressenden Vögelchens finden kann, legt es ein zweites Ei in das, welches bereits das erste hatte aufnehmen müssen.

Oft wurde ich versucht der Rabenmutter zu zürnen, die, unbekümmert um das Fortkommen und Gedeihen ihrer Nachkommenschaft, selbige fremder Fürsorge und Obhut anvertraut, sich selbst aber Genüssen aller Art überläßt, oder gar in fernen Gegenden eines höhern Wohlseins sich erfreut, bis reifere Ueberlegung, veranlaßt durch das Lesen der Werke anderer verdienstvoller und vorurtheilsfreier Männer, mich zu der Ueberzeugung brachte, daß die Natur auch in diesem Fall aus weisen Ursachen eine so sonderbar scheinende Einrichtung getroffen habe.

Nicht in der Organisation der innern Theile des Kukuks, welche er mit mehrern Vögeln, die selbst brüten, z. B. mit dem Thurmfalken, der Nachtschwalbe und der Mandelkrähe gemein hat, suche man den Grund, warum er es nicht selbst übernimmt und übernehmen kann, sondern vielmehr darin, daß seine Eier sich nicht so schnell nacheinander, wie bei andern Vögeln, am Eierstock und im Eiergang vervollkommnen. Er fängt nämlich schon im Mai zu legen an und fährt damit auf obenbeschriebene Art fort bis zu seinem Wegzug, im Juli oder zu Anfang des August, indem immer einige Tage hingehen, ehe ein anderes Ei völlig reif wird. Es bleibt ihm daher keine Zeit zum Brüten und zum Erziehen der Jungen übrig.

Gleichwol ist an der Fortpflanzung so nützlicher Creaturen im Haushalt der Natur zu viel gelegen, als daß sie selbst nicht durch den oft erwähnten, ihnen beigelegten Instinct, die Brut sorgsamen Pflegeältern zu überlassen, für möglichst zahlreiche Vermehrung hätte sorgen sollen.

Ganz eigen und einzig in ihrer Art ist ferner auch die Erscheinung, daß die kleinen Vögel weder die durch das hinzugekommene fremde Ei erfolgte Vermehrung der Zahl ihres eigenen Geleges, noch die Verschiedenheit der Gestaltung, Größe und Farbenzeichnung an dem Kukuksei — es ist nämlich

---

wenn ich nicht annehmen dürfte, daß dieses Nest dicht unter dem Loch gestanden und der Kukuk das Ei mit dem Schnabel hineingelegt hätte, da dies, wie Bechstein sagt, öfter der Fall ist.

Die Kehle des Kukuksweibchens ist so erweitert, daß es darin das auf die Erde gelegte Ei aufnehmen und bis zu dem Nest des Vogels, welcher es ausbrüten soll, transportiren kann, um es aus dem Schnabel da hineinzulegen. W.

rundlich, größer als das der Nachtigall und, den Jahren nach wechselnd, grünlich-, bläulich-, gelblich- oder graulich-weiß auf dem Grunde, immer aber olivengrün oder aschgrau gefleckt und getüpfelt — zu bemerken scheinen. Vielmehr setzen sie ihr Gelege, wenn dasselbe noch nicht vollzählig ist, unbekümmert fort und brüten das untergeschobene Ei mit den ihrigen zugleich aus.

Gleich nach dem Ausschlüpfen des jungen Kukuks äußert sich bei ihm der natürliche Trieb zur Selbsterhaltung dadurch, daß er die noch neben ihm liegenden Eier, oder auch seine schon ausgekrochenen Stiefgeschwister rücklings unterkriegt, eins nach dem andern zwischen die Flügel auf den Rücken nimmt und sie, indem er sich etwas erhebt, sämmtlich über den Rand des Nestes hinauswirft. Ebenso verfährt, wenn zufällig zwei Kukukseier in einem Nest ausgebrütet werden, der stärkere Bruder mit dem schwächern.

Nur dadurch wird dieses grausame und undankbare Verfahren entschuldigt, daß davon das Leben und Gedeihen des kleinen Mörders einzig und allein abhängt. Denn könnten so körperlich schwache Aeltern wol im Stande sein, neben ihren eigenen Kindern noch dem viel stärkern zur Pflege anvertrauten Vogel, welcher allein mehr Futter bedarf als die ganze Familie zusammengenommen, hinlängliche Nahrung zuzutragen?

Möchte man nicht versucht werden zu glauben, daß durch ähnliche Ueberlegungen die Alten dahin gebracht würden, den an ihrer eigenen Nachkommenschaft erlittenen Verlust zu verschmerzen und ihn dem zurückgebliebenen Stiefkinde nicht entgelten zu lassen, wenn man bemerkt, daß sie ununterbrochen, mit unbeschreiblicher Emsigkeit fortfahren, sein ungestümes Verlangen nach schicklicher Kost zu befriedigen? Dies geschieht aber bestimmt auch dann noch, wenn der junge Kukuk das Nest schon verlassen hat, ja sogar, wie man sagt, unter Beihülfe anderer insektenfressender Singvögel, bis er flügge wird. Sobald er vollkommen flugbar ist, eilt er, seinen Geburtsort verlassend, den schon abgereisten Anverwandten nach.

Ueberflüssig sind fast die Bemerkungen, daß dies vielleicht die einzige Vogelart ist, bei welcher nicht die geringste Bekanntschaft zwischen Aeltern, Kindern und Geschwistern stattfindet, und daß die veraltete Jägersage keinen Grund hat, nach welcher der junge Kukuk seine Pflegeältern zuletzt selbst verzehren soll.

§. 5. Man sieht und hört den Kukuk im Mai und Juni in unsern Gärten und Wäldern so oft, daß ich der nähern Anzeige des Aufenthalts füglich überhoben sein kann; aber das darf ich nicht verschweigen, daß seine Aesung vorzüglich in allen Arten von Raupen [1]) besteht, welche er von den

---

1) Vorzüglich in einer Art rother Raupen, auch in sehr haarigen Bärenraupen, und diese letztern

Blättern und Stämmen der Bäume abliest. Auch fliegende Insekten, meist aber nur aus der Klasse der Schmetterlinge, findet man in seinem Magen.

§. 6. Wie beträchtlich der Nutzen ist, welchen dieser als Vertilger einer zahllosen Menge schädlicher Creaturen lange nicht genug geschätzte Vogel stiftet, erhellt aus dem, was im vorhergehenden Paragraph in Rücksicht der Aesung erwähnt worden.

Nur ins Ohr sage ich es meinen Lesern, daß sein Wildbret von ausgezeichnet gutem Geschmack ist; laut aber, daß ich es fast für sündlich halte, ihm nachzustellen.

§. 7. Nur selten und meist zufällig gelingt es, einen Kukuk durch den Schuß zu erlegen; am ersten noch, wenn man, gut verborgen, seinen Ruf nachahmend beantwortet. Eine besondere Art des Fanges ist mir nicht bekannt, — sie kann auch füglich unerfunden bleiben!

Dreizehntes Kapitel.

Die Lerchen.

Alaudae *L.*

§. 1. Die Lerchen gehören zur Familie der Lerchen (Alaudidae), der Ordnung der Sänger (Oscines). Wir haben hier folgende Arten zu betrachten.

§. 2. Die Feldlerche (Alauda arvensis *L.*) auch Saat-, Sang-, Himmels-, Taglerche, Leewerk, Pardale[1]) genannt, ist sehr weit verbreitet. Auf ihrem Zuge geht sie in Europa und Asien bis zum arktischen Kreise hinauf, wird aber auch in Afrika am Nil und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wahrscheinlich also gleichfalls in sämmtlichen Mittelländern gefunden.

Bei uns kommt sie als Verkündiger des Frühlings, sobald der Schnee wegthaut, oft schon im Februar an, und zieht, von der Mitte des Monats September bis zum Anfang des Monats November nach und nach in stark-

---

sollen zu der irrigen Bemerkung einiger Schriftsteller Anlaß gegeben haben, als wäre der Magen des Kukuks inwendig mit Haaren bewachsen. Soviel ist gewiß, der Kukuk wirft die Raupenhaare als Gewölle aus. W.

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 40, S. 190; Dessen Ornithologisches Taschenbuch, I, 193, Nr. 1. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 260. Temminck, Man. d'ornith., S. 161. W.

zähligen Flügen den wärmern Ländern zu. Die, welche bei uns geheckt haben, gehen dann am frühesten fort und werden durch solche, die in nördlichern Gegenden den Sommer zubrachten, ersetzt. Nach einem kurzen Aufenthalt machen diese denen wieder Platz, die aus dem noch höhern Norden zurückkehren.

Selbst im December noch werden, wenn kein Schnee fällt, einzelne Vögel dieser Art auf der grünen Wintersaat angetroffen. Der späte Herbstwegzug und die frühe Rückkehr der Feldlerchen lassen vermuthen, daß die meisten in der europäischen Türkei und in allen südlich-europäischen Ländern überwintern.

Um Verwechselung dieser Lerchenart mit den folgenden zu verhüten, gebe ich bei jeder eine ausführliche Beschreibung, und zwar nach Temminck und mit einigen Zusätzen.

Die Feldlerche ist (fast) 7″ lang, wovon der Schwanz $2\frac{1}{2}$″, der Schnabel 5‴ wegnimmt; die zusammengelegten Flügel reichen bis auf die Hälfte des Schwanzes. Der Oberschnabel hornfarbenschwarz, der Unterschnabel weißlich; der Augenstern graubraun; die Ständer (besser Läufe, d. i. Füße) gelbbraun; die Fußwurzel (Schienbeine) 1″ hoch.

Oberkörper roströthlichgrau, jede Feder in der Mitte schwarzbraun, größere schwarze Flecken auf dem Kopf und Oberrücken; über den Augen ein weißliches Band, ein dergleichen undeutlicheres die braungrauen Wangen umgebend; Schwungfedern dunkelbraun, die der zweiten Ordnung ausgeschnitten und mit weißen Spitzen; Kehle schmuzigweiß; Hals, Brust und Flanken schmuzigweiß, mit rostfarbigem Ueberflug, auf jeder Feder in der Mitte ein lanzettförmiger brauner Strich; die Flanken mit braunen Schaftstrichen; Bauchmitte weiß, roströthlich sehr leicht überflogen; Steuerfedern schwarzbraun, die äußerste mit einem langen weißen kegelförmigen Flecken, die folgende an der äußern Seite größtentheils weiß, die mittlern, spitzig auslaufenden, an der äußern Seite weißgrau, an der innern rostgrau eingefaßt.

Beim Weibchen auf den angezeigten Grundfarben des Gefieders häufigere Flecken, und diese auf dem Rücken und an der Brust dunkler als beim Männchen.

Zu den zufälligen Abänderungen gehört auch die rauch- oder rußschwarze, höchst selten kohlschwarze Feldlerche, wobei jedoch bemerkt zu werden verdient, daß diese Varietät eigentlich nur bei Stubenvögeln, welche den Einwirkungen des Sonnenlichts nicht ausgesetzt sind, vorzukommen pflegt, und daß solche Vögel, wenn sie von der Sonne anhaltend wieder beschienen werden, bei der nächsten Mauser die gewöhnliche Lerchenfarbe in der Regel wieder annehmen.

Ob auch hierher die hochfüßige Lerche, welche überhaupt etwas größer als die Feldlerche gewöhnlich ist und nebenbei längere Läufe (Ständer) hat, ingleichen die gehört, von welcher Bechstein in seinem Ornithologischen Taschenbuch, I, 194, Anmerk., nach Borkhausen's Mittheilung sagt: „sie habe die Größe und den Schwanz der gewöhnlichen Feldlerche, aber nicht wie diese abgerundete Rückenfedern, sondern spitzige, steige und singe auch wie die Feldlerche; der Schnabel hingegen und die Farbe sei wie bei der Haubenlerche (Alauda cristata), und sie ziehe, wie diese, auch öfters eine spitzige Haube, doch sei selbige lange nicht so hoch als bei der cristata", darüber kann wol gegenwärtig mit Gewißheit noch nicht entschieden werden.

Nächstdem findet man Exemplare, die größer oder kleiner sind als die gewöhnliche Feldlerche; jene, welche in der Regel sehr hell von Farbe sind und am frühesten gefangen werden, nennen die thüringer Lerchenstreicher Leipziger Lerchen; diese (die kleinern) haben eine viel dichtere schwärzliche Zeichnung als selbst die gewöhnlichen Feldlerchenweibchen und schwarze Läufe, werden gewöhnlich gegen Ende des Zugs gefangen, und ihr Wildbret schmeckt oft stark nach Knoblauch, sie heißen daher Mohren- und im letzten Falle Knoblauchslerchen. Mit den Mohren- und Knoblauchslerchen zugleich wird dann auch die große rothbraunköpfige Lerche[1]), doch immer nur in geringer Zahl, gefangen. Letztere wird von Borkhausen für eine besondere Art, von Bechstein und Wolf hingegen, nebst der sogenannten Leipziger und Mohrlerche, für eine von den klimatischen Verhältnissen, welche an den Orten stattfinden, wo diese Vögel den Sommer zubringen, und von den Nahrungsmitteln, die sie hier oder da besonders häufig finden, z. B. dem wilden Knoblauch, in mehrern Gegenden Sachsens, herrührende Verschiedenheit gehalten.

Der Verfasser enthält sich eines entscheidenden Urtheils, er kann jedoch nicht bergen, daß es ihm scheint, als sei man mit der Bestimmung der zur Gattung Alauda gehörigen Arten noch nicht ins Reine. Dem würde bald anders sein, wenn es möglich wäre, alle Lerchen gehörig zu untersuchen, welche in dem einzigen anhalt-dessauischen Amte Gröbzig eine ganze Herbstzugzeit hindurch gefangen werden.[2])

Lauf und fortgesetzter Flug der Feldlerchen ist schnell. Mit dem Winde (d. h. so, daß er ihnen von hinten in die Federn geht) fliegen sie so ungern, daß sich ganze starkzählige vereinigte Flüge, wenn zufällig bei

1) Der Kopf ist rothbraun, die Brust rostfarbig, beides schwarz gestrichelt; die äußerste Schwanzfeder fast ganz weiß; Farbe der Füße schmuzig gelbroth. Das oben Gesagte beruht auf eigener, im Anhalt-Köthenschen und in der Gegend von Zörbig gemachter Wahrnehmung des Verfassers. W.

2) Allerdings nur ein frommer Wunsch! Denn wer vermöchte es, 2—3000 Stück, die dort oft in einem Abend gefangen werden, genau zu untersuchen, zumal da die gefangenen Lerchen sogleich gerupft werden. W.

ihrem Zuge sich der Wind zu ihrem Nachtheil ändert, in spiralförmigen Schwenkungen bis zu einer dem unbewaffneten Auge fast unerreichbaren Höhe hinaufschwingen und dort einen günstigern Luftzug suchen.

Wem aber wäre wol das senkrechte, flatternde Aufsteigen und das schnelle Herunterstechen dieser lieben Thierchen nicht bekannt, wenn sie an schönen heitern Tagen, von ihrer Rückkehr an bis zum August, uns mit ihrem zu Ende des Winters doppelt lieblichen Gesange erfreuen?

Von der gewöhnlichen Feldlerche weiß ich es mir kaum zu erinnern, daß ich sie im Sitzen singend angetroffen hätte; von der langbeinigen aber wird behauptet, sie singe nur sitzend, nie steigend. Sollte sie, wenn dies wirklich der Fall ist, nicht schon deshalb, wo nicht für eine besondere Art, doch für eine bestimmte Varietät gehalten werden können? Ihr Locklaut ertönt im Frühjahr wie Trilli, im Herbst wie Driet.

Vor dem Menschen ist sie im Frühling und Sommer nie, im Herbst gegen Abend und zur Nachtzeit sehr wenig, am Tage aber etwas mehr scheu und flüchtig.

Ihr Benehmen gegen Anverwandte zeugt eben nicht für eine gute, ja nicht einmal für eine feste Gemüthsart. Sobald nämlich die Feldlerchen zu Ende des Winters bei uns ankommen, findet man bei leidlicher Witterung jedes Individuum einzeln, bis die eheliche Verbindung, welche wahrscheinlich nicht länger als die nächste Heckzeit hindurch dauert, geschlossen ist; nach der Paarung bleibt das Männchen und das Weibchen beisammen. Fällt zuweilen noch einmal tiefer Schnee und bleibt er liegen, so ziehen sich wieder Flüge zusammen und fallen an warmen Quellen oder an solchen Berghängen ein, wo der Wind die Erde von der weißen Decke entblößt hat.

Findet man hingegen im März oder April bei gutem Frühlingswetter ganze Flüge beisammen, so sind das gewiß Feldlerchen, die den Sommer in nördlicher gelegenen Gegenden zubringen, in denen sie, ohne Noth zu leiden, so früh noch nicht ankommen dürfen.

Doch zurück zu denen, welche ihr Geheck bei uns machen! Sobald bei diesen der Geschlechtstrieb erwacht, noch mehr aber wenn sie sich gepaart haben, ist das Männchen so eifersüchtig, daß es, am Tage in gewisser Höhe über der Erde schwebend, auf jedes andere Männchen, auch unschuldige, mit Ungestüm herabsticht und es nach besten Kräften so lange neckt und bekämpft, bis es sich flüchtend das Feld räumt.

Erst wenn die Zeit des Herbstzugs herannaht, zeigt sich aufs neue der Hang zur Geselligkeit, indem in manchen holzarmen, ebenen Gegenden sehr starke (zahlreiche), in andern durch Gehölz unterbrochenen, schwächere (geringzähligere) Flüge sich vereinigen, um die Reise miteinander zu machen. Beim Antritt und während der Dauer derselben brechen sie gewöhnlich morgens

zwischen 7 und 9 Uhr auf und ziehen, doch nicht ohne unterdessen Ruhepunkte zu wählen, immer nur einige Fuß über der Erde hinstreichend, fort, bis Nachmittag um 1 oder 2 Uhr. Wo sie dann beisammen einfallen, wird der übrige Theil des Tages der Aesung, die Nacht der Ruhe, und zwar einer ziemlich sorglosen, gewidmet.

Von der Lebensweise der Feldlerchen auf ihrem Winterstande wissen wir nichts Zuverlässiges; wahrscheinlich aber trennen sich die vereinigten Gesellschaften dort nicht. In Flügen kommen sie zur oben bestimmten Zeit wieder bei uns an; diese trennen sich dann aber sogleich.

Wie alt sie im Freien werden mögen, läßt sich begreiflicherweise nicht bestimmen. Im Zimmer leben sie bei guter Wartung einige Jahre; fehlt aber diese, so haben alle bei den Drosseln angeführte Krankheiten, welche jedoch durch die dort vorgeschriebenen Mittel oft gehoben werden können, einen frühen Tod zur Folge. Besonders leiden sie nicht selten im eingeschränkten Zustande an der Windsucht, bei welcher die Haut sich vom Wildbret trennt und trommelartig angespannt ist. Der Versuch, dieses Uebel durch mehrere mit einer sehr spitzen Nadel in der Haut gemachte Oeffnungen zu heben, gelingt nur selten.

Die Zahl der Raubthiere, welche die Vögel verfolgen und ihrer Brut nachstellen, wird bei dieser Vogelart noch durch Hamster und Spitzmäuse, welche Eier und Junge mit Lüsternheit aufsuchen, vermehrt. Stärkere und schwächere Raubvögel, selbst, wie man behauptet, der graue Würger (Lanius excubitor), werden Alten und Jungen gefährlich.

Die Paarzeit tritt, wie oben gesagt, zeitig im Frühling ein. Das Nest, welches man am häufigsten auf Brach- und Sommerfruchtfeldern, seltener auf der Wintersaat, auf Wiesen und Lehden findet, wird vom Weibchen gebaut, während das Männchen die Materialien zuträgt. Es steht in einer runden, fast immer hinter einem Erdkloß oder Raine ausgescharrten Vertiefung und ist aus dürren Grasschmielen und aus Haaren kunstlos verfertigt. Hier legen die ältern Weibchen gewöhnlich zwei mal, bei irgend leidlicher Witterung schon im März — junge einjährige, die nur einmal in diesem Sommer zur Vermehrung ihrer Art beitragen, weil sie die Zeit mit Liebeln und unnützen Wählen des Nestplatzes vertrödeln, viel später — drei bis fünf weißgrau, braun punktirte und gefleckte Eier, die in 14 Tagen ausgebrütet werden.

Blos mit kleinen Insekten füttern die Alten ihre Jungen, die viel eher das Nest verlassen, als sie fliegen können, und hier- und dorthin, oft bis auf 100 Schritt weit voneinander entfernt, wahrscheinlich deshalb vereinzelt sich drücken, damit herumschleichende Raubthiere sie nicht so leicht wittern können, als wenn sie alle auf einem Punkte lägen.

Sieht man im Frühling alte Lerchen über dem Getreide auf einer Stelle schweben flatternd, so ist das ein sicheres Zeichen, daß in dieser Gegend Junge sitzen, welche, auf das Gelock jener, piepend ihren Aufenthalt bemerkbar machen.

Sobald die Jungen des ersten Geheck's flügge sind, bleiben sie ihrem Schicksal überlassen, damit die Alten sogleich wieder zum zweiten Geheck Anstalt machen können.

Die Feldlerchen wählen überall ebene und holzleere Gegenden besonders zu ihrem Aufenthalt. Im Frühling und Sommer liegen sie bei uns auf Aeckern oder auf den daranstoßenden Hutungen und Lehden, im Herbst aber fast ausschließlich, oder doch in ganz vorzüglicher Menge, auf der Haferstoppel.

Auch in gebirgigen Waldungen soll man sie antreffen und, was sonst nie geschieht, auf Bäumen sitzen sehen. Aus Erfahrung kann ich über den Grund oder Ungrund dieser Angabe nicht urtheilen; doch mag ein solcher Fall wol nur dann eintreten, wenn sie, auf der Wanderschaft begriffen, der Ruhe bedürfen.

Das Geäse der Feldlerchen besteht im Frühling aus frisch gesäeten Haferkörnern und Spitzen der ganz jungen grünen Sommerfrucht, späterhin aus Insekten und deren Larven, kleinen Würmern und Ameiseneiern; im Spätsommer und Herbst aber wieder aus Haferkörnern, die sie entweder aus der Stoppel auflesen oder auch, wenn diese Getreideart auf Schwaden liegt, mit den Flügeln ausschlagen, weil ihr Schnabel zu weich ist, um sie aus den Rispen zu picken. Zu dieser Jahreszeit nehmen sie auch anderes kleines Gesäme, vorzüglich die reife Frucht des Mohns, des wilden Knoblauchs und des wilden Hirse an. Auf dem Winterstande und auf dem Zuge mögen sie wol von allem vorhergenannten das wählen, was sie gerade am ersten und häufigsten finden.

Immer verschlucken sie, zur Beförderung der Verdauung, Sand, baden sich auch gern darin, theils um das Gefieder abzutrocknen, theils um sich vom Ungeziefer rein zu erhalten.

Im Zimmer, das aber immer von Zwirn und Flachs rein gehalten werden muß, weil sie sich sonst leicht mit den Läufern (Ständern) darin verhädern, oder im Bauer, der keine hölzerne, sondern eine Leinwanddecke haben muß, damit sie sich den Kopf nicht einstoßen, werden sie sehr zahm (kirre). Am besten bekommt ihnen das Futter, welches für Junge aus Semmel, in Milch geweicht, für Alte aber abwechselnd aus Hafer, Mohn, gequetschtem Hanf, frischem Gersten- und Gerstenmalzschrot besteht. Frischer Sand zum Baden und Verschlucken, ingleichen frisches Wasser zum nassen Bade und Saufen ist ihnen zur Erhaltung im eingeschränkten Zustande unentbehrlich.

Der Schaden, welchen diese kleinen Vögel durch ihre Aesung anrichten, ist auf keine Weise gegen den Nutzen, welchen sie durch das Wegfangen vieler schädlicher Insekten und durch ihr Wildbret gewähren, in Anschlag zu bringen. Letzteres wird, als vorzüglich lecker, dem von fast allen andern Federwildarten vorgezogen. Daher der verhältnißmäßig sehr hohe Preis, in welchem im Herbst die gefangenen Lerchen stehen. Ein besonders starker Handel wird in Leipzig damit getrieben, wo man unter dem Namen Leipziger Lerchen den größten Theil aller, die in einer Runde von 8 bis 10 Meilen, vorzüglich in der Gegend von Halle, Zörbig, im Anhalt-Dessauischen, Köthenschen und Bernburgischen gefangen werden — gewiß eine ungeheuere Menge —, consumirt und versendet.

Haben die sogenannten Leipziger Lerchen in der That einen bessern Geschmack als andere, so könnte dies wol vorzüglich vom Genusse der wilden Hirse, die in vielen Gemarkungen der vorgenannten Gegenden häufig wächst und allerdings sehr nahrhaft ist, herrühren.

Außerdem bin ich versucht zu glauben, daß die richtige Speculation derer, welche mit diesem Artikel Handel treiben, nur solche Lerchen nach Leipzig und von da weiter zu verschicken, die ausgezeichnet gut an Wildbret und fett sind, das Meiste dazu beigetragen hat, die Leipziger Lerchen in Ruf zu bringen. Auch kann selbst die Versendung hierzu mitwirken; denn es ist ein vielfältig bestätigter Erfahrungssatz, daß ganz frisch gefangene nie so gut schmecken als solche, die, gehörig behandelt, ohne übelriechend zu werden, der Witterung nach, kürzere oder längere Zeit aufbewahrt worden sind.

Alle Lerchen müssen gleich nach beendigtem Fang jedes Tages bis an die Köpfe gerupft, das Gescheide aber darf nicht ausgezogen werden. Will man sie nur 15—20 Meilen verschicken, so wird jedes Stück einzeln in Maculaturpapier gewickelt und in einer Schachtel ein Stück dicht neben und über das andere gelegt, bis die Schachtel ganz voll ist. Nur bei warmem Wetter löst man die Köpfe ab, an denen sich Merkmale der Fäulniß am ersten zeigen. Bei sehr weiter Versendung geschieht die Kopfablösung immer; dann wird eine dichte Schicht gerupfter, aber nicht eingewickelter Lerchen in einen breternen Kasten gelegt, diese Schicht mit zerlassener, aber nicht heißer Butter völlig übergossen und bei jeder folgenden ebenso verfahren, bis der Kasten voll ist.

Der Fang, von welchem weiter unten gesprochen werden wird, beginnt eigentlich in der Mitte des Monats September und dauert, bis der Herbstzug aufhört.

Gewöhnlich haben die im October gefangenen Lerchen das meiste Wildbret und Fett; doch ist dieses keine feste Regel, denn man fängt oft heute

sehr gute, morgen sehr leichte, auch gute und schlechte, große und kleine an einem Tage. Dies alles hängt davon ab, ob sie am Ort ihres Sommeraufenthalts reichliche oder spärliche Aesung hatten, ob sie auf dem Zuge bis zu uns fruchtbare oder magere Gegenden trafen und ob sie ihn übereilt oder langsam machten. Weht während desselben Südwind und ist das Wetter schön, so sind sie durchgängig schlecht an Wildbret, theils weil sie dann täglich reisen und größere Strecken fortgehen, theils weil sie da, wo sie einfallen, die Zeit mit Spielen, Necken und Zanken vertrödeln und nur nach Nothdurft äsen. Beim Nordwind hingegen und bei nebeligem, düsterm und nassem Wetter liegen sie mehrere Tage an einem Ort still und benutzen die Gelegenheit zum Aufsuchen der nahrhaftesten Aesung. Ereignet sich nun der Fall, daß diese vorzüglich gut und in Menge vorhanden ist, so sind auch die Lerchen in den Gegenden, wo sie bald darauf hinkommen und gefangen werden, besonders schwer und fett. [1])

§. 3. Die Wald- oder Heidelerche (Alauda nemorosa s. arborea *L.*), auch Baum-, Mittel-, Dull-, Lull- und Steinlerche genannt [2]), wird in fast allen nicht ganz holzleeren Gegenden von Europa, selbst in Schweden und Rußland bis Kamtschatka, doch überall weniger häufig als die Feldlerche (Alauda arvensis), angetroffen. In den Abendländern ist sie (nach Temminck) Standvogel; in den nördlichen erscheint sie zu Ende des Winters, mit der Feldlerche zugleich, in Flügen von zehn bis zwölf Stück als Zugvogel, macht ihr Geheck und geht von da gleich zu Anfang des Herbstzugs der Feldlerche wieder fort, um die kälteste Jahreszeit in den südlichen Gegenden zuzubringen.

Die Wald- oder Heidelerche ist in allen Theilen kürzer und gedrungener, im ganzen bedeutend kleiner als die Feldlerche. Die Länge, wovon der oben schwarze, unten braune, an der Wurzel ins Fleischfarbene fallende Schnabel 4‴, der Schwanz 2″ wegnimmt, beträgt 6″, die Breite von einer Flügelspitze zur andern 9″. Die zusammengelegten Flügel reichen bis zur Mitte des Schwanzes. Die Fußwurzel ist 9‴ hoch, die Behäutung der Läufer hellbraun fleischfarben, der Nagel an den Zehen gelblich. Der ganze Oberleib rothbraun grau mit schwarzbraunen Flecken in der Mitte der Federn. Durch diese Flecken werden auf dem Scheitel, wo das Gefieder in Vergleich zu andern Lerchen verlängert, aber nicht wie bei der Haubenlerche

1) Die in der zweiten Auflage angeführte Calandralerche (Alauda Calandra) gehört nicht zur Gattung Alauda, sondern zum Genus Melanocorypha *Boje*, und kann in diesem Werk um so weniger speciell abgehandelt werden, als sie aus ihrem eigentlichen Vaterlande Südeuropa, der Levante und Nordafrika sich nur selten zu uns verirrt. T.

2) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 2, Bd. 1, Kap. 41. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 262, Nr. 3. Temminck, Man. d'ornith., S. 162.

Weitere deutsche Synonymen wurden, als Verwirrung herbeiführende, weggelassen. W.

(Alauda cristata) zugespitzt, sondern am Ende abgerundet erscheint und, wenn der Vogel im Affect ist, hollenartig sich sträubt, vier schwarzbraune Striche gebildet. Von einem Auge bis zum andern zieht sich durch den Nacken ein weißlicher Kranz. Vorn auf den rostbraunen Wangen steht ein dreieckiger, weißer deutlicher Flecken. Der Unterleib stellt sich weiß, blaßgelblich überflogen, an der Brust mit schwarzbraunen Längsflecken besetzt, dar. An den Flügelecken, den Schultern und den vier ersten Flügeldeckfedern befindet sich ein weißer Flecken. Die Schwungfedern sind dunkelbraun, die der zweiten Ordnung ausgeschnitten und mit wenigem Weiß an der Spitze gezeichnet. Der Schwanz ist kurz; die äußerste Steuerfeder graulich, weiß eingefaßt, die drei folgenden sind schwarzbraun mit rein weißen Spitzen, die übrigen einfarbig schwarzbraun.]

Am Weibchen ist der Augenkranz deutlicher, die Einfassung der Wangen heller, der Steiß olivenbraun, die Brust häufiger mit Schwarzbraun besprengt und beschmitzt; durchgängig die Grundfarbe des Gefieders, an den Theilen, wo sie weiß erscheint, reiner, die Zeichnung darauf tiefer schwarzbraun, fast schwarz.

Zufällige Farbenabänderungen sind dem Verfasser bisjetzt noch nicht vorgekommen. Nach Temminck sollen die bei der Feldlerche vorkommenden Spielarten auch bei der Waldlerche sich finden. Borkhausen erwähnt in seiner Europäischen Fauna, I, 284 (und nach ihm Bechstein, a. a. O.) eines Exemplars, an welchem der Hals mit einem weißen Bande, welches sich hinten mit dem Kopfkranz vereinigt, umgeben ist. Wolf gibt a. a. O. noch folgende ihm selbst vorgekommene Abweichungen an: „a) Mit weißem Hinterkopf, einem großen weißen Querflecken auf den Flügeldeckfedern, einigen weißen Schwungfedern und einigen kleinen weißen Flecken auf dem Rücken; der Bauch schmuzigweiß; die übrigen Theile wie gewöhnlich gefärbt. b) Mit schmuzigweißem, hin und wieder weißgeflecktem Oberhalse; am Oberleib mehrere Federn mit weißen Spitzen; Stirn und Gegend über den Augen schmuzigweiß; die schmale Fahne der Schwungfedern roströthlich gerandet; Unterleib schmuzigweiß, auf dem Unterhalse mit dunkelbraunen Längsstrichen."

Die Heidelerche läuft schnell, aber in kurzen Absätzen; am Ende eines jeden zieht sie den Hals so weit als möglich in die Höhe und sträubt dabei das Gefieder am Kopf so sehr auf, daß dieser Körpertheil dann merklich breiter scheint als er ist. An ihr sind die hintern Schwungfedern kürzer als an der Feldlerche; daher ihr weniger rascher, bogenförmiger, ruckender Flug. Im Frühling und Sommer steigt sie, von der Erde sowol als vom Gipfel eines Baumes — denn sie gehört zu den Lerchenarten, welche sich auf Bäume setzen — perpendikulär so hoch in die Luft, daß nur ein scharfes Auge sie noch erkennen kann. Dort scheint sie gleichsam zu hangen, indem sie äußerst

schnell mit den Flügeln schlagend, und mit ausgebreitetem Schwanz, auf einer und derselben Stelle — das Männchen zuweilen halbe Stunden lang — schwebt, ohne sich merklich von derselben zu bewegen. Flötenartig und rein ertönen dabei die verschieden modulirten, deutlich abgesetzten Strophen ihres zärtlich melancholischen Gesangs, den sie jedoch zuweilen auch auf dem Baum sitzend hören läßt.

Auch das Weibchen singt, doch nicht in so langen Strophen als das Männchen; ersteres nur bis zur Brütezeit, letzteres im Freien bis zu Anfang des Juli, im Zimmer aber bis in den August hinein.

Beide Geschlechter sollen, nach Bechstein, etwa 14 Tage vor der Herbstabreise ihren lieblichen Gesang wieder anstimmen, und zwar ebenso helltönend als im Sommer; der Verfasser hat es nie gehört.

Der ebengenannte verdienstvolle Naturforscher sucht das Gelock der Heidelerche durch Dadigoi! auszudrücken.

Eifersucht scheint diese niedlichen Geschöpfchen weniger zu plagen, als es bei den Feldlerchen der Fall ist; denn die Paare vereinzeln sich im Frühling nicht, sondern der vorher bestandene gesellige Verein dauert insofern wenigstens fort, daß die Reisegefährten nachbarlich beisammen nisten. Nur höchst selten entsteht Zank und Krieg unter ihnen; geschieht es ja, so gibt gewöhnlich — daß ich mich so ausdrücke — Künstlerneid dazu Veranlassung, indem diese kleinen Sänger es nicht gern dulden, wenn andere ihresgleichen in ihrer Nähe sich hören lassen.

Erfreulich war mir im Frühling und Herbst immer die Wahrnehmung großer Anhänglichkeit der Individuen eines Flugs zueinander, welche dadurch sich äußert, daß alle übrige ängstlich und anhaltend locken, wenn eins oder das andere von der Gesellschaft vermißt wird. Sollte dies nicht auf die Vermuthung führen, daß jeder Flug aus nahe verwandten Familien bestehe?

Nach Bechstein (Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 196, §. 796) soll die Heidelerche unter allen Stubenvögeln der verträglichste und geselligste sein. Zum Beweise wird angeführt, daß sie, wenn ein anderer mit ihr zanken will, ihn dadurch zu besänftigen pflegt, daß sie sich ruhig vor ihn hinstellt und singt.

Obgleich sie etwas weichlicher und wählerischer ist als die Feldlerche, so hält sie sich doch, im Herbst gefangen und bei guter Wartung, einige Jahre im Zimmer. Uebrigens drohen ihr da alle Krankheiten, welchen jene ausgesetzt zu sein pflegt. Vorzüglich sollen, wenn sie sich an der Erde mit den Füßchen in Fädchen oder Haaren verhädert, bei einer leichten Verwundung ihr die Zehen oft abschwären, im Alter aber Beinbrüche nicht selten sein und den Tod zur unvermeidlichen Folge haben.

Junge, aus dem Nest genommene, gedeihen selten bei eingeschränkter

Erziehung, Alte besser herumlaufend; sie singen so auch länger und lieblicher als im Bauer.

Ihr aus dürren Grashalmen bestehendes, mit Moos, Wolle und Haaren durchflochtenes Nest findet man oft früher als das der Feldlerche, und zwar im Farrnkraut, unter Wachholdersträuchern, im hohen Hegegrase, auch auf Saatfeldern, die nahe an Nadelhölzer stoßen, hinter den Rainen oder auf dem Brachfeld unter mit Gras bewachsenen Erdklößen. Sie machen zwei Gehecke und brüten gewöhnlich beim ersten fünf, beim zweiten vier dunkelgraue, besonders am stumpfen Ende mit braunen Flecken besäete Eier in 14 Tagen aus. Die Jungen trennen sich bis zur nächsten Paarzeit nicht von den Aeltern, hecken dann sogar in der Nachbarschaft derselben, und nehmen erst im folgenden Herbst, wenn sie mit ihren Jungen eine eigene Familie bilden, von ihnen gänzlich Abschied.

Die Waldlerchen halten sich am liebsten in ebenen Nadelholzwäldern da auf, wo Felder und Wiesen in der Nähe sind; doch trifft man sie auch noch in hohen Gebirgen an, wenn Heidegegenden, Hutungen und Wiesen da abwechseln. Sie äsen zu Ende des Winters und bis Insekten und Regenwürmer, welche ihre Sommernahrung vorzüglich ausmachen, zum Vorschein kommen, junge Blätter der grünen Saat, Brunnenkresse und andere hervorsprossende feine Kräuter, aus Noth zuweilen Haselzäpfchen; wenn aber die verschiedenen Feldfrüchte reifen, auch Rübsaat, Hafer, Lein, Hanf, Mohn und Hirse. Im Zimmer werden sie mit Gerstenschrot, welches in süßer Milch eingequellt ist, sonst ganz wie die Feldlerchen erhalten.

Ihr Wildbret wird in Rücksicht des Geschmacks sowol als der Zartheit dem der Feldlerchen von echten Leckermäulern noch vorgezogen; nur schade, daß diese in unsern Gegenden nicht oft genug Gelegenheit finden können, ihren Gaumen damit zu kitzeln.

§. 4. Die **Haubenlerche** (Alauda cristata)[1]), **Schopf-**, **Kobel-**, **Weg-**, **Salatlerche**, **Lerche von Brie**, **Rostflügel**, **Kothmönch**, **Bürle**, im nördlichen Deutschland Stand- und Strichvogel, wandert im Frühling nach Dänemark, Schweden und Rußland, im Herbst dem mittlern Deutschland zu. Südlichere Gegenden besucht sie nur im Winter, jedoch einzeln.

Die Haubenlerche mißt, mit Einschluß des 7‴ langen Schnabels und des 2½″ langen Schwanzes, 6¾″ in der Länge; im ganzen hat sie also beinahe die Größe, jedoch einen etwas dickern und kürzern Körper als die Feldlerche. Die zusammengelegten Flügel reichen bis auf die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel ist bleigrau von Farbe, etwas länger und stärker

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 42. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 264, Nr. 4. Temminck, Man. d'ornith., S. 158. W.

als bei der Feldlerche; der Oberkiefer gekrümmt und vorn über den untern merklich übergreifend; der Augenstern kastanienbraun; Fußbehäutung gelblichgrau; Höhe der Ferse 1″; Nagelfarbe hornbraun; Hinterzehennagel weniger lang wie bei der Feldlerche, doch immer noch sehr lang.

Auf dem Kopf stehen acht bis zehn verlängerte, spitzig zulaufende, in der Mitte schwarze, am Rand aschfarbene Federn, welche eine kleine Kuppe (Haube) bilden; der Oberleib und die Flügeldecken sind aschgrau, mit schwarzbraunen, geraden Schaftstrichen; die Schwungfedern der ersten Ordnung schwarzbraun, die übrigen ebenso in der Mitte, rostfarben und weißgrau an den Seitenrändern und Spitzen; mit letztern die mittelsten Steuerfedern gleich gezeichnet, die folgenden weißlich eingefaßt, die beiden äußersten mit rostgelben Kanten und Spitzen. Die Gegend über den Augen, das Kinn und der ganze Unterkörper röthlichweiß, längs der Kehle und des Halses ein schmaler schwarzbrauner Streifen, die Oberbrust mit länglich dreieckigen schwarzbraunen Flecken gezeichnet.

Das Weibchen ist auf der Brust häufiger und rundlich gefleckt, hat auch weniger lange Haubenfedern. Für zufällige Abänderung hält Temminck die Lerche, welche Buffon in seiner „Histoire naturelle des oiseaux" (pariser Ausgabe), V, 77, unter dem Namen Coquillade als eigene Art beschrieben hat, und die von Gmelin (Syst. Linn., I, 797, sp. 22) unter der Benennung Alauda undata aufgeführt wird. An diesem Vogel ist das Colorit durchgängig lebhafter, und das Gefieder spielt am Oberkörper stärker ins Rostfarbene.

Der Flug der Haubenlerche gleicht dem der Waldlerche; doch fliegt sie überhaupt wenig und immer nur eine kurze Strecke hintereinander fort. Das andern Lerchen eigene Steigen bemerkt man an ihr vielleicht nur da nicht, wo sie den Frühling und Sommer über nicht verweilt. Ihr Lauf ist außerordentlich schnell, dabei der Kopf beständig aufgerichtet, die Haube bald mehr bald minder emporstehend, ganz niedergelegt nie.

Man gibt auch dieser Lerchenart im Freien Zanksucht schuld, die im Zimmer allerdings oft sichtbar wird. Beim Kampf singt sie allezeit ein Kriegslied.

Ihr Gesang hat ebenso viel Aehnliches mit dem des Hänflings als mit dem der Feldlerche. Im Freien hört man ihn im Herbst selten, im Winter gar nicht.

Nach Bechstein soll sie, in der Jugend eingefangen, sehr gelehrig sein und nicht nur den Gesang anderer Vögel annehmen, sondern auch kurze Lieder pfeifen lernen. Ihren Locklaut drückt Bechstein durch Hoi, hoii, düdiqui! aus.

Unter allen Lerchen scheint diese die meiste Dauer und Lebenskraft zu

besitzen, theils weil sie die Winterkälte des nördlichen Deutschlands verträgt, theils weil sie, der Freiheit beraubt, ohne wie andere Stubenvögel zu kränkeln, viele Jahre bei irgend ordentlicher Wartung fortlebt.

Merkwürdig ist ferner das von Bechstein und andern an diesem Vogel beobachtete außerordentliche Wachsthum der Federn; denn wenn ihm die Flügel verschnitten werden, so wachsen die verstutzten Schwungfedern in den nächsten vier Wochen in ihrer ganzen Länge und Gestalt wieder nach. [1])

Die Haubenlerche macht ihr Geheck in einem unter vertrocknetem Gesträuch, hinter Erdschollen, unter Staudengewächsen in Gärten, auf Lehmwänden und zuweilen gar auf Strohdächern gebauten Nest, in welches das Weibchen vier bis fünf weißgraue, rostbraun gewölkte, oben am stärkern Theil dunkelbraun gefleckte Eier legt. [2])

Selten erblickt man Vögel dieser Art auf Bäumen, nicht oft auf Zäunen und Dächern sitzend, sondern fast immer auf der Erde umherlaufend.

Schon im October sieht man sie oft auf den Landstraßen sich mit der Bachstelze herumbeißen. Späterhin, wenn die Witterung rauher wird, ziehen sie sich in der Nähe der Städte und Dörfer in kleinen Flügen zusammen und fallen auf erhaben liegenden verraseten Plätzen ein. Je härter der Winter wird, desto starkzähliger werden die Flüge, welche in Städten auf den Gassen, in Dörfern auf den Miststätten und auf befahrenen Straßen, mitten unter Goldammern und Sperlingen, Aesung suchen. Diese besteht dann meist in unverdauten Haferkörnern, die sie im Pferdemist suchen, im Sommer aber meist in kleinkörnigtem Gesäm und kleinen Insekten.

Ihr Wildbret ist gut von Geschmack, in unsern Gegenden aber selten fett.[3])

§. 5. Das Lerchenschießen ist eine Jagdart, welche auf Feld- und andere Lerchen, die im Herbst auf eine oder die andere, weiter unten anzugebende Weise gefangen werden können, nicht ausgeübt werden sollte; theils und vorzüglich deshalb, weil sie mit einigem Erfolg nur im Frühling betrieben werden kann, also in der Paar- und Brütezeit, in welcher bei ganz unschädlichen oder nützlichen Wildarten Schonung unbedingt eintreten, bei den Lerchen aber dann auch ihr lieblicher, fröhlicher Gesang uns zur Freude, nicht zur Mordgier stimmen sollte; theils weil dann das Wildbret weniger zart als im Herbst und nie mit Fett belegt ist.

---

1) Wo nicht bei allen, doch bei den meisten andern Vögeln geschieht dies entweder nur langsam und unvollkommen, oder die verstutzten Federn fallen bei der nächsten Mauser aus und es treten neue an deren Stelle. **W.**

2) Daß, wie ein veraltetes Märchen sagt, aus den Eiern dieser Lerche Kröten ausgebrütet werden sollten oder könnten, wird jetzt hoffentlich von niemand mehr geglaubt. **W.**

3) Winckell führt in diesem Kapitel noch speciell die Alauda brachydactyla und die A. alpestris an. Beide gehören zu der Gattung Phileremos *Brehm* und verfliegen sich nur selten, erstere aus dem Süden (von den Mittelmeerländern), letztere aus dem Norden (nordöstlichem Europa und Nordasien) nach Deutschland. **T.**

Nur als Anfangsübung im Flugschießen, oder wenn es darauf ankommt, durch das Erlegen dieser Vögelchen dem Kranken eine angenehme, nahrhafte und gesunde Kost [1]) zu verschaffen, ist dieser Jagdbetrieb zulässig.

Unter solchen Verhältnissen bediene man sich dazu einer mit Vogeldunst (der schwächsten Schrotart) geladenen Flinte, gehe bei heitern, warmen Frühlingstagen auf den Feldern umher, benutze den Zeitpunkt, wenn die Lerche steigt [2]), halte gerade darauf und lasse sie nicht, wie anderes Federwild, welches im Fluge geschossen werden soll, auf dem Korn aufsitzen, wenn man Feuer geben will. Beim Fortstreichen ist es schwer, beim Einfall dem geübtesten Schützen fast unmöglich zu treffen.

Nie nehme man zum Lerchenschießen einen Hühnerhund mit, oder wäre er ja zufällig dabei, so lasse man ihn nicht suchen, noch weniger apportiren; denn die starke Witterung dieser Vögel, welche noch dazu der der Rebhühner sehr ähnlich zu sein scheint, reizt ihn schon ohnedies sehr, und man hat oft der Arbeit vollauf, ihn vom Stehen vor solchen Kleinigkeiten abzubringen; gewiß aber wird dies unmöglich, wenn er Lerchen apportiren darf.

§. 6. Wir wollen nun zu den verschiedenen Arten des Lerchenfanges übergehen, von welchen jedoch in den folgenden Paragraphen nur jene ausführlich beschrieben werden sollen, welche dem Jäger ziemen, auch die darauf anzulegenden Kosten und den Zeitaufwand ersetzen.

Hier der Vollständigkeit wegen, jedoch in der Kürze, einiges über die für den Waidmann nicht schicklichen, oder ihrer Kostspieligkeit halber nicht anwendbaren Fangmethoden.

Zu den ersten zähle ich alle die, welche nicht anders als im Frühling anwendbar sind.

Dahin gehört

a) der Fang mit Schlaggarnen. Er wird auf folgende Art vorgenommen: Fällt, nachdem die Lerchen zu Ende des Winters bei uns angekommen sind, Schnee, so lasse man ihn von einem hinlänglich großen Platz auf noch nicht gestürztem Stoppelfeld rein abkehren, in gehöriger Entfernung aber ein Hüttchen errichten. Dann bediene man sich der Garnwände vom Heidelerchenherd, richte alles zum Stellen derselben ein und schlage sie auseinander. Hierauf bestreue man den freien Platz zwischen denselben mit Hafer, verberge sich in dem Hüttchen und rücke nicht eher, bis eine hinlängliche Anzahl Lerchen der Aesung halber auf

1) Lerchen und alle kleine Vögel, deren Wildbret keinen bittern Geschmack hat, selbst der Haussperling, liefern gekocht und zerstoßen die herrlichste Kraftbrühe zu Suppen für Kindbetterinnen und andere Kranke. W.

2) Die Lerchen, welche sich nicht auf Bäume setzen, werden an der Erde schwerer als im Fluge durch den Schuß erlegt. W.

der Körnung eingefallen sind. Späterhin, wenn kein Schnee mehr liegt, muß man außer dem Futter noch einen Rohrvogel, ingleichen Lock- und Läuferlerchen anwenden, um andere heranzuziehen.

b) Der Fang mit Leimruthen. In Ermangelung der Schlaggarne wird beim späten Schnee ein dem vorherbeschriebenen Körnungsplatz ähnlicher stark mit Leimruthen besteckt. Stehen diese recht in die Kreuz und Quer umher und alle sehr schräg gerichtet, so bleiben von den einfallenden Lerchen viele, während sie nach der Aesung suchen, daran hängen.

c) Wem es darauf ankommt, Feldlerchenmännchen im Frühling zu fangen, der binde einem vorher eingeschränkt gehaltenen oder auf andere Art gefangenen die Flügel zusammen und oben darauf ein kurzes, gabelförmiges, schwaches Leimrüthchen, gehe dann dahin, wo er einen andern, durch schönen Gesang sich auszeichnenden im Steigen bemerkt, und lasse erstern laufen. Kaum gewahrt der in der Luft schwebende, kleine, eifersüchtige Bramarbas seinen vermeinten Nebenbuhler, so sticht er, um ihn anzugreifen und zu vertreiben, blitzschnell auf ihn herab und bleibt an dem Leimspillchen kleben.

Setzt man, auf eben diese Weise zum Fang ausgerüstet, ein Baumpiepermännchen gleichfalls im Frühling unter den Baum, auf welchem ein anderes sitzt, so wird dieses gewiß ein Opfer des Futter- oder Gattenneides, welcher diesen Vögeln eigen ist.

Wo nicht völlig unbrauchbar, doch viel zu kostbar ist der in Döbel's Jäger-Praktica (Ausg. vom Jahre 1783, Thl. 2, Kap. 169) beschriebene große Lerchenfang, welcher aus zwei 200 Schritt langen Quer- und zwei 150 Schritt langen Seitenwänden, und aus einem 200 Schritt breiten und 150 Schritt langen Himmel bestehen soll. Schon die Größe der durch Stangen u. s. w. zu bewirkenden Stallung, welche ein längliches Viereck bildet, und die Unmöglichkeit, mit dem an die hintere Querwand zurückgeschobenen Himmel das darunter befindliche Garnviereck vermittels der angeordneten Zugleinen schnell genug zu überdecken, machen einen glücklichen Erfolg dieser Fangart mehr als zweifelhaft. Ich sage deshalb kein Wort weiter darüber, sondern überlasse es jedem, der es der Mühe werth hält, Döbel's Vorschläge a. a. O. selbst nachzulesen und zu prüfen. [1])

§. 7. In großen, völlig holzleeren Feldmarken, auf denen Lerchen gern und häufig einfallen, gewährt unter allen Fangarten den ansehnlichsten Gewinn das sogenannte Lerchenstreichen entweder mit Tagnetzen oder

---

1) Ueber den Lerchenfang vergleiche man Döbel's Jäger-Praktica (4. Aufl., 1828), II, 201 fg.
T.

Klebgarnen[1]) oder mit dem Nachtnetz. Ehe vom Fang selbst die Rede sein kann, muß hier das Nöthige über die Verfertigung der erforderlichen Garne und über die zum fernern Gebrauch derselben unentbehrlichen Geräthschaften beigebracht werden.

I. Jedes einzelne Klebgarn oder Tagnetz muß 1½ Klafter (9′) hoch und 15 Klafter (90′) lang, mit 2½″ von einem Knoten zum andern haltendem Gemäsch, aus ungezwirntem und ungebleichtem Garn und zwar so gestrickt werden, daß man mit der zur Länge des Netzes erforderlichen Maschenzahl anfängt und in dieser beim zweiten und jedem folgenden mal herum auf die gewöhnliche Art, ohne zu- oder abzunehmen fortknüttet, bis es die verlangte Höhe hat.

Man bemerke hiernächst, daß die obersten und untersten drei Reihen Maschen aus gutem, dreidrähtigem (aus drei Garnfäden zusammengedrehtem) Zwirn bestehen müssen.

Ist nach dieser Vorschrift das Garn verfertigt, so knüpft man an dem vordern Ende eines starken hanfenen Bindfadens ein ungefähr 6″ langes Oehr (ein Auge) und dicht hinter diesem einen 1″ im Durchmesser haltenden, am Rand rundgefeilten, aus Knochen, Horn oder Messing verfertigten Ring ein, nimmt dann 12 Maschen von der obersten Reihe an den Faden, schleift hierauf 2′ vom ersten Ring entfernt den zweiten an und fährt so fort, bis das ganze Garn aufgenommen und der letzte Ring befestigt ist. Dicht hinter diesem wird wieder ein gleiches Oehr am Bindfaden geknüpft wie beim Anfang. Durch die erwähnten Ringe zieht man endlich eine hanfene, nicht zu stark gezwirnte widerwindisch[2]) gedrehte Leine, von der Stärke eines kleinen Mannsfingers, welche gerade so lang als das Garn jetzt sein und außerdem an jedem Ende, wie der Bindfaden, durch welchen die Ringe gehalten werden, ein Oehr haben muß. Jedes einzelne Netz wird an dem vordern Oehr der Hauptleine vermittels der Ringe wie eine Gardine zusammengeschoben und, mit dem übrigen Theil der Leine umwunden, an einem luftigen aber trockenen Ort, auf Stangen hängend, aufbewahrt. Solcher Klebgarne gehören wenigstens 36 Stück zu einer Stallung, wenn sie groß genug sein soll, um Mühe und Kosten zu lohnen. Um selbige mit drei Wänden gehörig einrichten zu können, dürfen folgende weitere Requisiten nicht fehlen:

1) 39 Stück oben in einem Gäbelchen ausgehende, unten scharf zugespitzte Stellstangen, von denen die zur ersten Wand bestimmten 12 Stück 13′,

1) Klebgarne heißen sie, weil der Vogel, welcher sich mit ausgebreiteten Flügeln darin fängt, gleichsam kleben bleibt. W.

2) d. h. die eine Hälfte der Schäfte muß vom Seiler rechts, die andere links gedreht werden. W.

die zur zweiten gehörigen 13 Stück 13′ 3″, die zur dritten erforderlichen 14 Stück aber 13′ 6″ lang sein müssen.

2) Sechs Windleinen.

3) Zwei Haspeln, deren Wellen stark und, wie die an beiden Enden übers Kreuz eingelassenen Arme lang genug sein müssen, um auf jeder, nach Verhältniß der Größe des abzutreibenden Bezirks, eine 300—400 Klafter lange, kleinenfingersdicke Treibeleine[1]) aufwinden zu können. Noch muß an jedem Ende der Haspeln, und zwar genau im Mittelpunkt der Wellen, ein wenigstens 1½″ starker, 8″ langer eiserner Bolzen so tief eingetrieben werden, daß der Zapfen 4″ heraussteben bleibt.

4) Vier eichene oder ulmene (rüsterne), 6″ ins Gevierte haltende Pfähle, welche unten scharf zugespitzt, am Kopfende mit einem eisernen Band umlegt und 3″ von oben hinein mit hinlänglich weiten Einschnitten versehen sind, um die Haspelzapfen hineinhängen zu können. Diese Pfähle müssen so lang sein, daß sie, unbeweglich fest in die Erde getrieben, hoch genug über derselben herausstehen, um auf den in den Löchern eingehängten Haspeln die Treibeleine frei auf- und abwinden zu können.

II. Das Nachtnetz, Nachtgarn, Streich- oder Deckgarn wird aus starkem, dreidrähtigem Zwirn und mit hinlänglich weitem Gemäsch, um die gefangenen Lerchen durchziehen zu können, 60—80′ lang und 24—30′ breit spiegelig gestrickt. An jedem Breitensaum bindet man eine glattgehobelte, möglichst leichte Stange ein, welche einige Zoll länger als das ausgeschlagene Garn breit ist. An beide Enden dieser Stangen schneidet man Knöpfe, zieht dann sowol durch das obere als untere Saumgemäsch des straff ausgezogenen Garns eine dünne, aber feste Hanfleine, und schleift solche an den Knöpfen der Stangen fest an. Um aber zu verhindern, daß das ausgespannte Garn beim Tragen in der Mitte nicht bauchig herabhange, wird an dem obern Kopf der einen Stange eine aus feinem, aber festem Zwirn gemachte dünne Schnur angebunden, übereck durch das Gemäsch nach dem untern Knopf der andern Stange gezogen, straff angespannt und an diesem letztgedachten Knopf gut befestigt.

Noch schleifen einige an der Unterleine des Netzes Federlappen oder dünne Strohwischchen ein, welche man Wecker nennt und die dazu bestimmt sind, die unter dem Garn befindlichen Lerchen rege zu machen.

Endlich wird die eine Hälfte des Garns an der rechten, die andere an der linken Tragstange aufgewickelt und dann das Ganze oben, in der Mitte

---

1) Wesentliche Vortheile gewährt es, wenn, beiläufig in 4′ weiter Entfernung voneinander, in der Art, wie bei den Federlappen, zwei ineinandergesteckte Federn an der Leine befestigt werden. W.

und unten mit kurzen Leinchen zusammengebunden, und so bis zum Gebrauch an einem trockenen luftigen Ort, vor Mäusen geschützt, aufbewahrt.

§. 8. Hinsichtlich des Lerchenstreichens mit Tagnetzen (der einträglichsten Fangart unter allen) bemerke man Folgendes:

Sieht man während des Herbstzuges der Feldlerche am Tage so viele und starke Flüge dieser Vogelart auf der Stoppel, daß es der Mühe werth scheint, den Fang vorzunehmen, so ist es nöthig, zuvörderst nachstehende Vorbereitungen zu machen.

Am Ende eines Haferstoppelfeldes läßt man auf einer Ebene, oder besser noch, wenn es die örtliche Lage erlaubt, am Fuße einer Anhöhe, welche gegen Morgen sich verläuft, von Mittag nach Mitternacht, oder, wenn es nicht anders sein kann, von halb Morgen nach halb Mitternacht hin — damit die Garne soviel als möglich im Dunkeln stehen und so den Lerchen beim Eintreiben nicht so leicht sichtbar werden — zur Stellung der ersten Wand (d. i. Garnreihe) 12 Löcher, jedes 15 Klafter (90′) von dem andern entfernt, und in schnurgerader Linie mit dem Pfahleisen so tief vorstoßen, daß die darin aufzurichtenden, zu dieser Wand gehörigen kürzesten Forkeln, wenn beim Garnstellen die Erde daran festgetreten ist, bei mäßigem Luftzug unbeweglich stehen.

Beiläufig 30—35′ hinter dieser Reihe werden, parallel mit ihr laufend und ebenso weit wie bei jener voneinander abstehend, 13 Löcher zu den mittlern Stellstangen, welche zur zweiten Wand bestimmt sind, so vorgestoßen, daß das erste auf dem rechten und das letzte auf dem linken Flügel 45′ seitwärts über das erste und letzte Loch der ersten Wand hinaussteht.

Ebenso wird beim Eintreiben der 14 erforderlichen Löcher verfahren, um darin die längsten zur dritten Wand, welche ungefähr 40—50′ hinter der zweiten zu stehen kommt, gehörigen Forkeln aufrichten zu können. [1])

Das im Vorhergehenden vorgeschriebene Herausrücken der zweiten und dritten Wand um die halbe Länge eines Garns auf jedem Flügel ist deshalb nützlich, weil dadurch verhindert wird, daß die Wechsel der Netze nicht gerade aufeinandertreffen und also die Lerchen, welche oft durch die bei irgendstarkem Luftzug an der ersten Wand entstehenden Lücken fliegen, in der zweiten nicht wieder auf eine stoßen, sondern da kleben bleiben.

Nun zum fernern Betrieb des Fanges. An heitern, windstillen Herbst-

---

1) Hätte man einen hinlänglichen Vorrath an Klebgarnen, so ist es allerdings noch vortheilhafter, die Stallung auf vier, fünf bis sechs Wände einzurichten; nur darf an der Breite nichts abgebrochen werden. Bis auf die vorletzte Wand, welche 20–24 Schritt hinter der vorherigen stehen muß, stellt man unter diesen Umständen die übrigen sämmtlich nicht weiter als 10, 12, höchstens 15 Schritt voneinander entfernt. (Ueberall $2^1/_2$′ auf einen Schritt gerechnet.) W.

tagen — denn an nebeligen oder bei starkem Wind darf man nie einen ergiebigen Fang hoffen — werden, nachdem vorher sämmtliche Forkeln in den vorgestoßenen Löchern eingesetzt und festgetreten sind, etwa nachmittags um 3 Uhr sämmtliche Klebgarne, nebst den erforderlichen Wind- und Treibeleinen, welche letztern schon vorher auf den Haspeln aufgewunden sein müssen, ingleichen die Haspelpfähle herbeigeschafft, die Garne auf alle drei Wände gehörig vertheilt und die weitere Einrichtung zum Streichen auf folgende Weise vorläufig getroffen: Nachdem die Leine, womit das erste Garn zusammengebunden ward, aufgeschlungen von der ersten Forkel bis zur zweiten fortgezogen, auch das Gemäsch überall gleichmäßig ausgezogen worden ist, legt man die Anfangs- und Endöhre, sowol der Hauptleine als des Bindfadens, in welchem die Ringe eingeknüpft wurden, an dem hinterwärtsgekehrten Gabelende der ersten und zweiten Forkel ein, sodaß das Garn hinter den Stangen frei herabhängt. An dem vordern Gabelende der ersten Forkel wird gleichfalls das Auge der ersten Windleine befestigt, solche gegen den Wind etwas vorwärts angezogen und an einem dazu eingetriebenen Heftel angebunden.

Alle übrige Garne werden, wie das erste, hinter den Forkeln ausgeschlagen, und dann an den Wechseln jedesmal die beiden ersten Leinenöhre des folgenden an derselben Forkel eingehoben, an welcher die letzten des vorhergehenden hängen, und so bis auf den andern Flügel der ersten Wand, wo wieder eine Windleine anzubinden ist, fortgefahren.

Auf gleiche Weise verfährt man bei der Stellung der zweiten und dritten Wand. [1])

Endlich werden auch auf beiden Flügeln der ersten Wand die Pfähle, in deren am Kopfende befindlichen Einschnitten die Haspelzapfen eingelegt sind, fest in die Erde geschlagen, und zwar in der Richtung, daß die aufgewundenen Leinen sich nach dem Treiben hineinwärts leicht abhaspeln lassen.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang knebelt man das vordere Ende jeder Treibeleine an ein Bandelier (breites Tragband von starkem Leder), hängt dies einem starken, raschen, mit der Sache bekannten Mann, als dem Flügelführer, um, stellt hinter diesem auf jedem Flügel eine gleiche und hinlängliche Anzahl von Knaben, bei jeder Haspel aber auch einen starken Mann an, welcher anfänglich beim Treiben das zu schnelle Ablaufen der Leine verhindert und nachher das Aushaspeln besorgt.

Am äußersten Rand des abzutreibenden Districts schreitet nun der Führer jedes Flügels langsam vorwärts. Ihm folgen, in gleichen Entfernungen

---

1) Bei etwas windigem Wetter ist es gut, eigene engmaschige Lerchensteckneße etwa 20 Schritt hinter der letzten Wand aufzustellen. W.

vertheilt, die Knaben, theils um die Treibeleine zu halten, theils um sie loszumachen, wenn sie irgendwo hängen bliebe. Ist diese auf beiden Flügeln völlig abgehaspelt, so schwenken die Flügelführer und hinter ihnen die Knaben sich bogenförmig nach der Mitte zu, bis endlich, wenn die Flügel zusammenkommen, der mit den Leinen völlig umgebene Bezirk eine längliche Rundung bildet.

Dann knebelt man beide Flügelleinen fest zusammen, und von nun an wird, je nachdem unter den bisherigen Beschäftigungen der Abend mehr oder weniger heranrückt, die fernere Verengerung des Treibens rascher oder langsamer vorgenommen, indem die Männer an den Haspeln die Leinen langsam aufwinden, welche von den an selbigen vertheilten, den Wänden sich nähernden Knaben auf den Flügeln in der Hand gehalten, hinten in der Rundung aber nur dann von der Erde aufgehoben werden müssen, wenn sie irgendwo hängen bleiben.

Still und gelassen zieht sich das Treiben, ohne die bogenförmige Richtung wesentlich zu verändern, vorwärts; die in solchem nach und nach rege gemachten Lerchenflüge aber fallen innerhalb desselben in kürzern oder weitern Entfernungen wieder ein. Im letztern Fall, besonders wenn sie zu schwärmen und sehr in die Höhe zu gehen anfangen, muß die allmähliche Annäherung sehr behutsam geschehen, auch wol, bis die Lerchen wieder ruhig sich bezeigen, das ganze Treiben angehalten werden.

So fährt man fort, bis der Abstand des Bogens, welchen die Leine im Hintergrund des Treibens beschreibt, da, wo er am tiefsten ist, ungefähr noch 80—90 Schritt, von der vordersten Wand an gerechnet, beträgt.

Hier wird so lange angehalten, bis der das Ganze Leitende den Zeitpunkt zum eigentlichen Eintreiben wahrnimmt. Das ist der rechte, wenn ihm der Abendstern zum ersten mal ins Auge blinkt, oder wenn, wie man sagt, Tag und Nacht sich scheidet. [1])

Auf ein verabredetes Zeichen wird nun die Haspel immer schneller in Thätigkeit gesetzt und die Leinenrundung, im raschern Gang, durch die Treiber den Wänden so lange zugeführt, bis alle Lerchen, welche davor lagen, oder doch viele derselben, in den Garnen kleben. Diese werden dann dadurch, daß man ihnen die Schädel eindrückt, getödtet [2]), und vorsichtig, oft wenn

1) Zuweilen tritt der Fall ein, daß die Lerchenflüge, selbst beim vorsichtigsten Treiben, so unruhig vorwärts schwärmen, daß einzelne Vögel früher als gewöhnlich sich in den Garnen fangen. Dann kann aller Aufschub nichts helfen, sondern das Signal zum Eintreiben muß gegeben und befolgt werden, sollte auch die Sonne noch am Horizont stehen. Nur hoffe man dann auf keinen guten Fang. W.

2) So verfährt man gewöhnlich; schneller und besser wird aber, wie schon anderwärts gesagt, die Tödtung durch ein rasches und starkes Zusammendrücken der Lungen des Vogels mit dem Zeigefinger und Daumen unter den Flügeln bewirkt. W.

man Beschädigung des Gewäsches verhüten will, nicht ohne Mühe ausgelöst und gesammelt.

Wären zufällig Rebhühner, Wachteln, Brachvögel u. dgl. eingeflogen, so eile man, vorzüglich diese zu tödten und auszulösen, weil außerdem die Garne natürlich sehr leiden müssen.

In Gegenden, wo der Zug und Einfall der Lerchen gut ist, werden an einem Abend auf diese Art nicht selten bis 1000 Stück gefangen; am folgenden Tage aber hat man dann wenig zu erwarten, wenn am nächsten Morgen nicht neue Flüge ankommen. Dies geschieht gewöhnlich zu Ende des Zugs, dessen baldiges Aufhören außerordentlich starke nacheinander gemachte Fänge überhaupt ahnen und mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen lassen.

Sind endlich sämmtliche gefangene Vögel ausgelöst und zum augenblicklichen Rupfen nach Hause geschickt, so wird jedes Garn einzeln gestrichen (d. h. von den Forkeln abgenommen), an dem vordersten Oehr der Hauptleine wieder zusammengeschoben, mit der Leine umschlungen, dann in Säcke gesteckt und diese nebst den Haspeln, auf welchen die auseinandergeknüpften Leinen vorher aufgewunden wurden, an den Ort geschafft, wo man die Garne gewöhnlich aufbewahrt.

Alle Garne müssen am folgenden Morgen ausgeschlagen werden, theils um sie abzutrocknen, theils um die beschädigten auszubüßen (auszubessern).

Läßt man die Säcke, sowie sie zur Aufbewahrung der zur ersten, zweiten und dritten Wand gehörigen Garne bestimmt sind, mit 1, 2 und 3, auch jeden einzelnen mit diesen Nummern versehenen mit a, b u. s. f. bezeichnen, werden in diese die, in der Ordnung, wie sie vom rechten nach dem linken Flügel einzeln aufgenommen wurden, zusammengereihten Netze gesteckt, so trägt dies Verfahren an den folgenden Tagen ungemein viel zum Beschleunigen der Stellung bei, weil auf diese Weise die zu jeder Wand gehörigen Garne gleich wieder an die nämlichen Forkeln gebracht werden können, an welchen sie am ersten Abend hingen.

Ob man es wagen darf, die Forkeln über Nacht stehen zu lassen, oder ob auch diese jedesmal mit nach Hause geschafft werden müssen, dies hängt von genauer Bekanntschaft mit der Achtung ab, welche die Bewohner einer Gegend für das Eigenthum des Jagdberechtigten haben. Durchaus schädlich und unschicklich aber ist es, die Netze von einem Fang zum andern an den Forkeln hängen zu lassen. Baldige Zugrunderichtung der Garne muß unausbleibliche Folge dieses Verfahrens sein, bei welchem, leider nur zu oft, wo nicht böser Wille, doch ein hoher Grad von Unverstand auf seiten des Dirigirenden sich ausspricht.

§. 9. Das Lerchenstreichen mit dem Nachtnetz findet gleichfalls

nur während des Herbstzugs statt. Es kann beim Mondschein, wäre er auch noch so schwach, kaum mit einigem, bei sternhellen Nächten nur mit mäßigem, bei tiefer Finsterniß aber, besonders wenn man gegen Abend auf den Sommerstoppelfeldern umhergeht, um zu beobachten, wo die meisten Lerchen liegen oder einfallen, oft mit sehr gutem Erfolg betrieben werden.

Werden noch einige Knaben zu Hülfe genommen, so kann man die Lerchen sogar, jedoch mit Vorsicht und kurz zuvor, ehe der Abendstern erscheint, durch Zusammentreiben von allen Seiten, da, wo die Haferstoppel am stärksten steht, concentriren.

Auf jeden Fall muß es jedoch völlig Nacht sein, ehe man zu streichen beginnt. Dann begeben sich drei mit der Sache vertraute und unter sich einverstandene Männer mit dem, nach §. 7, II., eingerichteten Nachtgarne auf den zum Streichen schicklichen Bezirk im Sommerfeld, d. i. auf die Haferstoppel, und schlagen es im Oberwind aus. Nun ergreift einer von ihnen die auf der rechten, der andere die auf der linken Seite des Garns eingebundene Tragestange so, daß beide im Stande sind, den Vordertheil des Streichnetzes etwas aufwärts, den Hintertheil desselben in der Maße unterwärts gerichtet zu tragen, daß der Wecker oder der hintere Garnsaum dicht über der Stoppel sich hinzieht. Der dritte Gehülfe faßt ein in der Mitte des untern Gemäsches eingeknüpftes Leinchen, um damit unzeitiges Schleifen des Weckers auf der Stoppel zu verhüten.

Nachdem die Stangenführer das Garn möglichst straff auseinandergezogen haben, setzt sich der Zug, ohne alles Geräusch und Lärmen, mit oder unter dem Winde [1]) in Bewegung. Bei einer stockfinstern Nacht muß langsam, bei einer sternhellen etwas rascher gegangen, und bei starkem Wind mit dem Wecker, oder doch mit dem hintern Gemäsch, dicht auf der Erde hin gestrichen werden.

Der von den Fängern, welcher, je nachdem mehr oder weniger Lerchen unmittelbar unter dem Netz aufstehen und an demselben anprellen, den stärkern oder schwächern Ruck fühlt oder das Flattern vernimmt, gibt den andern schwach pfeifend oder leise das Wort „Deckt!" zurufend, das augenblicklich von allen auf einmal zu befolgende Zeichen zum Fallenlassen der Stangen und des ganzen Garns.

In möglichster Eile, doch ohne Geräusch gehen sie dann, mit Schuhen bekleidet, die nirgends genagelt sein dürfen, oben auf dem Netz dahin, wo sie etwas flattern hören, tödten die Lerchen [2]), deren man nicht selten sechs,

---

1) Man streiche mit dem Winde, weil die Lerchen, wie fast alle Vögel, mit dem Kopf gegen den Wind gerichtet sitzen, und so beim Aufstieben leichter am Garn anfliegen. W.

2) Nicht selten deckt man zufällig einen jungen Hasen, Wachteln, Rebhühner, Brachvögel u. dgl. Sobald man das gewahr wird, darf kein Augenblick versäumt werden, den schnell ausgezogenen Rock darauf zu werfen und alles Gefangene lebend oder getödtet auszulösen, wenn das Netz nicht ganz zu Grunde gehen soll; Beschädigung ist unvermeidlich. W.

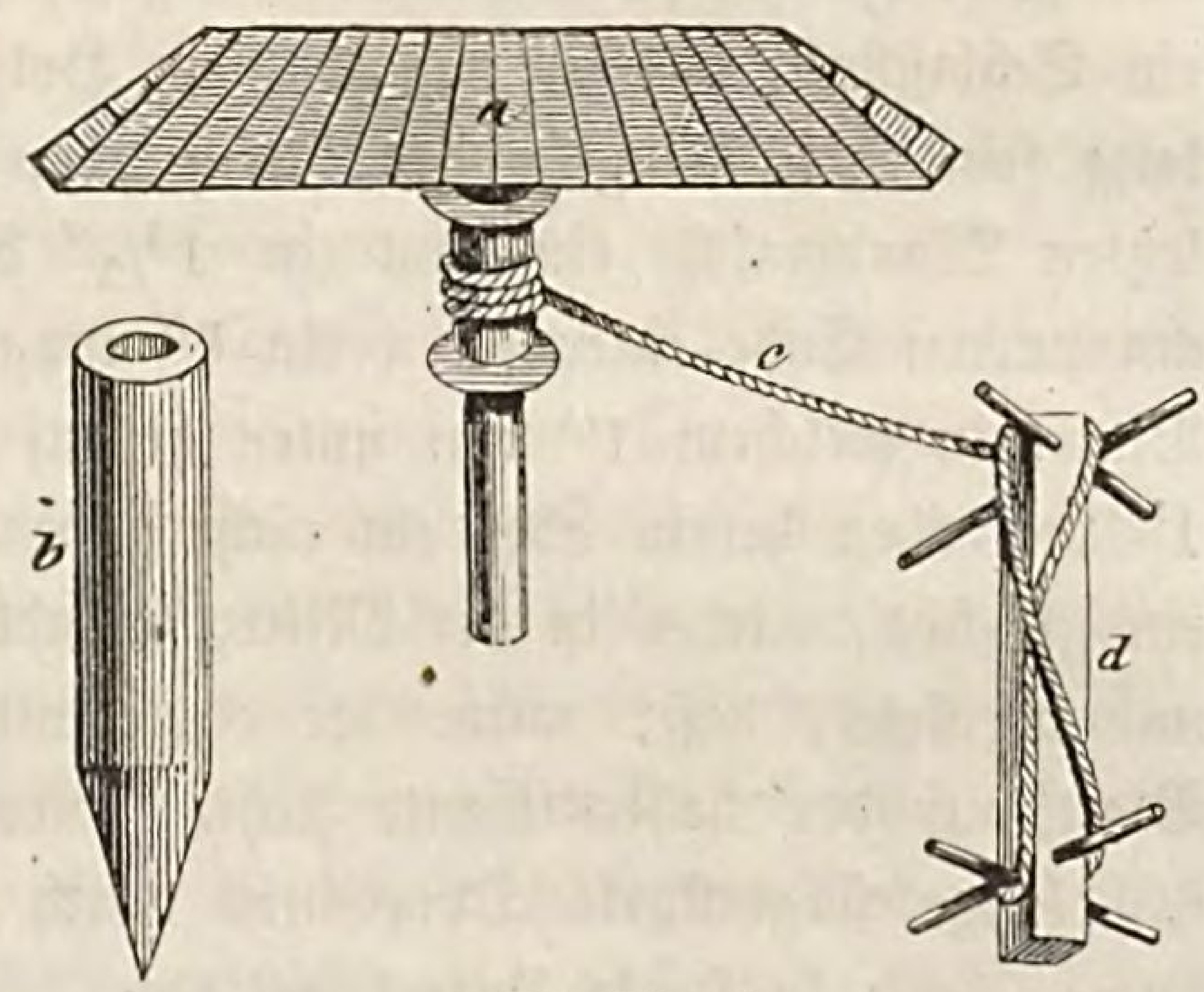
acht bis zehn Stück auf einmal deckt, ziehen sie durch das Gemäsch heraus und stecken sie in das zur Einsammlung mitgenommene Sacknetz.

Hierauf wird das Streichen auf dem nämlichen Zug bis ans Ende der Haferstoppel fortgesetzt, dann still auf dem herwärtsgekommenen Wege zurückgegangen und hierauf immer mit dem Winde und Strich vor Strich der übrige Theil der Feldmark bezogen. Ist selbige weitläufig genug, so kann diese zwar mühsame, aber belohnende Fangart bis morgens gegen 2 Uhr fortgesetzt werden.

§. 10. Viel Vergnügen und nicht unbedeutenden Vortheil gewährt der Lerchenfang mit dem Spiegel und dem Schlaggarne, welcher, solange der Herbstzug dauert, in den Vormittagsstunden, aber nur bei hellem Sonnenschein, wenn die Luft durchaus rein und nicht nebelig ist, stattfinden kann.

Zuvörderst das Erforderliche von den dazugehörigen Geräthschaften. Diese sind:

1) der Spiegel.[1]) Er ist zusammengesetzt a) aus einem etwa 9″ langen, an der untern Fläche 4—5″ breiten, oben prismaförmig (in einer scharfen Kante zulaufend) abgehobelten, an beiden Enden spitzzulaufenden, braunroth matt gefärbten Holzstück *a*, in welchem auf den oberwärtsgekehrten Seiten größere und kleinere, runde und eckige, weiße, sehr reine Spiegelscherben eingelegt und angekittet werden; b) aus einem 3″ langen, runden, im Durchmesser 2″ haltenden hölzernen, in der Mitte und unten mit einem ³⁄₄″ hohen Rand umgebenen, im Mittelpunkt



Lerchenspiegel.

des Spiegelbodens eingezapften Helme, in dessen glattabgedrehtem Unterende gerade in der Mitte ein fingerstarker eiserner Bolzen so tief eingelassen wird, daß er ungefähr 4″ heraussteht; c) aus einer 14″ langen hölzernen, 3″ im Durchmesser haltenden, unten spitzzulaufenden, am Kopfende glatt abgedrehten und mit einem Band von Eisen, oder besser von Messing umlegten, an der Spitze mit Eisenblech verschuhten Spindel *b*, in welche oben im Mittelpunkt ein so weites und tiefes Loch zu bohren ist, daß der Helmbolzen gerade hineinpaßt, sich aber auch leicht und frei darin drehen läßt.

1) Wie ich höre, sind solche Spiegel, vollkommen eingerichtet, während der Messe in Leipzig bei den Nürnbergern zu haben, und werden mit 2—2½ Thlr. bezahlt. W.

Um beim Fang den Spiegel in ununterbrochener Bewegung erhalten zu können, zweckt man über dem Mittelrand des Helms einen fingerbreiten, 18″ langen, geschmeidigen Riemen an. An diesem Riemen wird in der Folge das eine Ende der aus dünnem Bindfaden bestehenden Zugleine *c*, die an einem Kreuzbock *d* festgemacht ist, befestigt, welche 28—30′ länger sein muß als die in der Folge zu erwähnende Ruckleine.

2) Die Schlaggarne oder Schlagwände. Sie bestehen aus zwei Netzen, von denen jedes mit ordinärem, $1^1/_4$″ von einem Knoten zum andern weitem Gemäsch, aus gutem dreidrähtigen Zwirn gestrickt und mit ganz feinem Bindfaden an allen vier Seiten verhauptmascht, völlig auseinandergezogen, 42′ lang und 12′ breit sein muß. [1])

Ist der Zwirn nicht sehr grau, oder soll das Ausbleichen vermieden werden, so färbt man die fertigen Garne erdgrau oder aschfahl. Dann zieht man im Saumgemäsch der Breite jeder Wand, vorn und hinten, eine 13′ lange, aus starkem Bindfaden bestehende Saumleine ein, schlägt die über die oberste und über die unterste Masche hervorstehenden Enden um und vernäht solche. Wenn dies geschehen ist, wird vor jeder Saumleine ein Schlagstab, welcher von leichtem Holz verfertigt, gerade, glatt und 12′ lang sein muß, eingebunden, auch oben bei der ersten und unten bei der letzten Wandmasche ringsum ein $1^1/_2$″ breiter Kerb daran geschnitten, und am untern Ende einer jeden ein 6″ langes, $^1/_2$″ starkes, 2″ breites eisernes Blatt, in welchem 1″ von unten herauf in der Mitte ein fingerstarkes Loch, 1″ von oben herein aber ein nicht ganz halb so weites, und noch 1″ tiefer ein gleiches, wieder in der Mitte, befindlich sein muß, 3″ tief so eingelassen und vernietet, daß, wenn der eingebundene Stab an der Erde liegt, das Blatt auf der hohen Kante steht. Hierauf zieht man an jeder Wand die 60′ lange fingerstarke Oberleine, durch die obern Hauptmaschen die 36′ lange, halb so starke Unterleine aber durch die untersten so ein, daß von der Oberleine, nachdem solche straff ausgezogen und in dem obern Kerbe der Schlagstäbe festgebunden ist, an jeder Seite 16′, von der gleichfalls scharf angezogenen, am untern Kerbe der Schlagstäbe befestigten Unterleine hingegen vorn und hinten 4′ übrigbleiben. Endlich vertheilt man das auf diese Weise bis auf 28′ zusammengeschobene Garn überall gleich busenreich, wickelt jede Wand an den Schlagstäben zusammen und bindet sie vermittels der Ober- und Unterleinenenden zusammen. — Ferner muß man haben

3) die wenigstens 30 Ellen lange Ruckleine; von der Anwendung derselben wird weiter unten die Rede sein. Hier merke man nur, daß sie

---

1) Die Döbel'sche Angabe, nach welcher 380 Maschen auf die Länge und 180 auf die Breite zu rechnen sind, wird mit obiger ziemlich übereinstimmen. W.

besonders fest aus gutem rein ausgehechelten Hanf verfertigt, stärker als die Oberleinen und so lang sein kann, als es nur immer möglich ist, ohne das unumgänglich nöthige schnelle Zuschlagen der Wände zu behindern.

4) Vier Lorven. Sie werden aus einem 14″ langen, oben 3″ ins Gevierte starken, unten spitzen weißbuchenen oder rüsternen Pfahle auf folgende Weise verfertigt. Nachdem in der Mitte des Kopfendes ein nur etwas weniges über 1/2″ breiter, 3 1/2″ tiefer Quereinschnitt ganz glatt ausgearbeitet worden, bohrt man 2″ von oben herein in der Mitte der Backenbreite ein Loch durch, welches dem der unter Nr. 2 erwähnten eisernen Blätter an Weite völlig gleich ist. Sodann läßt man beide Backen bis an das ebenerwähnte Loch mit Eisenblech, welches im Kerbe so tief eingelassen werden muß, daß es nicht über das Holz hervorsteht, dicht unter dem Kerbe aber den Pfahl ringsum mit einem 2″ breiten eisernen Bande umlegen, auch wo möglich die Spitze desselben mit Eisen verschuhen.

5) Vier runde, glatte, 4″ lange eiserne Bolzen, welche gut, aber nicht gedrängt in das Backenloch der Lorven passen und am dünnen Ende eine durchgeschlagene Oeffnung haben, um in selbiger einen Stift vorstecken zu können.

6) Vier Hauptheftel, um die Oberleinen, und vier schwächere Heftel, um die Unterleinen daran anbinden zu können.

7) Ein Klipprohr, welches auf folgende Art leicht eingerichtet werden kann.

Man nimmt einen ungefähr 2′ langen, daumenstarken haselnen Stock, bohrt mit einem schwachen Hohlbohrer 6″ von jedem Ende desselben ein Loch durch, stemmt auch in der Mitte des Stabes ein etwa 1/2″ langes Zapfenloch ein. Dann schneidet man an beiden Enden einer 21″ langen, fingerstarken Ruthe Spitzen, steckt diese, wenn die Ruthe halbzirkelförmig gebogen worden ist, in die Seitenlöcher des Grundstabes und verkeilt sie fest. Hierauf schneidet man an das stärkere Ende einer 2 1/2′ langen Gerte ein Zäpfchen, welches in die in der Mitte des Grundstabes eingestemmte Oeffnung paßt, läßt es in diese ein, legt das dünnere Ende der Gerte über den Bogenspriegel hinaus, und bindet oder nagelt sie auf demselben unbeweglich an. Am vordern Ende dieser Gerte schleift man eine aus doppeltem Zwirn geflochtene 12″ lange Schnur, dicht am Bogenspriegel aber einen etwa 60′ langen dünnen Bindfaden an. [1])

§. 11. Wie jeder andere Lerchenfang im Herbst, wird auch der mit

1) Da weder das Garnstricken, noch die Verfertigung aller obengenannten Requisiten jedermanns Sache ist, so glaubt der Verfasser eine willkommene Notiz zu geben, wenn er sagt, daß der ganze, zum Spiegel-Lerchenfang erforderliche Apparat bei den Halloren in Halle an der Saale in billigem Preise zu haben ist; er wird mit 12—15 Thlr. bezahlt. W.

dem Spiegel auf der Haferstoppel, und zwar da mit dem besten Erfolg betrieben, wo die Frucht am üppigsten gestanden hat. Doch ist dies nicht das einzige, worauf man Rücksicht bei Einrichtung des Fangplatzes zu nehmen hat, sondern man muß zugleich beobachten, in welcher Gegend die Lerchen am stärksten ziehen; und dies hängt größtentheils von der Lage der Flur ab.

So umgeht z. B. die Feldlerche in der Regel alle Feldbüsche und ins Feld verlaufende Holzecken; auch nimmt sie ihren Zug gern von der Haferstoppel nach dem frischbesäeten Winterfeld, um die grünen jüngsten Getreidesprößchen zu äsen; gesättigt kommt sie von da wieder zurück auf das Stoppelfeld.

Bei irgend bedeutendem Luftzug fliegt sie nächstdem, wie schon öfter gesagt, nicht gern mit dem Winde, sondern fast immer so, daß er gerade oder doch schräg auf sie zukommt.

Diese und ähnliche Bemerkungen machen es räthlich, gleich zu Anfang des Herbstzugs, soweit es im voraus geschehen kann, Fangplätze auf verschiedenen Stellen und in verschiedenen Richtungen, doch, wie es sich von selbst versteht, so anzulegen, daß sie ununterbrochen von der Morgensonne beschienen werden.

Uebrigens muß man, wenn auch Windzug und alles günstig ist, den Platz, auf dem man einige Tage vermittels des Spiegels gefangen hat, dennoch verlassen, weil sowol durch die Garne als durch das Hin- und Herlaufen beim Auslösen der gedeckten Lerchen die Stoppel niedergedrückt wird, und dann an solchen Stellen kein sonderlicher Einfall mehr zu hoffen ist.

Die Zubereitung der Fangplätze wird auf folgende Weise bewerkstelligt:

Zu beiden Seiten einer in der Mitte des zum Legen der Wände ausgesuchten Platzes der Länge nach ausgespannten Gartenleine werden die Garne, mit den Oberleinen gegeneinandergestreckt, so ausgeschlagen, daß, bei möglichst strammem Anziehen der Ober- und Unterleine, die Schlagstäbe der einen Wand mit dem Kopfende dicht vor dem Kopfende der Schlagstäbe der andern Wand, sämmtliche Schlagstäbe aber genau im rechten Winkel mit der Unterleine ihrer Garnwand liegen; daß ferner die Garnwand, deren Stäbe vorliegen, beiläufig 4—5″ breit die Oberleine der gegenüberliegenden Wand überdeckt. Das Ganze bildet sonach ein längliches rechtwinkeliges Viereck. Hierbei wird immer möglichst stramme Ausspannung der Wände vorausgesetzt, und gerade unter dem im Wirbelblatt jeden Schlagstabes befindlichen Loche eine Lorve senkrecht und so tief in den Boden geschlagen, daß, wenn das Wirbelblatt in den Lorveneinschnitt gefügt ist, der zur Befestigung dienende Bolzen durch das Lorven- und durch das Blattloch getrieben, dann aber an der auswendigen Seite der Stift vorgesteckt werden kann.

Hierauf schlägt man beide Wände auseinander. Da, wo nun die Stäbe und die Oberleinen auf dem Erdboden liegen, sowie da, wo erstere beim Zuschlagen der Wände hintreffen, also rings um den Fanglatz, wird, zur Beseitigung jeden Hindernisses eines gleichzeitigen raschen Zuschlags der Wände beim Rucken, eine 10—12″ breite Rinne, beiläufig 4″ tief und so ausgeschaufelt, daß die eine Hälfte derselben innerhalb, die andere außerhalb der Stäbe und Oberleinen trifft, die Lage dieser Theile aber allerwärts eine horizontale ist.

Ferner mißt man mit einem Stock, der genau die Länge eines Schlagstabes hat, von jeder Lorve hinaus, aber einige Zoll nach der Mittellinie hineinwärts, und findet so die Punkte, wo die Hauptheftel einzuschlagen sind, an welchen die Oberleinen angebunden werden.

Zwölf Zoll über die Lorven hinaus, genau im rechten Winkel mit den Schlagstäben, werden die Heftel, an welchen die Unterleinen anzubinden sind, eingetrieben.

Hierauf wird, nach Maßgabe der Ruckleinenlänge, in gehöriger Entfernung von den vordersten Schlagstäben, ein ungefähr 2′ tiefes, so weites und breites Loch in die Erde gegraben, daß zwei Menschen auf einem Bänkchen gemächlich darin sitzen und frei mit den Armen sich bewegen können.

Sobald nun an schönen, hellen Morgen die Luft rein wird, begeben sich die beiden Lerchenfänger mit allen zu ihrem Geschäft nöthigen Geräthschaften auf einen der eingerichteten Fangplätze, schlagen die Wände aus, ziehen zuvörderst die Unterleinen scharf an und binden sie fest an den dazu bestimmten Hefteln an. Ein gleiches geschieht mit den Oberleinen.

Dann bindet man am obern Knopf eines jeden vordern Schlagstabes ein Ende der Ruckleine an, schlägt die Wände zurück und sucht, immer weiter zurücktretend, den Punkt, wo beide Theile der Ruckleine zusammengeknüpft werden müssen, wenn die Wände beim Zurücklegen ganz genau in die Rinnen fallen, auch beim Rucken höchst rasch und ganz zugleich zuschlagen sollen. [1])

Demnächst wird der Spiegel, welcher, um selbigen vor Beschädigung und Trübung zu schützen, bis zum Gebrauch in einem ledernen Futter verwahrt, vor der Einpackung aber rein und trocken abgewischt werden muß, auf folgende Art angebracht:

Man schlägt die zum Spiegel gehörige Spindel da, wo die von den Lorven der einen Wand nach den Lorven der andern Wand gezogenen Diagonallinien sich kreuzen, also genau im Mittelpunkt des Fangplatzes,

---

1) Der Vereinigungspunkt der beiden Ruckleinen muß auf jedem Fangplatz, beim ersten Stellen, im voraus gesucht werden. W.

so tief in die Erde, daß sie nur 2″ breit heraussteht, steckt den Spiegel vermittels des unten im Helm eingelassenen eisernen, mit Talg bestrichenen Stifts in das Spindelloch, windet den am Helm angenagelten Riemen, seiner ganzen Länge nach, in der durch den darunter befindlichen Rand gebildeten Vertiefung um den Helm herum, und befestigt am Ende des Riemens die Zugleine.

Endlich wird dicht vor dem Kopfende des vordern Schlagstabes der nach der rechten Seite zurückgeschlagenen Wand der Grundstab des Klipprohrs der Breite nach auf die Erde gelegt, und 2″ breit von jedem Ende mit einem hölzernen Häkchen so aufgenagelt, daß vermittels des an der Klippgerte befestigten Bindfadens das Werkzeug leicht erhoben und niedergelassen werden kann. [1])

Nachdem nun die Ruckleine, in welcher am Hinterende ein Knebel einzuschleifen ist, ingleichen die Zugschnuren des Spiegels und des Klipprohrs dem Loche zugeführt sind, von wo aus der Fang betrieben werden soll, setzen sich zwei vom Verfahren unterrichtete Personen auf das in selbigem befindliche Bänkchen, allenfalls ganz frei, besser aber noch unter drei hüttenförmig zusammengestellten, etwa 5′ langen und 4′ hohen, dünnen, transportabeln Strohwänden, nieder und theilen sich in die fernern Verrichtungen. Die eine ergreift nämlich das Ende der Spiegelzugschnur und zieht dieselbe mit einem mäßig starken Ruck nach sich hin; wenn nun der auf den Helm gewundene Riemen bis ans Ende abgelaufen ist, erfolgt ein geringer Prellstoß am Helm, durch welchen der Spiegel nach der entgegengesetzten Seite in drehende Bewegung geräth und bei dieser der Riemen in dieser Richtung sich aufwindet, bis ein leiser Ruck an der Hand den Zeitpunkt bezeichnet, wo die Schnur wieder angezogen werden und so bei gleichmäßig fortgesetztem Verfahren der Spiegel stets abwechselnd rechts und links sich drehen muß, wodurch die in selbigen fallenden Sonnenstrahlen reflectiren.

Eben die Person, welche den Spiegel in Bewegung setzt, soll auch, wenigstens bis die erste zum Rohrvogel zu verwendende Lerche gefangen ist, mit einem Meisenpfeifchen in kurz abgebrochenen, gleichen, sehr hohen Tönen das Gelock der Feldlerche so natürlich als möglich nachahmen.

Sobald den auf dem Zuge begriffenen Lerchen der Spiegelglanz und Strahlenreflex in die Augen, das Gelock aber ins Gehör fällt, schwärmen sie heran, und eine oder einige, selten jedoch mehr als drei, stechen auf den Spiegel herab. [2]) In diesem Moment ruckt der andere Gehülfe, d. h. er

---

1) Hat man gleich anfänglich keine Rohrlerche, so wird die erste gefangene dazu genommen, der Schwanz mit einem Zwirnsfaden ihr fest zusammengebunden und dieser Faden mit der kurzen Schnur am Klipprohr vereinigt. W.

2) Ob dies durch Neugierde, oder durch das Blenden des Spiegels, oder durch die diesen kleinen

zieht vermittels des eingeschleiften Knebels die Ruckleine, welche er, wie die Klipprohrschnur, zum augenblicklichen Gebrauch in der Hand bereit hält, rasch und mit Kraft an sich, sodaß die Garnwände beim Zusammenschlagen die zwischen denselben befindlichen Lerchen im Fluge noch decken; denn sie fallen nie, oder doch nur sehr selten auf dem Boden ein, da kein Geäse sie, wie die Drosseln, Finken und andere Herdvögel, dazu verleitet. Sobald gerucket worden ist, springt einer von den Fangkameraden hin auf die Garne, tödtet, außer der ersten gefangenen Lerche, welche, wie oben gesagt, als Rohrvogel gebraucht wird, alle übrige, schlägt rasch die Wände wieder auseinander und eilt, indem er das Gefangene jedesmal mitnimmt, zurück auf seinen Posten.

Ist man im Besitz einer Rohrlerche und hat man sie gehörig am Klipprohr befestigt, so ergreift der, welcher die Ruckleine führt, auch die Zugleine des Klipprohrs, hebt dieses vermittels derselben, sobald er Lerchen in der Gegend gewahrt, etwas in die Höhe und läßt den dadurch zum Flattern gebrachten Rohrvogel durch Nachgeben an der Schnur langsam wieder nieder, während zugleich der andere in immer gleichmäßiger Bewegung den Spiegel dreht und mit der Pfeife lockt. Oft wird der Lercheneinfall und also auch das Rucken so rasch hintereinander erfolgen, daß wechselsweise die beiden Fanggehülfen das Geschäft, die getödteten Gefangenen auszunehmen und die Wände zurückzuschlagen, verrichten müssen.

Oefter als einmal sind in Gegenwart und durch Mitwirkung des Verfassers vormittags von 8—11 Uhr 2—2½ Schock Lerchen auf diese Weise gefangen worden; und so gewährt der ebenbeschriebene Fang dem Liebhaber eine lustige Unterhaltung, ohne die Unannehmlichkeiten, welche durch das bei dem Streichen mit Taggarnen unvermeidlich Langweilige und durch das Mühsame bei Anwendung der Nachtgarne veranlaßt werden müssen, im Gefolge zu haben.

Alles bisher von dem Herbstlerchenfang Gesagte hat eigentlich nur auf die Feldlerche Bezug; doch gehen beim Streichen mit Nachtnetzen zuweilen, nur selten aber bei dem mit Tagnetzen, einige Individuen anderer Lerchen mit ein.

Der Verfasser ist mit dem Feldlerchenfang vermittels kleinmaschiger Steckgarne und des Tiras, wozu ein abgerichteter lebender Falke, oder in dessen Ermangelung ein ausgestopfter erfordert wird, nicht unbekannt; indessen kann keiner von beiden die darauf zu verwendende Zeit und Mühe lohnen. Deutliche Anweisung dazu findet man in Döbel's „Jäger-Praktica“.

Creaturen eigene Zanksucht veranlaßt wird, ist freilich nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich wirken alle drei angegebene Ursachen dahin mit, sie heranzulocken. W.

§. 12. Die Wald- oder Heidelerchen werden am häufigsten und leichtesten auf einem eigenen, nach ihnen benannten Herde gefangen. Jede der dazu gehörigen beiden Schlagwände muß 9—10′ breit und 36—40′ lang sein.

Zur Anlage des Heidelerchenherdes sind Gegenden geeignet, in welchen Wiesen oder Lehden solche Vorhölzer begrenzen oder durchschneiden, in und an denen dieser Vogel gern anfällt und zieht.

Der Platz, auf welchem die Wände gelegt werden sollen, muß 30 bis 40 Schritt vom Holz entfernt sein. Er wird bis zu den Linien, auf welchen die Oberleinen und Schlagstangen ruhen, umgegraben, und wenn dann der Boden von Natur kein schwarzes Erdreich enthielte, mit solchem überfahren.

Dies und die busenreiche Stellung der Garne abgerechnet — denn beim Heidelerchenherd werden sie straff an den Ober- und Unterleinen ausgezogen —, bleiben alle im vorhergehenden Paragraph zur Einrichtung des Spiegelherdes gegebene Vorschriften in der Hauptsache auch hier anwendbar.

Etwa 20 Schritt vom Herdplatz wird eine leichte, kleine Hütte für den Vogelsteller so gebaut, daß das eine Giebelende nach den Garnwänden, der Eingang hingegen am Hintertheil der Hütte steht, das Ganze aber mit grünem Reisig verkleidet.

In der Mitte der Vorderwand ist ein etwa 4″ im Quadrat haltendes Loch anzubringen, durch welches die Ruckleinen gezogen und in der Hütte mit einem Knebel verschleift werden. Ungefähr 2′ höher kommt eine 6″ lange, 3″ hohe Beobachtungsöffnung, und eine gleiche, ebenso hoch vom Erdboden angebrachte an beide Seitenwände.

Nach der alten Regel geht die Stellzeit mit Kreuzerhöhung, den 14. September, an.

Erst dann wird man auf reichlichen Fang rechnen können, wenn man einige Lock- und einen Rohrvogel dieser Art hat. Man füttert selbige im Bauer mit Mohn, Rübe- und Döttersaat, ingleichen mit gröblich gestoßener Hirse und Hafergrütze; nur zuweilen wird etwas Hanfsamen gegeben.

Sie durchzuwintern hat man nicht nöthig, da es so schwer eben nicht hält, in den ersten Tagen der Fangzeit einige mit der Lockpfeife, die man bei den Wildrufsdrehern und Vogelstellern bekommen kann, auf den Herd zu ziehen und zu decken.

Sollte dies nicht glücken wollen, so darf man in den ersten Tagen des Zugs gegen Abend nur dahin gehen, wo Heidelerchen auf dem Feld gern liegen. Erblickt man einige, so behalte man sie im Auge, bis es finster wird, nehme dann ein Nachtgarn, dessen Stelle allenfalls durch die der Länge nach zusammengereihten Herdwände, aus welchen die Ober- und

Unterleinen gezogen und an denen statt der Schlagstäbe genugsam lange Stangen eingebunden, auch, wie an dem Nachtnetz, Kreuzschnuren durch das Gemäsch gezogen sind, ersetzt werden kann. So vorbereitet, begibt man sich mit den erforderlichen Gehülfen an den Ort, wo man die Heidelerchen zuletzt wahrnahm, und verfährt nach der §. 9 erhaltenen Anweisung.

Liegt der Herd ganz frei, so kommt beim nachmaligen Stellen eine Heidelerche auf das Klipprohr, welches der Leser im vorigen Paragraph kennen lernte; stünde aber, vorzüglich auf der Seite, wo der Zug herkommt, Holz vor, so wird sie auf dem Schweberohr angebunden. Dies Hülfswerkzeug ist so einzurichten: Einige Schritt vor der Hütte, dicht neben der Ruckleine, setze man eine 8—10′ lange Stange, in deren Obertheil ein eiserner feststehender Ring angebracht wird, eine andere gleich lange, oben mit einem Knopf versehene, aber am Hintertheil des Herdes, in der Mitte zwischen den Hauptheften unbeweglich fest ein, nachdem zuvor ein schwarz oder dunkelgrau gefärbter Bindfaden am Knopf der hintern angebunden, dann längs dem Herde fort durch den Ring der vordern, in der Hütte straff angezogen, und in der Mitte des Theils desselben, welcher zwischen beiden Stangen sich hindehnt, eine vierfach aus ebenso gefärbtem Zwirn geflochtene, $^3/_4$ Ellen lange Schnur eingeschleift worden ist. Der ebenerwähnte Bindfaden muß übrigens nicht nur lang genug sein, daß er da, wo die Schnur befestigt ist, so weit niedergelassen werden kann, daß die an selbiger, wie am Klipprohr, anzubindende Lerche auf der Erde zu fußen vermag, sondern in der Hütte muß noch ein langes Ende übrigbleiben, welches der Fänger fassen und den Faden nach Belieben anziehen, auch noch tiefer, als vorher gesagt, herablassen kann.

Beim Fange selbst, welcher nur früh morgens stattfindet, wird, wenn alles fangbar steht, die Rohrlerche angebunden. Auch setzt man dicht neben die Oberleinen der zurückgeschlagenen Wände, auswärts, auf jeder Seite zwei einzeln in kleine Bauer gesperrte Locklerchen. Hat sich dann der Vogelsteller im Hüttchen verborgen und hört er sowol am Gelock als am Laut der auf dem Zug befindlichen Heidelerchen, daß diese sich nähern, so wendet er zugleich die Lockpfeife an. Wird er einen Flug gewahr, so zieht er den Faden des Schweberohrs an, läßt ihn aber auch gleich wieder so tief als möglich herunter. Die herumschwärmenden Heidelerchen werden nun glauben, daß die Rohrlerche zu ihrem Fluge gehöre, und der Gesellschaft halber bei ihr einfallen. Dann ist es Zeit, augenblicklich und rasch zu rucken.

Sonst fängt man auch, wenn Haferstoppelfelder nahe am Holze belegen sind, Waldlerchen beim Nachtstreichen nach Feldlerchen.

§. 13. Daß sämmtliche in diesem Kapitel beschriebene Vögel gleich

nach dem Fange gerupft und bei der Zubereitung für die Tafel nicht ausgezogen werden, ist theils schon gesagt worden, theils allgemein bekannt.

Anmerkung zur vierten Auflage. Da diesem Werk mehrmals der Vorwurf gemacht wurde, daß die Vogelherde darin zu wenig ausführlich behandelt wurden, so soll hier eine vollständige Darstellung derselben nach Naumann's berühmtem „Vogelsteller", in der diese Fangmethoden auf das erschöpfendste beschrieben werden, ihren Platz finden.

Von der Zubereitung und Einrichtung eines Vogelherdes.

„Einen Vogelherd kann man am füglichsten im Frühjahr anlegen, damit sich die angepflanzten Bäume und Zäune während des Sommers bewachsen und bestauden können; wollte man aber nur erst im Herbst zur Probe stellen, ob nämlich an dem ausersehenen Ort ein guter Zug vorhanden, so kann man unterdessen den Zaun von abgehauenen Gesträuchen machen. Vor allen Dingen ist es unumgänglich nöthig, daß man Bäume suche, die hoch und träublicht sind, weil die Vögel, wenn man todte Bäume hinsetzen wollte, nicht leicht darauf anbuschen würden.

„Gesetzt nun, daß an demjenigen Ort, wo der Vogelherd angelegt werden soll, weder Busch noch Gärten, sondern nur Wiesen oder Aecker vorhanden wären, an welchen nichts als Weiden und Gesträuche stehen, so muß man alsdann einen Fleck aussuchen, wo die meisten hohen und träublichten Bäume in einer Linie stehen. Hierbei ist Folgendes zu bemerken: wenn diese Linie von Süden gegen Norden geht, so ist es sehr gut, und alsdann macht man den Vogelherd auf der Morgenseite, geht aber diese Linie von Osten gegen Westen, so macht man den Herd auf der Nordseite.

„Die Weiden sind an einem Herd die besten Bäume, weil sich die Vögel nicht nur gern darauf setzen und das Laub auf dem Herd und in den Netzen nicht so viel Gesperre macht, sondern auch, weil dieselben, wenn etwa nicht genug dastehen sollten, ohne große Mühe angepflanzt werden können und gar bald wachsen, und wenn sie zu hoch wachsen, können sie abgeköpft werden. Kann man zugleich eine Erle an dem Herd haben, so ist dies sehr gut um der Zeisige willen, welche ihre Nahrung in dem Erlensamen suchen. Zu dem Zaun ist das härterne Holz, oder Hartriegel, wie man es zu nennen pflegt, das beste, weil man solches ziehen kann, wie man es haben will. An dem Ziemerherd darf kein solch Holz gepflanzt werden, das Beeren trägt, denn sobald der Ziemer die Beeren im Zaun gewahr wird, so fällt er dahin, und wo einer hinfliegt, da folgen sie alle; sobald sie sich aber satt gefressen haben, fliegen sie davon und kommen nicht wieder. Deshalb muß man alle Beeren um den Herd herum abschlagen, und man

kann sich anstatt solcher Gesträuche der Rüstern, Buchen, Haseln oder Salweiden bedienen.

„Was die Größe des Finkenherdes anbetrifft, so ist derjenige der beste, welcher aus einer Breite von 18 und aus einer Länge von 36 Schuh besteht; sind sie größer, so sind die Netze sehr schwer zu ziehen und fallen daher sehr langsam zu, sodaß mancher Vogel durchwischt; sind sie kleiner, so ist der Raum des Herdes gar zu enge und die Vögel fallen nicht gern darauf. Was den Strauch- oder Krammetsvogelherd anlangt, so hat man hiervon eine doppelte Gattung; man hat ihn nämlich mit einer und sodann auch mit zwei Wänden. Die erstern nennt man Strauchnetze, weil sie von einer Seite über den ganzen Strauch bis auf die andere Seite auf die Erde schlagen; die andern nennt man Schlagnetze, weil sie oben zusammenschlagen, und diese sind die besten. Man thut sehr wohl, wenn man hier ebenfalls die mittlere Sorte wählt, sowie ich im Abrisse zeigen werde.

„Was nun endlich den Heidelerchenherd anbetrifft, so kann man selbigen so groß oder etwas größer als den Finkenherd machen; der Boden desselben wird entweder umgegraben oder nur schwarze Erde darauf gestreut.

„Wenn nun aber die Gegend nicht so beschaffen ist, wie ich hier beschrieben habe, so sucht man einen solchen Ort, wo nur die nöthigsten Bäume stehen, und alsdann muß der Herd zu den kleinen Vögeln so angebracht werden, daß man des Vormittags Schatten darauf hat, weil die Finken sehr gern auf einen dunkeln und schattigen Herd fallen. Es ist nicht nöthig, daß der Herd eine offene Seite habe, sondern er kann ringsherum mit Bäumen besetzt sein, jedoch dürfen die Zacken nicht über den Herd hangen, und die Seite, wo der Vogel herkommt, kann mit niedrigen Weiden bepflanzt werden; wenn diese zu hoch wachsen, können sie abgeköpft werden, denn der Herd muß nicht ganz mit hohen Bäumen eingeschlossen sein, sondern nur auf einer Seite, sintemal er oben nothwendig offen sein muß.

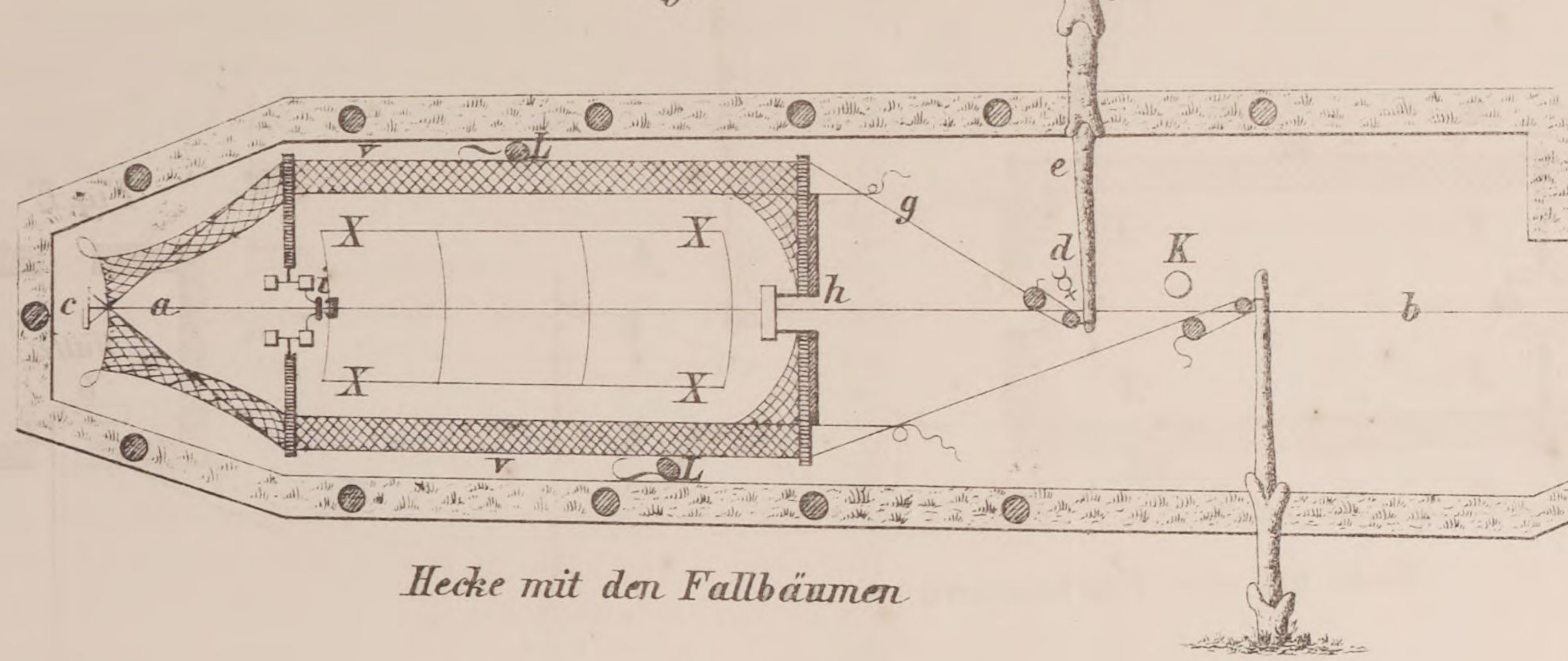
„Der Zaun desselben muß in einer Mannshöhe gezogen werden, denn die Finken fallen alsdann sehr gut auf, weil sie mittels der umstehenden Hecken vor dem Raubvogel sicher sind. Wenn aber der Herd frei und offen ist, so fürchten sie sich, auf einen solchen kahlen Platz zu fallen, wo sie ihr Feind von ferne erblicken kann, und da sie um sich herum keine Hecken noch Bäume gewahr werden, auf welche sie sich verlassen und wohin sie ihre Zuflucht nehmen können, so fliegen sie furchtsam über den Herd hin und her, und endlich gar davon. Will man aber in einem Busch oder Garten einen Herd anlegen, so sucht man, wenn es nämlich angeht, auf der Seite gegen Morgen, und nicht gegen Abend, einen Platz aus, wo der stärkste Strich oder Zug der Vögel geht; kann man nun an diesem Ort einen Winkel finden, der so breit in den Busch geht als der Herd breit ist und

ungefähr eine Länge von 50 oder 60 Schritt hat, so ist dies sehr gut, und alsdann macht man den kleinen Herd gegen den Mittag dergestalt, daß er hinten querüber mit Bäumen und einem hohen Zaun zugemacht ist; an dem Busch gegen Abend muß er ebenfalls mit Bäumen und einem hohen Zaun versehen sein, auf der Morgenseite hingegen, woher der Vogelzug kommt, pflanzt man nur einen ganz niedrigen Zaun von etwa einer halben Mannshöhe. In diesen Zaun setzt man abgehauene Bäume zu Fallbäumen. In dem Winkel gegen Mitternacht verfährt man ebenso mit dem Ziemerherd; gegen Morgen auf der freien Wiese oder Acker macht man den Heidelerchenherd: dieser muß 40—50 Schritt vom Busch abstehen, der Platz desselben muß ganz leer und mit gar keinem Baum oder Strauch versehen sein. Wenn man aber gezwungen ist, den Vogelherd auf einer andern Seite des Busches anzulegen, so verfährt man ebenso wie hier, ausgenommen auf der Mittagsseite, welche nämlich zugemacht werden muß, damit man Schatten auf den Herd bekommt; dahingegen kann man den Herd gegen Morgen offen lassen, auf daß die Vögel, wenn sie sich dem Herd nähern, die Läufer und Ruhrvögel gewahr werden. Wenn sich mitten im Busch helle Wiesenplätze befinden, so kann man daselbst auch den Herd anlegen, aber mitten in einer großen Heide ist es nicht rathsam, weil daselbst der Vogel zu viel zerstreut ist; desgleichen mitten in den Baumgärten, wo die Bäume nicht so dicht stehen; an diesen beiden Orten kann man aber keinen Heidelerchenherd haben, weil sie allda nicht hinfallen und überhaupt, wo kein rechter Zug ist, verlohnt es sich der Mühe nicht, einen Heidelerchenherd anzulegen, sondern man thut am besten, wenn man selbigen alsdann gänzlich wegläßt.

„Die Hütte des Vogelstellers kann von Schilf oder Reisern von Weiden, oder anderm Holz, an welchem noch Laub ist, gemacht werden, und dies sind die besten Hütten, weil man in solchen das Gelock der Vögel recht gut hören kann. Wenn man Holz genug vorräthig hat, so kann man sie von Palissaden machen, d. i. man macht Pfähle so hoch als die Hütte werden soll, und gibt einen Schuh lang zu; alsdann macht man einen Graben, einen Fuß tief, so groß als man die Hütte haben will, setzt einen Pfahl bei dem andern hinein und scharrt es zu; oben nagelt man Stangen in- und auswendig herum, und macht ein Dach von Schilf oder Stroh darauf. Auswendig belegt man es mit grünen Gesträuchen und nagelt Stangen darüber, damit der kalte Wind nicht so durchstreichen kann; inwendig kann man in einer Ecke etliche Mauersteine zusammensetzen, um ein Feuer anzumachen, daß man sich beim kalten Wetter wärmen kann.

„Wer es bequemlich haben will, der lasse sich ein kleines Haus bauen, jedoch darf dieses weder zu groß noch zu hoch sein, damit sich die Vögel nicht scheuen. Man lasse solches mit einer tüchtigen Thüre und Schlosse

Fig. C



Hecke mit den Fallbäumen

Fig. E

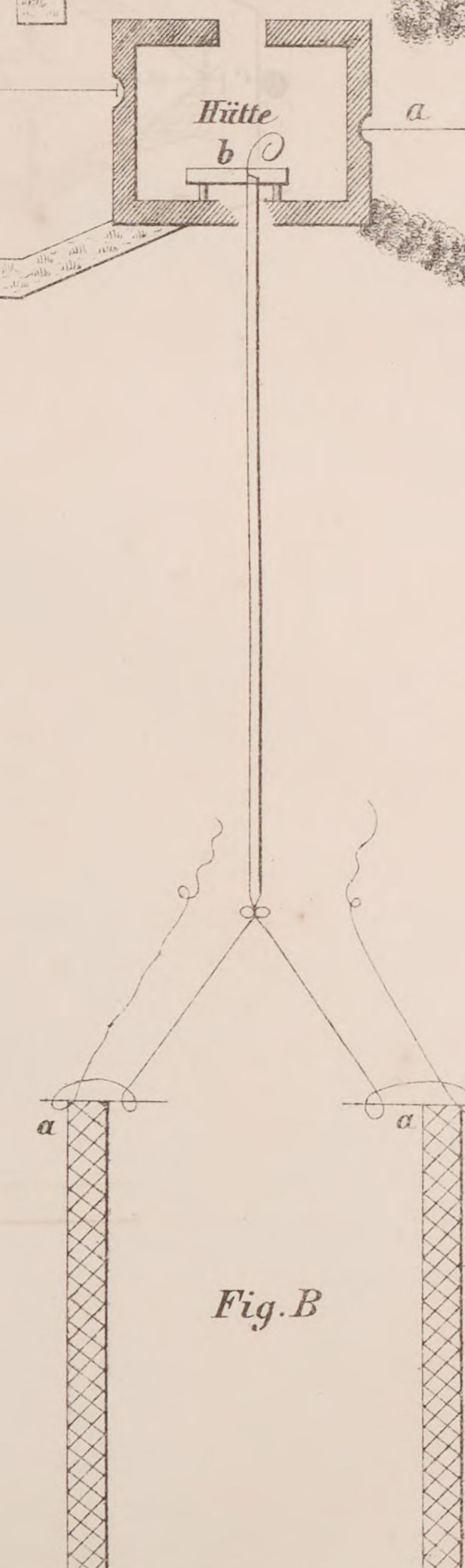
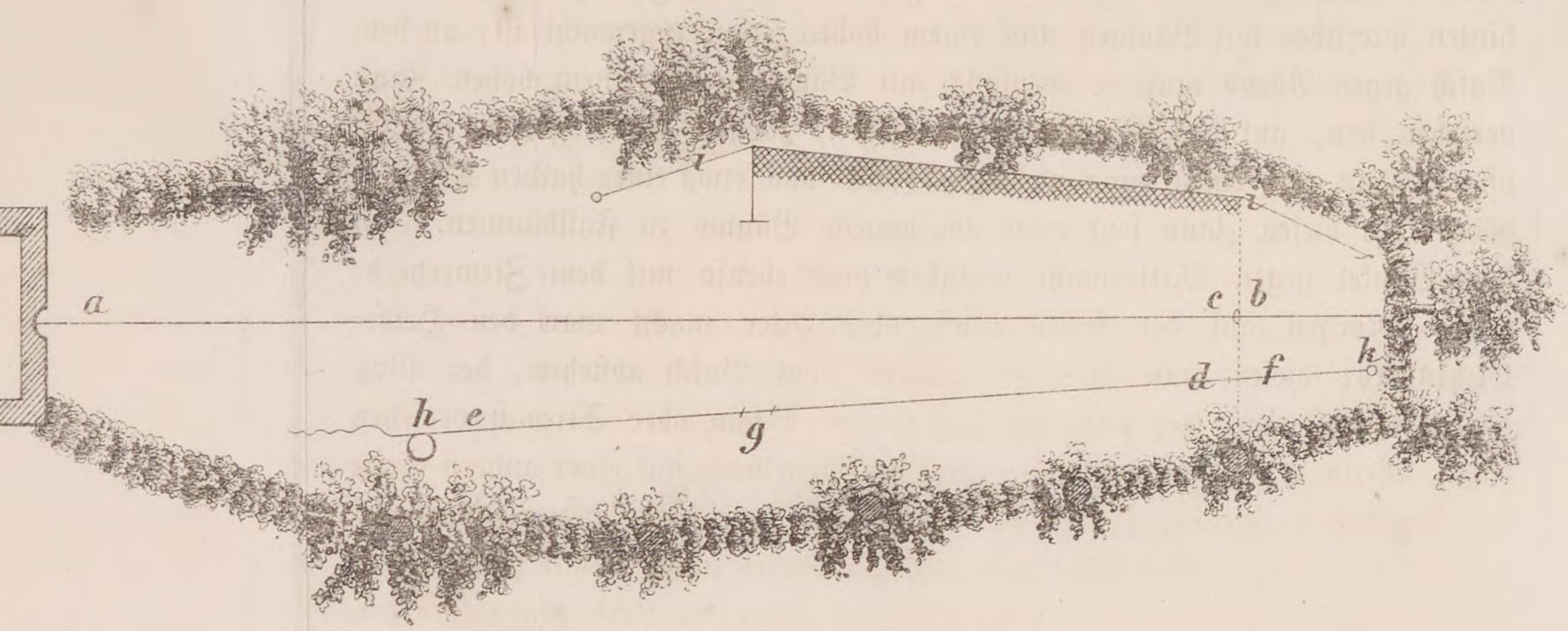


Fig. B

Fig. A



Maschenweite

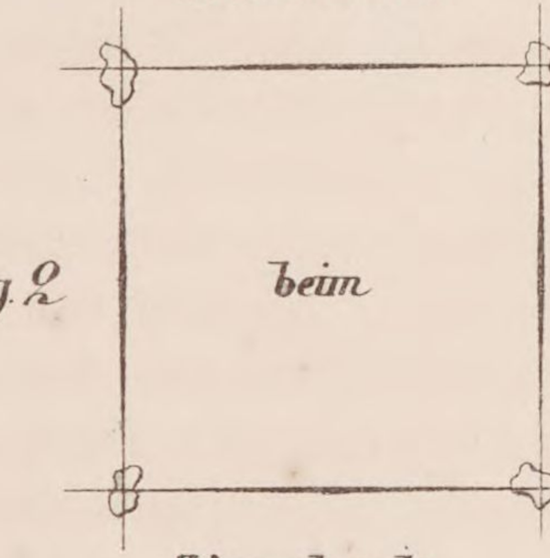
Fig. 1



Finkenherde

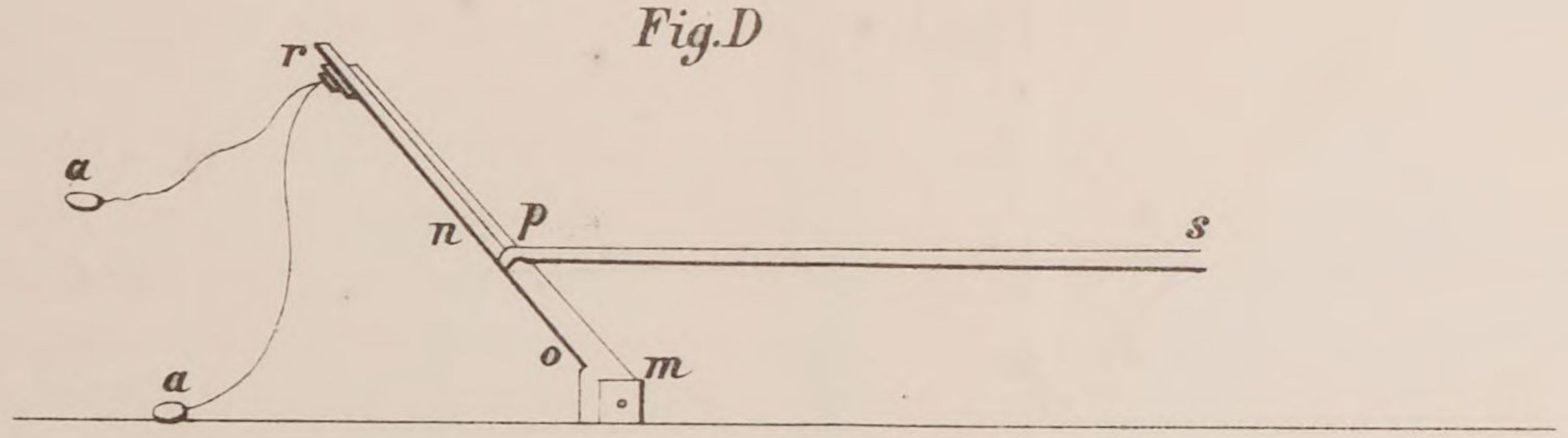
Maschenweite

Fig. 2



Ziemerherde

Fig. D



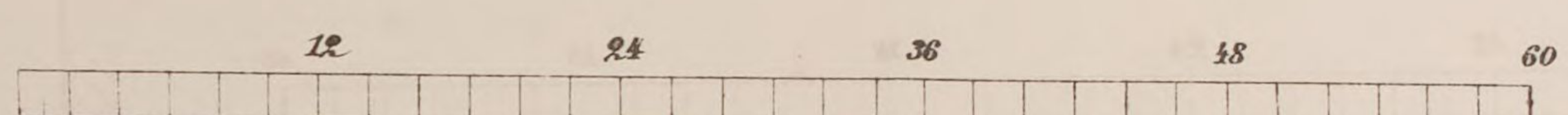
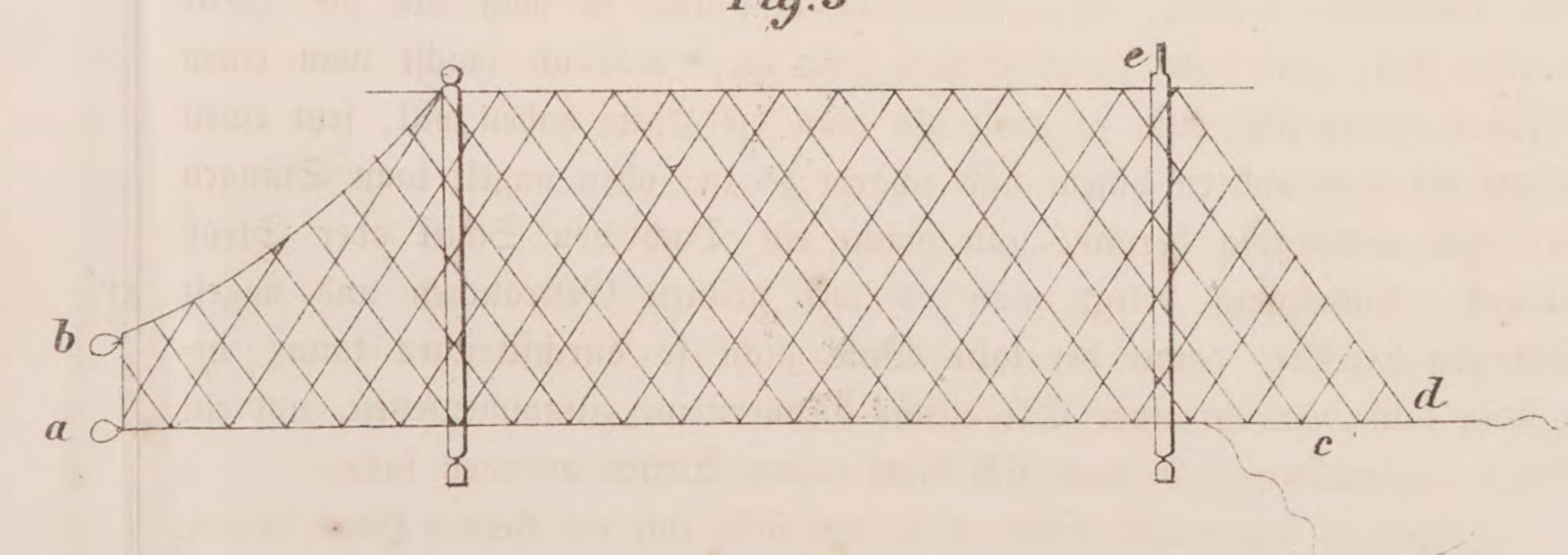


Fig. 3



erwachsen und ein paar Reiser [illegible] durch welche [illegible] das Schächen [illegible] kann: diese kleinen [illegible] kann man noch [illegible] mit einem engen [illegible] versehen, damit, wenn das [illegible] eingefangen werden sollte, kein [illegible] hindurchkriechen kann. [illegible] kann ein Rasen oder [illegible] gelegt, und [illegible] werden. In diesen [illegible] kann man die [illegible] und alles, was zum Vogelfang gehört, aufbewahren, denn es ist eine sehr [illegible] die vielen Vögel und übrigen [illegible] und so dann wieder auf den [illegible]. [illegible] 5 Ellen lang und 3 Ellen breit [illegible] und welchen man [illegible] seine Bequemlichkeit [illegible] den [illegible] verhalten werden [illegible]

[illegible]

„In den [illegible] die Vögel [illegible] Die [illegible] werden [illegible] der [illegible] ist auf Figur 1 [illegible] daß man [illegible] [illegible]

[illegible]

verwahren und ein paar kleine Fenster machen, durch welche niemand in das Häuschen einsteigen kann; diese kleinen Glasfenster kann man noch überdies mit einem engen Drahtgitter versehen, damit, wenn das Glas von ungefähr zerbrochen werden sollte, kein Wiesel hineinkriechen kann. Inwendig kann ein Kamin oder Ofen gesetzt, und auswendig kann es mit Wintergrün belegt werden. In diesem Häuschen kann man die Lockvögel und alles, was zum Vogelfang gehört, aufbewahren, denn es ist eine sehr beschwerliche Sache, die vielen Vögel und übrigen Geräthschaften alle Tage nach Hause und sodann wieder auf den Vogelherd zu schleppen. Wenn dieses Häuschen 5 Ellen lang und 3 Ellen breit ist, so ist es groß genug; es müssen die Löcher, aus welchen man herausguckt, mit festen Schiebern wohl verwahrt sein und keine Mäuselöcher in den Wänden gelitten werden, theils weil die Netze von den Mäusen zerfressen werden, theils aber auch, weil die Wiesel gar leicht hineinkommen können und die Lockvögel erwürgen würden. Die Löcher, durch welche man hinausguckt, müssen 6—7 Zoll breit sein und 3 Zoll hoch, damit man mit beiden Augen gut durchsehen kann; auswendig müssen sie von allen Seiten schief ausgehen, um alle Bäume des Herdes sehen zu können. Es ist dieses sehr nöthig, damit man sehen kann, ob der Vögel viel oder wenig angebuscht seien, auf daß man nicht durch ein unzeitiges Rucken den Fang verderbe. Gegen Morgen zu, wo die Vögel herkommen, muß ebenfalls ein Loch sein, auf daß der Ruhrvogel bei zeiten, ehe sie völlig den Herd erreicht haben, gezogen werden könne.

„Ehe wir den Herd selbst anlegen, so ist es nöthig, daß man vorher die Netze anschafft, welche folgendergestalt zubereitet und verfertigt werden: man läßt den Zwirn zu den Finkennetzen ungefähr so stark als Sackzwirn spinnen, mit welchem man Kornsäcke näht, er muß aber fein gleich gesponnen und dicht gezwirnt werden. Hierzu kann man guten Hanf nehmen, weil dieser nicht so leicht als der Flachs stockt.

„Zu den Ziemernetzen muß er etwas stärker gesponnen werden, weil die Netze öfters an dem Strauch hängen bleiben und folglich leicht zerreißen. Die Finkennetze werden mit zwei Schock Maschen angefangen, und die Weite der Maschen ist an Figur 1 zu ersehen. Man strickt in der Länge fort, bis man sechs Schock Maschen in der Länge hat, alsdann ist eine Wand fertig; sodann strickt man eine ganze Masche von Hasenzwirn um das Netz herum, was deswegen geschieht, weil sich der Zwirn an den Leinen gar bald entzweireibt. Wenn nun beide Wände fertig sind, so kauft man sich zwei Leinen von Hanf in der Stärke einer mittelmäßigen Waschleine. Eine jede derselben muß 32 Ellen lang sein, diese zieht man alsdann durch die von Hanfzwirn gestrickten Maschen der einen Seite des Netzes. Auf der andern Seite zieht man eine dünnere Leine, zu welcher dreidrähtiges Sackband von

Hanf genommen werden kann, und von diesen zieht man ebenfalls an beiden Seiten Querleinen durch, so lang als die halbe Breite des Herdes ist. An der Oberleine oder großen Leine befestigt man dieselbe mit einem Oehr, das sich an der Leine schieben läßt, und unten schleift man es unterdessen an. Nach diesen muß man vier Stäbe haben von geraden Weiden oder Haseln, welche ungefähr $1\frac{1}{4}$ Zoll im Diameter haben. Von diesen löst man im Feuer die Schale wohl ab, und schneidet die Aeste glatt. Hiernächst läßt man sich von einem Schmied vier Hülseneisen machen, welche also verfertigt werden: erstlich läßt man die Dulbe nach der Stärke des Stabes machen; unten kommt ein Eisen daran, einen Finger lang, einen Zoll breit und drei Messerrücken stark; am Ende wird ein Loch durchgeschlagen, und zwar so groß, daß man den kleinen Finger ein wenig hineinstecken kann. Besser aber ist es, man läßt das Loch unten durchhauen und so weit voneinanderbiegen als der Bolzen stark ist. Der Bolzen wird alsdann in der Lorve fest verkeilt, so kann man den Stab gleich mit dem aufgehauenen Loch auf den Bolzen setzen, und man hat nicht zu befürchten, daß sich der Stab aushebt. Diese vier Hülseneisen werden an dem einen Ende der Stäbe fest angeschlagen, alsdann muß man von dem Loch im Eisen an den Stab hinauf $4\frac{1}{2}$ Schuh und 2 Zoll abmessen, daselbst bohrt man durch den Stab, auf eben der Seite des Stabes, wo das Loch durch das Eisen geschlagen, ebenfalls ein Loch so groß, daß die Leine durchgeht; 2 Zoll über dem Loch wird das übrige Holz ausgesägt, und so macht man alle vier Stäbe gleich. Ferner läßt man sich von dem Schmied vier eiserne Bolzen machen mit einem Knopf oder rundem Oehr, eine Hand lang und ein wenig schwächer als das Loch im Eisen weit ist. Hiernächst muß man annoch eine Leine zum Rucken haben, welche 27 bis 30 oder mehrere Ellen lang sein kann, je nachdem die Hütte weit oder nahe vom Herd steht. Diese Ruckleine muß nur halb so stark sein als die große in den Netzen. Zuletzt macht man die Schwibpfähle und Lorven von eichenem Holz, weil dieses in der Erde am dauerhaftesten ist; die Schwibpfähle selbst bestehen in vier ordentlichen Pfählen, einen Arm dick und $1\frac{1}{4}$ Elle lang. Wenn aber die Gegend sumpfig ist, so müssen sie länger sein. Zu den Lorven nimmt man $\frac{3}{4}$ Ellen lange Pfähle, 2 Zoll dick und 3 Zoll breit; 2 Zoll von oben herunter bohrt man mitten hindurch ein Loch so groß, daß der eiserne Bolzen gemächlich durchgeht, und solcher Lorven muß man 8 Stück haben. Von diesen werden dann zwei und zwei zusammengeschlagen, dergestalt, daß ein Raum von 2 Zoll dazwischen bleibt. Hierbei ist zu bemerken, daß man zu den Lorven auch nur einen Pfahl nehmen kann, und in diesem Fall verfährt man folgendergestalt: man macht diesen Pfahl viereckig, sodaß er 3 Zoll in der Dicke und 3 Zoll in der Breite hält; alsdann bohrt man

ein Loch hindurch, und wenn er in die Erde geschlagen worden, spaltet man ihn in zwei Theile und treibt einen Keil dazwischen, bis er 2 Zoll weit voneinandersteht. Wenn man alle diese Sachen besorgt und angeschafft hat, so verfügt man sich mit denselben dahin, wo der Herd angelegt werden soll. Man bestimmt zuerst den Platz des Herdes und den Ort zur Hütte. Hierauf setzt man den Zaun einen guten Schritt von den Bäumen ab, auf daß die Zweige der Bäume nicht so sehr über den Herd hängen; ist der Platz ungleich, so muß er gleich gemacht werden. Zu dem Ende kann man die Rasen abstechen und beiseitelegen, und wenn alsdann der Platz gleich und eben gemacht worden, so werden die abgestochenen Rasen wiederum ordentlich darauf gelegt und festgestampft. Ist aber der Platz sumpfig, so läßt man um den Herd herum einen Graben aufwerfen und erhöht ihn mit der aufgeworfenen Erde, sodann zieht man denselben mit einer Harke fein gleich ab und säet entweder Heusamen darauf, oder belegt ihn mit Rasen, denn der Herd muß einen dichten, mit Gras bewachsenen Boden haben. Hierauf sucht man nach Figur *A* die Mitte des Herdes und zieht die Linie *a b*; wo nun diese Linie in die Hütte geht, da muß das Ruckloch angebracht werden. Alsdann legt man einen Stab mit seinem Obertheil auf den Punkt *c*, doch so, daß das Loch eine Querhand über die Schnur *a b* reicht und das Loch der Hülse an den Punkt *d*. Meßt auf der Schnur *a b* 36 Schuh von *c* nach der Hütte zu und legt daselbst ebenfalls einen Stab hin, so wie den ersten; wenn dieses geschehen, so zieht eine Schnur *e f* so, daß die Hülsenlöcher der beiden Stäbe gerade unter die Schnur zu liegen kommen, zieht die Schnur steif und befestigt sie an zwei Pfählen, schlagt die Lorven *d g* in die Erde 2 Zoll weit auseinander dergestalt, daß die Löcher 2 Zoll hoch über die Erde und gerade unter der Schnur stehen. Hierauf schlagt ungefähr 7 oder 8 Schuh von *d* an hinten am Zaun einen Pfahl *k* gerade unter die Schnur und meßt von *g* nach der Hütte gleichfalls 7 Schuh und schlagt den Pfahl *h* neben der Schnur schief und ein wenig nach der Hütte neigend. Auf der Seite nach der Mittellinie schneidet einen Kerb in den Pfahl, in diesen Kerb bohrt ein Loch und schlagt einen glatten Pflock hinein, einen Finger dick, und einen Finger breit von dem Pfahl muß er einen Knopf haben, daß die Leine nicht abrutschen kann. Durch Hülfe der Schnur richtet diesen Kerb und die Löcher in die Lorven, und das Mittel des hintersten Pfahls in eine gerade Linie, und verfahrt auf der andern Seite auf gleiche Art und Weise. Hernach breitet die Wände auf dem Herd aus und steckt an beiden Enden die Leine durch die Löcher der Stäbe; hinten an das Ende der Leine schleift einen eisernen Ring, welcher so weit ist, daß man ihn über den Pfahl stecken und an dem Pfahl drehen kann, oder laßt einen eisernen Haken machen, dessen Stiel so lang

ist, daß er durch den Pfahl reicht und am Ende ein Loch hat; bohrt ein Loch durch den Pfahl, steckt den Haken hindurch und schlagt hinten einen Stift in das Loch; an die Leine schleift einen kleinen Ring und hängt ihn in den Haken, was leichter als mit dem großen geht. Zieht alsdann die Leine steif an, sodaß der Stab auf *c* reicht, und schleift sie einmal an den Stab herum, legt die Hülse in die Lorve und steckt den Bolzen durch; verfahrt vorn ebenso und nehmt das Ende der Leine, legt es in den Kerb des Pfahls *h*, nehmt es hinter dem Pflock herum und zieht sie so steif an, bis sich der hinterste Stab ebenso hoch von der Erde hebt als der vorderste, alsdann ist es steif genug; den übrigen Theil der Leine schlagt oben um den Stab und das Ende schleift einmal fest zu. Schlagt sodann die Wand zurück, und 1 Schuh lang von der obern Leine schlagt hinter die Stäbe zwei Pflöcke *i i*, legt die Wand wieder zu und macht hinten an die kleine Leine ein Oehr, womit ihr sie an den Pflock *i* anhängt; an den vordersten Pflock *i* spannt sie steif an, wickelt das übrige um und steckt das Ende unter, oder spaltet den Pflock obenauf und klemmt das Ende hinein. Mit der andern Wand verfahrt auf eben diese Art und richtet es so, daß Stab auf Stab zu liegen kommt. Zieht die kleinen Querleinen nicht sehr steif an und befestigt sie an der Ober- und Unterleine mit einem Oehr, das sich an den Leinen ein wenig schiebt und nicht aufgeht. Alsdann legt die Wände zurück und lehnt den Busen des Netzes zwischen die Ober- und Unterleinen ordentlich ein. Nehmt die Ruckleine, macht an beiden Enden ein Oehr so groß, daß es an den Knopf des Stabes geht. Hängt beide Oehre an einen Pflock, und meßt $2^1/_2$ Klafter, schleift daselbst einen Knebel von der Länge eines halben Fingers ein und 1 Schuh lang von des Stabes Knopf herunter, schleift sie einmal um und hängt das Oehr oben an den Stab, wie Figur *B a a* zeigen; das Ende, welches doppelt ist, zieht in die Hütte durch das Rucklock ein (das Rucklock muß so hoch von der Erde sein, daß es dem Vogelsteller an den Oberleib reicht); zieht sie alsdann steif an und macht einen Schleifknoten vor, steckt einen Knebel hindurch und macht an der Wand zwei Absätze, auf welchen der Knebel ruht. Dies geschieht deswegen, daß man ihn bequemlich angreifen kann, wie Figur *B b* zeigt. Wenn nun alles dieses so gemacht worden, wie ich hier beschrieben habe, so müssen die Wände, wenn sie zugeruckt werden, sehr schnell und accurat zusammenschlagen; findet sich aber das Gegentheil, so ist an der Stellung etwas versehen, mithin muß man nachsuchen, wo der Fehler steckt. Wollte es aber die Lage nicht verstatten, daß man das Rucklock auf der Mittellinie anbringen könnte, sondern vielmehr ein paar Schuh davon abweichen müßte, so macht nur das eine Ende der Rucleine, auf dessen Seite das Loch steht, etwas kürzer als das andere Ende, und versucht das Zurucken so lange, bis

beide Wände zugleich niederschlagen, und alsdann müßt ihr euch bei dem Aufstellen in Acht nehmen, daß die Enden nicht wieder verwechselt werden. Wenn sich aber die Stäbe gegeneinandersetzen, sodaß sie wie ein Dach stehen, so darf nur das eine Ende der Rucleine 1 Zoll länger an dem kleinen Knebel herausgelassen werden, alsdann ist diesem Fehler abgeholfen. Bisweilen weht der Wind sehr stark auf die Seite des Herdes und wirft bei dem Zurucken eine Wand zu, die andere aber zurück; in diesem Fall muß man denjenigen Theil der Rucleine, welchen der Wind zurückhält, so oft an dem Stab umschlagen, bis die Wand mit der andern zugleich niederschlägt. Man bedient sich auch hier eines Mittels, welches man Windrollen nennt; weil aber die Wände dadurch sehr langsam zuschlagen, so will ich desselben nicht einmal Erwähnung thun, weil bei gar zu großen Stürmen nichts zu machen ist und man am besten thut, daß man zu Hause bleibt. Wenn nun die Stellung auf vorgeschriebene Art fertig ist, so pflanzt den Zaun an und laßt von der Stellung eine Hand breit Raum; nach der Hütte zu laßt den Zaun schief zugehen, wie auf der Zeichnung zu ersehen. Auf der Seite, wo der Zaun an den Bäumen steht, laßt ihn hoch wachsen, und auf der andern Seite, wo der Vogel herkommt, macht ihn von einer halben Mannshöhe, und setzt nicht allzu hohe, jedoch träublichte Bäume an die Oerter ● ● ● ● ●. Diese Bäume müssen keine Wurzel haben, damit sie nicht anwachsen, und wenn sie im Herbst eingesetzt werden, so muß das Laub rein abgestreift werden. Der Zaun wird nicht sowol um des Windes willen, wie einige glauben, sondern vielmehr um der Vögel Sicherheit willen gemacht, wie ich oben gezeigt habe. Nachdem ich also den Finkenherd beschrieben habe, so wende ich mich zu dem Ziemerherd. Die Netze werden auch mit zwei Schock Maschen angefangen; die Größe der Maschen selbst erhellt aus Figur 2. Die Maschen werden der Länge nach fortgestrickt, bis man drei Schock hat. Alsdann fängt man an abzunehmen und nimmt je länger je mehr Maschen ab, und wenn $1\frac{1}{2}$ Schock lang gestrickt ist, so muß es 40 Maschen breit bleiben, wonach man sich mit dem Abnehmen einrichten muß; ferner strickt man an dem andern Ende wieder los und nimmt dabei so stark ab, daß man einen Triangel über die ordentliche Länge daran bekommt, welcher ungefähr einen rechten Winkel macht, wenn das Netz ausgespannt wird, wie aus Figur 3 zu ersehen.

„Nach diesem wird die Haupt- und Sohlmasche mit Hasenzwirn darunter gestrickt, ebenso, wie ich bei den Finkennetzen gezeigt habe. Damit verfahrt folgendergestalt: Zieht nämlich die großen Leinen von 28 Ellen, sowie auch die kleinen von 22 Ellen lang, bei *c* (Figur 3), wo einer von den drei Zipfeln anfängt, ein. An *a* bindet ein Oehr und laßt 2 Schuh übrig, dieses zieht durch die Maschen querüber und befestigt es an das

Oehr der großen Leine *b*. Die Querleine an der großen Leine *c* befestigt mit einem Oehr und zieht sie durch die äußersten Maschen um den Zipfel *d* herum, und befestigt sie in *c*. Sucht hierauf vier gerade Stäbe oder laßt den Tischler dieselben aus fichtenen Latten und $1\frac{1}{2}$ Zoll stark hobeln, schlagt die Hülseneisen daran und meßt sodann von dem Loche hinauf 7 Schuh, schneidet daselbst einen Kerb auf derjenigen Seite des Stabes, welcher auf die Erde zu liegen kommt; 3 Zoll über dem Kerb schneidet das übrige Holz ab und meßt 12 Schuh von dem hintersten Oehr der großen Leine, daselbst schlagt die Leine einmal um den Stab und umwindet sie fest mit Bindfaden, jedoch so, daß die Leine auf die inwendige Seite des Stabes zu liegen kommt. Mit dem obersten Stab verfahrt so: legt die Leine auf den Stab, umwindet sie mit Bindfaden und schlagt sie alsdann einmal um, wie an den Finkennetzen gezeigt worden ist. Macht die andere Wand der erstern gleich, alsdann zieht eine Schnur *a b* nach Figur *C* und setzt hinten einen starken Pfahl *c*, welcher in der Länge einer Hand aus der Erde hervorragt, schneidet ihn vorher breit, bohrt ein Loch hindurch und schlagt einen Pflock einen Finger dick hinein und setzt die schmale Seite gerade gegen die Schnur: der Pfahl kann oben am Loch 4 Zoll breit und 2 Zoll dick sein; schlagt sie alsdann so tief hinein, daß der Pflock so nahe auf der Erde steht, daß man nur den Finger darunterlegen kann. In der Mitte dieses Pfahls befestigt die Schnur *a b* und spannt sie fest an; von dem Pfahl meßt 9 Schuh, daselbst schlagt die Lorve ein, sodaß eine jede $\frac{1}{2}$ Schuh von der Schnur absteht, von hier an meßt 25 Schuh auf der Linie *a b* nach der Hütte zu und schlagt daselbst eine Lorve recht unter der Schnur ein, in dieser werden beide Stäbe an einen Bolzen befestigt.

„Es ist aber besser, wenn man die Lorve breit macht und zwei Löcher hindurchbohrt, und zwar 2 Zoll weit voneinander, sodaß jeder Stab sein besonderes Gewerbe hat. Sucht hierauf zwei Bäume, die gerade und am Stammende 4 Zoll stark und 15 Schuh lang sind; Rüster und Eschen sind dazu am besten, in deren Ermangelung aber kann man Weiden, Aspen oder Birken nehmen; meßt sodann 12 Schuh von der vordersten Lorve nach der Hütte zu, auf *a b*, und legt den Baum *d*, daß dessen Spitze $1\frac{1}{2}$ Schuh über die Schnur *a b* reicht; hart an dem Zaun schlagt einen starken Haken vor, und hinten am Ende schlagt abermals einen starken Haken dahinter, wie *e f* zeigt. Oder setzt anstatt der Haken eichene Pfosten in die Erde, laßt sie 1 Schuh hoch über der Erde herausstehen; in den hintersten meißelt ein Loch, in den vordersten schneidet auf der Seite nach der Hütte zu einen tiefen Kerb ein, alsdann haut an das Stammende des Schnellbaums einen Zapfen, stoßt ihn in das Loch des hintersten Pfostens, und vorn legt ihn in den Kerb und schlagt einen Stift vor. Diese Pfosten dauern viele Jahre,

und nachgehends hat man weiter keine Mühe, als daß man die trockenen Schnellbäume herauszieht und frische hineinlegt. Zwischen beide Pfosten werft Erde auf den Schnellbaum, daß er nicht so bald verdorre, meßt von da auf *a b* weiter 4 Schuh fort und legt den andern ebenso, und alsdann meßt an den Schnellbäumen drei Querhände über *a b* nach der Spitze zu und schlagt daselbst einen solchen eisernen Haken ein, wie an dem hintersten Schwibpfahl des Finkenherdes angezeigt worden ist, oder laßt an der Spitze des Hakens eine Schraube feilen wie ein Nagelbohrer, so kann man sie nach Belieben ein- und ausschrauben. Wenn die Schnellbäume gut eingegraben werden, so bleiben sie öfters zwei ganze Jahre grün; sobald sie aber dürre werden, muß man frische legen. Alsdann nehmt die eine Wand, hängt das Oehr *b* (Figur 3) an dem Pfahl *c* (Figur *C*) an den Pflock der andern Seite, schlagt gegenüber, so lang die kleine Querleine reicht, einen Pflock in die Erde und hängt das Oehr *a* daran, setzt den Stab mit seinem offenen Loch auf den in der Lorve verkeilten Bolzen, wickelt das Netz vollends auf und setzt den vordersten Stab auch ein. Nun müßt ihr zu jeder Wand zwei kleine Kloben haben; hierzu schneidet ein hartes Holz, 3 Zoll lang und 1 Zoll dick, an beiden Enden bohrt ein Loch durch, schneidet die Ecken in den Löchern fein glatt aus, daß sich die Leine nicht durchreibt; in das eine Loch macht man von doppeltem Sackband ein Gehänke, eine Querhand lang, in dasselbe schleift einen kleinen eisernen Ring, mit demselben hängt den Kloben in den Haken des Schnellbaums und zieht die große Leine durch das andere Loch des Klobens nach dem Stab hinauf, durch den andern Kloben, welcher $\frac{1}{2}$ Klafter lang von dem Stab herunter an die große Leine mit Bindfaden befestigt wird; an das Ende der großen Leine macht einen Knoten, daß sich dieselbe nicht wieder zurückziehen kann; nun faßt das Ende der großen Leine an und zieht die beiden Kloben zusammen, bis die Wand mittelmäßig steif ist, alsdann macht einen Schleifknoten vor, daß die Leine nicht wieder zurückrutschen kann; wenn nun die Wand wieder soll abgenommen werden, so zieht man den Schleifknoten auf und läßt es wieder auseinanderfahren, hakt den Kloben mit seinem Ring von dem Schnellbaum ab, liest die Leinen mit den Kloben zusammen und wickelt sie sammt den Netzen wieder um den Stab. Man hat nicht nöthig, die Kloben alle Tage auf- und abzuspannen, sondern wenn sie einmal ordentlich gespannt sind, so hakt man den Ring vom Schnellbaum ab, und beim Aufstellen faßt man den Schnellbaum mit der Hand, zieht ihn an und hängt mit der andern Hand den Ring in die Haken. Und dieses kann man so lange thun, bis nach Gelegenheit der Witterung die Leinen zu steif oder zu schlaff werden. Wenn nun diese Wand gespannt ist, so legt dieselbe nieder und schlagt hinter dem Stab 1 Schuh lang von der obern Leine herunter einen

daumendicken Haken dergestalt in die Erde, daß der Haken gegen die kleine Leine steht und nicht völlig die Erde erreicht, damit die kleine Leine gemächlich untergeschoben werden kann. Vorn schlagt ebenfalls einen Pflock *g*, spaltet ihn oben auf und richtet sodann die Wand wieder in die Höhe, spannt die Unterleine fest, wickelt sie um den kleinen Pfahl, welcher oben aufgespalten ist, dann klemmt das Ende in den Spalt, nehmt die Querleine und hängt sie mit dem Zipfel *d* (Figur 3) an den Knopf des Bolzens *h*, zieht sie an der Unterleine steif an und befestigt sie daselbst. Nehmt hernach eine gerade Stange und richtet sie hinten auf *a b* in *i* gerade in die Höhe, setzt sie fest in die Erde und schneidet sie oben, wo die Leinen zusammenschlagen, breit; mit der andern Wand verfahrt auf gleiche Weise, hängt sie hinten über das Kreuz, auf der andern Seite des Pfahls an, und seht zu, daß Stab gegen Stab paßt. Zuletzt nehmt die Ruckleine, faßt beide Oehre zusammen, meßt 2 Klafter und macht alsdann daselbst einen Knebel ein. Schlagt nun erstlich in *h* oder in 8, wo es sich am besten schickt, eine weite und starke Lorve (Figur *D m*), in diese befestigt eine armstarke und 9 Schuh lange Stange *n*, welche oben eine Gabel *r* hat, unten bohrt ein Loch durch und befestigt sie in der Lorve mit einem eisernen oder starken hölzernen Bolzen auf der Seite gegen den Herd zu, schlagt einen breiten Pfahl vor die Lorve, auf welchem die Stange ruhen muß und also schräg gegen den Herd zu stehen bleibt; auf der Seite gegen die Hütte zu muß die Stange eine freie Bewegung haben, in der Mitte dieser Stange befestigt einen Knebel *p*, einen Finger lang und dick. Nun nehmt die Ruckleine, hängt die Oehre *a* an die Spitzen der Stäbe, zieht sie oben über die Gabel *r* an der Stange herunter, schleift sie an den kleinen Knebel *p* einmal herum und führt das Ende in die Hütte. Diese Hebestange ist ein großer Vortheil in dem Zurucken, denn wenn in der Mitte der Hebestange 3 Schuh lang gezogen wird, so zieht die Gabel oder das oberste Ende der Hebestange 6 Schuh lang; folglich kann man auf einen Ruck von 3 Schuh lang weit schneller ziehen, als auf einen Ruck von 6 Schuh lang. Was die Länge der Ruckleine betrifft, so muß man sich damit nach der Hütte richten: insgemein wird die Hütte so weit von dem Herd gemacht, als der Herd lang ist. Bei dem Finkenherd ist dieser angegebene Abstand sehr gut; allein bei dem Strauchherd ist es besser, wenn die Hütte noch etwas entfernter von demselben ist, und überhaupt muß man sich hier nach der Lage richten. Wenn ihr nun die Wände niederlegt, so werden sich die Schnellbäume biegen und die Wände mit Gewalt zusammenziehen; sobald sie aber die Erde erreicht haben, werden sie liegen bleiben; findet ihr nun, daß sie zu fest aufliegen und sich schwer aufrücken lassen, so schlagt die Lorven ein wenig tiefer in die Erde; die vorderste Lorve aber muß mit den

Löchern hart auf der Erde stehen. Liegen die Wände zu locker, so taugt es auch nichts, denn wenn man die Rucleine nur ein wenig steif spannen will, so schlagen sie gleich zusammen, mithin muß man die Mittelstraße zu treffen suchen; folglich ist es ein sehr nothwendiges Stück, daß der Platz vorher recht gleich gemacht wird. Endlich sucht zwei glatte runde Steine, 1/2 Pfund schwer, näht sie in Leinwand ein, oder umstrickt sie mit Bindfaden und bindet zugleich ein doppeltes Sackband daran. Mit diesem Band schleift die Steine an der obern Leine fest, wie *L L* zeigen, diese schlagen alsdann bei dem Zurucken über die Wände und ziehen die Leinen dicht zusammen. Hierauf legt die Wände nieder und legt den Busen der Netze ein; zeichnet sodann die vier Ecken des Strauchs ab, nach *XXXX*, und laßt einen Raum von 1 Elle breit zwischen dem Netz und dem Strauch nach *v v* herumgehen. In der Mitte, auf der Linie *a b*, pflanzt eine lebendige Hecke von Kreuzdorn oder Eberesch-, oder auch Wachholderbäumchen so hoch, daß die Wände gemächlich darüber zuschlagen können; ist aber kein Kreuzdorngesträuch zu finden, so nehmt Hartern, oder Faulbaum, auch ein ander Gesträuch, das nicht so schleunig in die Höhe wächst; diese Hecke wird alle Jahre im Frühling verschnitten, daß sie nicht zu hoch wächst; und endlich wachsen Beeren darin, welche die Vögel besser zum Einfall reizen als die, welche hineingemacht werden, weil diese bald welk und ungestalt werden. Auf jeder Seite von *X* bis wieder zu *X* pflanzt ebenfalls ein niedriges Gesträuch; sucht hiernächst lange und biegsame Stangen, so lang als ihr sie haben könnt, schneidet von denselben alle Aeste fein glatt ab, haut beide Enden spitzig, biegt sie rund und setzt sie in Form eines gedruckten Bogens in die Erde; dergleichen Spriegel setzt vorn von *X* zu *X* einen, und hinten von *X* zu *X* einen, und in der Mitte zwei oder drei. Die Höhe dieser Spriegel soll von der Erde nicht höher als die halbe Länge der Stäbe der Netze sein.

„Auf diese Spriegel werden der Länge nach Stangen gebunden, etwa auf jeder Seite drei und eine in der Mitte durch die Hecke; die selbstwachsenden Gesträuche auf beiden Seiten werden mit ihren Zweigen auf die Stangen gebunden, an der Mittelhecke werden Stände gemacht, wo die Lockvögel hingesetzt werden.

„Die Beeren werden mit den Zweigen abgeschnitten und hineingethan, sodaß es als ein natürlicher selbstwachsender Zaun aussieht. Je natürlicher ihr es machen werdet, desto lieber werden die Vögel einfallen. Die mittelste Hecke dient dem Vogel zum Schirm vor dem Raubvogel, dann sitzt er ganz sicher dahinter und genießt die Beeren, und wenn er denselben vorbeifliegen sieht, so hüpft er in die Hecke und sitzt so lange still darin, bis er weg ist.

„Auf jede Ecke des Strauchs und vor jedes Fach zwischen die Spriegel wird eine steife Ruthe gesteckt, welche das Garn abhält, daß es nicht an dem Strauch hängen bleiben kann.

„Dieses ist nun die beste Art von Strauchherden, welche ich durch meine eigene Erfindung nach und nach so weit verbessert habe, daß ich nun nichts mehr daran zu verbessern weiß.

„Ich wohne hier an einem solchen Ort, wo nur ein geringer Vogelzug ist, deswegen habe ich allen möglichen Fleiß und List angewendet, daß auch von diesen wenigen Vögeln keine davonkommen möchten. Wo es Vögel genug gibt, da achtet man dieses nicht; wenn auch die meisten davonfliegen, so fängt man dennoch genug. Mein verbesserter Herd ist also eingerichtet, wie ihn ein armer Vogelsteller gebrauchen kann, der alle seine dazugehörigen Geräthe täglich hinaus und wieder nach Hause tragen, oder doch wenigstens die Garne täglich abnehmen und aufstellen und in die dabei befindliche Hütte verschließen muß. Deswegen habe ich alles so eingerichtet, wie es mit dem Aufstellen und Abnehmen am leichtesten und geschwindesten von statten geht. Wer aber seinen Herd in solchen Gehegen hat, wo sich kein Dieb an den Garnen vergreifen darf, sodaß man die Wände Tag und Nacht kann stehen lassen, der kann die Stellung weitläufiger machen. Einige haben anstatt der Schnellbäume Gewichte, und dieses wird auf folgende Art gemacht: Man setzt in ♉ auf der Linie *a b* einen starken viereckigen Pfahl etwas schräg gegen die Hütte, um denselben werden die Leinen kreuzweise, wie an den hintersten Pfahl *c* gezogen, hinter dem Pfahl ist ein Loch in der Erde, in welchem die Gewichte hängen; um den Pfahl herum, wo die Leinen anstreichen, werden Rollen befestigt; desgleichen muß eine Schwelle über das Loch gelegt werden, an welcher auch Rollen sind, über welche die Leinen hinunter in das Loch gehen, und an welcher die Gewichte hängen. Das Netz geht an der großen und kleinen Leine bis an den Pfahl, ebenso, wie hinten, die vordersten Lorven stehen ebenso weit auseinander als die hintersten, und an dem vordersten Spriegel wird eben auch eine solche Stange aufgerichtet wie an dem hintersten. Uebrigens kann man eben solche Hebestangen anbringen, wie ich oben gelehrt habe. Einige haben es so eingerichtet, daß der Herd wie eine Falle gestellt wird, welche durch ein Draht- oder Zugschnürchen abgezogen wird; es hat dieses weiter keinen Nutzen als diesen, daß man zusehen kann, wie die Wände zuschlagen und die Vögel berückt werden.

„Einige bedienen sich hier eines Schnellers; allein dieser ist sehr mühsam zu spannen und wird auch sehr bald lahm. Andere bedienen sich Gewichte, welche über Rollen laufen; ich muß doch aber sagen, daß alles, was auf Rollen läuft, zu langsam geht und deshalb vermieden werden muß.

Ich habe hierzu eine Art erfunden, welche auf den Schwung geht, und dieses ist die schnellste Art und wird also gemacht. Macht eine Walze 5 Zoll im Durchschnitt und 3 Schuh lang, legt sie quer auf die Linie *a b* 3 Schritt von der Hütte ab, befestigt sie an beiden Enden mit zwei starken Haken auf der Erde, in der Mitte meißelt ein Loch hinein und zapft eine armdicke Stange in dasselbe 3 Ellen lang; macht ferner eine kleine Leiter mit engen Spalten, 3 Schuh lang und $1\frac{1}{2}$ Schuh breit, zapft diese Leiter mitten an der Walze ein, sodaß sie mit der Stange einen rechten Winkel bildet, und heftet die Leiter und Stange mit einem von gedrehten Weiden gemachten Strebeband zusammen, richtet die Stange gerade auf, sodaß die Leiter gegen die Hütte zu auf die Erde zu liegen kommt; daselbst grabt ein Loch 2 Schuh tief in die Erde, vor dem Loch nach der Hütte zu schlagt eine Lorve in die Erde, und in die Lorve befestigt mit einem Bolzen eine Latte, 3 Schuh lang, $1\frac{1}{2}$ Schuh hoch von der Erde, schneidet einen Kerb in die Latte, sodaß, wenn ihr die Leiter aufhebt, die Latte mit dem Kerb gegen die oberste Spalte fallen kann und sich da einklinkt. Nun nehmt einen Stein, der so schwer ist, daß zwei Mann daran zu heben haben, diesen legt auf die Leiter, bindet ihn fest an, dann faßt oben an die Stange und zieht die Leiter durch Niederdrücken der Stange mit dem Stein in die Höhe, daß die Latte einklinkt, bindet die Rukleine *v* oben an die Stange, und oben an die Latte bindet ein Zupfschnürchen und zieht es in die Hütte. Wenn man nun die Klinke abruckt, so fällt der Stein in das Loch und die Stange schnellt die Wände zu; will man nun die Wände wieder niederlegen, so muß man vorher den Stein erst aufheben und anklinken. Ich könnte noch mehr dergleichen Arten beschreiben, wenn sie nicht ohne Nutzen wären und den Fang mehr verhindern als befördern hülfen. Mancher will sich damit groß machen, seinem Herd ein kunstreiches Ansehen zu geben, welches, wie gesagt, nur schädlich ist, denn der Vogel, ob es gleich eine unvernünftige Creatur ist, sieht doch, daß es nicht richtig ist, er prallt öfters wieder zurück, wenn er schon im Fallen begriffen ist; ich will hiervon ein Exempel anführen. Ich hatte zu einer Zeit meine Netze verändert und anstatt der grünen weißgraue aufgestellt; da wurde ich bald gewahr, daß die Vögel nicht mehr so gut auffallen wollten als vorher, und dies dauerte so lange, bis ich diese Wände auch grün färbte. Noch einen Beweis will ich anführen. Ich halte meine Lockvögel alle miteinander in einer Kammer, nahe an der Stube, in welcher sie frei herumfliegen, und kommt niemand hinein als ich selbst; wenn ich sie nun füttere, welches des Tages einmal geschieht, so sind sie ganz gelassen, sehen meiner Arbeit zu, einige singen und lassen nichts Furchtsames von sich blicken; sobald aber ein Fremder hineinkommt, fliegen sie mit furchtsamem Geschrei in der Kammer umher;

kommt endlich eins von meinen kleinen Kindern hinein, so thun sie so ängstlich, als wenn ein Raubthier hineinkäme. Wer sagt es nun diesen unvernünftigen Creaturen, daß sie sich zu den kleinen unmündigen Kindern weniger Gutes zu versehen haben als zu einem erwachsenen Fremden, und zu diesem weniger als zu ihrem Wärter, der ihnen täglich Gutes thut?

„Gebt euch einmal die Mühe und schleicht den Krammetsvögeln nach, wenn sie in die Beerenhecken fallen; niemals werdet ihr sehen, daß sie da so furchtsam zurückprallen als an dem Herd. Seht den Finken zu, wenn sie auf den Acker fallen, oder unter den Bäumen auf dem Grase ihre Nahrung suchen wollen, ihr werdet niemals sehen, daß sie allda so furchtsam hin- und herfliegen, öfter niederfallen wollen und plötzlich wieder zurückprallen und davonfliegen, als auf dem Herd geschieht: dieses wird euch Beweis genug sein, alles kunstreiche Ansehen, das in unsern Augen schön aussieht, abzuschaffen und den Herd so einzurichten, wie er in den Augen der Vögel schön und natürlich aussieht, wovon ich euch schon in vorhergehenden Blättern unterrichtet habe. Werdet ihr alles so einrichten, wie ich euch gesagt habe, so werdet ihr sehen, wie viel an einem guten, natürlich eingerichteten Herd gelegen ist. Die meisten Vogelsteller machen ihre Strauchherde auf einem hellen Wiesenfleck, wo nicht einmal ein natürlicher Baum steht, auf welchen die Vögel anbuschen können, sondern sie umsetzen nur den Herd mit Heckbäumen und machen einen niedrigen todten Zaun darum, weil sie glauben, der Vogel müsse den Beerenstrauch von ferne sehen können, und hiermit fehlen sie weit. Wer Vögel fangen lernen will, der lerne es da, wo ein schlechter Zug ist; wo aber viel Vögel sind, da ist es keine Kunst. Der Krammetsvogel sucht seine Nahrung, die Beeren, in den Hecken, wo sie wachsen, und kennt die Gegenden und das Gesträuch, wo dergleichen zu wachsen pflegen, schon von ferne; hört er nun die Lockvögel an solchen Orten locken, so ist er überzeugt, daß da Beeren zu finden sind, er buscht daselbst auf den natürlichen hohen Bäumen ungezwungen an und fällt ohne Furcht auf den Herd, weil er einen sichern Schirm vor dem Raubvogel zur Seite hat, wie ich denn schon im ersten Kapitel gezeigt habe.

„Will man nun auch einen Heidelerchenherd anlegen, so muß hierzu ein großer leerer Wiesenplatz vorhanden sein, wie ich schon vorher gesagt habe, denn sonst geht es nicht an. Auf diesem Platz legt den Herd an und bringt ihn so weit von den Gebüschen ab, als es möglich ist. Zu den Wänden könnt ihr ein paar Finkennetze nehmen; wollt ihr aber neue Wände dazu machen, so fangt solche mit zwei Schock Maschen an und strickt sechs Schock lang. Die Maschen macht so weit wie bei den Ziemernetzen Dies geschieht um des Windes willen, weil sich der Wind nicht so sehr

darin aufhalten kann, als in den engen Maschen. Der Herd selbst wird um ein gut Theil größer als der Finkenherd gemacht, damit die Lerchen durch einen kleinen Herd nicht veranlaßt werden, neben den Herd zu fallen. Die Stäbe und Leinen werden nach Proportion der Netze eben auf die Art gemacht, wie bei den Finkennetzen gezeigt worden, und mit der Stellung wird auf gleiche Weise verfahren. Der Platz zum Heidelerchenherd wird entweder umgegraben, oder mit schwarzer Erde bestreut.

„Was dann endlich die Strauchnetze betrifft, wovon ich oben Erwähnung gethan, so werden dergleichen nur von Pfuschern gebraucht. Sie bestehen in einer Wand, welche wie ein Finkennetz gestellt wird, und müssen ebenso viel Maschen im großen haben, als ein Finkennetz dergleichen im kleinen hat. Die Stäbe werden so lang gemacht als an den Schlagnetzen, und das Netz wird so viel eingezogen, daß es 30 Schuh lang stellt. Vor diesem Netz wird der Strauch gebaut, sodaß zwischen beiden ein kleiner Raum bleibt. Auf derjenigen Seite, wo die Wand niederschlägt, darf der Strauch nicht über 1 Schuh über die Lorvenlinie reichen, und von jeder Lorve bis an den Strauch muß ein Raum von 5—6 Schuh lang bleiben, und die Höhe des Strauchs darf sich nicht über den halben Stab des Netzes erstrecken.

„Hinten, längs dem Strauch, werden Ruthen, jede 2 Schuh weit von der andern, eingesetzt, desgleichen auch mitten durch den Strauch sowol als auf der andern Seite. An dem Ort, wo bei dem Zurucken das Netz etwa hängen bleiben sollte, steckt eine Ruthe und versucht dieses so oft, bis es sich nicht mehr anhängt. Einige loben diese Netze und sagen: es koste nicht viel Mühe mit dem Aufstellen; allein sie denken nicht an die vielen Fehler, welche damit verbunden sind. Denn wenn die Oberleine ein wenig schlaff wird, so steht es auf der Erde eine Querhand hoch offen, und wenn der Wind in den hintersten Theil ein wenig stark weht, so bleibt das Netz hängen und schlägt gar nicht nieder. Endlich wischen auch die Vögel, welche auf der obersten und vordersten Stange sitzen, öfters davon, ehe sie das Netz ergreift, und überdies wird auch der Strauch zu klein und die Vögel fallen nicht gern hinein. Bei den Schlagwänden hingegen ist man dieses Verdrusses völlig überhoben, und obgleich die Leinen, wenn sie vorher naß geworden, öfters schlaff werden, so darf man sie nur mit einem Haken zusammenziehen und den Haken so lange hängen lassen, bis die Vögel ausgenommen sind. Einen solchen Haken muß man beständig vorn am Zaun parat liegen haben. Das Netz auf der rechten Seite nennt man das inwendigste, und muß allemal zuerst aufgestellt werden; hernach richtet man das andere dagegen. Wenn alles dieses, was ich angeführt habe, wohl in Acht genommen wird, so kann kein Vogel davonkommen, und wenn er

auch auf der obersten Stange sitzt; denn die Wände werden ihn eher ergreifen, als er sich herausschwingt. Ist nun alles dieses fertig, so pflanzt den Zaun ebenso, wie ich bei dem Finkenherd gezeigt habe, und setzt gute Fallbäume an die Oerter ⊕ ⊕ ⊕ ⊕ ⊕. An dem Eingang der Hütte macht einen Schirm, oder laßt den Zaun ebenso schief zugehen wie am Finkenherd, damit euch die Vögel, wenn ihr aus der Hütte auf den andern Herd geht, von jenem Herd nicht gewahr werden und davonfliegen. Wenn aber ein Heidelerchenherd dabei ist, so kann man nicht anders, als daß man allemal über einen Herd hinweglaufe, wenn man nach dem andern gehen will, es sei denn, daß man in der Hütte zwei Thüren habe. Zum Beschluß dieses Kapitels muß ich noch bemerken, daß es sehr gut ist, wenn man die Netze färbt; denn es scheint, als ob sich die Vögel vor den weißen ungefärbten Netzen scheuten. Zwar machen einige einen kleinen Graben eine Querhand tief zwischen der Ober- und Unterleine, sodaß der Busen des Netzes in diesen Graben fällt, wenn er eingelesen wird. Weil aber dieser Graben alle Jahre aufgeräumt werden muß, so wird dadurch der Platz ungleich, und alsdann kann die kleine Leine nicht aufschließen, und wenn es stark geregnet hat, so ist öfters der Graben, wenn man aufstellen will, noch mit Wasser angefüllt; mithin ist es viel besser, daß man die Netze färbe. Sie können nach eines jeden Gefallen entweder mit grüner oder Erdfarbe gefärbt werden. Zu der Erdfarbe wird die grüne Schale von Erlen oder die Knospen, welche den Samen tragen und noch grün und saftig sind, genommen; diese stößt man klein, gießt Wasser darauf und thut ein wenig Alaun und rostig Eisen dazu. Man läßt es alsdann einige Wochen stehen, daß es recht auslaugt, und setzt es sodann auf das Feuer; sobald es anfängt zu kochen, hebt man es ab und legt die Garne hinein, und nach ein paar Stunden nimmt man sie wieder heraus. Diese Farbe ist sehr gut zu den Netzen auf dem Heidelerchenherd. Zu der grünen Farbe nimmt man blaue Brasilienspäne, thut ein wenig Alaun hinzu und gießt fließend oder Teichwasser darauf, und läßt es auf dem Feuer wohl sieden. Hernach werden die Garne hineingesteckt, und wenn sie wieder herausgenommen werden, so sind sie blau. Hierauf müssen sie wohl getrocknet werden, und wenn dies geschehen, so nimmt man Schartenkraut oder Schare, wie es die Färber nennen, und verfährt damit ebenso als mit dem Blauholz. Sobald es nun im Kessel oder Topf überschlägt, so hat es genug gekocht und muß alsdann abgenommen werden; denn wenn es zu lange kocht, so färbt es nicht. Wenn es ein wenig verschlagen hat, so klärt die Farbe von dem Kraut in einem andern Kessel ab und thut wohlgestoßenen Grünspan hinein, oder gießt einige Tage vorher guten Essig auf den Grünspan, so löst er sich von selbst auf. Wenn nun der Grünspan hineingethan und alles wohl umgerührt

worden, so steckt die Garne hinein, nehmt sie nach einer Stunde wieder heraus und legt sie auf die über den Kessel gelegten Stöcke, damit sie wohl abtriefen. Laßt sie alsdann trocken werden, und wenn ihr findet, daß sie nicht grün genug sind, so könnt ihr sie noch einmal in die übriggebliebene Farbe stecken, wodurch die Farbe dunkelgrün und ziemlich dauerhaft wird. Wenn man zu zwei Paar Wänden ein Pfund Grünspan nimmt, so ist dies hinlänglich. Die Stäbe kann man entweder an einem Strohfeuer schwarz sengen, oder man kocht aus dürren Nußschalen oder Kaminruß und Wasser eine Farbe, und bestreicht sie damit, und wenn sie trocken sind, so müssen sie noch einmal mit Leinöl bestrichen werden, damit die Farbe von dem Regen nicht abgewaschen werde."

Von den verschiedenen Herden.

„Wenn ihr nun alles Nöthige beisammen habt, so wie ich es gezeigt habe, so macht um Kreuzerhöhung die Herde zurecht. Nehmt eine scharfe Sense und mäht das Gras auf dem Finkenherd glatt ab, schafft es hinweg, und wenn es noch zu lang ist, so übermäht es noch einmal; ihr müßt euch aber vorsehen, daß das Gras nicht ausgerissen, sondern glatt auf der Erde abgeschnitten wird, denn der Herd muß einen dichten Grasboden haben, sonst wird es bei nassem Wetter zu schmuzig, wodurch dann die Garne verderben, die Läufer besudelt werden und die Vögel nicht gern auffallen. Nach diesem verschneidet den Zaun mit einer Zaunschere, oder mit einem Messer, und sucht recht träublichte Fallbäume, streift das Laub rein ab und setzt sie so, wie ich bei dem Grundrisse gezeigt habe. Laßt an einigen Aeste stehen, etwa mannshoch, oder schlagt Nägel hinein, damit die Vogelbauer angehängt werden können. Alsdann sucht mannshohe Stangen, spaltet sie oben 1 Schuh lang auf und klemmt Gesträuch oder Schilf hinein und bindet es oben mit einer Weide zusammen. Auf der einen Seite schlagt einen Pflock oder Nagel ein, oder wenn daselbst ein Zweig ist, so laßt ihn eine Hand lang stehen, daß man einen Vogelbauer daran hängen kann. Solche Stäbe macht so viel als Lockvögel nöthig sind, setzt sie auf die Seite des Herdes, wo der Vogel herkommt, aber nicht zu nahe zusammen, sondern etliche Schritt vom Herd. Der Wisch wird gegen den Herd gekehrt, sodaß der Lockvogel nicht auf den Herd sehen kann; der Wisch dient wider den Raubvogel, weil er den Lockvogel nicht so leicht gewahr wird, als wenn er frei hängt. Dieses sind die Vorposten, denn die Lockvögel müssen die ankommenden Vögel anschreien, ehe sie völlig an den Herd kommen. Endlich kehrt den Herd mit einem Dornbesen rein ab und macht die Läuferfäden an. Hierzu nehmt $1^1/_4$ Ellen lange Zwirnfäden, bindet beide Enden zusammen und steckt

einen schuhlangen Bügel durch in die Erde, setzt ihn gerade den Lorden in einer Linie, gleich weit voneinander, und zwar auf der einen Seite vier oder drei und auf der andern fünf oder vier. Hierbei ist zu bemerken, daß sie nicht zu nahe an den Enden gemacht werden, damit die Vögel nicht veranlaßt werden, dahin zu fallen, denn an den Enden wischen sie bei dem Zurucken leicht durch. Zuletzt macht das Klipprohr. Dazu nehmt ein Holz einen Finger dick und einen Schuh lang. Ein paar Querfinger von den Enden bohrt Löcher ein, und in der Mitte auch eins. Zapft in der Mitte eine Ruthe ein, 3 Schuh lang und halb so dick als ein Finger; in die andern beiden Löcher zapft einen Spriegel und bindet die Ruthe in der Mitte fest darauf. An die Spitze der Ruthe bindet einen schuhlangen Faden und legt sie an das Ende, wo der fünfte Läufer hinkommen sollte.

„Nach der Mitte zu macht zwei Haken von Holz und schlagt sie über die Enden der Walze in die Erde, sodaß sich die Walze darunter drehen kann, und über der Walze macht einen glatten Spriegel, damit sich die Ruthe nicht überschlägt. Hinter diesem macht einen kleinern Spriegel und zieht einen Faden aus der Hütte unter dem kleinen Spriegel durch und über den großen, und bindet das Ende mitten an die Ruthe. An dem vordersten Theil des Fadens wird ein Vogel mit dem Schwanz angefesselt. Wenn sich nun die Vögel dem Herd nähern, so zieht den Vogel mit der Ruthe in die Höhe und laßt ihn sachte wieder herunterfliegen. Hierdurch werden die ankommenden Vögel gereizt anzubuschen. Einige machen ein Ruhr auswendig am Herd, wo die Vögel herkommen, und dies heißt ein Schweberuhr. Man steckt eine Stange mannshoch in die Erde und bindet oben einen schwarzgefärbten Faden von Hasenzwirn daran und zieht ihn nach der Hütte zu; alsdann setzt man daselbst wieder eine Stange und bohrt oben einen Spriegel ein. Hierdurch wird die Schnur in die Hütte gezogen. In der Mitte wird ein schuhlanger Faden gebunden, und daran wird ein Vogel mit dem Schwanz festgemacht. Diese Schnur läßt man so weit heruntersinken, daß der Vogel auf der Erde sitzt; wenn man nun die Vögel sieht ankommen, so zieht man den Faden steif an und läßt den Vogel wieder sachte herunterfliegen. Wenn aber der Herd auf derjenigen Seite nicht mit Bäumen verwachsen ist, wo die Vögel herkommen, sodaß sie das Ruhr auf dem Herd sehen können, so hat man das Schweberuhr nicht nöthig. Ist nun dieser Herd fertig, so geht zum Strauchherd. Laßt alles Gras in demselben mit einer Sichel glatt abschneiden, verschneidet den Zaun, rauft das Gras unter dem Strauch hinweg und fegt es mit Dornbesen wohl aus. Alsdann sucht Kreuzdornenbeeren, welche reif und voll sind, schneidet sie mit den Zweigen ab und pflückt das Laub rein ab, steckt sie in die Erde und legt sie schräg auf die Stangen der untersten Spriegel, und wo es nöthig

ist, da bindet sie mit Bast oder Weiden auf die Stangen. Wenn also der ganze Strauch wohl ausgeziert ist, so schneidet hin und wieder Kerben ein und klemmt Ebereschenbeeren hinein, so viel ihr anbringen könnt. An solchen Orten, wo viel Ebereschenbeeren sind, da kann man sie mit den Zweigen abschneiden und einstecken, denn je mehr dergleichen Beeren hineinkommen, desto besser ist es. Die Fallbäume setzt so, wie am Finkenherd gezeigt worden. Das Ruhr wird auf verschiedene Art gemacht. Einige machen ein Schweberuhr auf die Seite des Strauchs, wo der Vogel herkommt, auf den Strauch selbst legen sie einen Rasen 1 Schuh lang und breit, wo der Vogel darauf sitzt. Der Faden wird in der Hütte in einen Kerb geklemmt, und wenn sie rucken wollen, so machen sie ihn los, daß er lang wird; wenn dieses aber unterlassen wird, so schlägt man ihn mit den Wänden entzwei, oder schnellt dem Vogel den Schwanz aus. Wem nun dieses nicht gefällt, der mache es also: Setzt einen Fallbaum gerade dem ersten Spriegel über, an diesen nagelt eine Stange so hoch, daß sie die Stäbe der Netze nicht erreichen mögen. Diese Stange muß so lang sein, daß sie bis über die mittelste Stange des Strauchs reicht; am Ende bohrt ein Loch durch und zieht den Faden aus der Hütte durch dieses Loch und auf dem Strauch herunter. An dem vordersten Spriegel legt den Rasen mit der obern Stange und Spriegel des Strauchs gleich. Am Ende des Fadens bindet den Ruhrvogel an und laßt ihn auf dem Rasen ruhen. Wenn man nun ruhrt, so zieht man den Vogel bis an die Stange hinauf und läßt ihn wieder herunterfliegen. Weil der Faden gerade in der Mitte steht, wo die Wände zusammenschlagen, so ist es im Zurucken nicht hinderlich. Es ist aber gleichwol mit diesen beiden Ruhren eine böse Sache, denn wenn man geruckt hat, so fliegt der Ruhrvogel öfters mit dem langen Faden hin und her und bleibt am Zaun oder Strauch hängen und fängt an zu schreien, wovon dann alle Lockvögel in Furcht und Schrecken gerathen, weil sie glauben, der Raubvogel ist da und hat einen beim Kragen. Deswegen ist es am besten, daß man ein Klippruhr macht auf dem Strauch, denn da muß der Vogel auf seinem Rasen still sitzen, ob er es gleich noch nicht gewohnt ist. Dies wird also gemacht: Man nimmt eine Ruthe von 5 Schuh lang, und am Stamm einen Finger dick, da bohrt man ein Loch durch und setzt unter dem vordersten Spriegel einen Pfahl. An demselben wird die Ruthe angenagelt, sodaß sie sich am Nagel drehen kann, dergestalt, daß die Ruthe inwendig neben der obersten Seitenstange des Strauchs zu liegen kommt. Mitten an der Ruthe steckt zwei gerade Stäbe in die Erde und heftet sie zusammen, sodaß sich die Ruthe auf- und abbewegen kann. Oben an die Stäbe bindet ein Weidenrüthchen, daß die Garne nicht daran hängen bleiben; unter der Spitze der Ruthe legt den Rasen mit der obersten Seitenstange gleich.

Am vordersten Theil, wo die Wände anschlagen, setzt eben solche Stangen wie hinten, und oben auf deren Seite bohrt einen kleinen Spriegel ein. Daselbst zieht den Faden, welcher oben aus der Hütte gehen soll, hindurch, jedoch so, daß man darunter weggehen kann. Das Ende des Fadens bindet mitten an die Ruhrstange oder Ruthe, und an dessen Spitze knüpft einen Faden, der so lang ist, daß der Vogel nicht von seinem Rasen kann, und fesselt den Vogel daran, oder schlagt in die Spitze der Ruthe eine kleine Krampe von Draht, und in die Mitte der Ruthe ebenfalls, zieht sodann den Ruhrfaden, anstatt daß ihr ihn an die Ruthe bindet, durch die mittlere und durch die vorderste Krampe. An das Ende des Fadens bindet den Vogel und macht einen Knoten vor der Krampe, daß sich der Faden nicht wieder zurückziehen kann. In der Hütte zieht den Faden steif an und klemmt ihn fest ein. Dies geschieht um der Raubvögel willen; denn sobald ihr den Raubvogel gewahr werdet, so zieht das Ruhr so oft, bis ihr ihn seht angezogen kommen; alsdann macht den Faden geschwind aus dem Kerb los, daß er lang wird; sobald dies der Ruhrvogel spürt, so wird er den Faden durch die Krampe durchziehen und sich in dem Beerengeheck verkriechen. Ob nun zwar gleich der Raubvogel plötzlich zufahren wird, so kann er ihn doch in dem Beerengeheck nicht gleich ergreifen, mithin könnt ihr unterdessen die Wände zurücken und ihn fangen. Hierbei ist zu merken, daß die Ruhre nur gebraucht werden, ehe die Vögel anbuschen, denn wenn sie angebuscht sind, so darf man nicht ruhren, sonst werden sie scheu. Es hilft aber das Ruhr bei weitem nicht so viel als sich einige einbilden, und weil es viel Mühe kostet, so lasse man es lieber weg und halte dafür einen guten Locker. Setzt ferner die Posten so, wie ich es beim Finkenherd gelehrt habe. Wenn alles dies in Ordnung gebracht worden, so graset den Heidelerchenherd ab und streut schwarze Erde darauf, wenn er nämlich nicht umgraben ist. Macht alsdann ein Schweberuhr darauf, welches ihr bei dem Zurucken in der Hütte allemal losmachen müßt. Es muß aber ja nicht mitten auf dem Herd, sondern gerade den Lorven stehen, denn sonst schlagt ihr den Ruhrvogel mit den Leinen todt. Macht ferner ein paar Läuferfäden und setzt die Stäbe zu den Lockvögeln hin. Da sich aber die Läufer sehr oft an den Fäden verdrehen, so könnt ihr kleine Wirbel von Draht machen, und zwar folgendergestalt: Nehmt Messingdraht so stark als eine Stecknadel, glüht ihn fein aus, daß er geschmeidig wird, macht beinahe am Ende einen Knoten und zieht ihn durch Hülfe zweier Zangen so weit zu, daß man eine Stecknadel durchstechen kann, klopft den Knoten ein wenig breit, bringt es in Form eines Fingerrings zusammen und befestigt die Enden durch Hülfe einer Drahtzange mit zwei Oehren zusammen, steckt eine Stecknadel durch den Knoten, kneipt die Spitze ab und biegt an deren Statt mit der Draht=

zange ein Oehr daran. In dieses Oehr schleift den Läuferfaden und steckt den Ring an den Spriegel, so ist es fertig, und der Faden kann sich an diesem Wirbel nicht so zusammendrehen.

„Damit nun der Vogelsteller die dazugehörigen Sachen alle auf einmal hinaustragen möge, so will ich die Art und Weise angeben, wie dieses am bequemsten zu bewerkstelligen sei. Zu den Vogelbauern macht eine gerade und glatte Stange, welche so lang ist, daß ihr alle Bauer mit den Henkeln daranhängen könnt. Am Ende bindet eine Schnur, die etwas länger ist als die Stange, reiht die Vogelbauer alle daran, sodaß die Krippen auf einer Seite stehen; mitten an der Stange laßt ein paar Fuß breit Raum und zieht mit der Schnur die eine Hälfte der Vogelbauer dicht zusammen, sodaß sie nicht hin- und herklappen können. Schlagt die Schnur an der Stange einmal um, und wo der andere Theil der Vogelbauer anfängt, da schlagt sie wieder einmal um die Stange und zieht mit diesem Ende den andern Theil der Vogelbauer auch zusammen. Macht alsdann an der Jagdtasche einen eisernen Haken fest, dergestalt, daß er noch nicht völlig auf die Hüfte herunterreicht. An diesen Haken hängt die Stange in der Mitte an, wo sie die Wage hat, und haltet sie mit der Hand vor dem Schwung. Wenn euch aber die Vogelbauer im Gehen hinderlich sind, so bindet den Haken höher; auf diese Art kann man so viel Vogelbauer tragen als man nöthig hat, ohne daß man ihnen das Futter und Wasser verschüttet. Die Netze werden auf den Stäben dicht aufgewickelt und mit der Rucleine zusammengeschnürt. Mit dieser Leine macht zugleich ein Trageband, wie die Riemen an einer Flinte, und hängt sie damit auf die Schulter; auf diese Art bepackt, kann ein Vogelsteller ganz allein alles auf einmal fortbringen. Wenn ihr wieder nach Hause kommt, so hängt die Stange mit den Vogelbauern in eine Kammer und gebt den Vögeln Futter und Wasser, so sind sie des Morgens gleich wieder fertig.

„Auf diese Weise muß man das ganze Jahr Ordnung halten und ihnen allemal des Mittags Futter und Wasser geben; dahingegen müssen die großen Vögel, und vornehmlich bei warmem Wetter, wo das Schrot hart und trocken wird, und wenn man überdies keine großen Krippen hat, des Tags zweimal Futter bekommen, des Morgens und des Mittags, oder weil man des Morgens allemal vor Tage auf den Herd geht, so ist es besser, wenn man ihnen des Abends ihr Futter gibt. Zu dem Trinkgeschirr kann man Ochsenklauen nehmen, denn wenn man im Winter stellt, so frieren die Büchsen entzwei. Den Läufern auf dem Herd kann man auch Ochsenschuhe in die Erde schlagen und ihnen Wasser hineingeben; jedoch ist dieses eben so nöthig nicht, denn sie können gar wol einen halben Tag Durst leiden, aber hungern können sie nicht so lange, deswegen muß man sie

gehörig mit Futter versehen. Damit man aber mit dem Füttern nicht so viel Zeit zubringen möge, so macht man in die Futtersäcke eine Röhre von Holz oder, was noch besser ist, von Blech, die vorn breit gedrückt oder schräg zugeschnitten wird. Diese wird in die Säcke gebunden und alsdann das Futter durch die gelassene Oeffnung über die Krippe eingeschüttet; so ist man geschwind damit fertig. Den Krammetsvögeln gibt man mit einem kleinen Spatel das weiche Schrot in die Mulden und drückt es mit den Fingern fest ein, daß sie es nicht so leicht herauswerfen können.

„Wenn ihr nun alles im Stand habt, so macht euch, ehe es Tag wird, aus den Federn und thut Futter in die Tasche, um es auf den Herd zu streuen. Man thut am besten, wenn man hierzu Hanf und Hirsen untereinandermengt, denn dieses fressen alle Vögel gern, welche auf dem Herd gefangen werden. Ueberdies muß man auch jeglichem Läufer ein wenig Futter bei seinem Spriegel streuen, den Zeisigen aber muß man Mohn geben. Desgleichen nehmt ferner Zwirn, Messer und alles, was ihr nöthig habt, zu euch, packt alles zusammen und geht auf den Herd. Ergreift alsdann den Dornbesen und kehrt den Finkenherd ab. Hiernächst nehmt die Strauchnetze, ergreift die inwendigste Wand, hängt sie hinten an den Pfahl an, sowie ich es gelehrt habe, wickelt es auf und setzt den Stab ein, hängt die Unterleinen an ihre Haken und wickelt weiter; setzt den vordersten Stab ein und hängt die Leinen am Schnellbaum an, richtet die Wand auf und spannt sie mittelmäßig steif an; zieht alsdann die kleine Leine so steif als möglich an und hängt die Querleine in den Kopf des Bolzens, verfahrt mit der andern Wand ebenso und seht zu, daß Stab auf Stab paßt; legt hierauf beide Wände nieder und legt den Busen ein. Zuletzt hängt die Ruckleine mit ihren Oehren oben an die Stäbe und zieht sie in die Hütte. Wenn es nun noch nicht Tag ist, so laßt die Lockvögel noch in Ruhe und stellt erst die Finkennetze auf. Ergreift von diesen eine Wand und geht damit an den hintern Schwippfahl, hängt den Ring an und setzt den Stab ein; nehmt euch aber in Acht, daß er sich nicht verdrehe. Hängt das Oehr der kleinen Leine an den Pflock an und wickelt es ab, setzt den vordersten Stab ein, haltet es steif und schlagt die Wand zu. Spannt es mittelmäßig steif, die kleine Leine aber spannt so steif als möglich und seht wohl zu, daß ihr die Leinen nicht hinter die Pfähle herumspannt, sondern vorn herum, d. i. auf der Seite, wo die Netze zuschlagen, sowie es einmal abgepaßt ist; alsdann ergreift die andere Wand und stellt sie ebenso, daß die Stäbe wohl aufeinanderpassen. Spannt hierauf die kleinen Leinen, schlagt beide Wände zurück und legt den Busen ein. Nehmt die Ruckleine, schlagt sie erstlich einen Fuß lang von des Stabes Spitze herunter einmal um den Stab und hängt das Ende mit seinem Oehr oben am Stab, tragt das

Ende der doppelten Leine in das Rucklech und macht den Heidelerchenherd auf gleiche Weise.

„Endlich nehmt die Lockvögel; ordnet erstlich die großen, denn die Drosseln kommen öfters schon in der Dämmerung an. Setzt jeglichen auf seinen Posten und von jeder Art einen in den Strauch. Wenn ihr aber nur einen von jeder Art habt, so setzt sie alle in den Strauch. Bindet den Ruhrvogel an. Diesem muß man des Tags vorher den Schwanz mit einem Faden fest zusammenbinden. Die beiden Enden des Fadens werden beinahe 1 Zoll lang mit einem Knoten zusammengebunden und daran bindet man den Ruhrfaden mit einem Schleifknoten an. Gegen den Rasen setzt man einen Locker, sodaß das Bauer mit der Krippe an den Rasen zu stehen kommt, damit der Ruhrvogel mit daraus fressen kann. Zuletzt zieht die Ruckleine steif an, macht einen Schleifknoten davor, steckt den Knebel durch und setzt den Stab mit seiner Gabel darunter. Nehmt alsdann die Lockvögel des kleinen Herdes, bringt einen jeden auf seinen Posten, sodaß die besten Locker auf den Vorposten zu stehen kommen, und hängt ein Paar gute Gesangfinken an den Herd. Zuletzt nehmt die Läufer, bindet zuerst den Ruhrvogel und alsdann die Läufer an, steckt bei den letztern den doppelten Faden von unten auf durch die zusammengebundenen Flügel, und wenn er an die Spitzen desselben gehangen worden, so wird er fest zugezogen. Man muß aber den Faden recht hinter dem Band der zusammengebundenen Flügelspitzen anhängen, sonst streifen sie ihn wieder ab. Bei den Aufläufern der Vögel müßt ihr dahin sehen, daß nicht jede Art allein, sondern durcheinander gesetzt wird, das ist:

1) einen Finken,
2) einen Quäcker[1]),
3) einen Schwunsch[2]) u. s. w.

Streut jedem Läufer etwas Futter hin, und auch etwas auf dem Herd herum. Wenn ihr nun hiermit zu Stande seid, so ordnet die Lockvögel auf dem Heidelerchenherd, und nach diesem geht in die Hütte und paßt auf, ob etwas kommen will. Es ist aber nicht genug, daß man nur auf dem Herd herumsieht und zuruckt, wenn etwas darauf gefallen ist, sondern man muß fleißig nach dem Gelock der Lockvögel hören; denn sobald dieselben anfangen zu locken, so ist es ein gewisses Zeichen, daß Vögel ankommen. Ergreift alsdann auf dem Herd, wo sie locken, sogleich das Ruhr, zieht es ein paar mal und seht euch wohl um, ob ihr die Vögel in der Luft gewahr werdet. Uebersehet alsdann solche in der Geschwindigkeit, ob es viel oder wenig sind,

---

1) Bergfinke, Fringilla montifringilla.
2) Grünhänfling, Fringilla chloris.

damit ihr nicht etwa nach wenigen ruckt und die meisten fortjagt; daher habe ich schon bei dem Hüttenbau gesagt, daß die Gucklöcher so beschaffen sein müssen, daß man sich allenthalben umsehen kann. Wenn die Vögel angebuscht sind, so haltet mit dem Ruhr still und habt Acht, ob sie gute Lust zum Fallen haben oder nicht, wonach ihr euere Maßregeln bei dem Zurucken nehmen müßt. Solltet ihr aber weiter keine Lockvögel als nur die nöthigen Gesangfinken haben, so setzt den schlechtesten Gesangvogel mit dem Bauer auf den Herd und macht einen Spriegel darüber, auf daß ihr ihn nicht mit dem Netz umreißt. Nehmt die Decke vom Bauer ab und paßt wohl auf: sobald nun einer auffällt, so ruckt gleich zu; nehmt ihn in die linke Hand, mit dem Kopf hinterwärts, ergreift beide Flügel, legt die Spitzen einen Querfinger lang übereinander und faßt sie mit dem Daumen und Zeigefinger zusammen; nehmt einen Zwirnsfaden, der an einen Pflock angebunden ist, bindet sie damit einigemal fest zusammen, schneidet die Enden ab und rupft die kleinen Mastfedern, welche um den Hintersten herumstehen, aus, denn wenn diese stehen bleiben, so kleistert der Hinterste sehr leicht im Bauer zu, daß sie daran sterben müssen. Tragt den gefangenen Finken hinaus und läufert ihn auf, und wenn mehrere kommen, so rückt sie immer einzeln hinweg, bis ihr Läufer genug habt. Mit den Quäckern und andern Vögeln muß man ebenfalls einen so lange mit dem Bauer auf den Herd setzen, bis man einen Läufer hat. Wenn man einen Gesangvogel hat, welcher nicht singen will, so kann man ihn so lange aufläufern bis man mehrere fängt, er muß aber nicht blind sein; jedoch muß man dieses mit einem guten Gesangvogel gar nicht thun. Was den Ruhrvogel anbetrifft, so muß man diesem den Tag vorher den Schwanz zusammenbinden, denn sonst reißt er leicht aus, und wenn man einem Vogel, sobald als er gefangen worden, den Schwanz binden will, so hält er öfters nicht so lange, als man darüber bindet. Einige stechen ihm eine Feder durch den Steiß und binden sie mit in den Schwanz; es ist aber unnöthig, daß man dem Vogel solche Schmerzen verursacht, denn wenn man ordentlich und nicht zu ungestüm damit zu Werke geht, so wird der Schwanz sowol bei den großen als kleinen Vögeln sehr gut halten. Hierbei ist zu bemerken, daß man nicht unnöthigerweise ruhrt, und sobald man sieht, daß der Ruhrvogel müde wird, so muß man ihn ruhen lassen. Auf diese Art muß dann der Vogelsteller beständig auf seine Lockvögel sehen und Acht haben; nach ihrem Gelock muß er fleißig hören und aus demselben urtheilen können, ob Vögel fliegen oder nicht; er muß ferner aus dem Gelock verstehen, ob sie nahe oder weit, ob es viel oder wenig sind, ob sie anbuschen werden oder nicht. Er muß ihr Gelock und Angstgeschrei gar wohl voneinander zu unterscheiden wissen und auf das letztere sogleich hinzulaufen und sehen, was ihnen fehlt, denn die

Raubvögel und Wiesel sind sehr schädliche Gäste an dem Vogelherd. Sobald die Vögel mit ihrem Gelock plötzlich schweigen, so muß man sich gleich nach den Läufern umsehen; wenn diese sich nun alle niedergedrückt haben, so ist es ein Zeichen, daß der Raubvogel nahe am Herd ist, und alsdann muß man Acht haben, wo sie die Schnäbel hingerichtet haben, da sitzt er gewiß und man kann ihn daselbst schießen. Hat man aber keine Flinte bei der Hand, so greift mit einer Hand nach dem Rückknebel und mit der andern nach dem Ruhrfaden; laßt den Ruhrvogel ein wenig flattern, und sobald der Raubvogel herabkommt, so ruckt gleich zu, ehe er den Ruhrvogel ergreift, alsdann ist er gefangen. Die Wiesel sind noch weit gefährlicher, denn vor diesen kann sich der Vogelsteller und die Vögel nicht genug in Acht nehmen, weil sie alle Vögel auf dem Herd in der größten Geschwindigkeit würgen; sie laufen sogar an den Stäben hinauf, kriechen in die Bauer und erwürgen die Vögel. Hier ist nun kein anderes Mittel, als daß man die Stäbe in der Mitte etwa einen Fuß lang mit Blech beschlage und es mit einem Sandstein fein glatt reibe, alsdann können sie nicht darüberlaufen, und ein guter Gesangvogel ist dieser Mühe wol werth. Sonst kann man sie auch mit Fallen fleißig hinwegfangen. Was nun die großen Vögel anlangt, so müßt ihr, wenn ihr gar kein Gelock habt, so lange ohne Lockvögel stellen, bis sich etwa eine Zippdrossel von ungefähr in dem Strauch einstellt, was gar leicht geschieht, oder stellt Sprenkel auf und bemüht euch, wie ihr am ersten dazu gelangen könnt. So lange wie der Strich der Zippdrossel dauert, so lange haltet eine im Strauch, eine auf dem Posten und eine auf dem Ruhre. Wenn ihr eine Amsel fangt, so setzt sie mitten in den Strauch, um der Weindrosseln willen. Nach den Zippdrosseln stellt sich die Weindrossel ein. Setzt alsdann abermals eine auf den Posten und eine in den Strauch. Die Zippdrossel könnt ihr, wenn ihr wollt, so lange auf dem Ruhre behalten, bis die Ziemer kommen, und dann könnt ihr einen Ziemer auf das Ruhr binden. Wenn gar keine Drosseln mehr fliegen, so schafft sie ab und setzt vier gute Ziemer ein; setzt einen in den Strauch und zwei auf den Posten. Was die Anzahl der Läufer auf dem Finkenherd anbetrifft, so hat man gemeiniglich sechs bis acht nöthig, als zwei bis drei Finken, zwei Quäcker, einen oder zwei Schwunsche, einen Grünschling und einen Zeisig. Mehrere zu halten ist unnöthig, denn der Herd wird von diesen voll genug werden. Wenn es nun Mittag ist und ihr seht, daß keine Vögel mehr fliegen, so nehmt alles fein ordentlich zusammen, macht die Läufer los, setzt sie in ihre Bauer, spannt die Netze auf, legt die Leinen am Stab zusammen, wickelt die kleine Leine um den Stab, zieht den Busen des Netzes hinauf und wickelt es auf den Stab; wenn ihr an das Ende kommt, so hängt das Oehr der kleinen Leine oben an den Stab und

wickelt den übrigen Theil der großen Leine darum und seht wohl zu, daß sich nichts verschleift. Zuletzt nehmt die Ruckleine zusammen, laßt davon ein paar Klafter lang übrig und schnürt damit die Netze zusammen. Mit den Strauchnetzen verfahrt auf gleiche Weise und wickelt sie hinten so auf, wie sie liegen, wobei ihr aber Acht haben müßt, damit sich in dem Busen oder Schwanz nichts verdreht, was sehr leicht geschieht. Es ist überhaupt eine sehr nothwendige Sache, daß man alles in gehöriger Ordnung zusammennehme, denn wenn die Netze gut aufgewickelt worden, so können sie auch wieder gut aufgestellt werden; hat man aber alles durcheinander verworren, so kann man sich des Morgens, wenn es noch dunkel ist, nicht herausfinden, wodurch dann die Zeit verschwendet und mancher Strich, von welchem etwas hätte können gefangen werden, versäumt wird. Ich habe schon oben gesagt, daß man alle unnütze Dinge, welche viel Zeit zum Aufstellen erfordern, vermeiden und sich soviel als möglich der Geschwindigkeit befleißigen müsse. Wenn man dies thut, so wird man binnen einer Stunde alle drei Herde aufstellen können.

„Mit einem Anfänger geht es freilich nicht so hurtig, allein durch die Uebung wird sich alles nachgerade finden, jedoch muß man meinen vorgeschriebenen Regeln in allem genau folgen. Wenn die Netze sehr naß werden, so laufen die Leinen sehr stark ein, wodurch alles in Unordnung kommt, deshalb muß man sie wieder trocknen und die eingelaufenen Leinen an den vordersten Stäben nachlassen, bis sie wieder ausgetrocknet sind — anstatt der hanfenen Leinen kann man sich Leinen von gesottenen Pferdehaaren machen lassen, diese bleiben im nassen und trockenen Wetter unveränderlich; sie müssen aber ein ganzes Jahr auf einem langen Boden aufgespannt stehen und so gespannt durch siedendheißes Wasser gezogen werden, ehe sie gebraucht werden —, alsdann werden sie wieder in vorige Ordnung gebracht. Es ist daher am besten, daß man bei starkem Regen gar nicht stellt, weil in solchem Wetter theils nichts gefangen wird, theils die Garne verdorben werden und die Lockvögel, wenn sie sich zu sehr besudeln, umkommen. Gesetzt aber, daß nur ein kleiner Staubregen fällt, oder es regnet nur huschweise, so kann man öfters auf dem Strauchherd einen guten Fang thun.

„Nach vollendetem Vogelstellen, was ausgangs November ist, schafft die überflüssigen Lockvögel ab, die Ziemer aber behaltet. Sucht alsdann schwarze Traubelbeeren, die auf dem weißhärtern Holz wachsen, desgleichen auch rothe, welche auf dem Maßholder wachsen; mit diesen beiden Arten von Beeren ziert den Strauch wohl aus; denn sie sind im Winter am dauerhaftesten und halten sich bis in den Frühling. Sobald nun der Winterzug angeht, so kehrt den Herd ab, macht Ebereschenbeeren hinein und stellt auf. Da es aber öfters geschieht, daß die Krähen und Elstern die Beeren aus

dem Strauch abgefressen haben, so muß man, um diesem Uebel vorzubeugen, eine todte Krähe in den Strauch hängen. Wenn die Seidenschwänze stark ziehen, so kann man im Winter seine Mühe öfters gut bezahlt kriegen. Den ersten, welchen ihr fangt, setzt zum Gelock ein; wollt ihr zwei einsetzen, so könnt ihr es auch thun, mehrere aber hat man nicht nöthig. Ist nun der Winterzug auch zu Ende gegangen, so schafft die übrigen Lockvögel ab und behaltet nur einen, welchen ihr das Jahr lang durchfüttern könnt. Im Frühjahr kommen alle Vögel aus den warmen Ländern wieder zurück und ein jeder sucht dann wieder seine Heckstätte; bei dieser Gelegenheit kann man sich einige Finken zum Gesang einfangen. Die Krammetsvögel versammeln sich um diese Zeit ebenfalls zu großen Scharen, besonders an denjenigen Orten, wo viele Wiesen und niedrige Gebüsche sind; daselbst suchen sie ihre Nahrung auf der Erde und fressen keine Beeren mehr, sie mögen so schön sein, als sie wollen, es wäre denn, daß sie ein starker Schnee und Frost dazu zwingt. Weil ihnen nun um diese Zeit die Beeren zuwider sind und auch wenig Kraft darin ist, so werden sie davon in einigen Tagen so mager, daß sie das Fangen nicht werth sind. Sonst wissen die Vogelsteller im Frühling keine Vögel zu fangen. Ich will aber auch zeigen, wie man sie um diese Zeit fangen könne; vorher aber muß ich noch erwähnen, daß viele neben den Herd fallen, und weil sie zu dieser Zeit überall ihre Nahrung auf der Erde finden, so kann man diesem Uebel nicht abhelfen; dahingegen hat man aber auch den Vortheil, daß sie nicht so bald wieder davonfliegen als im Herbst, auch länger still liegen und nicht so sehr mit ihrem Zuge eilen.

„Sucht euch also in Busch und Hecken einen leeren Platz aus, der so groß ist, daß ihr die Finkenwände daraufstellen könnt, oder wenn die Lerchenwände größer sind, so nehmt diese dazu. Diesen Platz laßt im Herbst glatt abgrasen und macht die Stellung und Hütte. Kehrt ihn ferner rein ab und laßt ihn so bis auf das Frühjahr stehen. Das Laub, das im Herbst darauffällt, muß daraufliegen bleiben, denn darunter begeben sich die kleinen Krautschnecken, und diese sind die Lockspeisen, womit man die Vögel auf den Herd lockt. Wollte man erst im Frühjahr das Laub daraufstreuen, so würde es zu locker liegen und keine Schnecke sich darunterbegeben; liegt es aber während des Winters, so saugt es sich fest auf der Erde an.

„Auf diesem Herd macht ein Klippruhr, nehmt von jeder Art einen Läufer und stellt die Locker auf ihre Posten. Auf einen solchen Herd fallen die Drosseln sehr gut, besonders wenn es etwas windig und kalt ist und des Nachts reift. Die Ziemer hingegen fallen lieber auf die freien und weitläufigen Wiesen; wem also die Ziemer lieber sind, der mag sich einen Platz auf einer Wiese hart am Busch aussuchen. Kann man da einen

solchen Winkel finden, den die Winde nicht sehr treffen können, so ist es sehr gut. Auf der einen Seite muß der Herd am Busch stehen, und auf der andern muß er frei ohne alles Gezäun sein. Richtet den Herd ebenso ein wie den vorigen und macht ein Klipp- oder Schweberuhr darauf. Weil aber der Ziemer lieber nach den Regenwürmern als nach den Schnecken geht, so müßt ihr ein Gefräß machen, womit ihr dieselben zusammenzieht. Hierzu ist am besten, wenn man allerlei Blut sammelt. Dieses gießt man auf Sägespäne und trocknet sie wohl in einem Backofen; man kann auch allerlei Fleisch, das nicht zum Essen taugt, im Backofen trocknen und auf einem Klotz zu Pulver klopfen und hacken. Dieses nun streut öfters auf den Herd, so werden sich die Regenwürmer häufig herbeiziehen. Die Krammetsvögel sind sehr scharfsichtig und sehen es gleich von fern, wo sich dergleichen aufhalten. Wie ich denn einstmals selbst gesehen, daß ein Maulwurf einen Hügel aufstieß und zugleich einige Regenwürmer mit herausbrachte; dies sah sogleich eine Drossel, welche wol 40 Schritt davon auf einem Baum saß, sie flog alsbald dahin und fraß die Würmer auf."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.